

*

* DAS *

INSELSCHIFF

EINE ZWEIMONATSSCHRIFT

FÜR DIE FREUNDE DES

INSEL-VERLAGES

*

ERSTER JAHRGANG

LEIPZIG / IM INSEL-VERLAG / 1920

INHALT

LITERARISCHER TEIL

BILDERTEIL

1. Textbilder

Die Titelköpfe sind von Walter Tiemann gezeichnet

2. Bilderbeilagen



DAS

INSELSCHIFF

*

* EINE *

ZWEIMONATSSCHRIFT



ERSTER JAHRGANG / ERSTES HEFT

OKTOBER 1919

*

Er kehrt in sich zurück und findet staunend
in seinem Busen das Verlorne wieder.
Goethe

FRIEDRICH MARKUS HUEBNER

JAN VAN RUISBROECK

JAN van Ruisbroeck begreift die geheimnisvolle Beziehung zwischen Mensch und Gott doppelt: als ein Erlebnis und als eine Wissenschaft. Hierbei steht ihm das eine nicht im Gegensatze zum andern. Er verfährt wissenschaftlich, ohne dasjenige, was er untersucht, wie ein Fremdes von sich fernzurücken. Er zieht die Schriften seiner theologischen Vorläufer zu Rate und verwertet deren Erfahrungen, jedoch derart, daß die Lehre, an welche er anschließt, bei ihm mit aller Eindringlichkeit und Frische einer ersten und ursprünglichen Offenbarung sich vor-

trägt. Wo er richtet und streitlustig wider kirchliche Mißbräuche oder wider ketzerische Gedankenausgeburten zum Angriffe vorgeht, unternimmt er es nicht tüftelnd und nicht zu Zwecken bloßen Bücherdisputs, sondern als ein praktischer Reformator, der seine ganze Persönlichkeit einsetzt. Er baut seine mystischen Abhandlungen nach den Regeln scholastischer Gliederungskunst und sorgt mit unbeirrter Schriftstellerstrenge für Helle der Gedankenführung, für stilistischen Zusammenhalt der Einzelbetrachtungen mit dem Maßverhältnisse der Gesamtfrage, für Treffsicherheit des verwendeten Bilds oder Vergleichs, für Richtigkeit und Sinnfolge des Satzgewebes, alles dies, während der Boden seines Ichs bebt und schüttert vor einem überwältigenden inneren Aufruhr, welchem diese Wachheit des erkennenden Verstandes trotzalledem keinerlei Abbruch tut. Das Menschenherz wird von ihm, gespannt spähend, nach seinen verborgensten Ausflüchten, Selbsttäuschungen und Halbheiten um und um durchgraben, nicht aber um hernach als kahle, totenhafte Trümmerstätte, sondern desto mehr versprechend und unfaßlicher in seinem alten Gnadenreichtume weiterzudauern.

Die Auswirkung geschieht auch nicht so, daß Erlebnis und Wissenschaft sich bei Ruisbroeck den Vortritt nur wechselweise und einzeln einräumen. Immerzu setzt beides im nämlichen Augenblicke ein. Begriffliches Nachdenken oder Schlußfolgern sättigt sich schon im Keime voll Gefühl und Inbrunst, und es bewahrt sich andererseits die gotterregte Seele selbst inmitten ihres höchsten Überschwangs jenen Einschlag von Nüchternheit, der ihr erlaubt, feinste Übergänge und noch jede leisest eintretende Gradsteigerung unmittelbar wahrzunehmen und darüber sich selbst Rechenschaft zu liefern. Forschung und Eingebung arbeiten zwiefach und so innig nebeneinander, daß beide geradezu verschmelzen und wie ein einziger Atemzug dem Bewußtsein des Mystikers einströmen und ausströmen.

Infolgedessen gehört das Werk Jan van Ruisbroecks weder völlig zur Gattung jener geistlichen Untersuchungen des Mittelalters, worin unter der Form einer Predigt, eines Gottesbeweises, einer Moralphilosophie der Glaube mit seinen Wundern als ein Katechismus abgezogener und lehrhafter Wahrheitssätze eingefangen steht, noch bietet hier die religiöse Erfahrung sich ausschließlich in jenem wallenden und artlosen Urzustande zur Schau, wie dieser in gewissen persönlichen Aufzeichnungen von mittelalterlichen Mönchen und Nonnen als trunkener Gesang, als Hellsehen und Wahrsagung Ausdruck gefunden hat. Dieses Unterschiedliche, das Bekenntnis und die Auslegung, drängt Jan van Ruisbroeck so leidenschaftlich und so nahe zusammen, daß die Grenzen einstürzen und beides bis zur vollkommenen Einheit sich durchdringt. Er läßt den Gedanken niemals ganz starr, das Gefühl nie ganz sich selber zur freien Beute werden. Den schaffenden Vorgang sich bindender, sich lösender Geisteskräfte hält er durch sein Wort genau und fortdauernd in der Schwebe. Alle Tiefen und Gründe werden bei ihm beredsam, aber sie verzehren sich nicht in ihrer eigenen ungeheuren Freiheitlichkeit. Die Überwelt spannt sich hin unter der Decke eines Sprachstils, der gegen alle andrängende Fülle sich biegsam, durchsichtig und widerstandsfähig genug erweist.

Was auf diese Weise mittels der Buchstaben sichtbar und bleibend fortlebt, besitzt zuletzt seine eigentliche Wirklichkeit, eine verborgene, seitdem wieder zu Vergangenheit gewordene, in Jan van Ruisbroeck selber. In ihm persönlich hat sich einst der Ausgleich, auf den es ankommt, vorweg vollzogen. Die Entwicklung, deren Träger das Ich des Schreibenden gewesen ist, schuf sich in der reinen Aussagekunst des Werks nur eben ihr Spiegelbild.

Es entformt sich in diesem Ich des Jan van Ruisbroeck alles sinnliche Dasein, alle räumliche und zeitliche Aufeinander-

folge, die Mannigfaltigkeit aller einzelnen seelischen Antriebe zu ein und derselben Gegenwart, welche, bilderlos und unbeschreibbar und unbeschaffen, sich selber auf das deutlichste weiß und umfaßt. Hier klafft keine Trennung mehr zwischen der Wahrnehmung und ihrem wahrgenommenen Gegenüber, zwischen dem Willen und seinem Ziel, zwischen der Liebe und ihrem Gegenstande. Das Ich erschließt sich und schreitet aus seiner Natur, um nichts zu sein denn ein nackender Zustand des Erwartens.

Der Übertritt in die eigene höhere Wesenheit, welcher das Endziel dieser inwendigen Entwerdung ist, läßt im Augenblicke des Vollzugs die erwartungsvolle Seele alsbald zusammentreffen mit einem Willen, der vom jenseitigen Ende her, aus den Tiefen des Alls, nach einer gleichen stufenweisen Läuterung strebt und der dieser Gelegenheit, sich hienieden für einen ewigen Augenblick zu verpersönlichen, voll Ungestüm entgegendrängt. Im Grade, wie die Seele der reinen Erscheinung ihrer selbst sich annähert, nimmt sie immer mehr und mehr diesen größeren Willen in sich auf, vermischt sich mit ihm, wird zu dessen Teil und zu dessen Ganzem. Andererseits überantwortet sich der fremde, von außen einströmende Wille immer enger in die Gebundenheit des fleischlichen Menschendaseins. Es begibt sich ein Locken, Lieben, Hinschenken, Erlöschen herüber und hinüber, darin sich die Vereinigung unter schmerzendem Genusse verwirklicht und der Mensch alsbald mit Gott eine einzige geistige Einheit formt.

Nicht er, der Mensch, allein wird in Gott durch die Geistliche Hochzeit selig, sondern dieselbe bringt in der Seele ebensosehr für Gott das Seligsein. Das Sichbereitmachen und die innere Entwicklung des Einzel-Ichs hinauf zu Gott bildet das genaue Gegenstück der göttlichen Allhaftigkeit, wie sie, um sich als Wort zu bezeugen, niederwärts sinkt zum Menschen.

Der Begegnungspunkt beider Bahnen liegt nicht an irgend-

einem entfernten dritten Orte. Er hat seine Stelle in jedem Menschtume, das andächtig ist. Hier, in diesem einzelnen Bewußtsein mündet der ganze Verlauf, hier nimmt er seinen Anfang. Um sich abzuspielen, bietet sich hier der eine Schauplatz. Das bloße Sein weiß nicht, daß es ist. Das bloße Wissen ist unmöglich ohne einen Träger. Indem Ruisbroeck die Offenbarungen widerstandslos in sich schalten läßt, verkörpert er deshalb den Mittelsmann für den Erkenntnisakt des Menschen so gut wie Gottes. Er bildet den gereinigten Spiegel, darein Gott leibhaftig seine unnennbaren Wesenszüge einstrahlt.

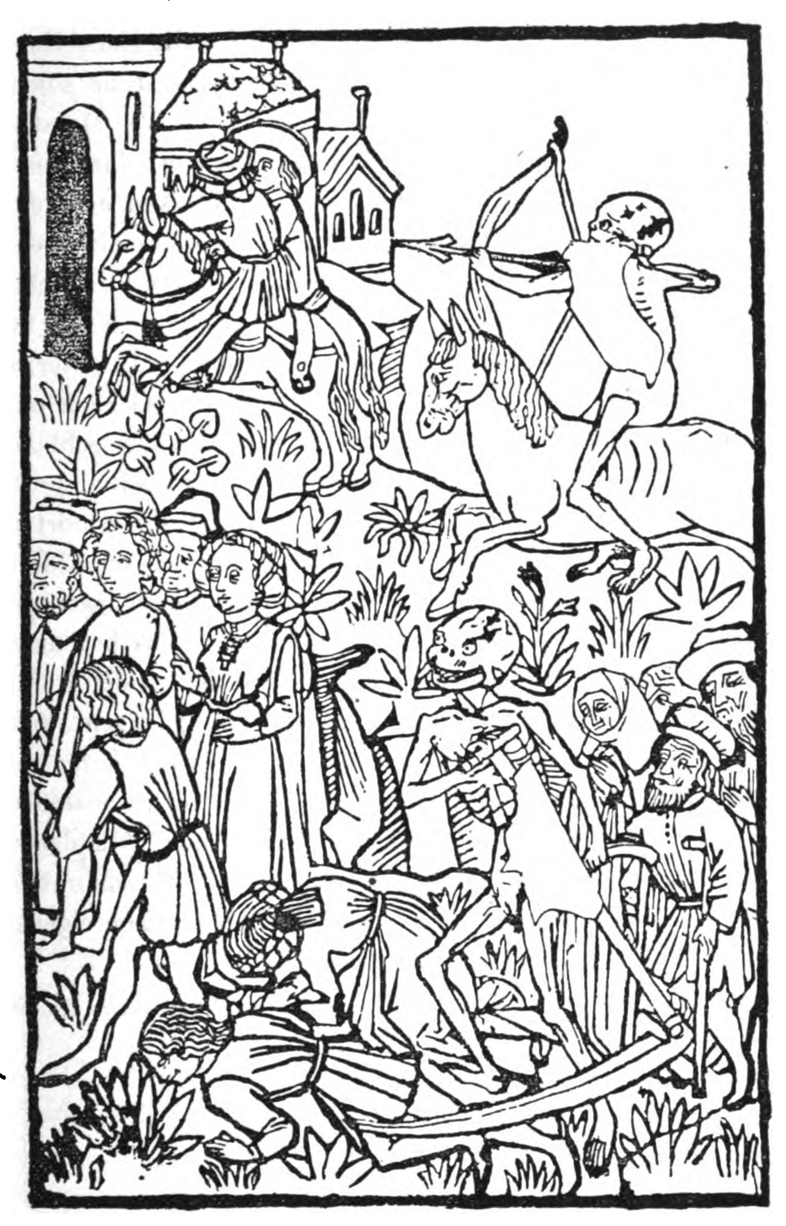
Gegenüber Gott ein auserwählter Stoff, hinnehmende Empfängnis, demütiges Verzichten, verhält er sich gegenüber seinem Selbst als Tat, die strebt, als von Stufe zu Stufe aufklimmende Überwindung des ihm nicht Zugehörigen.

Beider Erlösungsgeschichte schreibt er in seinem Werke von der Geistlichen Hochzeit, des geschaffenen Ichs und des unerschaffenen. Und seine Wissens- und Erlebenskraft ist so tief und stark, daß er diese doppelten Welten ihr Schicksal nicht getrennt sich erfüllen läßt — bis wohin und nicht weiter die Religion der Antike kam —, sondern daß er im Menschen den Himmel und die Erde ineinanderdenkt zu jener verklärten Einheit ohne Anderheit, von der Christus als dem Reiche Gottes gepredigt hat.

„Van der Cierheit der gheesteliker Brulocht" bildet innerhalb der elf erhaltenen, umfangreichen Abhandlungen des Jan van Ruisbroeck (1293—1381) diejenige Arbeit, welche nach äußerer wie innerer Anlage am meisten den Erfordernissen eines mystischen Systems, sofern ein solches möglich ist, sich annähert. Sie wird infolgedessen seit jeher von der Forschung und von den Stillen im Lande als das Hauptwerk des Meisters angesprochen. Dieser scheint seinerseits das Buch bevorzugt zu haben; ihm eine Verbreitung bis an den Fuß der Alpen wünschend, hat er selbst Anno 1350



Zwei Holzschnitte aus dem Buche: „Der Ackermann



und der Tod" von Johannes von Saaz (1460)

den Gottesfreunden in Oberdeutschland eine Abschrift zugehen lassen und hat bei seinen Lebzeiten für die Herstellung einer lateinischen Übersetzung Sorge getragen. Eine solche Übersetzung empfing zum Beispiel das Kloster Ter Doest in Flandern mit einem lateinischen Begleitbriefe von seiner Hand.

Daß Jan van Ruisbroeck sich in seinen Werken nicht des Lateinischen bediente, welche Sprache er durchaus meisterte — wie seine überall zutage tretende Kenntnis früher kirchlicher Schriftsteller und der angeführte Brief es beweisen —, hat seine Gründe darin, daß er mit seiner Weisheit weiterzudringen trachtete als bloß bis zu den Ohren der Kleriker und der Büchergelehrten. Wie seine Zeitgenossen in Deutschland, einen Tauler, einen Meister Eckhart, verlangte es ihn, praktische Bekehrungsarbeit zu leisten und den Menschen dort zu finden und zu rütteln, wo die göttlichen Kräfte am verwildertsten, aber zugleich am meist versprechenden brach lagen, im gemeinen Volke. So paßte er seine Mundart, das brabanter Flämisch, an die Gedankengänge und die feststehenden Philosophiebegriffe seiner entlegenen und ganz geistigen Weltanschauung an, ohne sie im mindesten der Ursprünglichkeit und ihrer eingeborenen Sinnenfülle zu berauben; vielmehr schuf er für das Durcheinander der „dietschen" Mundarten mit seiner Tat jenes Regeln setzende, oberste Sprachmuster, welches für die Folgezeit die Grundlage eines reinen, eigenen Schriftflämisch überhaupt abgegeben hat.

Aus dem Nachwort zu der Übertragung von Ruisbroecks Hauptwerk: „Die Zierde der geistlichen Hochzeit".

* * *

HUGO VON HOFMANNSTHAL

AUS EINEM NOTIZBUCH

EINE der schlimmsten Erfahrungen des reiferen Alters ist die, daß man niemanden vorwärts bringen kann, außer sich selbst.

* * *

Wo ist dein Selbst zu finden? Immer in der tiefsten Bezauberung, die du erlitten hast.

* * *

Der Mensch wird in der Welt nur das gewahr, was schon in ihm liegt; aber er braucht die Welt, um gewahr zu werden, was in ihm liegt: dazu aber sind Tätigkeit und Leiden nötig.

* * *

Die Welt will einen jeden aus ihm selbst herausreißen und wieder zu ihm selbst bringen.

* * *

Es braucht das ganze Leben, um einzusehen, wie dinglich sich die Dinge, wie menschlich sich die Menschen verhalten.

* * *

Der Geist entfaltet seine größte Kraft corps à corps mit dem Sinnlichen.

* * *

Nur zwischen dem Nichtseienden gibt es Ähnlichkeiten, das Seiende ist einzig.

* * *

Geist ist durchdrungene Wirklichkeit. Was sich von der Wirklichkeit absentiert, ist nicht Geist.

* * *

Eine Flaumfeder kann einen Kieselstein rund schleifen, wenn sie von der Hand der Liebe geführt wird.

* * *

Die Menschen sind oft die Sklaven ihrer Willkür, auch in sich selbst; aber es ist erstaunlich, wie selten sie ihren Willen anzusetzen wissen.

* * *

Wer Geist hat, braucht sein Leben lang, sich in seine Elemente auseinanderzulösen, das Genie baut aus diesen eine neue Welt.

* * *

Menschen unserer verworrenen Epoche erleben ihr Eigentliches in Zwischenerlebnissen, unaufgeklärten Mißverständnissen, Konfusionen, Zerstreutheiten.

* * *

Autorität über sich erkennen, ist Zeichen höherer Menschlichkeit.

* * *

Es ist etwas in uns, das hinter und über allen Altern ist und mit allen Altern spielt.

* * *

Was man in der dichterischen Darstellung das Plastische nennt, hat seine Wurzel in der Gerechtigkeit.

* * *

An einem Kunstwerk höherer Ordnung, ebenso wie beim organischen Gebilde, ist nicht die einzelne Form das Wunderbare, sondern das Hervortreten einer Form aus der andern.

* * *

Jedes ausgesprochene Wort supponiert den Hörer, jedes geschriebene den Leser: diesen mitzuschaffen, ist der verhüllte, aber größere Teil der schriftstellerischen Leistung.

* * *

Wahre Sprachliebe ist nicht möglich ohne Sprachverleugnung.

* * *

Im Höchstvergeistigten ist es noch die Naivetät, das irrational Körperhafte, wodurch das Geistige Bestand hat.

* * *

Naivetät ist das Grundelement der Würde. Darum ist sie unerlernbar.

* * *

Was Geist ist, erfaßt nur der Bedrängte.

* * *

Jede neue bedeutende Bekanntschaft zerlegt uns und setzt uns neu zusammen.

* * *

Der mittelmäßige Mensch hält zu knapp nach dem richtigen Gedanken inne; daher die vielen Halbwahrheiten in der Welt.

* * *

Man kann sechzig Jahre alt geworden sein, ohne zu wissen, was ein Charakter ist. Nichts ist verborgener als die Dinge, die wir beständig im Munde führen.

* * *

Die ahnende Jugend weiß die Welt von Kräften erfüllt; aber es kommt ihr nicht bei, welche Rolle in der Welt die Schwäche in ihren verschiedenen Formen spielt.

* * *

Das eigentliche Dichterische hält sich gleich weit vom Herzlosen wie vom Empfindsamen.

* * *

Selbstliebe und Selbsthaß sind die tiefsten von den irdischen produktiven Kräften.

* * *

Der Deutsche tut gern naiver als er ist.

* * *

Wie man empfindet, so will man empfunden sein.

* * *

Übereinstimmung ohne Sympathie gibt ein widerwärtiges Verhältnis.

* * *

LUIZ DE CAMOËS
DREI SONETTE

Übertragen von Otto Freiherrn von Taube

NACH neuem Mittel sucht, nach neuem Wege
Die Liebe, neuer List, mich umzubringen.
Kann sie mir doch die Hoffnung nicht entringen,
Weil sie nicht nehmen kann, was ich nicht hege.

Seht, welche Hoffnung hält mich denn noch rege,
Wie kühn vermag ich mich noch aufzuschwingen, —
Der ich gefaßt mich unter wideren Dingen
Schiffbrüchig auf empörtem Meer bewege?

Die Liebe — fehlen auch Enttäuschungsschmerzen,
Wo Hoffnung fehlt — grad darin, mich zu morden,
Birgt sie ein Übel, das man nicht erkennt.

Wie lange Tage fühl ich schon im Herzen
Ein Irgendwas, das irgendher geworden
Und irgend kommt und irgendwarum brennt.

* * *

DIE Küste, Luft und Himmel ohne Hallen;
Die Wogen, die sich längs des Sandes weiten,
Die Fische, die im Schlaf das Meer durchgleiten,
Das Dunkel still in ruhevollem Wallen.

Aoniens Fischerknabe, hingefallen,
Wo sonst die Stürme mit den Fluten streiten,
Vergebens rufend über alle Breiten
Den Namen, nun nichts mehr als leeres Schallen.

Er rief: „O Meer, eh Liebe mich zerschelle,
Gib meine Nymphe wieder! Ach, zu balde
Entrissest du sie mir aus diesem Leben!"

Niemand erwidert: ferne schlägt die Welle;
Sacht wiegt es sich und weich im Küstenwalde;
Der Wind entführt das Wort, dem Wind gegeben.

* * *

SÜSSE Erinnerungen, so ihr trachtet,
In diesem argen Stand mich aufzubahren,
Zwar keiner lebt, der solchen Trug erfahren
Und noch erheblich einer Hoffnung achtet;

Doch an dem Glück verzweifeln, darin brachtet
Ihr zur Gewöhnung mich in langen Jahren;
Ich und das Schicksal sind uns jetzt im klaren:
Ich hab zu tragen, wie ihr mich bedachtet.

Am Ruder hab ich die Geduld gebunden,
Genug bei allen Lebensärgernissen,
Mag sich mein Geist, wie's ihm beliebe, bangen!

Und wenn, im Widerstande überwunden,
Ich stürzen sollte, wird mich als ein Kissen
Gelassenheit in meinem Sturz empfangen.

* * *

RAINER MARIA RILKE

UR-GERÄUSCH

ZUR Zeit, als ich die Schule besuchte, mochte der Phonograph erst kürzlich erfunden worden sein. Er stand jedenfalls im Mittelpunkte des öffentlichen Erstaunens, und so mag es sich erklären, daß unser Physiklehrer, ein zu allerhand emsigen Basteleien geneigter Mann, uns anleitete, einen derartigen Apparat aus dem handgreiflichsten Zubehöre geschickt zusammenzustellen. Dazu war nicht mehr nötig, als was ich im folgenden aufzähle. Ein Stück biegsamerer Pappe, zu einem Trichter zusammengebogen, dessen engere runde Öffnung man sofort mit einem Stück undurchlässigen Papiers, von jener Art, wie man es zum Verschlusse der Gläser eingekochten Obstes zu verwenden pflegt, verklebte, auf diese Weise eine schwingende Membran improvisierend, in deren Mitte, mit dem nächsten Griff, eine Borste aus einer stärkeren Kleiderbürste, senkrecht abstehend, eingesteckt wurde. Mit diesem Wenigen war die eine Seite der geheimnisvollen Maschine hergestellt, Annehmer und Weitergeber standen in voller Bereitschaft, und es handelte sich nun nur noch um die Verfertigung einer aufnehmenden Walze, die, mittels einer kleinen Kurbel drehbar, dicht an den einzeichnenden Stift herangeschoben werden konnte. Ich erinnere nicht, woraus wir sie herstellten; es fand sich eben irgendein Zylinder, den wir, so gut und so schlecht uns das gelingen mochte, mit einer dünnen Schicht Kerzenwachs überzogen, welches kaum verkaltet und erstarrt war, als wir schon, mit der Ungeduld, die über dem dringenden Geklebe und Gemache in uns zugenommen hatte, einer den andern fortdrängend, die Probe auf unsere Unternehmung anstellten. Man wird sich ohne weiteres vorstellen können, wie das geschah. Sprach oder sang jemand in den Schalltrichter hinein, so übertrug der in dem Pergamente steckende Stift

die Tonwellen auf die empfängliche Oberfläche der langsam an ihm vorbeigedrehten Rolle, und ließ man gleich darauf den eifrigen Zeiger seinen eigenen (inzwischen durch einen Firnis befestigten) Weg wieder verfolgen, so zitterte, schwankte aus der papierenen Tüte der eben noch unsrige Klang, unsicher zwar, unbeschreiblich leise und zaghaft und stellenweise versagend, auf uns zurück. Die Wirkung war jedesmal die vollkommenste. Unsere Klasse gehörte nicht eben zu den ruhigsten, und es möchten nicht viele Augenblicke gewesen sein, da sie, gemeinsam, einen ähnlichen Grad von Stille zu erreichen fähig war. Das Phänomen blieb ja auch überraschend, ja recht eigentlich erschütternd, von einem Male zum anderen. Man stand gewissermaßen einer neuen, noch unendlich zarten Stelle der Wirklichkeit gegenüber, aus der uns, Kinder, ein bei weitem Überlegenes doch unsäglich anfängerhaft und gleichsam Hilfe suchend ansprach. Damals und durch die Jahre hin meinte ich, es sollte mir gerade dieser selbständige, von uns abgezogene und draußen aufbewahrte Klang unvergeßlich bleiben. Daß es anders kam, ist die Ursache dieser Aufzeichnung. Nicht er, nicht der Ton aus dem Trichter, überwog, wie sich zeigen sollte, in meiner Erinnerung, sondern jene der Walze eingeritzten Zeichen waren mir um vieles eigentümlicher geblieben.

Vierzehn oder fünfzehn Jahre mochten seit jener Schulzeit hingegangen sein, als mir dies eines Tages zum Bewußtsein kam. Es war in meiner ersten Pariser Zeit, ich besuchte damals mit ziemlichem Eifer die Anatomie-Vorlesungen an der École des Beaux-Arts, wobei mich nicht so sehr das vielfältige Geflecht der Muskeln und Sehnen oder die vollkommene Verabredung der inneren Organe anzusprechen schien, als vielmehr das aride Skelett, dessen verhaltene Energie und Elastizität mir damals schon über den Blättern Lionardos sichtbar geworden war. So sehr ich nun auch an dem baulichen Ganzen

rätselte — es war mir zu viel; meine Betrachtung sammelte sich immer wieder zur Untersuchung des Schädels, in dem, sozusagen, das Äußerste, wozu dieses kalkige Element sich noch anspannen konnte, mir geleistet schien, als ob es gerade hier überredet worden wäre, sich zu einem entscheidenden Dienst bedeutend anzustrengen, um ein letzthin Gewagtes, im engen Einschluß schon wieder grenzenlos Wirkendes in seinen festesten Schutz zu nehmen. Die Bezauberung, die dieses besondere, gegen einen durchaus weltischen Raum abgeschlossene Gehäus auf mich ausübte, ging schließlich so weit, daß ich mir einen Schädel anschaffte, um nun auch so manche Nachtstunde mit ihm zuzubringen; und, wie es mir immer mit den Dingen geht: nicht allein die Augenblicke absichtlicher Beschäftigung haben mir diesen zweideutigen Gegenstand merkwürdiger angeeignet, — meine Vertrautheit mit ihm verdanke ich ohne Zweifel zu einem gewissen Teile dem streifenden Blick, mit dem wir die gewohnte Umgebung, wenn sie nur einige Beziehung zu uns hat, unwillkürlich prüfen und auffassen. Ein solcher Blick war es, den ich plötzlich in seinem Verlaufe anhielt und genau und aufmerksam einstellte. In dem oft so eigentümlich wachen und auffordernden Lichte der Kerze war mir soeben die Kronen-Naht ganz auffallend sichtbar geworden, und schon wußte ich auch, woran sie mich erinnerte: an eine jener unvergessenen Spuren, wie sie einmal durch die Spitze einer Borste in eine kleine Wachsrolle eingeritzt worden waren!

Und nun weiß ich nicht: ist es eine rhythmische Eigenheit meiner Einbildung, daß mir seither, oft in weiten Abständen von Jahren, immer wieder der Antrieb aufsteigt, aus dieser damals unvermittelt wahrgenommenen Ähnlichkeit den Absprung zu nehmen zu einer ganzen Reihe von unerhörten Versuchen? Ich gestehe sofort, daß ich die Lust dazu, so oft sie sich meldete, nie anders, als mit dem strengsten Mißtrauen

behandelt habe, — bedarf es eines Beweises dafür, so liege er in dem Umstande, daß ich mich erst jetzt, wiederum mehr als anderthalb Jahrzehnte später, zu einer vorsichtigen Mitteilung entschließe. Auch habe ich zugunsten meines Einfalls mehr nicht anzuführen, als seine eigensinnige Wiederkehr, durch die er mich, ohne Zusammenhang mit meinen übrigen Beschäftigungen, bald hier, bald dort, in den unterschiedlichsten Verhältnissen überrascht hat.

W a s wird mir nun immer wieder innerlich vorgeschlagen? Es ist dieses:

Die Kronen-Naht des Schädels (was nun zunächst zu untersuchen wäre) hat — nehmen wirs an — eine gewisse Ähnlichkeit mit der dicht gewundenen Linie, die der Stift eines Phonographen in den empfangenden rotierenden Zylinder des Apparates eingräbt. Wie nun, wenn man diesen Stift täuschte und ihn, wo er zurückzuleiten hat, über eine Spur lenkte, die nicht aus der graphischen Übersetzung eines Tones stammte, sondern ein an sich und natürlich Bestehendes —, gut: sprechen wirs nur aus: eben (z. B.) die Kronen-Naht wäre —: Was würde geschehen? — Ein Ton müßte entstehen, eine Ton-Folge, ein Musik...

Gefühle — welche? Ungläubigkeit, Scheu, Furcht, Ehrfurcht —: ja, welches nur von allen hier möglichen Gefühlen verhindert mich, einen Namen vorzuschlagen für das Ur-Geräusch, welches da zur Welt kommen sollte...

Dieses für einen Augenblick hingestellt: was für irgendwo vorkommende Linien möchte man da nicht unterschieben und auf die Probe stellen? welchen Kontur nicht gewissermaßen auf diese Weise zu Ende ziehen, um ihn dann, verwandelt, in einem anderen Sinn-Bereich herandringen zu fühlen?

* * *

In einer gewissen Zeit, da ich mich mit arabischen Gedichten zu beschäftigen begann, an deren Entstehung die fünf Sinne

einen gleichzeitigeren und gleichmäßigeren Anteil zu haben schienen, fiel es mir zuerst auf, wie ungleich und einzeln der jetzige europäische Dichter sich dieser Zuträger bedient, von denen fast nur der eine, das Gesicht, mit Welt überladen, ihn beständig überwältigt; wie gering ist dagegen schon der Beitrag, den das unaufmerksame Gehör ihm zuflößt, gar nicht zu reden von der Teilnahmslosigkeit der übrigen Sinne, die nur abseits und mit vielen Unterbrechungen in ihren nützlich eingeschränkten Gebieten sich betätigen. Und doch kann das vollendete Gedicht nur unter der Bedingung entstehen, daß die mit fünf Hebeln gleichzeitig angegriffene Welt unter einem bestimmten Aspekt auf jener übernatürlichen Ebene erscheine, die eben die des Gedichtes ist.

Eine Frau, der solches in einem Gespräche vorgetragen wurde, rief aus, diese wunderbare, zugleich einsetzende Befähigung und Leistung aller Sinne sei doch nichts anderes, als Geistesgegenwart und Gnade der Liebe, — und sie legte damit (nebenbei) ein eigenes Zeugnis ein für die sublime Wirklichkeit des Gedichts. Aber eben deshalb ist der Liebende in so großartiger Gefahr, weil er auf das Zusammenwirken seiner Sinne angewiesen ist, von denen er doch weiß, daß sie nur in jener einzigen gewagten Mitte sich treffen, in der sie, alle Breite aufgebend, zusammenlaufen und in der kein Bestand ist.

Indem ich mich so ausdrücke, habe ich schon die Zeichnung vor mir, deren ich mich, als eines angenehmen Behelfes, jedesmal bediente, so oft ähnliche Erwägungen sich aufdrängten. Stellt man sich das gesamte Erfahrungsbereich der Welt, auch seine uns übertreffenden Gebiete, in einem vollen Kreise dar, so wird es sofort augenscheinlich, um wieviel größer die schwarzen Sektoren sind, die das uns Unerfahrbare bezeichnen, gemessen an den ungleichen lichten Ausschnitten, die den Scheinwerfern der Sensualität entsprechen.

Nun ist die Lage des Liebenden die, daß er sich unversehens in die Mitte des Kreises gestellt fühlt, dorthin also, wo das Bekannte und das Unerfaßliche in einem einzigen Punkte zusammendringt, vollzählig wird und Besitz schlechthin, allerdings unter Aufhebung aller Einzelheit. Dem Dichter wäre mit dieser Versetzung nicht gedient, ihm muß das vielfältig Einzelne gegenwärtig bleiben, er ist angehalten, die Sinnesausschnitte ihrer Breite nach zu gebrauchen, und so muß er auch wünschen, jeden einzelnen so weit als möglich auszudehnen, damit einmal seiner geschürzten Entzückung der Sprung durch die fünf Gärten in einem Atem gelänge.

Beruht die Gefahr des Liebenden in der Unausgedehntheit seines Standpunkts, so ist es jene des Dichters, der Abgründe gewahr zu werden, die die eine Ordnung der Sinnlichkeit von der anderen scheiden: in der Tat, sie sind weit und saugend genug, um den größeren Teil der Welt — und wer weiß, wieviel Welten — an uns vorbei hinwegzureißen.

Die Frage entsteht hier, ob die Arbeit des Forschers die Ausdehnung dieser Sektoren in der von uns angenommenen Ebene wesentlich zu erweitern vermag? Ob nicht die Erwerbungen des Mikroskops, des Fernrohrs und so vieler, die Sinne nach oben oder unten verschiebender Vorrichtungen in eine andere Schichtung zu liegen kommen, da doch der meiste, so gewonnene Zuwachs sinnlich nicht durchdrungen, also nicht eigentlich „erlebt" werden kann. Es möchte nicht voreilig sein, zu vermuten, daß der Künstler, der diese (wenn man es so nennen darf) fünffingrige Hand seiner Sinne zu immer regerem und geistigerem Griffe entwickelt, am entscheidendsten an einer Erweiterung der einzelnen Sinngebiete arbeitet, nur daß seine beweisende Leistung, da sie ohne das Wunder zuletzt nicht möglich ist, ihm nicht erlaubt, den persönlichen Gebietsgewinn in die aufgeschlagene allgemeine Karte einzutragen.

Sieht man sich aber nun nach einem Mittel um, unter so seltsam abgetrennten Bereichen die schließlich dringende Verbindung herzustellen, welches könnte versprechender sein, als jener, in den ersten Seiten dieser Erinnerung angeratene Versuch? Wenn er hier am Schlusse, mit der schon versicherten Zurückhaltung, nochmals vorgeschlagen wird, so möge man es dem Schreibenden in einem gewissen Grade anrechnen, daß er der Verführung widerstehen konnte, die damit gebotenen Voraussetzungen in den freien Bewegungen der Phantasie willkürlich auszuführen. Dafür schien ihm der, während so vielen Jahren übergegangene und immer wieder hervortretende Auftrag zu begrenzt und zu ausdrücklich zu sein.

Soglio, am Tage Mariae Himmelfahrt 1919.

* * *

GEORG WITKOWSKI

BÜCHNERS WOYZECK

Als Georg Büchner mit 23 Jahren ins Grab sank, war von seinen Dichtungen nur „Dantons Tod" erschienen. Im Jahre 1839 druckte Gutzkow in seiner Zeitschrift „Der Telegraph" das Fragment der Lenz-Novelle, 1850 brachten die Nachgelassenen Schriften „Leonce und Lena". Daß damit noch nicht alle Zeugnisse für das Schaffen des Dichters geborgen waren, lehrte das biographische Vorwort des Bruders Ludwig. Er zitiert einen Brief an die Braut, der kurz vor Beginn der tödlichen Krankheit das Erscheinen von „Leonce und Lena" mit noch zwei anderen Dramen in längstens acht Tagen ankündigt. Als das eine dieser beiden ungenannten Dramen ist ohne Zweifel der verlorene „Pietro Aretino", als das andere die einzige in Büchners Nachlaß aufgefundene Szenenreihe anzusehen. Von ihr berichtete Ludwig Büchner in der Einleitung der Nachgelassenen Schriften

(S. 40): „Was das erwähnte Trauerspielfragment anlangt, so ist dasselbe zum größten Teile mit blasser Tinte geschrieben und durchaus unleserlich; die einzelnen Szenen, die entziffert werden konnten, sind durch das Ausfallende so wenig untereinander in Zusammenhang zu bringen, daß nichts davon in der Sammlung mitgeteilt werden konnte."

Karl Emil Franzos gab 1879 Georg Büchners Sämtliche Werke auf Grund der Handschriften von neuem heraus. Als die wesentlichste Vermehrung des früher Bekannten erschien jenes „Trauerspielfragment", dessen Publikation der Bruder des Dichters für unmöglich erklärt hatte. Die von Franzos unter dem von ihm geprägten Titel „Wozzeck" vereinigten 26 Szenen schlossen sich zusammen zu einem Schicksalsverlauf, einer bürgerlichen Tragödie, deren erschütternde Wirkung sie den großen tragischen Kunstwerken zugesellte, mochte auch das Skizzenhafte der Entwürfe letzte formale Forderungen unerfüllt lassen.

Immer klarer ist seitdem der Wert dieses „Wozzeck" erkannt worden. Es bedeutet ein Verdienst des fleißigen Schriftstellers Franzos, daß er diesen Schatz gehoben hat. In einem Nachwort berichtet er darüber: „Ich hatte anfangs auch nicht die leiseste Hoffnung, daß mir die Entzifferung gelingen werde. Vor mir lagen vier Bogen dunkelgrauen, mürbe gewordenen Papiers, kreuz und quer mit langen Linien sehr feiner, sehr blasser gelblicher Strichelchen beschrieben. Da war absolut keine Linie lesbar. Ferner einige Blättchen weißen Papiers, mit ähnlichen Strichelchen bedeckt. Da hier die Zeichen größer waren, der Hintergrund heller, so war da stellenweise ein Wort zu entziffern, aber nirgendwo auch nur ein ganzer Satz." Franzos schildert dann, wie er durch Überstreichen mit destilliertem Wasser und Schwefel-Ammoniak die Handschrift lesbarer machte (ein barbarisches Verfahren, das, zumal von einem chemisch Unausgebildeten

angewandt, die davon betroffenen Handschriften aufs schwerste schädigen mußte), und fährt fort: „Die Schriftzüge waren mikroskopisch klein; oft mehr als dreißig Worte auf die gewöhnliche Zeile. Ich mußte zur Lupe greifen. Aber selbst mit bewaffnetem Auge und chemisch präpariertem Papier ging es schwer genug. Denn Georg Büchner hatte, wenn er rasch schrieb, die unleserlichste Handschrift, die man sich denken kann ... Dazu kamen noch eigentümliche Abbreviaturen usw. ... Was ich entziffert, waren offenbar zwei merklich verschiedene Entwürfe einer und derselben Arbeit. Die grauen Bogen waren der ältere und größere, die weißen Blättchen der jüngere und kleinere Entwurf des ‚Wozzeck'. Der erste Entwurf enthielt etwa zwanzig Szenen ... Die weißen Blättchen enthielten nur etwa zehn Szenen ... Diese Szenen des zweiten Entwurfs beziehen sich sämtlich auf die Katastrophe. Die Namen der Personen hat Büchner im zweiten Entwurfe geändert, bei einzelnen auch den Stand ..."

Zum Schlusse sagt das Nachwort: „Im Vorstehenden findet sich nun der Wortlaut des Manuskripts mit buchstäblicher Treue wiedergegeben. War eine Stelle so unleserlich, daß ich ihren Inhalt nur zu vermuten, nicht aber bestimmt zu erkennen vermochte, so habe ich sie lieber ganz weggelassen, anstatt meine Vermutung hinzuschreiben. Die Szenen, welche sich sowohl im ersten, als im zweiten Entwurfe vorfanden, habe ich im Wortlaute des letzteren wiedergegeben, mit Ausnahme einer einzigen, welche in der älteren Fassung ungleich markiger und farbiger war . . . Was die Anreihung der Szenen betrifft, so war dies freilich eine schwierige Sache, da hierfür nicht die leiseste Andeutung vorlag . . . Weggelassen ist keine Silbe. Wo sich allzuderbe Ausdrücke bloß durch Anfangsbuchstaben und Striche angedeutet finden, hat schon der Dichter das Gleiche getan."

Dieser Bericht macht den Eindruck völliger Zuverlässigkeit.

Ihn anzuzweifeln war seit seinem Erscheinen im Jahre 1879 um so weniger ein Anlaß gegeben, da die Handschriften, von denen er sprach, im Verborgenen blieben. Alle späteren Herausgeber mußten die von Franzos geschaffene Gestalt des „Wozzeck" bieten; lediglich die Reihenfolge der Szenen durfte gemäß der ausdrücklich betonten, durch innere Gründe gestützten Willkür der Franzosschen Anordnung erneuter Erwägung unterzogen werden. Nur R. Franz hat in seiner guten Ausgabe von Büchners Dramatischen Werken (München 1913, S. 229) in bezug auf eine Stelle des „Wozzeck" einen leisen Zweifel geäußert, der übrigens unberechtigt war. Auch Franz erkannte an, daß Franzos den Text nach den Manuskripten liebevoll gestaltet habe.

Im Jahre 1914 mochte diese Sicherheit bei einzelnen zum ersten Male erschüttert werden. Hugo Bieber berichtete im „Literarischen Echo" über die geschichtliche Persönlichkeit, deren Wesen und Schicksal in dem Helden des Büchnerschen Dramas nachwirkte, und dieser Mensch, der am 21. Juni 1821 in Leipzig zum Mörder an seiner Geliebten geworden war, hieß — W o y z e c k. Man durfte sich fragen, wie der Dichter dazu gekommen sein sollte, den gegebenen Namen willkürlich in „Wozzeck" zu ändern. Um das Andenken des Hingerichteten zu schonen? Schwerlich, und dieser Absicht konnte noch dazu die Vertauschung eines einzigen Buchstabens gewiß nicht dienen. Oder um den Klang des Namens charakteristischer und phonetisch vorteilhafter zu färben? Aber beides wurde durch den harten Klang des verdoppelten z nicht bewirkt. Immerhin ließ sich in solcher Weise die nun einmal feststehende Namensform Wozzeck noch nicht als irrig anfechten.

Bald darauf wurde der handschriftliche Nachlaß Georg Büchners, darunter auch die Handschrift des einzigen unvollendeten Trauerspiels, vom Insel-Verlag erworben, und in seiner Ausgabe der Gesammelten Werke konnte Wilhelm Hausen-

stein als erster sagen: „Der Name Wozzeck oder, wie die neueste, klanglich sehr überzeugende Lesung des Manuskripts will, Woyzeck “

Aus den mir zur Herausgabe anvertrauten Handschriften läßt sich nun in bezug auf die von dem Dichter angewandte Benennung folgendes feststellen. Die Form „Wozzeck“ hat er niemals geschrieben, sondern immer bei einigermaßen ruhiger Federführung „Woyzeck“, bei schnellem Schreiben allerlei Abkürzungen des Namens, darunter auch häufig „Wozeck“ und „Wozek“; doch offenbar nur, um beim häufigen Schreiben des Namens die lästige Verbindung yz zu sparen. Die veränderten Formen finden sich immer unmittelbar neben der ursprünglichen des Namens Woyzeck.

Übrigens heißt der Held in der älteren Fassung (A) fast überall Louis, nur in drei von den 29 Szenen Woyzeck, meist in Verbindung mit dem neuen Vornamen Franz. In der zweiten Fassung (B) dagegen sind diese beiden Namen durchgängig angewandt. —

Neben dieser, durch Biebers Hinweis auf den historischen Anreger der Hauptgestalt schon einigermaßen vorausgenommenen Besserung ergaben sich beim Nachprüfen des Sachverhalts für Büchners Drama eine Fülle von neuen und wesentlichen Tatsachen. Der Glaube an die Treue der Wiedergabe durch Franzos mußte der Gewißheit weichen, daß er mit dem ihm übergebenen Gut in willkürlicher und nicht zu rechtfertigender Weise geschaltet hat und daß seine oben angeführten Sätze falsch oder wenigstens ungenau sind.

Vergebens frage ich mich, was ihn dazu bewogen hat, den Sachverhalt so zu entstellen. Man könnte es begreifen, daß er die Mühe der Entzifferung und damit sein Verdienst vergrößerte, daß er Zweifeln an der Zuverlässigkeit des von ihm hergestellten Textes vorzubeugen suchte; war er doch kein wissenschaftlicher Fachmann, der mit reiner Sachlich-

keit seine Aufgabe zu erfüllen verpflichtet ist. Aber die falschen Angaben werden aus den angedeuteten Motiven nur zum Teile erklärt. Z. B. wenn Franzos im Schlußsatz behauptet, er habe keine Silbe weggelassen und die unterdrückten Derbheiten seien schon vom Dichter nur durch Anfangsbuchstaben und Striche angedeutet worden, so findet man dagegen im Manuskript ausgedehnte Stellen, die Franzos weggelassen hat (nicht etwa Parallelstellen zu der von ihm bevorzugten zweiten Fassung!) und ferner nirgends auch nur ein einziges, noch so derbes Wort, das Büchner nicht voll ausgeschrieben hätte. Die Handschrift der ersten Fassung zählt nicht vier, sondern fünf Bogen, die zweite nicht „einige Blättchen", sondern 26 Quartseiten. Nirgends sind die Seiten „kreuz und quer beschrieben". Davon, daß „absolut keine Linie lesbar" sei, kann keine Rede sein. In der zweiten Handschrift ist nicht „stellenweise ein Wort zu entziffern", sondern sie ist auf vielen Seiten zweifelfrei zu lesen, was noch dazu durch eine alte, beiliegende Abschrift erleichtert wird, die den Namen „Wozzeck" schreibt und nach meiner Vermutung von Ludwig Büchner herstammt. (Wenn dieser mit den oben angeführten Worten auf die Herausgabe des „Woyzeck" wegen der angeblichen Unleserlichkeit verzichtete, so mag dies viel eher ein Vorwand gewesen sein, um das Andenken des Bruders und sich selbst nicht dem damals, 1850, sicher zu erwartendem Vorwurfe der Schmutzmalerei durch die Publikation des „Woyzeck" auszusetzen.)

Die Behauptung, die Schriftzüge seien „mikroskopisch klein", ist selbstverständlich nicht genau zu nehmen. Die Buchstabengröße bereitet an sich keine besonderen Schwierigkeiten, nur sind die Linien oft sehr flüchtig, auch durch das Vergilben der Tinte und das unglückselige Verfahren, das Franzos zur momentanen Verstärkung anwandte, an vielen

Stellen ganz geschwunden, so daß nun in der Tat in der ersten Fassung vieles für immer verloren ist. Umsonst haben eine Anzahl hilfsbereite Leipziger Chemiker und Physiker alle anwendbaren Verfahren aufgeboten, um diese, in erster Linie durch Franzos verschuldeten Einbußen auszugleichen; an wenigen Orten nur erzielte die Photographie, die Beleuchtung durch besonders starke Lichtquellen, die Anwendung blauer Scheiben oder chemischer Reagenzien in Dampfform ein bescheidenes Ergebnis.

Von einer „buchstäblichen Treue" kann in der Wiedergabe der beiden Handschriften durch Franzos keine Rede sein. Vielmehr hat er mit einer kaum zu übertreffenden Willkür fortgelassen, geändert, verschoben und, was das Ärgste dünkt, durch eigne, frei erfundene Zusätze die Wirkung zu steigern gesucht.

Belege dafür lassen sich zu jeder Seite des Franzosschen Textes des „Woyzeck" in Menge geben. Hier muß ich mich darauf beschränken, eine einzige Szene in der bis jetzt bekannten und in der von dem Dichter selbst herrührenden Form abzudrucken, wobei bemerkt sei, daß diese Szene in der Handschrift durchwegs zweifelfrei lesbar ist.

Franzos (S. 171 ff.):

Freies Feld. Die Stadt in der Ferne

Wozzeck und Andres schneiden Stöcke im Gebüsch.

Wozzeck. Du, der Platz ist verflucht!
Andres. Ach was! (Singt:)

Das ist die schöne Jägerei,
Schießen steht Jedem frei!
Da möcht ich Jäger sein,
Da möcht ich hin!

Wozzeck. Der Platz ist verflucht. Siehst du den lichten Streif da über das Gras hin, wo die Schwämme so nachwachsen? Da rollt Abends ein Kopf. Hob ihn einmal einer auf, meint', es wär' ein Igel.

Büchner (Handschrift B):

Freies Feld. Die Stadt in der Ferne

Woyzeck und Andres schneiden Stecken im Gebüsch.

Woyzeck. Ja, Andres. Der Streif da über das Gras hin, da rollt Abends der Kopf, es hob ihn einmal einer auf, er meint es wär' ein Igel. Drei Tag und drei Nächt und er lag auf den Hobelspänen (leise) Andres, das waren die Freimaurer, ich hab's, die Freimaurer, still.

Drei Tage und drei Nächte drauf, und er lag auf den Hobelspänen.
Andres. Es wird finster, das macht dir angst. Ei was! (Singt:)

Läuft dort ein Haas vorbei,
Fragt mich, ob ich Jäger sei?
Jäger bin ich auch schon gewesen,
Schießen kann ich aber nit!

Wozzeck. Still, Andres! Das waren die Freimaurer, ich hab's, die Freimaurer! Still!
Andres. Sing lieber mit. (Singt:)

Saßen dort zwei Hasen,
Fraßen ab das grüne, grüne Gras.

Wozzeck. Hörst du, Andres, es geht was?! (Stampft auf dem Boden.) Hohl! Alles hohl! ein Schlund! es schwankt... Hörst du, es wandert was mit uns, da unten wandert was mit uns!
Andres (singt:)

Fraßen ab das grüne Gras
Bis auf den Rasen!

Wozzeck. Fort, fort! (Reißt ihn mit sich.)
Andres. He! Bist du toll?
Wozzeck (bleibt stehen). 's ist kurios still. Und schwül. Man möcht den Athem halten! Andres!
Andres. Was?
Wozzeck. Red' was! (Starrt in die Gegend.) Andres! wie hell! Ein Feuer fährt von der Erde in den Himmel und ein Getös herunter, wie Posaunen. Wie's heranklirrt!
Andres. Die Sonn' ist unter. Drinnen trommeln sie.
Wozzeck. Still, wieder Alles still, als wär' die Welt todt!
Andres. Nacht! Wir müssen heim!

Andres (singt:)

Saßen dort zwei Hasen
Fraßen ab das grüne, grüne Gras.

Woyzeck. Still! Es geht was!
Andres.

Fraßen ab das grüne, grüne Gras.
Bis auf den Rasen.

Woyzeck. Es geht hinter mir, unter mir (stampft auf den Boden) hohl, hörst du? Alles hohl da unten. Die Freimaurer!
Andres. Ich fürcht mich.
Woyzeck. S ist so kurios still. Man möcht den Athem halten. Andres!
Andres. Was?
Woyzeck. Red was! (starrt in die Gegend.) Andres! Wie hell! Ein Feuer fährt um den Himmel und ein Getös herunter wie Posaunen. Wie's heraufzieht! Fort. Sieh nicht hinter dich (reißt ihn in's Gebüsch.)
Andres (nach einer Pause.) Woyzeck, hörst du's noch?
Woyzeck. Still, alles still, als wär die Welt todt.
Andres. Hörst du? Sie trommeln drin. Wir müssen fort.

Wie dieses Beispiel zeigt, hat Franzos die in der Handschrift B enthaltene knappe Szene verbreitert und dadurch, wie jeder Leser zugeben wird, in ihrer Wirkung geschwächt. Die Mittel zu diesem Verfahren gab ihm zum Teil die Handschrift A, obwohl er selbst behauptet, er habe die in A und B enthaltenen Szenen mit Ausnahme einer einzigen

(die aber nicht die hier abgedruckte ist) im Wortlaute des zweiten Entwurfs gegeben. Daß diese Angabe unwahr ist, mag der Abdruck unserer Szene nach A beweisen. Sie beginnt dort nach der mit B gleichlautenden Überschrift:

Andres (pfeift und singt)

> Das ist die schöne Jägerei
> Schießen steht Jedem frei.
> Da möcht' ich Jäger seyn
> Da möcht' ich hin.
>
> Läuft dort ein Has vorbei
> Fragt mich ob ich Jäger sei
> Jäger bin ich auch schon gewesen,
> Schießen kann ich aber nit.

Woyzeck. Ja, Andres, das [?] ist er da [Lücke] Platz ist verflucht. Siehst du den [undeutliches Wort, sicher nicht lichten] Streif da über das Gras hin, wo die Schwämme so nachwachsen da rollt Abends der Kopf, es hob ihn einmal einer auf, er meint es sey ein Igel, 3 Tage u. 3 Nächte, wurde siech und er war todt. (Leise) Das waren die Freimaurer, ich hab' es heraus.

Andres. Es wird finster, faßt nicht schon [?] die [?] Angst. (Er singt.)

Woyzeck. Hörst du's Andres? Hörst du's es geht neben uns, unter uns. Fort, die Erde schwankt unter unsern Sohlen. Die Freimaurer! Wie sie wühlen! (Er reißt ihn mit sich.)

Andres. Laßt mich. Seyd Ihr toll [ein unlesbares Wort.]

Woyzeck (hastig). Mensch, bist du ein Maulwurf, sind deine Ohren voll Sand? Hörst du das Froschlaich. [unlesbares Wort] am Grund [drei unlesbare Worte]. Alles Gluth! Sieh nicht hinter dich. Wie es heranschleicht [?], und Alles [unlesbares Wort] steigt. Gestrichen: zu Boden, zu Boden (er wirft sich mit ihm in's Gebüsch).

Andres. Du machst mir Angst.

Woyzeck. Sieh nicht hinter dich. (Sie verstecken sich im Gebüsch.)

Andres. Woyzeck ich hör nichts mehr.

Woyzeck. Still, ganz still wie der Tod.

Andres. Sie trommeln drin. Wir müssen fort.

Wenn man die drei Gestalten des Textes miteinander vergleicht, wird man von dem Verfahren, das Franzos ein-

geschlagen hat, einen zutreffenden Begriff gewinnen, aber noch nicht von der Willkür seiner Änderungen und Zusätze, gerade an den für den künstlerischen Wert und die tragische Wirkung bedeutsamsten Stellen, von den rücksichtslosen Strichen, durch die er ihm unwesentlich oder störend Erscheinendes beseitigte. So hat er eine kurze Szene völlig unterdrückt, die vielleicht am kühnsten in Neuland psychologischer Dramatik hinausschritt. Sie steht nur in B und lautet:

Der Idiot. Das Kind. Woyzeck.

Karl (hält das Kind vor sich auf dem Schoß). Der is ins Wasser gefallen, der is ins Wasser gefallen, mir, der is ins Wasser gefallen.
Woyzeck. Bub, Christian.
Karl (Sieht in starr an). Der is ins Wasser gefallen.
Woyzeck (will das Kind liebkosen, es wendet sich weg und schreit). Herrgott!
Karl. Der is ins Wasser gefallen.
Woyzeck. Christianchen, du bekommst en Reuter sa sa (das Kind wehrt sich) (zu Karl) da kauf dem Bub en Reuter.
Karl (sieht in starr an).
Woyzeck. Hop! hop! Naß.
Karl (jauchzend). Hop! hop! Naß! Naß! (läuft mit dem Kind weg).

Erschütternd zeigt sich dem armen, vom Wahnsinn angepackten Woyzeck das Bild seines zukünftigen Zustandes. Sein Kind, nach Mariens Verrat das Einzige, was er noch besitzt, wendet sich furchtsam von ihm, wehrt seine Liebkosungen ab. In dem einen Ausruf „Herrgott!“ ist alle seine Verzweiflung zusammengepreßt. Und mit grenzenloser Kühnheit wird an diesen Ausbruch der skurrile Schluß der Szene gehängt.

Daß Franzos dieser Kunst ohne Verständnis gegenüberstand, bezeugt sein Gesamtverhalten zu dem für seine Zeit so fremdartigen genialen Werke. Er hat es so behandelt, wie früher Gemälderestauratoren mit den ihrem Stilgefühl unzugänglichen Bildern der Vergangenheit verfuhren. Er hat die große Konzeption durch Übermalungen verfälscht, ver-

süßlicht, dunkle Stellen in allzu helles Licht gestellt, Effekte aufgesetzt und ihnen zuliebe das Künstlertum Büchners aufs schwerste geschädigt. Was wir bisher vom „Woyzeck" besitzen, ist einer schlechten Kopie gleichzuachten.

Erst jetzt kann die echte, von Georg Büchner zweimal entworfene Skizzenreihe der Welt dargeboten werden, leider nicht so vollkommen, wie es einst möglich gewesen wäre, ehe Zeit und Unverstand ihren zerstörenden Einfluß ausübten, aber doch noch immer der entstellten, bisher allein bekannten Wiedergabe unendlich überlegen.

* * *

ALFRED MOMBERT
GESCHICHTE MEINES LEBENS

„— Glanz und Finsternis bezog mein Antlitz.
Hohe Vergessenheit. Erschienenes Sinnbild."

MEIN Leben in dieser Zeit — welches Mancher hier sich erwarten mag — wogte zwischen den gefesteten Ufer-Formen dieser Zeit. Soll ich die Kammern, Häuser, Städte, Länder; soll ich die Zeit-Genossen, Seelen aufzeichnen, in denen ich wachte und schlief? — Ich bin geboren in der Stadt Karlsruhe in Baden, am 6. Februar 1872. Meine Kindheit umrauschten weite Wälder. In der Schule klassisches Altertum; dann Neu-Deutschlands willkommenes Kriegerkleid. Studium der Rechtswissenschaft (— manch anderer Wissenschaft) auf vier Universitäten (1891—1895); Doktor juris (1897). Sieben Jahre Rechtsanwaltschaft (bis 1906). Bereisung der Länder, oft, und lange. Vesuvküsten-Freuden. Auf dem Ätna. Auf dem Montserrat, auf dem Parthenon, auf der Alhambra. In Jerusalem. In den Gräbern der Thebais. Heiterkeit des Meeres, die Feierlichkeit der Wüste. Triumph steiler Alpengipfel, seit früher Jugend, in jedem Jahr.



ALFRED MOMBERT

Zeichnung von Emil Rudolf Weiß
nach seiner Plakette

Das: hineingelebt in zeitweisen Aufgang und Untergang von Kunst, Musik, Dichtung, Philosophie früher und später Zeit: zugehört einem Vielen gemeinsamen, heutigen Europäer-Leben.

Aber als ich: ein Student der Rechte: wandelnd zwischen „Tag und Nacht“: mitten im Getöse der Straßen Berlins im Januar 1894 die Erscheinung des „Glühenden“ sichtete; — als ich: ein badischer Gerichtsschreiber: im Sommer 1896 im Schwurgerichtssaal amtierend, während der Verhandlungen nebenher noch große Teile der „Schöpfung“ dichtete; — als ich: ein deutscher Bücher-Autor: im Jahre 1901 vor dem Gedicht-Werk „Der Denker“ die Inschrift-Tafel aufrichtete: „Dem Sternbild Orion geweiht“ —

War es einziges, überzeitlich-selig-freies, versenktes, erhobenes Sinnbild-Leben. War es Dichter-Leben.

Das ist das Leben, das organisch, unaufhaltsam, jedes andere verdrängend, in mir und um mich, weitergewachsen ist. Es hat schaffend alle meine Zeiten und alle meine Räume gestaltet. Es hat mir die Welt: die „Blüte des Chaos“, ans Herz gelegt. Es hat mir — im schönen Wandel der Plejaden — die Schale des „Himmlischen Zechers“ gereicht. Es hat endlich „Aeon“, den ewigen Menschen, ins Körper-Reich eingeführt.

So wurde die Geschichte meiner Dichtung die wahre, die einzige Geschichte meines Lebens.

Wann nach fernen Geist-Forscherreisen zu „Welten im Entstehen, noch tief in Schatten“ — das rollende Rad an einem duftenden Abend mich wieder absetzt in die quelldurchklungene Stille eines alten Hauses unter dem Heidelberger Schlosse; unter den dunkelgrünen Efeu-Mauern, die für viel älter gelten, als ich bin, und doch so viel jünger sind als Ich: Dann raste ich. Dann bin ich in einer Heimat: auf einem meiner geliebten irdischen Schlachtfelder, auf dem ich Menschen-Jahre um ein Geister-Reich, um ein Welt-Glück, und um mei-

nen Mythos gekämpft habe; oder wahrer erkannt: auf dem um die Vollendung meiner Sage gekämpft wurde von starken Gewalten.

Ich sprach eingangs von meinem Leben „in dieser Zeit". Auf die Gefahr hin, daß Wenige mich fassen, ganz Wenige mir folgen werden (ich habe diese Gefahr fast in jeder Zeile meiner Dichtungen auf mich genommen), spreche ich jetzt die Worte „Aeons":

Ich habe gelebt in vielen Welten.
Und viele Leben.

Wen es gelüstet, davon zu erfahren, der muß sich in meine Dichtung versenken und erheben. Davon kündet der Gesang, nicht die Rede.

Am Fuße des Heidelberger Schlosses,
im Frühling 1911.

* * *

ALFRED MOMBERT

AUS DEM „HELDEN DER ERDE"

GLUT-Sonnen rollten groß um mich
in verklärter Luft.
Manche ruhten aus zu meinen Füßen
auf kristallenem See.
Zwischen ihnen, hin und her
waltend schritt ein Geist,
stand verborgen hinter Schatten-Säulen,
dann erschien er wieder auf den Licht-Seen.
Ich sog ein den Duft der Einsamkeit.
Ich sprach zu Jenem hinüber durch die Sonnen:

Nun bin ich endlich hier. Nun will ich ruhen.
Gleich dir will ich sein ein seliger Geist;

will auch schauen in die stillen All-Gluten.
Es war grauenhaft! so finster!
Sieh mich an, was ich geworden bin.
Meine Seele ist von Qual entstellt.
Mein Herz ist Stein.
An mir ist kein Teil, das nicht Entsetzen
ganz zerbrannte.
Todes Seufzer haben mich begraben
unter Aschen — ich kann nicht mehr weinen.

Er sprach zu mir — und seine Sprache
war der mildeste Gesang der Welt —:
„Sieh mich an.
Wenn du tausend lange Leben littest,
wenn tausend wilde Welten dich umgrauten —
es ist doch wenig gegen meine Leben,
die unzähligen, und meine Welten.
Sieh, wie alt ich bin.
Sieh mein Haupt, und diese Hände.
Willst du, daß ich: Solcher: wiederkomme
deiner Erde — kannst du mich dort wollen?
Du bist jung, du darfst Alles noch.
Kehre um, thu' es um meinetwillen.
An meiner Statt.
Mir zu Liebe, mir zur Freude."

Ich stand — es fuhr durch mich ein Schmerz,
als würde die Axe der Welt in mir zertrümmert —
dem Herzen entstürzten reißende Wetter,
ich stand bis an die Brust in brandenden Meeren,
meine Augen erflimmerten in Tränen-Gewölken —

Er sprach zu mir: und schlug den Blick zu Boden —:
„Die ewige Liebe bittet dich darum —"

— Und er führte mich — den Welt-Erschütterten,
den Schlummer-Kranken — hin auf einen Pfad —

zwischen steinigen Hügeln dunkler Zedern,
über ein Feld mit farbigen Lilien,
einmal vorüber einer ruhenden Schafherde,
vorüber einer Veilchen-Quelle,
durch thauglitzernde Rosenlorbeer-Haine,
durch einen Hauch von kühlen See-Winden —

den ich dann allein und rüstig fortschritt
in mein altes Land — in die Geschichte —
vorbei dräuenden Festungen verdeckt von Rosen —
durch duftende Jasmin-Büsche
— nahe und ehern jubelt eine Trompete —:

Zu den Schlachtfeldern —: zu den Völkern.

Geschrieben im Juli 1913.

* * *

Dämon:

Ich stürzte über die Kaiser-Krone von Assyrien,
wandelnd durch die Nacht-Wüsten
zu meiner Freundin: zu Astarte.
Im Sternlicht saß
ein Klagender unter einem Feigenbaum.

Ich sprach: Wenn du es willst,
sprech' ich den Zauber über die Krone.
Aus dem Staub heb' ich sie auf,
und neu erblüht das Reich Assyrien.

Er sprach: Ich klage nicht
über den Untergang des Reiches.

Ich klage, daß es einmal war,
und drum ewig sein wird.
Ich klage über alles Seiende.

Da lud ich ihn ein, mich zu begleiten
zu meiner Freundin: zu Astarte,
die mächtig ist im Nie-Gewesenen.
Doch da verstummt er und erblaßt.

Geschrieben im Mai 1914.

* * *

ADOLF VON HARNACK

DER VERFASSER DES JOHANNES-EVANGELIUMS

Von wem das Johannes-Evangelium verfaßt ist? Darüber herrscht noch immer Unsicherheit. Aber wenn man Natur und Absicht dieses Buches erkannt hat, verliert die Frage an Bedeutung: das Werk ist gewissermaßen zeitlos; es spricht für sich selber und bedarf keines menschlichen Namens. Augenscheinlich hat der Verfasser selbst so empfunden; denn er hat sich in seinem Buche verhüllt. Seine Freunde kannten ihn; das war ihm genug; die anderen brauchten ihn nicht zu kennen. Aber eben diese Freunde scheinen, was im Altertum nicht selten war, die Nachwelt absichtlich auf eine falsche Fährte gebracht zu haben zu Ehren des Apostels Johannes. Sie sind es auch, die das Werk herausgegeben haben, nicht der Verfasser selbst, wie der vorletzte Satz des Buchs beweist. Bei dieser Herausgabe müssen sie es eilig gehabt haben; sieht man nämlich näher zu, so stößt man auf allerlei Unebenheiten in dem Werk, die beweisen, daß es noch einer letzten Redaktion bedurft hätte. Es finden sich offenkundige Verstellungen von Stücken in dem Buch; der Schlußsatz des 14. Kapitels steht zu Unrecht an

dieser Stelle; manche Erklärungen fügen sich nicht wohl zu dem, was erklärt werden soll; zur Geschichte der Hochzeit von Kana ist keine Rede gestellt, obgleich sie einer solchen dringend bedarf, ohne sie unverständlich ist, und sonst niemals im Buche bedeutungsvolle Erzählungsstücke ohne erklärende Worte gelassen sind.

Darf ich meine Meinung sagen, so glaube ich doch, daß sich der Verfasser ermitteln läßt. Die sichere geschichtliche Überlieferung weiß von einem Johannes, der aus Palästina nach Ephesus gekommen ist, dort und in Kleinasien überhaupt eine bedeutende Wirksamkeit als Missionssuperintendent nach den Zeiten des Paulus entfaltet und bis zu den Tagen Trajans gelebt hat. Verschiedenes Glaubwürdige wird von ihm berichtet, anziehende und lebendige Züge des heiligen Eifers und der seelsorgerischen Liebe; zuletzt habe er sich in die Kirche tragen lassen und nur noch die Worte wiederholt: „Kindlein, liebet einander." Aus der Überlieferung und dem dritten Johannesbrief läßt sich auch erkennen, daß am Schluß seines Lebens seine Wirksamkeit und Einfluß beschränkt wurden und er sich auf einen kleineren Kreis angewiesen sah. Dieser Johannes, den die spätere Überlieferung irrtümlich mit dem Apostel Johannes identifiziert hat, darf aus guten Gründen als der Verfasser des Evangeliums und der drei Briefe gelten, ja auch als der Bearbeiter der Offenbarung Johannis; denn sie ist eine jüdische Offenbarungsschrift, die christlich überarbeitet ist. Dieser Johannes war wahrscheinlich kein persönlicher Jünger Jesu; aber an dem Apostel Johannes hatte er seinen Gewährsmann. Ihm hat er auch in dem Jünger, „den der Herr lieb hatte", ein Denkmal in seinem Evangelium errichtet. Weil der Apostel Johannes sein Gewährsmann war, und zwar wahrscheinlich in Kleinasien — denn es spricht manches dafür, daß auch der Apostel dorthin gekommen ist —, so schrieb man dem Apostel die Abfassung des Evangeliums

zu, in einer Zeit, da man großes Gewicht darauf legte, schriftliches Apostelwort zu besitzen.

Aus dem Nachwort zu Nr. 251 der Insel-Bücherei: „Das Evangelium und die Briefe St. Johannis“.

* * *

JOHANNES R. BECHER

AN KAETHE

I

AUS Schriftgelenken, magisch und verzückt,
Voll Wiesenweichheit, ewige Nacht enthaltend,
Hat dich zum erstenmal im Herbst erblickt
Der Dichter, frei der höllischen Gewalten.

Ein Engel du, aus Himmeln abgeschickt?!
Zu dir empor sich seine Wesen falten.
Der Baum dient dir, dir schmölz sein Erzgenick.
Und während rings die Räume jetzt erkalten

Und Nebel durch Gemäuer schimmelnd frißt,
Erhebst du dich voll Strahlgesang lobtönend,
So äols-süß, daß dich kein Traum vergißt.

Du trägst der Tage Hoheit, Dorn und Bürde —
Doch Hyazinthenabend füllt dich ganz
Und steigst! von Sternenfaltern jungfräulichst Umschwirrte.

II

Du Süd-Olive. Haupt aus Mondfrucht, Wiese.
Die Wange mit zerschmolzenem Himmelstern.
Ich —: Panthervieh und stampfend. Finsterer Riese,
Der schmiß in Trümmer euere Welten gern.

Der löscht mit Feuer aus die Fäulnis-Zeiten.
„— In dein Gehirn, o Mensch, den spitzen Blitz —"
... Du wirst wohl unterm Kokosbaum bereiten
Ihm ewigen Schlaf, den nicht Gewalt durchhitzt.

Den Traum der Götter. Schau der Pyramiden,
Olymp dem Aug'. Durch seine Adern Nil.
So atmet weich er, krasser Tat geschieden.
Betaut die Stirn. Laub in den Haaren viel.

* * *

CHARLES-LOUIS PHILIPPE
EIN LANDSTÄDTCHEN

Charles-Louis Philippe wurde am 4. August 1874 in Cérilly in der Landschaft Bourbonnais als Sohn eines Holzschuhmachers geboren. Er besuchte bis zu seinem zwölften Lebensjahre die Volksschule seiner Vaterstadt und setzte dann seine Studien auf den Gymnasien in Montluçon und, seit dem Jahre 1891, in Moulins fort. Seine Bemühungen, an der École Polytechnique in Paris Aufnahme zu finden, scheiterten; doch erhielt er, nachdem er vorübergehend Beschäftigung in der Pharmacie centrale du service de santé militaire gefunden hatte, Anstellung in der Pariser Stadtverwaltung. Nach kurzem Krankenlager starb er am 21. Dezember 1909 an einem Nervenfieber.

Die Werke des Dichters sind in sechs Bänden, denen der Nachlaß des Frühverstorbenen folgen wird, im Insel-Verlag zu Leipzig erschienen.

Ich bin an einem Augustabend in einem ganz kleinen, weißen, grauen und blauen Städtchen geboren, und zwar in einem ganz kleinen Häuschen der Weißen Kreuzstraße, das etwas gelbe Hausteine und blaßrot getünchte Wände hat. Die

Landstädtchen sehen aus, als wären sie für die Kinder gebaut; erstens weil man darin ohne Furcht vor den Wagen spielen kann, dann weil daselbst infolge der Nähe des freien Landes die Luft gut ist, und endlich weil den Augen nicht viel zum Schauen geboten und so die Seele ungestört ihren Träumen überlassen und zart gestimmt wird. Ich bin an einem Augustabend in einem ganz kleinen, weißen, grauen und blauen Städtchen geboren. Ich werde euch seinen Namen nicht sagen, weil es niemand kennt, aber ich werde es euch beschreiben, daß ihr es ein wenig verstehen könnt.

Da ist einmal ein neues Bürgermeisterhaus, das ich erbauen sah. Es ist viereckig, massiv und weiß, mit einem Schieferdach und einem Glockentürmchen. Mir gefällt es nicht gar sehr, weil es den wichtigen Gebäuden der Bezirksämter gleicht. Aber von seinem Türmchen tönt der Stundenschlag langsamer als anderwärts, und immer dachte ich, daß es Minuten brauche, um zwölf Uhr zu schlagen. Da ist eine Kirche in romanischem Stil, deren Turm nicht gar hoch ist, aber die sich so schlicht und solid auf dem Platze erhebt, wie sich die schlichten Gefühle in unserer Seele regen. O du altes Kirchlein meiner Vaterstadt, man hat dich in den Geographiebüchern nicht abgebildet, weil du ein armes, altes, bescheidenes Kirchlein bist und man nur die formenreichen Kirchen der großen Städte als Bilder brauchen kann. Du hast dicke Mauern, Pfeiler, ein großes Portal, das nur an den Tagen der Prozessionen benützt wird, du gleichst den schlichten Gebeten der Unwissenden: dem *Vaterunser* und *Ave Maria*. Und auf dem Platze vor dir stehen dichtbelaubte Bäume in tiefem Schweigen.

In meinem kleinen Städtchen gibt es zweierlei Straßen. Die einen weit und weiß, von alten Häusern umsäumt, die man neu hergerichtet hat. Das Tageslicht strömt voll hinein, und sie scheinen die gesunde und strahlende Heiterkeit wider, die über dem Lande liegt. Ich habe euch gesagt, daß sie von alten

Häusern begrenzt waren; nun aber ist das Leben daselbst so angenehm, daß mir aus der Ferne scheint, als hätten die alten Häuser weiße Fassaden. Und doch kenne ich welche, die rissig sind, deren Dach schief steht, und andere kenne ich mit alten Wetterfahnen, die einen Jäger mit seinem Hund darstellen, alle aber scheinen sie mir noch wunderbar jung. Vielleicht, weil die Straßen von Osten nach Westen gehen, wie die Bahn der Sonne.

Dunkler sind zwei andere Straßen, die von Norden nach Süden führen. Die wichtigste ist die, welche, vom Lande kommend, an der Kirche vorbeiführt und am Kirchhof endigt. Da findet ihr den Zuckerbäcker, den großen Krämerladen, den Waffen- und Messerschmied, einen Metzger, einen Notar, zwei Modewarengeschäfte, zwei Holzschuhmacher, und das Bank- und Wechselgeschäft. Da diese Straße eng ist, erscheinen die Häuser höher und düsterer. Aber der Kirchplatz mit seinen Bäumen verleiht ihr Ruhe und etwas Schattiges, Melancholisches; das Pfarrhaus zur Linken gibt ihr ein Aussehen christlicher Sanftmut und Milde. Ich finde, diese Straße ist wie der Weg des Lebens: still und im Schatten treibt man ein Geschäft, unterhält geschäftliche Beziehungen mit den Leuten; eines Tages verliebt man sich und heiratet, was so zart und gut ist wie der Kirchplatz. Man geht seinen Weg weiter, und eines schönen Tages kommt man am Friedhofe an.

Mein Landstädtchen ist weder Industrie- noch Handelsstadt. Da wird nichts fabriziert und nicht eben viel verkauft. Das heißt, die Straßen sind still, und die Passanten gehen mit langsamem Schritt. Das heißt ferner, daß die Kaufleute und die Käufer nicht zu uns kommen und unsere bescheidene und gesunde Seele als seßhafte Arbeiter behalten.

Das lokale Leben ist ziemlich tätig. Vielleicht habt ihr verstanden, daß die Bürgermeisterei ein offizielles und abgeschmacktes Gebäude war, aber vielleicht jedoch nur, weil zur

Zeit ihrer Erbauung die dritte Republik ihre hochtrabenden Prinzipien aufstellte. Seitdem hat man eingesehen, daß die Republik mitsamt ihrem alten Gambetta nur von leeren Formeln und Worten geschwellt war, und verachtete die Minister und Präfekten. Die Einwohner meines Landstädtchens bezeugten ihre fortschrittlichen Ideen dadurch, daß sie den aus Bürgern bestehenden Stadtrat durch einen von Arbeitern gebildeten Stadtrat ersetzten. Es waren da zweierlei Bürger; die einen, deren Vermögen aus der Zeit des Königtums stammte, waren Royalisten, die andern, deren Vermögen von der Republik stammte, waren Republikaner. Nun, es war beiden unangenehm, daß die Stadträte Arbeiter waren.

Aber das ist nicht so sehr das lokale, als das politische Leben, d. h. etwas Neues in unsern Sitten, das manchmal sein Gutes hat, indem man die Bürger durch Arbeiter ersetzen kann, das aber auch wieder seine schlechte Seite hat, da die Politik unnütz und eitel ist und nur dazu dient, einem hochmütigen Bauch eine Schärpe umzubinden.

Das lokale Leben ist etwas sehr Altes, wie unser Kirchlein. Es besteht in Gesprächen von Tür zu Tür, umfaßt die kleinen Geschäfte des täglichen Lebens, es umfaßt auch das Vorübergehen der Passanten auf der Straße. Wenn am frühen Morgen die Schuhmachersfrau ihre Fensterläden aufmacht, schwatzt sie mit der Nachbarin. Ihre helle Stimme durchdringt die ruhige Luft und gleicht dem Morgengezwitscher der Vögel. Dann kommt die Milchfrau, und das taktmäßige Zusammenklingen ihrer Blechkübel tönt wie Glockenklingen und weckt die Kinder. Gleich darauf kommt der Lieblingsmoment der Frauen; denn alle sind zu gleicher Zeit draußen, ihre Schwelle zu kehren, und ihr erratet wohl, daß sie plaudern und schwatzen und sich die Neuigkeiten erzählen.

Ich habe es gern, wenn man zum Krämer Besorgungen zu machen gehen muß. Die Tür setzt beim Öffnen ein Glöck-

chen in Bewegung, und die Krämerin kommt in ihren Laden heraus. Während sie euch bedient, spricht sie ein wenig vom Wetter, scherzt zuweilen, und man hat den Eindruck, daß die kleinstädtischen Kaufleute gute, einfache Leute sind, die so anspruchslos Handel treiben, wie man ein Handwerk ausübt, und die nicht viel Geld verdienen. Wo seid ihr, lärmendes Gedränge von Paris und ihr albernen Ladenschwengel, die ihr eure Kunden voll Geziertheit bedient?

Und dann wie köstlich tönt nachmittags, besonders an Sommernachmittagen das Geräusch der Schritte! Ich liebe die Spaziergänge der schönen, sonnenschirmbewaffneten Damen nicht, die ihr kleines Mädchen begleiten und dabei die Schleppe ihres Rocks nachschleifen. Dagegen finde ich, daß die Schritte schlichter Frauen, die einen Gang zu machen haben, reizend und beschleunigt sind, wie ein Geräusch von Arbeit. Und im Vorübergehen sagen sie auch ein Wort, das sich auf ihrem Marsche verliert, aber das eine sehr einfache Reflexion ist wie: „Du ruhst dich aus?“ und zeigt, daß ihre guten Frauenseelen nur wenige Haupthandlungen im Leben sehen, Arbeit und Ruhe. Indes schnitzt in den Holzhäusern der Holzschuhmacher seine Holzschuhe, der Schuster klopft die Sohle, und der Faßbinder schlägt die Reifen ein. Die Frauen der Landstädtchen, welche nähen, und die Männer, die sich abmühen, erfüllen niedrige und ernste Funktionen, wie kleine Bächlein, die wie ein Spielzeug aussehen und doch den Städten klares, frisches Trinkwasser liefern.

Endlich, nach vollbrachtem Tagwerk wird es Abend. Man setzt sich vor seine Tür und schöpft Luft. Der Körper schmerzt etwas von der geleisteten Arbeit. Der Holzschuhmacher ist ganz lendenlahm, den Schuster schmerzt sein Sitzfleisch, dem Schäffler sind seine Arme vor Müdigkeit halb eingeschlafen. Da sitzen sie denn und reden von Tür zu Tür, langsam mit Worten, die sie wohl erwägen und die schwerfällig wie

Hammerschläge tönen. Vor allem ruhen sie aus. Und unter dem freien Himmel weitet sich die Brust, und der leise Windhauch, der durch die Baumkronen streicht, tut so wohl wie ein Likör. Wer nach der Arbeit die frische Abendluft atmet, weiß recht gut, daß die Luft das Angenehmste auf der Welt ist. Bald werden sie gehen, um bis morgen zu schlafen. Männer, Weiber, Kinder der kleinen Landstädtchen, ihr, die ihr in der Stille, fern von Paris, schlaft, wo man nichts hört als das Geräusch der Erde, eure Herzen sind ruhig und erwachen am Morgen frisch und rein wie die Strahlen des Lichts.

Übertragung von Fritz Holl

* * *

MITTEILUNGEN DES VERLAGS

Obgleich der Insel-Verlag in den Tagen, da dieses Heft in die Hände seiner Freunde gelangt, auf zwei arbeits-, aber auch, wie wir ohne Überhebung sagen können, ergebnisreiche Jahrzehnte zurückblicken darf, scheint uns doch der Zeitpunkt noch nicht gekommen, die Geschichte des Verlags zu schreiben. Wer anfängt, sich geschichtlich zu betrachten, fühlt schon die Versteinerung, der alle Dinge einmal anheimfallen, aber wenn auch im Verlaufe eines langen Wachstums der eine oder andere Zweig abstarb, so ist doch das Ganze zu beseelt und ergriffen von den Aufgaben, die Gegenwart und Zukunft stellen, als daß zur Rückschau Zeit und Besinnung bliebe. Es ist mehr ein Zufall, daß wir im Augenblick, da zwanzig Jahre Bestehens hinter uns liegen, an den Anfang anknüpfen und den Gedanken weiterspinnen, der zur Gründung der Zeitschrift „Die Insel" und damit des Verlags, dem sie den Namen gab, geführt hat. Lag doch, nachdem die Zeitschrift selbst am Widerstand der stumpfen Welt gescheitert war, die Aufforderung, sie in anderer Form fortzusetzen, schon in dem von Peter Behrens so klar gestalteten Verlagssignet, und so ist denn der Plan, eine neue Zeitschrift unter dem Titel „Das Inselschiff" ins Leben zu rufen, bereits viele Jahre alt, seine Ausführung immer vertagt, durch den Krieg verzögert und dann erst recht gefördert worden. Wenn der Insel-Verlag anfänglich, trotz gelegentlicher Publikumserfolge wie Otto Julius Bierbaums „Irrgarten der Liebe" oder

der „Deutschen Chansons“ als Sammelpunkt jener Wegbereiter, die den Menschen wieder die Schönheit des Lebens sehen lehren und ihn zu ihren Quellen hinführen wollten, im Rufe der Exklusivität stand, so ging seine Wirkung in dem Maße, wie die Idee an Boden gewann, immer mehr in die Breite, so daß seine Gefolgschaft heute schon nach Millionen zählt. Da erschien es, zumal im Hinblick auf die nach allen Seiten hin ausstrahlenden Interessen des Verlags, erwünscht und geraten, in einer nur den Verlag und sein Gesicht widerspiegelnden Zeitschrift einen Mittelpunkt zu schaffen, von dem, wie von einer Warte aus, seine gesamte Tätigkeit überschaut und sein Herz und Hirn bei der Arbeit und im Austausch mit den von außen einwirkenden Kräften gezeigt werden kann. An dieser Stelle werden wir fortlaufend über die Neuerscheinungen und die in Vorbereitung befindlichen Bücher des Verlags berichten, so daß unsere Freunde in dauernder Verbindung mit unserm Schaffen bleiben werden.

* * *

Erfreulicherweise hat sich während und auch infolge des Krieges, der viele lesen gelehrt hat, die vorher noch kein oder kaum ein Verhältnis zu Büchern hatten, in unserm Volke die Freude am Buche in unerwartetem Umfang entwickelt, und es gilt nun, den Hunger weitester Kreise nach guter, preiswerter Kost zu befriedigen. Noch immer darf die Insel-Bücherei, trotzdem der Preis infolge der gewaltig steigenden Herstellungskosten auf M 1.35 erhöht werden mußte, sich rühmen, im Verhältnis zur Qualität des Gebotenen sowohl nach innen wie nach außen die wohlfeilste Sammlung zu sein; der Erfolg beweist, daß wir auf dem rechten Wege waren: nach siebenjährigem Bestehen hat die Insel-Bücherei den Absatz von fünf Millionen Exemplaren bereits überschritten. Noch in diesem Jahre wird die stattliche Anzahl von 286 Bänden erreicht haben, in denen Vergangenheit und Gegenwart, deutsches und ausländisches Schrifttum, wo immer sie Unveraltetes und Bleibendes darbieten, vereinigt sind. Mit einer von Max Unold illustrierten Ausgabe der „Judenbuche“ von Annette von Droste-Hülshoff eröffneten wir eine Folge von Bänden mit Zeichnungen moderner Künstler, womit wir die Idee des graphischen Buches auch denen nahe bringen, für die es bisher unerschwinglich gewesen war.

Auch die Schwesterunternehmung der Insel-Bücherei, die Bibliothek der Romane, schreitet vorwärts; ihre neuesten Bände sind Dostojewski, „Der Spieler und andere Erzählungen“, desselben Dich-

ters berühmter Roman „Die Brüder Karamasoff" und Jonas Lie, „Die Familie auf Gilje". Als Schmuck, nicht nur für die Auslagefenster der Buchhändler, erhielten die Bände der „Bibliothek der Romane" von Künstlern wie O. R. Bossert, G. A. Mathéy, H. A. Müller, W. Plünnecke, Walter Tiemann und E. R. Weiß gezeichnete reizvolle farbige Schutzumschläge, zumeist in Originallithographie.

Den Gegenpol zum wohlfeilen Buch bildet der in einmaliger Auflage erscheinende Vorzugsdruck, dessen vor Jahren unter günstigeren Sternen begonnene Pflege der Insel-Verlag sich nach wie vor in sorgfältiger Auslese angelegen lassen sein wird, weil er ihn als den Prüfstein seiner qualitativen Leistungsfähigkeit betrachtet. Durch die Begründung der Insel- und die Erwerbung der Janus-Presse, deren Leitung in den erfahrenen Händen von Carl Ernst Poeschel und Walter Tiemann liegt, sind wir instand gesetzt, technisch vollendete Drucke zu liefern. Als erster erschien „Das Märchen der 672. Nacht" von Hugo von Hofmannsthal in 200 Exemplaren, die bereits bei Erscheinen vergriffen waren. Es werden folgen eine Ausgabe von Rainer Maria Rilkes „Stundenbuch" in einer von uns vor dem Kriege in England aufgefundenen, wundervollen gotischen Schrift und Georg Büchners „Woyzeck" — wie man jetzt statt Wozzeck endgültig zu sagen hat — in einer von der bisher bekannten Fassung stark abweichenden Lesung nach dem Originalmanuskript, das mit dem Nachlaß des Dichters in den Besitz des Insel-Verlags übergegangen ist. Von weiteren Vorzugsdrucken ist soeben in einer Auflage von 500 numerierten Exemplaren die bei Drugulin in einer schönen alten Fraktur gedruckte Ausgabe von F. M. Huebners Übertragung der „Zierde der geistlichen Hochzeit" von Jan van Ruisbroeck erschienen, die das Haupt- und Meisterwerk des flämischen Mystikers ist. Im letzten Stadium der Herstellung befindet sich das „Stammbuch des Barons Heinrich von Offenberg", eine Faksimilereproduktion in mehrfarbigem Lichtdruck von 68 der bedeutendsten Blätter des Stammbuchs eines kurländischen Barons, der auf seinen Reisen durch Deutschland, Holland, Italien und die Schweiz in den Jahren 1778—1786 mit den größten Geistern dieser Zeit in Verbindung gestanden hat. Unsere originalgetreuen Neudrucke deutscher Literaturdenkmäler können wir durch die Faksimileausgabe des „Ackermanns aus Böhmen" von Johannes von Saaz bereichern, jenes Streit- und Trostgespräches vom Tode aus dem Jahre 1400, das als „das tiefste Werk des deutschen Humanismus in deutscher Prosa" be-

zeichnet worden ist. Die beiden Holzschnitte auf Seite 6 und 7 dieses Heftes sind dem Buche, das deren fünf enthält, entnommen. In diesem Zusammenhang dürfen wir mit Genugtuung feststellen, daß wir die günstige Konjunktur, die der Krieg nicht für die Herstellung, wohl aber für den Absatz von Luxusdrucken bot, nicht ausgenutzt haben; die einzigen Bücher, die in beschränkter Auflage erschienen, Christian Reuters Werke in der Ausgabe von Georg Witkowski und Bürgers „Münchhausen“ mit den Holzschnitten von Gustave Doré waren bereits vor dem Kriege in Angriff genommen und wurden während desselben langsam vollendet.

Sein ganzes Können hat der Insel-Verlag auf die von Albert Köster besorgte achtbändige Ausgabe von Theodor Storms Sämtlichen Werken verwandt, womit die Reihe der Klassikerausgaben fortgesetzt wird. Mit dem Herausgeber, der über 220 Drucke und Handschriften bis auf den Buchstaben und die Interpunktionszeichen verglich, um durch Beseitigung zahlreicher Textverderbnisse den ganzen Rhythmus, die letzte, aber auch entscheidende Feinheit von Storms Vortrag wieder herzustellen, haben der Papierfabrikant, der ein schönes weißes Papier herstellte, der Drucker, der die Ungerschrift für die Ausgabe neu gießen ließ, der Buchbinder, der einen sehr reizvollen Entwurf von Walter Tiemann auszuführen hatte, gewetteifert, um eine Leistung zu erreichen, die bester Friedensarbeit gleichkommt. So ist alles aufgeboten, um in dieser Ausgabe ein Werk zu schaffen, das, gleich wie der Dichter im Herzen seines Volkes unvergänglich lebt, die Anwartschaft zu dauerndem Bestande in sich trägt. — Von den andern Klassikerausgaben des Insel-Verlags wird die Großherzog Wilhelm Ernst-Ausgabe von Goethes, Schillers und Schopenhauers Werken wieder vollständig, nachdem eine Anzahl von Bänden lange vergriffen war. Mit großer Freude wird die Ergänzung der Goethe-Ausgabe begrüßt werden, die ihr durch die Angliederung von „Goethes Gesprächen mit Eckermann“ in Format und Ausstattung wie diese zuteil geworden ist. — Leider wird es auf längere Zeit hinaus infolge der zu hohen Kosten nicht möglich sein, den sechsbändigen Volksgoethe wieder aufzulegen. — Die Hölderlin-Ausgabe wird durch den vierten Band weitergeführt, die Kant-Ausgabe durch den fünften und sechsten Band abgeschlossen. Von der Lenau- und Heinse-Ausgabe ist der Schlußband in Vorbereitung. Der Registerband zu Heine ist ebenfalls bereits im Satz.

Von folgenden Werken der Weltliteratur, deren Klassizität ebenfalls

unbestreitbar ist, werden neue, bereicherte und verbesserte Ausgaben vorbereitet, von Balzacs Menschlicher Komödie, die auf zwanzig Bände erweitert wird, und den Erzählungen aus den tausend und ein Nächten, deren Übertragung von Enold Littmann mit dem arabischen Urtext genau verglichen wurde. Durch Verwendung von Dünndruckpapier wird es möglich sein, den Umfang der zwölf Bände der ersten Ausgabe von „1001 Nacht" auf den von sechs zu bringen und damit die Handlichkeit des Werkes wesentlich zu erhöhen. Nach Neudruck der seit langem fehlenden Bände „Raritätenladen" und „Pickwickier" erscheint unsere Taschenausgabe von Charles Dickens' Ausgewählten Werken wieder vollständig im Handel. Die Bibliotheksausgabe wird nicht wieder aufgelegt.

Der während des Krieges hinter dem Absatz beträchtlich zurückgebliebenen Ergänzung des Lagers durch Neuauflagen gilt nun begreiflicherweise die besondere Sorge des Verlags. Es ist unmöglich, alle die Werke hier aufzuführen, von denen neue Auflagen bereits erschienen oder in kürzester Frist zu erwarten sind. Am Jahresende wird der Friedensstand nahezu erreicht sein.

Über dem Wiederaufbau des Verlags ist sein Ausbau nicht vernachlässigt worden. Es liegen bereits vor oder erscheinen demnächst u. a. die folgenden Werke: Johannes R. Becher, Gedichte um Lotte; Fichtes Briefe; Alfred Mombert, Der Held der Erde. Gedicht-Werk; Karl Scheffler, Bismarck. Eine Studie; Albert Ehrenstein, Bericht aus einem Tollhaus; Rudolf Kaßner, Zahl und Gesicht. Der Umriß einer universalen Physiognomik; Eckart Peterich, Manfred. Eine Novelle in Briefen; Max Pulver, Auffahrt (Gedichte); Albrecht Schaeffer, Elli oder Sieben Treppen. Beschreibung eines weiblichen Lebens; Albrecht Schaeffer, Der göttliche Dulder; Felix Timmermans, Das Jesuskind in Flandern; Friedrich Theodor Vischer, Auch Einer.

Mit den Bänden: Sergei Timofejewitsch Aksakows „Familienchronik" und „Memoiren der Markgräfin Wilhelmine von Bayreuth" erfährt die Sammlung Memoiren und Chroniken ihre weitere Ausgestaltung.

Über den gegenwärtigen Stand des Verlags und die augenblicklich geltenden Preise unterrichtet das soeben unter dem Titel „Die Bücher des Insel-Verlags. Herbst 1919" erschienene Gesamtverzeichnis.

* * *



D A S

I N S E L S C H I F F

*

* E I N E *

Z W E I M O N A T S S C H R I F T



ERSTER JAHRGANG / ZWEITES HEFT
DEZEMBER 1919

*

Ich habe geglaubet, nun glaub ich erst recht!
Und geht es auch wunderlich, geht es auch schlecht,
Ich bleibe beim gläubigen Orden:
So düster es oft und so dunkel es war
In drängenden Nöten, in naher Gefahr,
Auf einmal ist's lichter geworden.

Goethe

OSKAR WALZEL

RICARDA HUCH

IN ihrer Schrift über Wallenstein nennt Ricarda Huch das Lebensalter um die Fünfzig den Abschnitt, in dem die menschliche Natur vor der Beschränkung oder Erstarrung noch einmal blüht. Dieses Blühen aber gilt ihr nicht als frühlingshafte Lösung des Sichentfaltens, sondern als herbstliche Auflösung.

Im Juli 1914 beging Ricarda Huch ihren fünfzigsten Ge-

burtstag. Die Schrift über Wallenstein mag ungefähr aus gleicher Zeit stammen. Was sie über die neue Blüte des Menschen um das fünfzigste Lebensjahr und über das Täuschende solcher Blüte sagt, wird also wohl aus eigenster Erfahrung gesprochen sein. Hinter den streng sachlichen Worten versteckt sich ein bewußtes Verzichten. Ob die Beobachtung zutrifft oder nicht, ist lange nicht so wichtig wie das in ihr enthaltene Geständnis, daß die Künstlerin selbst die Blütezeit ihres Schaffens für abgeschlossen hält. Wirklich hat Ricarda Huch seitdem wohl viel veröffentlicht, aber augenscheinlich dichterisches Gestalten aufgegeben. Denn der „Fall Deruga", der in Buchform 1917 erschien, trat zuerst in einer Zeitschrift hervor, wird also wesentlich früher abgeschlossen worden sein und trägt — was am schwersten ins Gewicht fällt — unverkennbare Merkmale, die ihn von den gesamten übrigen dichterischen Werken Ricarda Huchs unterscheiden. Wäre die Behauptung zu kühn, daß der „Fall Deruga" ein letzter Versuch sei, die künstlerischen Griffe, die einst der Dichterin lieb und selbstverständlich gewesen waren, noch einmal, aber nicht mit der vollen und ungebrochenen Kraft ihrer Blütezeit zu üben?

Natürlich kann Ricarda Huch meine Vermutungen jederzeit Lügen strafen. Vielleicht schenkt sie uns morgen eine neue Schöpfung ihrer Phantasie. Tatsache aber ist, daß sie seit fünf Jahren ein Buch auf das andere folgen läßt, ohne das Gebiet der Dichtung anders als beurteilend zu berühren, vielmehr in einer Steigerung, die von wissenschaftlichem Darstellen emporgeht zu Betrachtung und Bekenntnis. Nach „Wallenstein" kam „Luthers Glaube". Vor kurzem trat das Buch „Der Sinn der Heiligen Schrift" hervor. Es ist vollends zu einer Art von Erbauungsschrift weitergetrieben.

Eine Behauptung, die ich in meiner kleinen Arbeit über Ricarda Huch von 1916 vorbrachte, gewinnt durch die un-

verkennbare Wandlung in ihrem Schaffen an Wert. Ich suchte festzustellen, daß die Erzählerin Ricarda Huch sich grundsätzlich ganz anders gebe als die Verfasserin wissenschaftlicher Erörterungen. Hier wie in ihrer Lyrik ist sie Bekennerin. In ihren Erzählungen ist von sittlicher Bewertung so gut wie nichts zu bemerken. Ihr Büchlein über Gottfried Keller erinnert einmal an Schopenhauers Begriffsbestimmung des Genies. Der Intellekt des Genies hat nach Schopenhauer die Fähigkeit, sich vorübergehend von dem tyrannischen Willen frei und zum Spiegel der Welt zu machen; er nimmt das Wesen der Welt rein auf, nicht wie sie dem gebundenen Menschen in bezug auf seine Bedürfnisse, Meinungen und Ziele erscheint. Ricarda Huch fügt hinzu, daß solche Fähigkeit auch Objektivität heiße. Gleiche Objektivität herrscht in ihren Erzählungen.

Sie aber stellt solche Objektivität bei Keller fest. Sie verknüpft diese Eigenheit Kellers mit dem gleichmäßig wohlwollenden Gefühl, das in Keller bestand für seine Geschöpfe. Sie nennt das den Humor Kellers. All das ist an ihren Dichtungen gleichfalls zu beobachten. Und ähnlich wie bei Keller geht es in ihren Erzählungen von liebevoll begreifendem Humor gern weiter zu einem ironischen Belächeln, das indes beileibe nicht Partei ergreift. Solche Ironie waltet etwa in ihrer Umdichtung der alten Geschichte vom Armen Heinrich. Man hat sich den Kopf zerbrochen, ob diese Erzählung ein unbedingtes Bekenntnis zu Nietzsches Umwertung der Sittlichkeit bedeute. Gewiß steht jedem frei, aus dem Buche solche Auffassung herauszulesen. Allein Ricarda Huch vermeidet es völlig, hier ihr persönliches Urteil auszusprechen. Kein Wort verrät, wie sie's selbst meint. Objektivität ist, wie in allen ihren Erzählungen, strenge gewahrt.

Wenn aber jetzt Ricarda Huch von gewollt objektiven Erzählungen sich völlig zu bekennenden Schriften wendet, so

beschreitet sie den Weg, den die deutsche Dichtung heute überhaupt geht. Auf ein Zeitalter, das in der Kunst sittliche Bewertung nach Kräften mied und sittliche Ziele wie etwas Un- und Widerkünstlerisches empfand, folgt jetzt eine Zeit des Bekennens. Der Künstler soll sittliche Entscheidungen treffen. Er soll seine Ansicht von dem Wert der Menschen und Dinge nicht länger bloß erraten lassen, sondern unverhohlen aussprechen.

Allein wenn andere aus der ältern Schicht unverkennbar Fühlung mit der neuen Kunst suchen, ihr zuliebe künstlerische Bräuche, die ihnen geläufig gewesen waren, ohne Bedenken aufgeben und neue künstlerische Griffe üben, so denkt Ricarda Huch an nichts weniger als an Zugeständnisse, die einem geänderten Zeitgeist gemacht werden. Bekennerin war sie längst gewesen, wenn sie sich nicht als Erzählerin gab. Jetzt verzichtet sie auf erzählendes Schaffen. Aber sicherlich aus einem rein innerlichen Drang und wahrscheinlich aus dem Bewußtsein, daß die Zeit des Dichtens für sie vorbei sei. Ihre eigene Entwicklung, die wie etwas Notwendiges ihr wie andern erscheinen mag, führt sie jetzt ausschließlich auf den Boden sittlich fordernder und bemessender Schriften. Die notwendige Entwicklung ihrer Persönlichkeit fällt mithin in überraschender Weise zusammen mit der Entwicklung ihrer Zeit, mit einer Entwicklung, die doch wohl auch für etwas Notwendiges gelten darf.

Ich aber möchte nicht die neue Ricarda Huch, die Bekennerin, hier zu erfassen suchen. Sondern ein Blick soll zurückfallen auf ihre erzählenden Schöpfungen von einst. Wenn sie wirklich wie etwas Abgeschlossenes und Vergangenes innerhalb der geistigen Arbeit Ricarda Huchs gelten müssen, dann lockt es um so mehr, den Gesamteindruck ihrer Erzählungskunst noch einmal festzuhalten. Nach allem, was schon zu sagen war, bedarf es nicht noch ausdrücklicher Versicherung,

daß diese Dichtungen den künstlerischen Absichten des Augenblicks nicht entsprechen. Es liegt nahe, daß sie deshalb den Vertretern der unmittelbaren Gegenwart wie etwas Abgenutztes und Veraltetes, wie überholte Kunst von gestern und vorgestern erscheinen. Dringend notwendig ist es daher, eine rasch vorwärts eilende Zeit vor einem Mißurteil zu bewahren, das nur Verluste, und zwar Verluste geistiger Bildung bedingen könnte. Heute, da viele gern über die Kunst der Zeit vor und um 1900 absprechen, kann gar nicht laut genug gesagt werden, was von dieser Kunst Anrecht auf dauernde Beachtung und Schätzung hat.

So mahnten viele bei der hundertsten Wiederkehr von Gottfried Kellers Geburtstag mit gutem Recht, die hohen Werte seines Schaffens heute nicht leichtherzig mit der Begründung preiszugeben, daß Keller den Ansprüchen der unmittelbaren Gegenwart nicht genüge. Eingeengt wurde ja von manchen kurzsichtigerweise Kellers Kunst auf das Bürgerliche, das in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts herrschte und heute für überwunden gilt. Daß er in der bürgerlichen Welt seines Zeitalters wurzelt, wird kein Vernünftiger bestreiten. Aber weit über die Möglichkeiten einer Dichtung vom Bürgertum griff er hinaus. Das Eigentlichste und Wesentlichste seines Könnens liegt an ganz anderer Stelle als die Dichtung der bürgerlichen Erzähler vom Schlage Freytags oder Raabes.

Kellers Kunst und Ricarda Huchs Kunst waren hier schon einmal zusammen zu nennen. Bei allen beträchtlichen Gegensätzen, die zwischen der Persönlichkeit Kellers und der Persönlichkeit Ricarda Huchs bestehen, dürfen die Namen beider auch angesichts der Frage, die sich hier auftut, miteinander verbunden werden.

Ich denke nicht daran, Ricarda Huch als ganze künstlerische Persönlichkeit an Keller abzumessen und das Wertverhältnis beider zu bestimmen. Das sei andern und bleibe

vor allem der Zukunft überlassen. Allein eine tiefgreifende innere Verwandtschaft besteht sicherlich zwischen ihr und dem Schweizer, eine Verwandtschaft, die sich auch dort bewährt, wo sie nicht, wie in dieser oder jener humoristischen Erzählung ihrer Frühzeit, mit Willen eine Studie nach Keller liefert. Ganz und gar aber möchte ich sie nicht um solcher Studien willen oder wegen anderer Züge, die sie mit Keller teilt, bloß zu einem Ergebnis von Kellers Einfluß oder gar zu seiner Nachahmerin stempeln. Aus verwandten Voraussetzungen, die ihr sichtlich eingeboren, nicht von ihr erlernt sind, gelangt sie schließlich doch zu Schöpfungen, die sich wesentlich von Kellers Werken unterscheiden. Das ist so selbstverständlich, daß ich wohl darauf verzichten darf, die starken Gegensätze zwischen dem Roman „Michael Unger" und dem „Grünen Heinrich", zwischen dem Buch „Von den Königen und der Krone" und dem „Sinngedicht" zu unterstreichen.

Ausführlich genug äußerte sich Ricarda Huch selbst so über Keller wie über andere deutsche Dichter, die, Zeitgenossen und Nachbarn Kellers, vielfach wie seine nächsten Geistes- und Kunstverwandten empfunden, von ihr aber ganz anders als Keller gewertet werden. So wies sie auch auf die Stelle in Kellers Schaffen hin, die für ihre eigenen Gestaltungen von entscheidender Wichtigkeit ist. Sie selbst unterließ es, bei dieser Gelegenheit ihre Kunst mit der Kunst Kellers zu verknüpfen. Um so mehr wird dem Vergleicher Kellers und Ricarda Huchs zur Pflicht, die Worte ihrer Schrift über Keller, in denen sie das Wesen seines Dichtens auszusprechen sucht und tatsächlich ein entscheidendes Merkmal ihrer eigenen Schöpfungen feststellt, herauszuheben und für seine Zwecke zu nutzen: „Seine Lust zu schauen ist unverwüstlich; wer sich ihm anvertraut, geht an seiner Hand über die Erde wie durch ein Land an einem hohen Frühlingsfesttage, wo Himmel und Erde prangen, schöne Menschen bekränzt und

geschmückt in Prozessionen daherziehen, alle Häuser ihre Teppiche aus den Fenstern gehängt und ihr bestes Gerät ausgestellt haben."

Belege für Ricarda Huchs verwandtes Streben, schöne Menschen und eine schöne Welt wie etwas Festtägliches erstehen zu lassen, bringt der siebente Abschnitt meiner Arbeit über sie; leicht wären diese Belege zu vermehren. An Keller beobachtete als einer der ersten schon im Jahre 1861 Otto Ludwig solche Freude am reichen Kolorit. Nur Giorgione und Tizian hätten gleiche tiefe glühende Farben, meinte damals Ludwig. Wirklich und nicht im übertragenen Sinn ist dies Kolorit gemeint. Kellers Erzählungen bringen in den Ablauf eines Vorgangs Ruhepausen, in denen satte Farben und Goldton des Lichts den Sinn gefangennehmen und den Leser kraftvoll emportragen über die Welt des Alltags. Eine Überfülle von Farbe und Licht ist ausgegossen über die sonntägliche Wanderung Salis und Vrenchens in „Romeo und Julie auf dem Dorfe". Noch wirksamer hebt sich von der Umgebung in den „Mißbrauchten Liebesbriefen" das wandernde Ännchen mit ihrem starkabgetönten Bauerngewand ab. Oder in „Don Correa" die Sippe der Donna Feniza.

Diese farben- und lichtkräftigen Episoden schenken den Erzählungen Kellers etwas von dem bestechenden Gesamtton, von dem Märchenduft, den in einem Briefe an Keller vom 12. Oktober 1881 Paul Heyse feststellte. Noch an Kellers handfestesten Figuren wollte Heyse solchen Märchenduft beobachten. Und mit einer Wendung Gottfrieds von Straßburg machte er diesen Märchenduft zur Voraussetzung der Tatsache, daß die Welt, in der Kellers Gestalten atmen, so gar nicht „ir aller werlde" sei.

Realistische Erzählungen eines scharfäugigen Beobachters. Und gleichwohl etwas wie eine Märchenwelt. Ricarda Huch bezeichnet dieses eigentümliche Widerspiel in Kellers Schaf-

fen genauer. Sie weiß, daß er die einfachsten menschlichen Verhältnisse schildert: Trennung und Heimkehr, Erziehung, Schule, Beruf, Arbeit und Feste. Sie weiß auch, daß er das einfache Gerüst der Tatsachen schmückend mit üppiger Phantasie umwindet. Aber diese Phantasie sei exakt, sie phantasiere im Sinn der Wirklichkeit. Auch wo er am ausgelassensten fabuliert, röche man Fleisch und Blut und spüre man die siegesgewissen Elemente der Wirklichkeit.

Gewiß nicht völlig Gleiches, aber etwas Verwandtes besteht in Ricarda Huchs Dichtungen. Der Märchenduft macht sich bei ihr noch unmittelbarer Raum als bei Keller. Wenn vielleicht bloß der sorgsame Beobachter erkennt, daß die scheinbar ganz realistisch gefaßte Welt Kellers ins Märchenland hineinragt, daß seine scheinbar sorgfältige Wiedergabe der Umwelt vielmehr zu Festen des Lichts und der Farbe künstlerisch sich steigert, so erwecken die Schicksale Laskos in dem Buch „Von den Königen und der Krone", ja sogar die Vorgänge, in deren Mittelpunkt Ricarda Huchs Garibaldi steht, von vornherein den Eindruck, daß nicht „ir aller werlde" abkonterfeit wird, sondern eine fast unwirkliche, eine märchenhafte Welt sich eröffnet. Eine Welt, erfüllt von Farben und von Belichtungen, die nur in der Phantasie der Dichterin bestehen oder mindestens dem Auge des Alltagsmenschen kaum aufgehen.

Sicherlich ist Kellers Bedürfnis, aus dem Trüben und Eintönigen des Lebens emporzutauchen zu Gesichten, die durch ihre farbenfrohe Leuchtkraft alles Bedrückende und Herabstimmende vergessen lassen, bei Ricarda Huch gesteigert. Ein einziger Beleg bezeuge das. Lasko erzählt einmal von seinen Erlebnissen in Mexiko. Wie er in einen Urwald weiter vorgedrungen war, als jemals ein Mensch zuvor. Die unsterblichen Bäume waren dermaßen von Schlingpflanzen umwachsen, daß er sich einen Weg nur bahnen konnte, indem



Ricarda Huch

er von Zeit zu Zeit das Lianendickicht anzündete und Löcher hineinbrannte. Die Zweige der Bäume und die schwebenden Brücken der verschlungenen Gewächse waren voll von Papageien, Kakadus und Affen, die tanzend oder mit den Flügeln schlagend auf ihn zukamen. Von der Anstrengung ermüdet, legte er sich nieder. Und indem er über sich in die verknoteten Ranken sah, vermißte er den Himmel, auf den nirgends ein Durchblick war. Nur die schlanken Sonnenstrahlen schossen, wie von einem jenseitigen geschliffenen Diamanten geworfen, hindurch auf die braungrünen, faulenden Stämme und hinunter auf das wuchernde Moos. Lasko schoß seine Pistole mitten in das dicke Dach hinein. Und nun war es, wie wenn eine Knospe sich öffnet und zum ersten Male die sonnige Luft in den dumpfen Kelch einströmt, oder wie wenn ein Fels, vom Zauberstabe berührt, aufspringt und kühles Wasser daraus hervorrauscht. Nur ein kleines Stückchen Himmel war sichtbar geworden, aber die blaue Leuchtkraft war so stark, daß es schien, als hätte Lasko mitten hineingetroffen und der Äther selbst strömte als ein goldenes, unkörperliches Blut aus der schmerzlosen Wunde... In langer Schilderung führt Lasko noch die Wirkungen vor, die sein Schuß in den Tieren des Urwalddickichts wachrief.

Das geht weit hinaus über Kellers Technik des eingefügten farbenfrohen Bilds. Auch wenn Keller ins Exotische sich wendet, wagt er nicht solche überstarke Wirkungen im Wechsel von Hell und Dunkel. Ricarda Huch legt die rauschhaft üppige Schilderung in den Mund Laskos. Ist es Dichtung Laskos oder Wirklichkeit? Erzählt er, was ihm wirklich begegnet ist, oder gefällt sich der Phantasievolle im Ausmalen erfabulierter Gesichte? Ricarda Huch läßt die Frage offen. Und indem sie dies tut, schafft sie sich einen künstlerischen Rückhalt, gibt sie etwas wie eine künstlerische Begründung für einen Einschub, zu dem sie sich gedrängt fühlte und der ihr ein Be-

dürfnis war, weil sie, wie Keller und noch mehr als er, gern in Farben und Belichtungen von üppigem Reichtum schwelgt.

Wie sich dieses innere Bedürfnis bei Ricarda Huch schon früh anmeldet, wie es etwa schon im „Mondreigen von Schlaraffis“ sich auslebt, wie es sich steigert bis zu den Erzählungen Laskos, sei hier nur angedeutet. Es bestreitet einen guten Teil des Wunderbaren in ihren Erzählungen. Auch Keller liebt dieses Wunderbare, wenn er es auch kräftiger bändigt als sie. Dann aber sucht er das Wunderbare nicht so gern wie sie in der Seele seiner Menschen auf. Die Menschen Kellers besitzen ein Seelenleben, in dessen Tiefen wir leichter Einblick gewinnen, auch wenn er das Gebiet schweizerischen Menschentums seines Zeitalters verläßt und in die Vergangenheit oder in fernes Ausland weiterschreitet.

In ihrem Buch über die deutsche Romantik scheidet Ricarda Huch zwei Möglichkeiten des Wunderbaren in der Dichtung. Das Wunderbare kann durch abenteuerliche Handlung erbracht werden. Doch auch aus der Nachtseite der Seele und der Natur kann ein magisches Licht auf das bewußte, dem Verstande zugängliche Leben fallen. Traum und Wahnsinn, zwingende Neigung und dämonischen Haß zählt Ricarda Huch zu dieser Richtung des Wunderbaren.

Menschen von solcher seelischen Art liebt sie. Wieder seien Lasko und seine Umgebung als ausgesprochenste Vertreter dieser Menschenart genannt. Von Keller entfernte sich das alles beträchtlich. Es entsprach einem Zuge der Zeit, die mehr und mehr und weit hinaus über die Dichtung aus der Mitte des 19. Jahrhunderts seelischen Rätseln nachspürte. Ein wichtiger und schwerwiegender Unterschied in der künstlerischen Prägung war die Folge. Mit Recht stutzt man, wenn mitten in der Welt wunderbarer seelischer Vorgänge des Romans „Von den Königen und der Krone“ erzählt wird, daß Lasko und sein Vater Lastari eine Eisenbahnfahrt unternehmen. Das

Märchenhafte des Romans stößt da unversehens auf die Prosa des Alltags von heute. Solche weitgespannte Gegensätze kennt Keller nicht. Sein Wunderbares ruht mehr in der Kunst, aus dem Alltäglichen zwanglos hinüberzugeleiten zu Eindrücken von Menschen oder von Natur, die wie Gesichte eines gottbegnadeten Auges wirken. Es ist ein Grundzug von Ricarda Huchs Kunst, daß sie Vorgänge, die etwas Märchenhaftes an sich tragen, zusammenprallen läßt mit der mechanisierten Welt von heute, daß sie das Wunder seelischer Vorgänge, das von ihr verwirklicht wird, für unsere Alltagswelt mit entschiedener Gebärde beansprucht.

Dagegen meidet sie mit Keller das Wunderbare des abenteuerlichen Vorgangs. Wieder einmal sei gesagt, daß Kellers hohes Verdienst um deutsche Erzählungskunst in dem Verzicht auf die Lieblingswendungen des Schauerromans beruht. Ricarda Huch leistete ihm darin treue Nachfolge. Selbst die Geschichte von Lasko, die nahe ans Abenteuerliche herangeht, wurzelt in einer zwar seltsamen, aber doch bestehenden, von Ricarda Huch erlebten und sorglich erforschten Wirklichkeitswelt. Nur ganz zuletzt überschritt sie die Grenzen, die sie sich sonst gut Kellerisch gezogen hatte. „Der Fall Deruga" nahm unverkennbar den Wettbewerb auf mit äußerlich spannenden Gerichtsromanen. Er teilt mit dem Schauerroman eine ganze Reihe von Merkmalen. Wieweit Ricarda Huch trotzdem auch diesmal etwas Künstlerisches geleistet und die wirksamen Lieblingsbräuche gewandter Erzähler durchgeistigt und geadelt hat, suchte ich nach dem Erscheinen des Buchs darzutun. Hier ist wichtiger, daß in dieser Erzählung Ricarda Huch von Keller sich mehr entfernt als in fast ihrer ganzen übrigen dichterischen Schöpfung. Nur das Wunderbare seelischer Vorgänge, also gerade das, was an ihren Erzählungen am wenigsten Kellerisch ist, verbindet den „Fall Deruga" mit dem ältern Schrifttum der Dichterin.

Der Weg, den die Erzählerin Ricarda Huch gegangen ist, tritt durch den „Fall Deruga“ nochmals in volles Licht. Wirklichkeit setzte sie um ins Märchenhafte wie Keller, und gleich ihm ließ sie sich tragen von dem innern Bedürfnis, reiche Farben und sattes Licht über die Wirklichkeit zu breiten und sie mit diesen Mitteln ins Märchenhafte zu steigern. Aber die Wirklichkeit, die sich bei ihr wie bei Keller mit Märchenduft umwob, verlor mehr und mehr die herbe, ja derbe Schlichtheit von Kellers Welt. Auf der Suche nach dämonischen Menschen, nach Menschen, die, wie von einer Gottheit besessen, ihr Schicksal sich gestalten, eroberte sie sich eine seelische Welt von eigenem und starkem persönlichem Ton, eine Welt, der ausgezeichnet der verklärende Märchenton ihrer Dichtung taugte, die dafür aber um so härter zusammenstieß mit der Wirklichkeit des Alltags, aus der sie doch wiederum stammte, ganz wie die Menschenwelt Kellers.

* * *

RICARDA HUCH
DREI GEDICHTE

(Bisher ungedruckt)

SAG mir dies nur, ob dich sandten
Götter, die mein Straucheln kennen?
Soll ich himmlischen Verwandten,
Führer, Dämon, Gott dich nennen?

Oder bist du in Verhüllung,
Lockend vor mir hergespiegelt,
Meines eignen Seins Erfüllung,
Das den müßigen Fuß beflügelt?

Oder ob dich nur, von Staube,
Meine Augen licht besäten,

Um der Schönheit, die ich glaube,
Bild zu schaun und anzubeten?

* * *

O meine Schwestern, die zertreten sterben,
Wie Blumen, von der Menge schweren Füßen!
Sie eilen harte Herzen zu umwerben
Und werfen Staub der Straße auf euch Süßen.

O Schwestern, hart ist unser Los! Wir gaben
Geduldig wie der Acker seine Garben.
Uns, wenn wir müde sind, will keiner laben,
Und keiner uns erquicken, wenn wir darben.

O Schwestern, nicht beklag ich unser Los!
Das Leben troff von unsern leichten Händen,
Wie Sterne rauschen aus des Himmels Horn,

Und herbsteten die Klugen Frucht und Korn,
So stürzten wir uns, trunken von Verschwenden
Und Liebe, in der Erde wunden Schoß.

* * *

AN EINEN BAUM VOR MEINEM FENSTER

Der Mond wird kommen wie aus Fabelmeeren
Ein Segel safrangelb, im Ufertang
Verstrickt; die Sterne werden wiederkehren

Und wie im Netz der blanken Fische Fang,
Mein Baum, erglitzern zwischen deinen Zweigen.
So wie sie heute sausend dich umschwang,

Tanzt dir die Fledermaus den Geisterreigen.
Einsame auch, die, deren Herz beklommen,
Ruhn bei dir aus, versunken in dein Schweigen;

Nur deine Freundin wird bald nicht mehr kommen.

* * *

RICARDA HUCH
VON ARMUT UND REICHTUM

Es sollte allerdinge kein Armer unter euch sein ... Es werden allezeit Arme sein im Lande. — 5. Mos. 15. 4. 11. — Reiche und Arme müssen untereinander sein; der Herr hat sie alle gemacht. — Sprüche 22. 2.

WIEVIEL himmlische Güte und Weisheit ist in der Heiligen Schrift geborgen. Es sollten keine Arme unter uns sein; denn genug ist da für alle; aber Gott weiß, daß die Menschen sich nicht genügen lassen, und aus dieser Ungenügsamkeit selbst läßt er noch das Große hervorgehen. Er hat Freude an der Mannigfaltigkeit des Lebens und läßt es sich hundertfältig äußern, jede Form mit ihrer Lust und ihren Schmerzen, solange sie noch Gott glauben und sich seinem Willen beugen. Es sollten keine Arme unter uns sein; das bleibt. Das Dasein der Armen ist immer eine Mahnung an die Reicheren; dennoch stellt Gott keine ideale Forderung auf, er gebietet nichts, was über die menschliche Natur hinausgeht. Verschwindet aber die brüderliche Gesinnung, das Mitleiden, das in der menschlichen Natur liegt, so entarten auch Volk und Mensch.

Der Trieb des Individuums nach Macht oder die Herrschsucht ist Trieb nach Reichtum; ohne diesen Trieb ist kein individuelles Leben zu denken. Wie nun aber das Individuum, durch Abzweigung von Gott, der Ganzheit, entstanden ist und auch entstehen sollte, aber doch zu Gott zurückkehren muß, wenn es nicht im Nichts sich verlieren will, so ist auch der Macht des einzelnen und dem Reichtum des einzelnen eine Grenze gesetzt.

Diese Grenze setzte das mosaische Gesetz durch die wundervolle Einrichtung der Halljahre und Sabbatjahre, Jahre der Ausgleichung für alles zu hoch Geschwollene, Götterjahre, wo alles Abgesonderte wieder gesammelt und im Ganzen geheiligt

wurde. Das Wesen der Welt ist es, sich solchen göttlichen Ausgleichungen möglichst zu entziehen und den Reichtumstrieb sich nach Kräften und unbedingt auswachsen zu lassen, ihn nur nach Möglichkeit verschleiernd.

Wenn der individuelle Machttrieb sich selbst überlassen ist, kommt es so, daß der Stärkere die leichte Arbeit und den hohen Ertrag für sich nimmt und die schwere Arbeit und den geringen Ertrag auf den Schwächeren abwälzt. Im Altertum löste man das Problem, diesen individuellen Trieb mit der Nächstenliebe zu vereinigen, durch das Institut der Sklaverei. Durch die Sklaven, ursprünglich unterworfene Völker und Verbrecher, wurde der belastete, schwächere Teil ausgeschaltet, und es konnte sich über dieser Basis geknechteter Leiber, über diesem eingemauerten Leben, eine Schicht von Freien, Glücklichen, Unbelasteten bewegen und eine schöne, ebenmäßige Kultur schaffen. Der Erdenrest, den jeder Mensch und jede menschliche Gesellschaft zu bewältigen hat, wurde durch die Sklaverei vollständig aus der Gesellschaft verdrängt, so daß etwas Makelloses und Lückenloses übrigbleiben konnte; nur daß dies ein Kunstwerk war, das zusammenstürzen mußte, sowie der lebendige Untergrund sich bewegte, oder sowie eine Macht von außen dagegen stürmte, wenn diese abgesonderte Gesellschaft nicht schon vorher durch Inzucht entartete und durch Überfütterung erlahmte. Obwohl das Christentum die Sklaverei abgeschafft hat, sucht die Welt, in der nach wie vor der Machttrieb herrscht, nur verdeckt, sie stets unter der Hand wieder einzuführen. Je höher die Kultur in einem Lande ist, desto mehr kann man von vornherein überzeugt sein, daß es entweder keinen sehr starken Arbeiterstand hat, weil es nicht viel Industrie treibt, keine bedeutende Rolle im Weltverkehr spielt, sondern überwiegend landwirtschaftlich ist; oder daß es seine Arbeiter in einem sklavenhaften Abstand von der übrigen Bevölkerung hält, wie das in England noch

bis vor kurzem der Fall war. Der Industriestaat, überhaupt der hochzivilisierte Staat muß entweder mit Sklaven arbeiten oder barbarisch wirken.

Arme sollen nicht da sein, aber sie werden immer da sein; denn Gottes Wille ist nicht Gegensatzlosigkeit und Unterschiedlosigkeit, sondern Gegensätze, die sich beständig ausgleichen und neu bilden; die Unterschiede dürfen also nicht zu groß, die Schranken dürfen nicht unübersteiglich sein. Sie werden es erst durch die Geldwirtschaft; denn das Geld ist eine Abstraktion des Wertes vom Ding und vermehrt sich aus sich selbst, gerade so wie Begriffe sich ins Unendliche vermehren können, ohne daß etwas Lebendiges dahinter ist. „Worte, Worte, nichts als Worte."

Armut und Reichtum gib mir nicht, laß mich aber mein beschieden Teil Speise dahin nehmen. — Sprüche 30. 8.

Modern ausgedrückt: gib mir ein mäßiges Verdienst aus meiner Arbeit, so daß ich leben kann, kein zinstragendes Vermögen. Das Gute liegt in der Mitte; auf dem sogenannten Mittelstande beruht die Kraft des Volkes.

Wo der Unterschied zwischen großem Reichtum und armseliger Armut nicht durch einen, die beiden äußersten Enden verknüpfenden Mittelstand ausgeglichen wird, ist das Gleichgewicht verschoben, und die Unhaltbarkeit der Lage muß sich bei einem starken Anstoß von außen zeigen. Übergroßer Reichtum ist der Kopf, der nach dem Wort der Bibel fallen muß, worauf das kraftlose Elend übrigbleibt. Die Welt- oder Geldwirtschaft, denn das ist ein und dasselbe, neigt aber dahin, das Kapital in einigen Händen zu sammeln, zu zentralisieren, wodurch der Mittelstand allmählich ausgesogen wird und übertriebener Reichtum und übertriebene Armut sich unvermittelt gegenüberstehen. Wenn dieser Zustand eingetreten ist, muß man auf gewaltsame Umwälzungen rechnen.

Ein gesunder, natürlicher Zustand herrscht nur da, wo die Unterschiede nicht so groß sind, daß nicht das Bewußtsein der brüderlichen Gemeinschaft aufgehoben wird; denn auf die brüderliche Gesinnung kommt es ja zuletzt an, und von ihr hängt zuletzt alles ab. In Moses' Gesetzen wird vor allem darauf Nachdruck gelegt, daß die Armen als Brüder zu betrachten sind. Das ist so lange möglich, als in der Hauptsache Naturalwirtschaft herrscht und Ackerbau und Viehzucht die Grundlage des Volkes bilden. Selbst jetzt noch können wir sehen, daß auf dem Lande und in der Landstadt der Unterschied zwischen arm und reich nicht dieselbe Bitterkeit hat wie in der Stadt und namentlich in der Großstadt, weil die Lebensbedingungen für alle annähernd die gleichen sind. Betrachten wir jetzt das Leben der Fürsten und Großen der Vergangenheit, noch im siebzehnten Jahrhundert, so bemerken wir, daß sie nicht viel schlechter lebten als ein Arbeiter unserer Zeit. Es ist die Geldwirtschaft, Welt oder Zivilisation, die eine Kluft zwischen arm und reich schafft, wie sie zwischen Bruder und Bruder nicht bestehen sollte, und die nicht nach Gottes Willen ist; diese selbst hat aber wieder ihren Ursprung in der Gottlosigkeit, das heißt im Fehlen des Maßes, das den ausschweifenden individuellen Gelüsten der einzelnen die Grenze setzt.

Die sorgfältigste Armenfürsorge unserer Zeit ist doch nicht christlich; denn das Göttliche und Christliche liegt in der brüderlichen Gesinnung und in der Gemeinschaft. Nun ist es allerdings nicht möglich, die Welt mit ihren künstlichen Ungleichheiten mit einem Schlage abzuschaffen und den natürlichen und gesunden Zustand wiederherzustellen; deshalb heißt es, daß Gott verkehrt mit den Verkehrten ist. Wenn der Grundzustand ungöttlich ist, geht auch das Gute, das geschieht, von dieser ungöttlichen Grundlage aus und paßt sich ihr an; täte es das nicht, könnte es überhaupt nicht wirken. Je höher die Unnatur der Zivilisation steigt, desto schwieriger ist es, das

Gute gut zu tun. Es muß zuletzt so kommen, daß gerade das Gute das Allerverkehrteste wird, wie der Sozialismus, um den Armen zu helfen, alle Welt arm machen will.

Allgemeine Sehnsucht nach Rückkehr zur Natur ist immer ein Zeichen, daß die Entwicklung in der eingeschlagenen Richtung nicht mehr weitergeht, daß also kein innerer Trieb mehr da ist, die Gesellschaft gottlos geworden ist. Eine Gesellschaft kommt aber wie der einzelne nie durch Rückwärtsbewegung zur Natur, sondern durch Auflösung; ob diese plötzlich, durch Krieg oder Revolution, oder allmählich geschieht, durch Völkerwanderung oder Völkerverschiebung, das hängt nicht vom Willen der Menschen, sondern vom Willen Gottes ab.

Aus dem „Sinn der Heiligen Schrift".

* * *

ARNO HOLZ
„PHANTASUS"

(Bisher ungedruckt)

SITZE ich über dem „Phantasus",
nicht bloß weil ichs „will", nein, weil ichs muß,
wird mir oft wunderlich seltsam zumut,
wie aus fern fernster Urzeit her pulst mein Blut.

Ich war alles, ich bin alles, ich werde sein,
flüchtiger als ein Windhauch, gefügter als aus Stein,
was ich schreibe, was ich treibe, es flüstert sich mir zu:
Tat wam asi, das bist du!

„Dein"... „Werk"?... „Dein"... „Tun"?... Jenun, jenun!
Wir lassen dich nicht locker, wir lassen dich nicht ruhn!
Wir weben an dir Tag und Nacht,
wir schlagen durch dich unsre Gedankenschlacht!

Was du dir langsam ergrübelst, es stand schon einmal da,
wir helfen dir, wir sind dir nah!
Ohne uns, ohne uns, du kämst nicht vom Fleck!
Du bist nur Mittel! Du bist nicht Zweck!

Suche weiter! Schürfe tiefer! Hör nicht auf!
Was schiert die „Welt" dich und ihr „Lauf"?
Eh nicht zu Ende dein „Gedicht":
wir lassen dich nicht! wir lassen dich nicht!

So raunts und wisperts um mich herum,
ich sitze gebückt, ich sitze krumm,
und nur noch ... dieses Eine ... bleibt mir ... als Rest:
Ich ... entziffere ... mühsam ... ein ... Palimpsest!

* * *

WORTE DES MEISTERS ECKHART

NACH der Art meiner ewigen Geburt bin ich ewig gewesen und bin jetzt und werde ewig bleiben. Das, was ich zeitlich bin, das soll sterben und soll zunichte werden, denn es gehört dem Tage, darum muß es mit der Zeit zugrunde gehen. In meiner Geburt wurden alle Dinge geboren, und ich war Ursache von mir selbst und aller Dinge. — Wer diese Rede nicht versteht, der beschwere nicht damit sein Herz.

• • •

Gott ist eine Sprache ohne Sprache und ein Wort ohne Wort, und in ihm werden alle Geschöpfe lebendig und wachsen.

• • •

In ihrem letzten Ziele suchen alle Kreaturen Ruhe, ob sie es selbst wissen oder nicht. Im Stein wird die Bewegung nicht früher geendet, bis er auf dem Boden liegt. Desgleichen tut das Feuer. Ebenso tun alle Geschöpfe: sie suchen ihre na-

türliche Statt. Also sollte auch die liebende Seele niemals ruhen als in Gott.

* * *

So viel als du selbst in Gott bist, so viel bist du im Frieden, und so viel außer Gott, so viel bist du außer Frieden. Ist etwas eins in Gott, das hat Frieden: so viel in Gott, so viel in Frieden. Darum erkenne die Zeit, wie viel du in Gott bist, und wenn es anders ist, wo du Frieden und Unfrieden hast. Denn wo du Unfrieden hast, dort muß er dir mit Ursache kommen, denn er kommt von den Geschöpfen und nicht aus Gott.

* * *

Wer unbetrübt und lauter sein will, der muß eines besitzen, das ist die innere Einsamkeit.

* * *

Du sollst wissen, daß rechte Abgeschiedenheit nichts anderes ist, als daß der Geist sich so unbeweglich verhalte gegen alle Zufälle Liebes und Leides, Ehren, Schande und Laster, wie ein breiter Berg unbeweglich bleibt in einem kleinen Winde.

* * *

Leer sein aller Kreatur heißt Gottes voll sein, und voll sein aller Kreatur heißt Gottes leer sein.

* * *

Ihr sollt wissen, daß all unsere Vollkommenheit und all unsere Seligkeit darin liegt, daß der Mensch durch und über alles Geschaffene und Zeitliche und alles Wesen hinausgehe und in den Grund steige, der ohne Grund ist.

* * *

Selig und am seligsten sind die, die da über Zeit und Raum und Form und Materie in das ewige Jetzt sich gestellt haben, unberührt durch Liebe und Leid und Reichtum und Armut, denn alle Dinge sind der Ewigkeit gleicher, je unbewegter sie sind.



Zeichnung von Max Unold zur „Judenbuche"
von Annette von Droste-Hülshoff

Alle Vollkommenheit besteht darin, daß man Armut und Elend und Schande und Widerwärtigkeit und alles, das in irgendeinem Drucke zustoßen mag, willig und fröhlich, ledig und gerne, vorgesehen und unberührt zu leiden verstehe und dabei zu bleiben bis in den Tod ohne alles Fragen.

• • •

Wer in seinem eigenen Hause fremd sein könnte, das wäre die wahre Armut.

• • •

Wer aller Dinge zu entbehren vermag und ihrer nicht bedarf, ist viel seliger als der, der alle Dinge besessen hat zu seiner Notdurft. Der Mensch ist der beste, der zu entbehren versteht, wessen er nicht nötig hat. Darum, wer am meisten zu entbehren und zu verschmähen vermag, der hat am meisten gelassen. Es scheint eine große Sache, wenn ein Mensch tausend Mark Goldes um Gottes willen gäbe und mit seinem Gelde Klausen und Klöster baute und alle Armen speiste, aber der wäre viel seliger, der ebensoviel um Gottes willen verschmähte. Und der Mensch hätte das wahre Himmelreich, der sich um Gott aller Dinge entäußern könnte, was Gott gäbe oder nicht gäbe.

Aus dem von Alois Bernt herausgegebenen „Eckhart-Breviarium" (Insel-Bücherei Nr. 280).

★ ★ ★

REINHARD BUCHWALD

LITERARISCHE VOLKSKULTUR

DIE literarische Kultur eines Volkes ist aus mehreren Elementen zusammengesetzt. Das erste ist, daß die schaffenden Künstler eine verständnisvolle und unbefangene, urteilsfähige und erfahrungsreiche Gefolgschaft besitzen, auf die sie nicht nur bei ihren wertvollsten Werken, sondern auch bei ihren

tastenden Versuchen auf neuen Wegen einer sich wandelnden Kunst sicher zählen können. Hinter diesem literarischen Publikum im engeren Sinn muß eine breitere Masse stehen, der die Beschäftigung mit großen Dichtungen zum natürlichen Bedürfnis geworden ist und die, sei es durch Erziehung, sei es durch angeborenen Geschmack, sei es durch Überlieferung, von der Literatur etwas Höheres fordert als bloße Zerstreuung. Beide Schichten, die der bewußten ästhetischen Kultur und die der literarischen Durchschnittsbildung, dürfen jedoch nicht als Standeskulturen getrennt nebeneinander existieren, sondern brauchen eine lebendige Verbindung. Sie müssen sich treffen in der Anerkennung und Pflege großer Werke der Vergangenheit und Gegenwart. So bedeutet diese Verbindung letzten Endes nichts andres als die große seelische Forderung, die wir überhaupt in Deutschland erheben müssen, die Frage nach der Einheit im Geistigen, die Ergänzung der äußeren Reichseinheit durch eine innere, die Sehnsucht nach einem gemeinsamen ideellen Besitz, der alle Deutschen einen soll und dessen bindende Kraft mindestens ebenso wichtig ist wie jede politische und soziale Annäherung.

Die Frage der literarischen Kultur erweitert sich so zur Frage der Volkskultur überhaupt. Wenn wir überhaupt wieder aufbauen, wenn wir etwas Gemeinsames, Vereinigendes schaffen wollen, so muß es zuerst dieses Seelische sein, dieser gemeinsame geistige Besitz, diese gemeinsame deutsche Kultur, in deren Erwerb sich die Jugend, in deren Pflege und Genuß sich das reife Alter finden und verstehen werden. Das hat uns ja so nach Ständen und Berufen und Bekenntnissen und dann weiter nach Parteien geschieden, daß wir außer Stamm und engerer Heimat und ein wenig zusammen erlebter Not nichts hatten, was wir miteinander hegen und pflegen mußten. Auf das engere Gebiet der Dichtung angewandt, heißt das: aus dem großen literarischen Besitz müssen wir die Werke

herausheben, die jedem Glied unseres Volkes, unabhängig von Bildung und Stand, irgendwie zugänglich sind, und wir haben dann alles zu tun, daß sie für alle zugänglich und lebendig werden und daß so der Aufbau unseres nationalen Daseins von dieser einen Seite her in Angriff genommen wird, wobei, wie in aller großen geistigen Arbeit, nahe und ferne Ziele, Selbstzweck und Dienst am Größeren, ohne Zwang ineinanderfließen.

So betrachtet, ist also „Volksbildung" gewissermaßen der Kern einer weitsichtigen Innenpolitik, und so liegt auch der oft freilich zum Schlagwort veräußerlichten Forderung der „Volkshochschule" ein sicheres Gefühl für das Notwendige zugrunde. Aber wiederum das Innerste jenes Kernes müssen „Volkskunst" und „Volksdichtung" sein, weil erst in ihnen der unterbewußte, tiefste Grund des gemeinsamen Seelenlebens, der „Volksseele", getroffen wird. Diese Volkskunst ist freilich nichts, was wir schon irgendwie besitzen, sei es praktisch oder theoretisch, als eine Auslese von Werken oder als ein System von Erfahrungen und Forderungen. Vor allem ist es nicht so, daß etwa die Gebildeten oder die „Volkserzieher" einen gewissen Bestand an „klassischen" oder „volkstümlichen" Werken dem „Volk" zu übergeben, zu vermitteln, das Volk auf sie hin zu erziehen hätten. Die neue Volkskunst muß wachsen; man kann sie nicht machen, aber man kann bewußt die natürlichen Mittel, die jede literarische Entwicklung braucht, in ihren Dienst stellen, vor allem den Buchhandel. Auf diese Weise sich durchsetzen und entstehen muß vor allem auch die anerkannte, im allgemeinen Bewußtsein lebendige Auswahl des besten literarischen Gutes, deren Anerkennung immer das äußere Zeichen für das Vorhandensein großer literarischer Volkskulturen gewesen ist.

Welche traditionelle, durch die allgemeine, unbedingte Zustimmung geheiligte kanonische Auswahl aus der deutschen

Dichtung hatten wir denn bis jetzt? Im Begriff des Klassischen verwirrten sich die Vorstellungen von einem höchsten Wertmaßstab und von einem bestimmten Stil und von einer literaturgeschichtlichen Epoche, und so blieb schließlich wenig mehr übrig als die Tatsache, daß der Klassiker dreißig Jahre tot und honorarlos nachdruckbar sein müsse. Und andererseits der Begriff „Volkskunst"? Der war, theoretisch und praktisch, der „Rest" im Subtraktionsexempel. Volksdichtung — das durfte weder zu hoch noch zu tief, weder zu kompliziert noch zu differenziert, um des Preises willen nicht zu lang sein, durfte keine Bildungselemente voraussetzen und keine bedenklichen religiösen oder politischen Willensziele verfolgen. Zwischen der Literatur der Gebildeten, die zu anspruchsvoll, teuer, exklusiv ist, und der Literatur der Volksbibliotheken, die zu absichtlich einfach ist, gedeiht dann freilich jene Alltagsliteratur, deren nomina odiosa sind.

Eine Volkskunst, die freie Kunst mit negativem Vorzeichen ist, brauchen wir nicht; sie ist auch gar nicht durchsetzbar; sie würde auch die hohe nationale Aufgabe der wirklichen Volkskunst gar nicht erfüllen. Die Worte „Volksliteratur" und „Volkskunst" bezeichnen überhaupt nichts Vorhandenes, irgendeine leicht herstellbare Auswahl aus dem Gesamtbesitz in usum delphinorum, sondern es ist damit ein kommender, anzustrebender Zustand gemeint.

Und nun noch einmal: was müssen wir tun, damit dieser Zustand, daß nach dem Wort des Novalis „die Bücher leben", Wirklichkeit wird?

Vor allem: wir müssen praktisch arbeiten, nicht theoretisieren. Wir dürfen also auch nicht glauben, mit Belehrung, Aufklärung, Erziehung schon praktische Arbeit zu leisten. Durch alle Einführungen, literarhistorische Einleitungen, Kritiken, Reden und Aufsätze über Dichtung stärken wir nur die Vorstellung, daß es auf der einen Seite eine bildungsbelastete,

klassische, geheimnisvolle, schwierige, langweilige Literatur gibt, nämlich die, welche die Gebildeten schön nennen und deren Schönheit sie ähnlich beweisen wollen wie ihre religiösen und politischen Sätze — und auf der anderen Seite die Bücher, die man lesen kann. Dagegen gibt es nur eine praktische Kunstpolitik: das Beste mit denselben Mitteln, nur eifriger, gewandter, billiger, eindringlicher auf den Markt bringen, wie es mit Schund und Durchschnitt geschieht.

Der Verlag hat den Weg weiter zu gehen, den er schon vor dem Kriege eingeschlagen hatte: daß er die besten Werke aus Gegenwart und Vergangenheit zu wohlfeilen Preisen in guter Ausstattung auf den Markt bringt. Dabei muß das Buch, auch wenn es den Weg zum Volke sucht, seinen angemessenen Preis haben; denn es ist auf die Dauer nicht damit geholfen, wenn durch allerhand wohltätige Manipulationen oder durch Honorarersparung oder durch die Beschränkung auf die „freien Autoren" ein anomal billiges Buch hergestellt wird, das ja nur wieder abseits von der gesund vorwärts schreitenden Bücherproduktion steht. Wir wollen im Gegenteil das eigentliche literarische Leben, wie es nun einmal im Buchhandel wirtschaftlich verankert ist, zum Gemeingut machen, nicht aber dieses eigentliche literarische Leben dem kaufkräftigen Publikum anvertrauen und daneben eine künstliche Volksliteratur züchten.

Der Verlag, die Herstellung der guten Bücher, ist aber nur ein Anfang, bei dem wir uns nicht beruhigen dürfen. Wenn wir bisher mit unserer literarischen Reformarbeit nicht weitergekommen sind, wenn immer noch lustig die Schundliteratur gedeiht, wenn große Sammlungen „zeitgenössischer Romane" mit einigen echten Perlen und einer Unmenge Talmi es zu Riesenauflagen bringen, so liegt es daran, daß die Entwicklung des volkstümlichen Verlags allenfalls durch eine Reform des Bücherhallenwesens, nicht aber durch eine Reform des buch-

händlerischen Einzelvertriebs unterstützt worden ist. Dazu würde aber zweierlei gehören, und in diesen folgenden zwei Forderungen ist vielleicht die Zukunft des ganzen deutschen Buchwesens enthalten:

Erstens kommt es darauf an, mit dem Angebot des Buches an das Volk überhaupt erst einmal heranzukommen. Denn die vornehmen Bücherläden betritt ja dieses Volk gar nicht; sie werden nur den gebildeten Mittelstand und die Bücherliebhaber versorgen. Das übrige Volk ist aber auch ein sehr eifriger Bücherkäufer, nur daß er seine besonderen Vertriebsorgane besitzt, nämlich kleine Papierläden, Parteibuchhandlungen, Kolporteure. Diese Organe haben bis jetzt aber fast ausschließlich im Dienste jener Durchschnittsliteratur und Romanfabrikation gestanden, deren Einfluß eben darum noch nie hat gebrochen werden können. In den Feldbuchhandlungen haben wir gelernt, daß auch diese Stellen recht wohl in den Dienst der guten Literatur zu stellen sind. Und deshalb sind wir in Thüringen und Sachsen daran gegangen, diesen Weg einmal bewußt und nachdrücklich einzuschlagen: wir gewinnen jene Bücherläden des Volksbedarfs, wir schicken Verkaufsausstellungen guter Jugend- und Volksliteratur in Orte, die keinen Sortimenter haben, und schicken Bücherbuden auf die Jahrmärkte und Messen; unsere Wanderbuchhändler gehen von Haus zu Haus; wir haben uns noch in manch anderer Weise den besonderen örtlichen Verhältnissen anzupassen gesucht.

Das Gelingen dieser Arbeit ist eine Persönlichkeitsfrage. Unsere Helfer sollen nicht bloß Händler und Ladendiener, sondern Berater des Publikums sein, Pioniere und Schrittmacher für die Beschäftigung mit geistigen Dingen, fähig, immer neue Kreise für das Buch als geistigen Lebenswert zu erobern. Es gilt ja, von Haus zu Haus mit dem guten Buch zugleich den Sinn für Erhebung des Lebens, Vertiefung der Berufsarbeit, Adelung der Erholung und des Feiertags zu

tragen. Wir haben gelegentlich gebildete Helfer herangezogen; die beste Erfahrung aber haben wir dann gemacht, wenn geistig rege Arbeiter die Arbeit im Hauptberuf übernehmen; sie waren die besten Vertrauensleute ihrer Standesgenossen.

Denn auch hier entsteht eine schwere, aber unerläßliche Forderung: der Sortimenter muß, ohne sich zum unangebrachten Erzieher aufzuwerfen, der verständige, kenntnisreiche Berater, Führer und Vermittler sein. Es geht nicht mehr an, daß nur immer Büchermassen wahllos und äußerlich aufgehäuft werden, denen jeder Käufer ratlos und hilflos gegenübersteht, der nicht schon mit einer ordentlichen Kenntnis davon herantritt. Gerade durch die Ratlosigkeit gegenüber einem unbekannten Durcheinander von Passendem und Unpassendem, Leichtem und Schwerem wird ja den Nichtliteraten das Bücherkaufen geradezu abgewöhnt, ähnlich wie ein Laie mit einem Bibliothekskatalog nichts anzufangen weiß, in dem er nur Namen und Titel findet. Auch eine neue Buchhändlerbildung tut also not, wenn die Buchhändler ihren kommenden Aufgaben gewachsen sein sollen.

Von diesen Betrachtungen nun zurück zu den Hoffnungen des Eingangs: der Wunsch nach einem gemeinsamen Besitz an Werken der lebenden Dichtung. Ein solcher Besitz bildet sich eben auf den geschilderten ganz natürlichen Wegen, besser jedenfalls als durch die absichtliche Auswahl und Volkserziehung. Es kommt nur darauf an, daß wir die natürlichen Wege auch bewußt beschreiten. Auf der einen Seite also ein Angebot von Qualitätswerten, von lauter guten Werken, unerbittlich streng gegen alle Oberflächlichkeit, und auf der anderen die Aufnahme und Ablehnung durch die werktätigen Menschen, die der dichterischen Schöpfung nicht als literarische Kritiker gegenüberstehen, sondern als empfängliche Seelen, die eine Ergänzung und Erhöhung ihres Alltags suchen. Die Volksdichtung der Zukunft, der gemeinsame literarische

Besitz, der den Unterschied zwischen Gebildeten und Ungebildeten aufheben soll, wird so erarbeitet, wird geboren durch ein verständiges und weitherziges Angebot und die Beobachtung seiner Wirkungen. Und dieser materielle Bestand, dieser neue Kanon, der den alten Kanon des „Klassischen“ und des „literarhistorisch Wichtigen“ ablöst, — der neue Kanon des zeitlos Lebendigen ist nur die sichtbare Begleiterscheinung für das, was literarische Volkskultur heißen darf, die lebendige Teilnahme des Volksganzen an dem besten dichterischen Gut von Gegenwart und Vergangenheit. Und dies wieder ist die Voraussetzung für die neue Entstehung eines ausgewählten Kreises von Menschen, denen die Kunst noch mehr ist als ein Gegengewicht im Haushalt ihres geistigen Daseins, denen die Hingabe an Geistiges ein beherrschender Lebensinhalt wird, oder die in sich eine solche Feinfühligkeit entdecken, daß sie dafür nur in den Gestaltungen ihrer Zeit durch ihre am weitesten vorwärts dringenden Künstler eine Auslösung finden. Aus den Teilhabern der großen Volkskunst erhebt sich die engere Gemeinde der Schaffenden. Was eine solche literarische Kultur für unsere Zukunft bedeuten könnte, das verklärt die vielfache Arbeit, die hier geschildert wurde.

* * *

ALBRECHT SCHAEFFER

EPILOG ZU „ELLI“

WIR aber fassen uns leicht an den Händen.
Den Reigen der Sterne sehen wir ohne Ergriffenheit an,
Allnächtlich, immer das Heilige gewohnt.
Stürzt eine Seele vom Weg in den neben ihr immer
Sie geleitenden Abgrund, so staunen wir wenig,
Als stürze ein Stern; wir schaun, und wir wünschen uns etwas
Dabei, — daß unser Leben beständiger sei, —

Und folgen so hoffend dem fallenden Glanz in die Nacht.
Ach, uns genügt
Ein einzig Herz zu wiegen, wie Blume im Gras
Den Falter wiegt, ihn säugend, und wieder auch
Mit unvergänglichem Staube bestäubt von ihm;
Und nennens Demut, wenn er das Haupt uns beugt
Mit seiner sanften Last. Die Anderen aber
Lassen wir ferne vorbei.

O so gieb uns, gnädiges über uns,
Lenkendes Wesen! gieb uns nahe das Herz
Ans unsre, wohlzutun einander im Zwiegespräch!
Gieb Nahes uns, das Haltbare, da umsonst
Vom fernen Leid uns gleitet der Blick, wie vom
Gestirn der Blick nur immer ins eigne Herz.
Die Schale gieb uns rein, und das reine drin:
Herzwasser der Liebe, — die Hände
Uns immer zu waschen in Unschuld,
Wenn Schwestermund von der düsteren Welle trank.

* * *

STEFAN ZWEIG

VERHAERENS SOMMER

(Mit einer Porträtzeichnung von Georges Tribout)

CAILLOU-QUI-BIQUE, das ist keine Stadt, kein Dorf, kein Weiler, keine Bahnstation, und selbst die ungeduldigste Neugier konnte dort nicht hinfinden ohne seine freundlich helfende Hand. Die nächste Eisenbahnstation ist Angreau, und dieses Stationchen der kleinen Bahn, das der Fahrplan verzeichnet, selbst wieder keine wirkliche, sondern nur ein umgestürzter Eisenbahnlastwagen mit einem eingeklebten Fahrplan, bei dem der Vizinalbahnzug auf dem Weg nach Roisin

sich gar nicht aufhält, sondern, wenn nicht gerade ein Bäuerlein aussteigen will, nur den Postsack herausschleudert. Unendlich weit ist dieser kleine Ort von der Welt durch die Vertracktheit des Fahrplans und doch nur vier Stunden von Brüssel, London, Köln und Paris: ein Herzpunkt Europas im Unsichtbaren.

Dies Örtchen mit dem seltsamen Namen, den es einem überhängenden Stein in der Gegend verdankt, einem winzigen Naturwunder, das nur im Flachland überhaupt bemerkt werden konnte, dieses Örtchen von vier oder fünf Häusern liegt im äußersten Winkel von Belgien, knapp an der französischen Grenze. Vom Nachbarort Angre geht eine Straße nach Quiévrain, eine andere nach Valenciennes, und man kann sich sehr leicht den kleinen Luxus leisten, sich mittags in Belgien aufzumachen, den Nachmittag in Frankreich zu verbringen und abends wieder daheim zu sein. Wie leicht eine solche Grenzüberquerung ist, wissen die Schmuggler gut, die dort mit Tabak und Spitzen allenthalben rege sind und ihre Hunde mit den kleinen Paketen hin und her durch das Dunkel jagen, aber ebenso wissen es auch die Gendarmen, die mit geladenen Gewehren Posten stehen. So friedlich dort das Wallonenland scheint, so romantisch ist sein geheimes Grenztreiben. Hundert und hundert Geschichten hat mir Verhaeren davon erzählt, und unter seinen nachgelassenen Papieren muß sich auch ein Schmugglerdrama in Prosa finden, das er vor Jahren entwarf, als er in die Gegend kam. Er hat es nie vollendet, schob die Arbeit von Jahr zu Jahr, und nun dürfte dieser erste Versuch einer modernen bäuerlichen Tragödie etwa im harten, klobigen Stil unseres Schönherr für immer Fragment geblieben sein.

Ganz verloren liegt dieser Winkel, und ohne den gütigen Kompaß seiner Führung, ohne den Magnetismus seines Wesens fand der Fremde kaum hin. Man muß zuerst von

Brüssel nach Mons fahren, am hohen Gefängnis vorbei, wo Verlaine seine zwei Jahre absaß und die unsterblichen Verse seiner „Sagesse" schrieb, in Mons auf eine Vizinalbahn umsteigen und von ihr auf eine zweite, die so langsam fährt, daß ein Fahrrad sie leicht überholt. Aber so langsam und umständlich sie ist, so schön und eindrucksvoll ist diese Fahrt. Plötzlich, kaum hat man Mons verlassen, tauchen im scholligen Lande spitze, kegelige Berge auf, die schlanken Kohlentürme der Kohlengruben, bleiern und schwarz wird der Himmel, und die Luft, die sonst feucht und salzig vom Meer her über Belgien weht, hier schmeckt sie plötzlich bitter und schwarz; wie durch eine Mattscheibe getrübt, breitet sich eine eigene Welt vor dem Blick: die Borinage, das Bergwerksgebiet, die schwarze Erde, deren proletarische Gestalten Constantin Meunier in seinen Plastiken für immer versteinert hat. Schritt für Schritt fast macht die Bahn halt, denn ein Arbeiterstädtchen drängt sich an das andere, und hundert schwarze Schornsteine hauchen bei Tag schwarzen Atem aus und stoßen nachts ihre feurigen Zungen in den ewig düstern Himmel hinein. Die ganze tragisch-häßliche und doch grandios moderne Welt tut sich auf in einer Stunde Fahrt. Aber bald ist dies alles vorbei wie ein böser Traum, hell und makellos strahlen die Wolken über einem klaren Himmel, die Häuschen glühen rot aus den gelben Feldern, und mit weichem Grün rauscht junger Wald an die Geleise. Fruchtbar und heiter glänzt das wallonische Land, und in Ungeduld schon liest man die Tafel der winzigen Station Angre und endlich Angreau.

Und da steht er schon, wartend, den Gast zu umarmen, die Hand fühlt den herzlichen Druck der seinen und die Wange den Kuß. Wie ein Arbeiter in weißem Samtanzug, mit Pluderhose, ohne Kragen, in Holzpantinen steht er im Wald, einem amerikanischen Farmer oder Landarbeiter ähnlicher als einem bürgerlichen Menschen. Mit seinem Knotenstock stapft er jetzt

freudig den engen Saumweg empor, der weiße Hund Mempi, der getreue, springt voran und voraus. Keine Fahrstraße führt zu seiner Wohnung, kein Menschenweg, nur ein schmaler Saumpfad, der immer wieder sich einwühlt in das üppige Gesträuch. Eine halbe Stunde lang geht es so über Wiese und Halde, durch Wald und Hecken, manchmal vorbei an einer Scheune oder an einem Bauernhaus, wo die Burschen ungelenk die Kappen vom strohblonden Haar ziehen und „Monsieur Verhaeren“ mit respektvoller Kameradschaftlichkeit grüßen. Rings ist das Land üppig grün, die Wiesen satt von der feuchten Luft, die Kühe, die darin lagern, weiß gefleckt wie die Wolken, die hier vom Meer her rastlos über den Himmel ziehen. Ein schütteres Wäldchen noch bergauf, dann lugt ein Haus nieder hinter einem Gärtchen hervor, ein kleines, umzäuntes Gehöft. Verhaeren klinkt die Gartentür auf. Wir treten ein. Wir sind in seinem Haus.

Aber Haus? Ist es denn wirklich ein Haus? Nicht einmal ein Häuschen, eigentlich nur eine backsteinerne Scheune mit hölzernem Dach, einfach und schmucklos, schön nur durch das aufsteigende Gerank von Rosen und Grün, das sich über das Grellrote der Ziegel flicht. Sechs Fenster oder acht im ganzen, blank und verhängt mit weißem Flor, eine Mansarde unter dem Dach, ein Hof mit gackernden Hühnern, ein Gärtchen mit ein paar prallen Sonnenblumen. Daneben steht freilich ein Haus, ein wirkliches, einstöckiges, mit einem kleinen Balkon, aber das gehört Laurent, dem Wirte des Caillou-qui-bique, und ist Gehöft, Wohnung und Wirtshaus zugleich. Sonntags kommen dort auf ihren Wägelchen aus den nahen Flecken die Bürger gefahren, setzen sich auf die Bänke in der Laube, trinken das fade, warme, belgische Bier, spielen ein Stündchen Standkegel, schleichen — in den letzten Jahren, als Verhaeren sogar in seinem Land anfing, berühmt zu werden — neugierig um das kleine Nachbarhäuschen heran, den

großen Dichter zu sehen, von dem sie so viel gehört und so wenig gelesen haben. Dann werden die Wägelchen wieder angezäumt, und nach einer Stunde Sonntagslärm fällt das Häuschen wieder in seine idyllische Stille zurück. Wochentags kommt kein Fremder hin, höchstens einmal der Pfarrer und der Postbote, dann ist nur Laurent dort, der gutmütige, breitschultrige Riese, der tagsüber auf den Feldern arbeitet und abends müde heimkehrt und hinter seinem Glas Bier die Zeitung liest oder mit seinem Freunde Verhaeren ein Spielchen macht. Wochentags ist hier der Gottesfriede vom ersten Schöpfungstag.

Diese Welt, die Heimstätte seiner größten und schönsten Werke, hatte sich Verhaeren durch einen Zufall gefunden. Vor Jahren war er einmal ruhebedürftig im Sommer hierher gekommen und hatte bei Laurent im Gasthofe gewohnt. Bald war ihm die Landschaft um ihrer Stille und Abgelegenheit willen lieb geworden. Es lockte ihn, hier zu bleiben, hier ganz abseits von der Welt, in einem Winkel seiner Heimat, und doch nahe den Zentren seiner geistigen Existenz, von Paris, Brüssel und vom Meer. Im gemieteten Zimmer zu wohnen, behagte ihm weniger, ein Haus zu bauen, schien ihm Belastung des Lebens und Verpflichtung, er aber liebte die Freiheit über alles, und so kam er mit Laurent überein, die Scheune nebenan, die unbenutzte, ein wenig adaptieren zu lassen. Ein paar Räume im Erdgeschoß wurden zu Zimmern umgestaltet, die Dachmansarde in eine Schlafstube, eine hölzerne Treppe hinaufgebaut, und so wuchs allmählich dieses primitive, vorbildliche Dichterheim, das die Heimat seiner letzten Jahre wurde und eine Stätte lieber Pilgerschaft für die Freunde.

Dort im Caillou, und nur dort, fand man ihn ganz. Hier, wo er im Samtanzug und ohne Kragen und Krawatte, in Holzschuhen bei Wind und Wetter, bei Sturm und Sonnenschein umherstapfte, hier war er auch innerlich frei und ganz auf-



getan. Hier fehlten die zufälligen Besuche, Verlockungen und Ablenkungen, hier gehörte er sich ganz, und wer hier empfangen war als Freund und Gast, der rührte nicht flüchtig das Leben an, sondern wuchs ein in das Haus, teilte den täglichen Tisch, die Stunden und die Stille. Auch hier wie in Paris war alles einfach und behaglich — die edle Einfachheit hat ja wenig Nuancen —, nur daß hier vor den Fenstern immer ein sanftes Grün von flüsterndem Laub Beruhigung wob und der Hahnenschrei statt der Dampfsirenen von Paris die Morgenstunde verkündete. Der Garten, der das Haus umzirkte, war ganz klein und mit fünf Schritten schon durchschritten, aber hinter dem Garten das Land, es gehörte jedem zu, der es wollte. Wiesen und Wälder und die fruchtbaren Äcker, sie waren bis ins Grenzenlose jeder Wanderung frei. Der Gedanke des Besitzes und der Grenze losch hier ganz in dem wundervollen Gefühle der selbstherrlichen Einsamkeit.

Wie still, wie voll, wie glücklich natürlich war hier der Tag! Fünf Sommer habe ich, immer gleich dankbar und froh, in Caillou-qui-bique verbringen dürfen, und ich weiß, daß ich in ihnen den Sinn des einfachen Lebens und seine spendende Schönheit zum ersten Male gelernt, zum erstenmal hier an dem Vorbilde dieser stillklingenden Existenz das tiefe Gesetz der Harmonie verstanden habe, in die jeder Mensch sich mit einer Landschaft bringen muß, um ganz einzugehen in Natur und Welt. Hier war alles Gleichmaß und Rast, und in der ungefüllten, ungewerteten, unzerbrochenen Zeit loderte wie in einer wunderbaren Windstille die ruhige, heitere Flamme der Arbeit aus dem Tage hoch in die Unvergänglichkeit! Wie lange weilte hier der Tag, und wie schnell verflog er zugleich: wie eine einzige tiefe selige Sommerstunde sind diese fünf Sommer in meiner Erinnerung, und der Begriff der Idylle, der sonst leicht etwas Künstliches und Literarisches meint, hier ward er mir kristallen klar. Man war in diesen Stunden bei Verhaeren

so sicher und nah, so geborgen und verloren, so offen und vertrauensvoll, man ruhte in sich und flog doch aus sich heraus, alles war hier die Einsamkeit und die Welt. Wenn man abends um den Tisch saß und einander aus Büchern vorlas, Gedichte, die der eine liebte oder der andere, schienen sie einem irgendwie göttlich und übernatürlich, wie aus fremder Welt in dieses kleine Zimmer getragen, und doch, in diesen Zimmern wieder, in eben denselben Zimmern entstanden in jenen Jahren die Werke, die selbst wieder über Europa klangen. O diese Stille, diese Stille um das Werk, wie ich sie nachsinnend doch selbst noch manche Stunde in mir höre, jene leise Musik der Stunden ohne Ärgernis! Nie habe ich hier Zank gehört, nie eine Gehässigkeit, nie eine laute Stimme, nie einen Schatten Mißtrauen gesehen in dem sanft strahlenden Licht von Heiterkeit, das hier um die Stunde wob. Meisterschaft des Lebens bei einem Dichter, hier habe ich sie zum erstenmal erfahren wie nie vordem und nie nachdem in meinem Leben.

Wie ein Bach, durchsichtig und klar, mit leiser Musik, rollten hier die Stunden. Frühmorgens krähte der Hahn und rief einen vom Bette, man ging hinüber zum Frühstück in Pantoffeln, oft ohne Rock, dann kam der Briefträger mit den Briefen, die drei Tage wanderten, und die Zeitungen von gestern und vorgestern. Aber hier war das Gestern und das Morgen nicht so eng an den Tag geschraubt, hier lag es nah und fern zugleich, ohne Gewalt an die Stunde gepreßt. Auf dem weißen Tisch gedeckt, wartete ländliches Frühstück, Eier und Milch in allen Formen, häusliches Backwerk und als einzige Frucht der Ferne die braune Zigarre, deren Rauch blauschwingig das Gespräch umflog. Dann ging man zur Arbeit. Sie war das erste Gesetz des Morgens, das selbst der Sonntag und der Feiertag selten unterbrach. Aber wie leicht war sie, wie freudig, draußen im kleinen Pavillon, im grünen Schatten unter der Sonne, und

durchflüstert von den vielfältigen Stimmen des Landes! Um zehn oder elf Uhr machte sich Verhaeren auf zum Spaziergang; meist ging er über die Felder, den Knüppel in der Hand, im Rhythmus des Verses und manchmal die Arme mitflügelnd im inneren Pathos der bildenden Leidenschaft. Wie oft habe ich ihn so gesehen von ferne, den breiten wandernden Mann, ganz wandelnd in seinem Gedicht, mit Worten in den Wind hinein, den er so liebte, und dann heimkehren, gerötet, strahlend heiter, weil er irgendwo einen Vers sich zurechtgefangen oder ein Gedicht zu Ende geknotet! Und rasch war der Mittag da. Alles war einfach, das meiste stellte der Garten bei und der Stall, die saftigen Früchte der Erde, Milch in den künstlichsten und leckersten Formen, ein kräftiges Stück Fleisch, das er selber zerschnitt. Meist war man allein mit ihm, manchmal kam noch ein Gast, gern empfangen und gern gelassen. Der Nachmittag gehörte der Wanderschaft. Man ging in den Wald oder nach Angre in das Dorf hinüber, besuchte die kleinen Bekannten, die er so liebte, setzte sich zum Kupferstecher Bernier und sah zu, wie er mit Nadel und Stift in die Platte grub, ging zum Advokaten und Pfarrer, zum Bierbrauer, zum Drucker, zum Schmied oder fuhr mit der Bahn nach Valenciennes, diskutierte über Politik, Landwirtschaft, aber nie über Literatur. Oder wenn der Regen kam, saß man zu Hause, plauderte, schrieb Briefe, las aus Büchern, und er selbst griff dann tief hinein in das Fach seiner gedruckten Arbeiten und rezitierte sie, selber wieder ganz Glut und Feuer im erneuerten Wort. Oder man stöberte in alten Briefen, jeder einzelne erweckte Erinnerungen an erste Erfolge, erste Widerstände, und in diesen langen rauschenden Regentagen habe ich viel von seinem Leben erfahren. Abends saß man wieder still beisammen, las ein wenig noch, oder er ging hinüber, sein Spielchen mit Laurent zu machen, am Schanktisch vor der Petroleumlampe wie ein alter Bauer, der sich vor dem Sturm in

eine trockene Unterkunft geflüchtet. Um neun Uhr war dann alles vorbei, alles dunkel, Nacht, Stille und Schlaf.

Kleinbürgerlich, so schien seine Existenz in der Stadt, kleinbäuerlich, so schien sie auf dem Lande. Und doch war diese anspruchslose, unscheinbare Form ihm wesentlich, um die ganzen Kräfte gegen die Stadt, gegen die Zeit oder dort gegen die Natur und die Ewigkeit zu wenden. So wie er in der Stadt sich volltrank mit Ideen, mit Menschen, allenthalben Anteil nehmend, so nährte er sich in diesen sechs Monaten mit Stille und füllte seinen Körper mit Gesundung und Kraft, seine Werke gleichsam mit der Luft und der Atmosphäre des Landes. Dort spannte er seine Nerven aufs äußerste, hier ruhte er sie aufs sorgsamste aus. Aber auch hier waren sie wunderbar wach, seine Sinne, und der Bildner lauschte allem entgegen. Wie in eine ungeheure Mühle strömten alle die fruchtenden Dinge der ländlichen Welt in ihn ein, Korn um Korn, Einzelheit um Einzelheit, um hier gemahlen zu werden zur feinsten und sublimsten dichterischen Form. Nur wer diese Gegend kennt, weiß das ganze Wunder, wie hier eine Landschaft restlos in einen Menschen einging. Jeder Weg und jede Blume des Gartens, die heiligen Jahreszeiten des Landes und die stille Arbeit des Menschen, hier ist alles in einzelne Zeilen sublimiert und zeitlos geworden. Immer, wenn ich in seinen idyllischen Gedichten lese, sehe ich den Weg um den Garten, sehe ich die Rosen um das Fenster blühen, die Bienen an den Scheiben summen und fühle den Wind, den meertrunkenen, der in Flandern weht, und sehe inmitten ihn selbst aus seinem Haus in die Felder schreiten wie in eine Unendlichkeit hinein.

* * *

THEODOR DÄUBLER

ZWEI GEDICHTE

HEIMAT

Da hasten sie her, meine bittern Genossen!
Ihr salzigen Freunde, entschnellt mich dem Schlund.
Ich habe mich auch in die Schaumlust ergossen,
Du Meer bist ein atmender jubelnder Mund!
Wir schwanken und schluchzen von Schwebe zu Schwebe;
Die Flut, meine Buhlin, mein Lehrer, der Wind,
Umhalsen mich stark, doch ich atme, ich lebe!
Ich rufe: ich lebe, ich, Sonne, dein Kind.
Ich lebe, ich lebe, ich habe das Leben,
Ich hab eine Heimat, ein witterndes Leid.
Ich brande aus Liebe in Schmerzeserbeben,
Und Schaum ist mein wechselndes rauschendes Kleid.
Ach Heimat, ach Heimat, du lachender Name!
Leibhaftiges prickelndes Salz unter mir,
Auch ich bin dein freudiger feuriger Same,
Auch ich bin dein feierndes, plötzliches Hier.
Ich hab eine Heimat! Aus sonniger Wiege
Entschnell ich in Mäntel aus rauschendem Gold,
Ich tauche, ich siege, ich tausche, ich fliege,
Ich werde in Wonnegewinde gerollt.
Ihr perlenden Hemden, ihr Sonnengewänder,
Ihr hascht mich und bringt mir die Jugend zurück.
Ihr windigen Joppen, ihr schwärmenden Bänder,
Ich juble euch zu: so tragt mich ein Stück!
Ich hab eine Heimat, sie hat mich erwunden,
Ich hatte sie unter den Füßen gesucht.
Nun bringt sie mich dar: überraschende Kunden
Sind unter geöffneten Wogen verbucht.

• • •

DÄMMERUNG

Am Himmel steht der erste Stern,
Die Wesen wähnen Gott den Herrn,
Und Boote laufen sprachlos aus,
Ein Licht erscheint bei mir zu Haus.

Die Wogen steigen weiß empor,
Es kommt mir alles heilig vor.
Was zieht in mich bedeutsam ein?
Du sollst nicht immer traurig sein.

Aus der zweiten Auflage des Buches: „Der sternhelle Weg".

* * *

KAKUZO OKAKURA

DER TEERAUM

Schweigend naht sich der Gast dem Heiligtume und läßt, wenn er ein Samurai ist, sein Schwert auf dem Sims unter dem Dach, denn der Teeraum ist das wahre Haus des Friedens. Dann schlüpft er, sich tief beugend, durch die enge, kaum drei Fuß hohe Tür in den Raum. Diese Prozedur bleibt keinem Gast erspart, dem hohen nicht und dem niederen; ihr Sinn ist Zucht zur Demut. Die Frage des Vortritts löst gemeinsamer Beschluß beim Warten im Machiai. Dann treten die Gäste einer nach dem anderen lautlos ein und setzen sich erst, nachdem sie dem Bild oder den Blumen auf dem Tokonoma ihre Reverenz erwiesen haben. Der Gastgeber kommt erst, wenn alle Gäste sitzen und Stille herrscht, die nur das Tönen des kochenden Wassers im Eisenkessel unterbricht. Der Kessel singt gut, denn auf seinem Grund sind Eisenstückchen so gelegt, daß sie eine eigene Melodie erzeugen, aus der man das Echo zu hören meint von einem Katarakt, abgedämpft durch Wolken, das Echo fernen Meers, brandend an den Felsen, des Regensturms, der durch den Bambuswald peitscht, und auch das Echo sausender Tannen auf irgendeinem weiten Hügel.

Selbst bei Tage ist das Licht im Raum gedämpft, denn die niederen Giebel des schiefen Daches lassen nur wenig Sonnenstrahlen ein. Alles ist ruhig in der Farbe von der Decke bis zum Boden; auch die Gäste wählen sorgfältig Kleider von unauffälligen Farben. Reife Milde des Alters ruht über allem. Was irgend aussehen könnte, als wäre es neu angeschafft, ist verbannt. Im Kontrast dazu stehen einzig Bambusschöpfer und leinenes Mundtuch, die beide makellos weiß und frisch sind. So abgebraucht Teeraum und Gerät auch sein mögen, alles ist restlos sauber. Auch in der dunkelsten Ecke findet sich kein Körnchen Staub, denn, wenn es da wäre, so wäre der Gastgeber kein Teemeister. Eine der unerläßlichen Eigenschaften eines Teemeisters ist das Wissen ums Fegen, Reinigen und Waschen. Reinigen und Abstauben ist auch eine Kunst. Ein Stück antiker Metallarbeit darf nicht mit dem rücksichtslosen Übereifer einer holländischen Hausfrau bearbeitet werden. Wassertropfen von einer Blumenvase brauchen nicht weggewischt zu werden, denn sie mahnen die Phantasie an Tau und Kühle.

In diesen Zusammenhang gehört eine Geschichte von Rikyu, die recht gut die Reinlichkeitsbegriffe, wie sie von den Teemeistern gepflegt werden, illustriert. Rikyu sah einmal seinem Sohne Shoan zu, wie er den Gartenpfad fegte und sprengte. „Nicht rein genug", sagte Rikyu, als Shoan mit seiner Arbeit fertig war, und hieß sie ihn von neuem beginnen. Nach einer harten Stunde Arbeit kam der Sohn wieder zu Rikyu und sagte: „Vater, es ist nichts mehr zu tun. Die Stufen sind schon zum dritten Male gewaschen, die Steinlaternen und die Bäume gut abgesprengt, Moos und Flechten leuchten in grüner Frische; ich ließ auch keinen Zweig und kein Blatt auf dem Boden." „Närrischer Junge," schalt der Teemeister, „auf diese Weise soll man keinen Garten fegen." Sagte es und ging hinab in den Garten, schüttelte einen Baum, daß die goldenen und roten Blätter über den Garten hinstoben, Fetzen herbstlichen

Brokats! Was Rikyu wollte, war nicht Sauberkeit allein, es war auch das Schöne und das Natürliche.

Der Ausdruck „Stätte der Phantasie" deutet auf einen Bau hin, dazu geschaffen, ein individuelles künstlerisches Bedürfnis zu befriedigen. Der Teeraum ist für den Teemeister gemacht, und nicht der Teemeister für den Teeraum. Er ist nicht auf die Nachwelt gemünzt und darum vergänglich. Der Gedanke, daß jeder ein Haus sein eigen nennen soll, gründet sich auf die alte japanische Sitte, den Shinto-Aberglauben, nach dem jedes Wohnhaus beim Tode seines Hauptinhabers geräumt werden muß. Vielleicht hat dieser Brauch irgendeine unklare hygienische Ursache. Ein anderer uralter Brauch fordert, daß jedem jungen Ehepaar ein neugebautes Haus gestellt wird. Auf diese Sitte ist auch die Tatsache zurückzuführen, daß die Kaiserstädte in den alten Zeiten so häufig hin und her wanderten. Auch der alle zwanzig Jahre erfolgte Neubau des Ise-Tempels, des höchsten Heiligtumes der Sonnengöttin, ist ein Beispiel für einen dieser alten Riten, die sich bis auf unsere Tage erhalten haben. Ihre Beobachtung war aber auch nur möglich bei einer Bauart, wie sie durch unser System der Holzarchitektur gegeben war, wo man ebenso leicht aufbauen wie niederreißen konnte. Eine dauerhaftere Bauart mit Ziegel und Steinen hätte derartige Wanderungen unmöglich gemacht, wie es auch geschah, als die stabileren und massiveren Holzkonstruktionen Chinas nach der Nara-Periode bei uns heimisch wurden.

Mit der wachsenden Vorherrschaft des Zen-Individualismus im fünfzehnten Jahrhundert wurde die alte Idee des Teeraums von tieferer Bedeutung durchtränkt. Der Zennismus erkannte kraft der buddhistischen Theorie von der Vergänglichkeit und ihrer Forderung nach der Herrschaft des Geistes über die Materie das Haus nur als einen zeitlichen Zufluchtsort des Körpers an. Der Körper selbst war nur eine Hütte in der Wildnis,

wie man sie sich schafft durch das Bündeln von Halmen, die ringsum wachsen, ein gebrechlicher Unterschlupf, der wieder ins Nichts aufging, wenn man die Bündel löste. Beim Teeraum ist das Flüchtige angedeutet in dem Strohdach, das Zerbrechliche in den schlanken Säulen, die Leichtigkeit in den Bambusträgern, die scheinbare Unsorgsamkeit in der Verwendung alltäglichen Materials. Das Ewige ist einzig und allein in dem Geist zu finden, der sich in dieser Einfachheit um ihn her verkörpert und sie verschönt durch das Leuchten, das unfaßbar von ihm ausströmt.

Die Forderung, daß der Teeraum da sein soll, um dem Geschmack des Einzelnen nachzugehen, verstärkt das Prinzip der Lebendigkeit in der Kunst. Kunst, die restlos gewürdigt werden will, muß dem Leben der Zeit treu sein. Nicht weil wir die Rechte der Vergangenheit übersehen wollen, sondern weil wir mehr darauf bedacht sein sollen, das Gegenwärtige zu genießen. Nicht weil wir die Schöpfungen vor uns mißachten wollen, sondern weil es gilt, sie unserer Innerlichkeit anzugleichen. Sklavische Anpassung an Überlieferungen und Formeln legt die individuelle Ausdrucksmöglichkeit in der Architektur in Fesseln. Muß man nicht weinen über die sinnlosen Nachahmungen europäischer Bauten, die man im modernen Japan sieht? Es ist erstaunlich, daß die Architektur gerade der fortgeschrittensten Völker des Westens so jeder Originalität bar und so überlastet ist mit Wiederholung toter Stile. Es ist möglich, daß wir gerade jetzt eine Zeit der Demokratisierung in der Kunst durchmachen und dabei eines königlichen Meisters harren, der eine neue Kunstdynastie aufrichten soll. Ich wollte, wir liebten die Alten mehr und kopierten sie weniger. Man hat von den Griechen gesagt, sie wären darum so groß gewesen, weil sie nie aus der Antike geschöpft hätten.

Der Ausdruck „Stätte des Leerseins“ schließt den Begriff eines dauernd notwendigen Wechsels des Dekorativen ein.

zumal er ja die taoistische Theorie vom Umfassen des Alls enthält. Der Teeraum ist völlig leer, mit Ausnahme dessen, was vorübergehend dort zur Befriedigung einer ästhetischen Stimmung Platz findet. Irgendein Kunstgegenstand wird für irgendeine Gelegenheit hineingebracht, und alles andere wird so gewählt und gestellt, daß es die Schönheit dieses Leitmotivs verstärkt. Man kann nicht verschiedenen Musikstücken zu gleicher Zeit zuhören, und so ist auch das wahre Erfassen des Schönen nur möglich in der Konzentration auf irgendein Hauptmotiv. Daraus erhellt, daß das dekorative Prinzip in unserm Teeraum dem völlig entgegengesetzt ist, das in Europa herrscht, wo das Innere eines Hauses oft in ein Museum verwandelt wird. Für einen Japaner, der an die Einfachheit der Ausschmückung und an den häufigen Wechsel des Dekorativen gewöhnt ist, macht das europäische Interieur mit seiner üppigen Sammlung von Bildern, Statuen und Kleinkunst den Eindruck der rein vulgären Ausstellung von Reichtümern. Schon der dauernde Anblick eines einzigen Meisterwerkes setzt einen großen Reichtum an Kunstverständnis voraus. Aber ohne Grenzen müßte in der Tat die Fähigkeit künstlerischen Nachfühlens bei denen sein, die Tag für Tag inmitten eines derartigen Zusammenflusses von Farben und Formen leben wollen, wie wir sie in einzelnen Häusern in Europa und Amerika so oft wahrnehmen.

„Stätte mangelnder Symmetrie" wiederum ist der Ausdruck für eine andere Phase unserer dekorativen Kunst. Das Fehlen der Symmetrie bei unseren Kunstwerken ist häufig von westlichen Kritikern erörtert worden. Sie ist ebenfalls ein Ergebnis der Auswirkung taoistischer Ideen auf dem Wege über den Zennismus. Der Konfuzianismus mit seiner tiefwurzelnden Idee des Dualismus und der Buddhismus des Nordens mit seinem Kult einer Dreieinigkeit standen in keinem Punkte im Gegensatz zu einer symmetrischen Ausdrucksform. Tatsäch-

lich erkennen wir auch beim Studium altchinesischer Bronzen oder der religiösen Kunstwerke der T'ang-Dynastie und der Nara-Periode ein unablässiges Streben nach Symmetrie. Auch die Ausschmückung unserer klassischen Interieurs war in ihrer ganzen Anordnung ausgesprochen regelmäßig. Die taoistische und zennistische Auffassung indessen von der Vollkommenheit war anders. Der dynamische Charakter ihrer Philosophie legte das Hauptgewicht auf den Prozeß, durch den die Vollkommenheit erreicht werden sollte, und nicht auf die Vollkommenheit selbst. Das wahrhaft Schöne ließ sich nur von dem entdecken, der denkend das Unvollendete vollendete. Die Kraft des Lebens und der Kunst lag in ihren Möglichkeiten, zu wachsen. Im Teeraum ist es jedem Gast gegeben, in seiner Phantasie die gesamte Wirkung in ihrer Beziehung zu seinem Ich zu vollenden. Nachdem der Zennismus die herrschende Gedankenrichtung geworden war, vermied die Kunst des äußersten Ostens bewußt die Symmetrie, weil sie Wiederholung bringt und nicht nur Vollendung. Uniformität im Entwurf galt als verhängnisvoll für die Frische der Phantasie. So wurden denn Landschaften, Vögel und Blumen beliebte Vorwürfe der Malerei statt des Menschen, der ja in der Person des Beschauers stets gegenwärtig ist. Wir treten sowieso allzuoft ins Sichtbare, und bei aller unserer Eitelkeit wird sogar die Selbstbetrachtung allmählich langweilig.

Sich wiederholen zu können ist die ewige Furcht, die aus dem Teeraum spricht. Die verschiedenen Ausschmückungsgegenstände werden so gewählt, daß sich ja nicht eine Farbe oder ein Muster wiederholt. Wenn eine lebende Blume da ist, ist das Blumenbild verpönt. Wird ein runder Kessel gebraucht, muß der Wasserkrug eckig sein. Hat die Tasse eine schwarze Glasur, so darf sie nicht zusammengebracht werden mit einer Teebüchse von schwarzem Lack. Stellt man eine Vase auf das Weihrauchbecken des Tokonomas, so muß Sorge getragen

werden, daß man sie nicht gerade in die Mitte stellt, auf daß sie nicht den Raum in zwei gleiche Teile teile. Die Säule vom Tokonoma soll von anderer Holzart sein als die übrigen Pfeiler, damit kein Gefühl von Monotonie in dem Raum aufkommt.

Auch hier wieder scheidet sich die japanische Art der Innendekoration von der des Okzidents, wo wir alle Dinge symmetrisch angeordnet finden auf Kaminsimsen und anderwärts. In den Häusern des Westens stehen wir oft dem gegenüber, was uns als nutzlose Wiederholung erscheint. Es fällt uns schwer, uns mit einem Manne zu unterhalten, dessen lebensgroßes Bild uns über seinem Rücken von der Wand her anstarrt. Wir fragen uns, wer nun wirklich da ist, der auf dem Bild oder der, welcher spricht, und wir haben das seltsame Gefühl, daß einer von beiden gefälscht sein muß. Wie oft mußten wir uns an die festliche Tafel setzen und mit innerem Entsetzen für unsere Verdauung die Darstellung einer Speisenfülle an den Eßzimmerwänden betrachten. Wozu diese gemalten Opfer von Jagd und Sport, diese kunstvollen Darstellungen von Fischen und Früchten? Wozu diese Ausstellung von Familiensilber, die uns an die erinnert, die damit gegessen haben und nun tot sind?

Die Einfachheit und das Freisein vom Alltag macht den Teeraum wahrhaft zu einer Freistatt vor den Ärgernissen der Außenwelt. Dort und dort allein kann man sich ungestört der Anbetung des Schönen weihen. Im 16. Jahrhundert gewährte der Teeraum den rauhen Kriegsleuten und Staatsmännern, die für die Einheit und den Aufbau Japans tätig waren, eine willkommene Erholung von ihrer Arbeit. Im 17. Jahrhundert, als der strenge Formalismus der Tokugawa-Herrschaft entwickelt war, bot er die einzige Möglichkeit für einen freien Verkehr künstlerischer Geister. Denn vor einem großen Kunstwerk gab es keinen Unterschied mehr zwischen Daimyo, Samurai und

gemeinem Mann. Heutzutage macht der Industrialismus in der ganzen Welt wirkliche Kultur schwerer und schwerer. Brauchen wir darum den Teeraum nicht mehr denn je?

Aus dem „Buch vom Tee“. (Insel-Bücherei Nr. 274).

* * *

LUDWIG AURBACHER

ZWEI ABENTEUER VON DEN SIEBEN SCHWABEN

(Mit einer Zeichnung von Ferdinand Fellner)

Wie die sieben Schwaben auf einen Bären stoßen, und was sie dazu sagen

ALS einstmals die sieben Schwaben, gegen vier bis fünf Stunden außer Augsburg, durch einen Hohlweg ziehen, siehe, da liegt ein großmächtiger Bär am Weg, und der Allgäuer bemerkt ihn nicht eher, bis er fast mit der Nase auf ihn fällt. Der schreit was er kann: „Ein Bär! ein Bär!“ und stößt den Spieß aus Leibeskräften gegen das Tier. Doch das rührt sich nicht mehr, denn es war maustot. Darob erfreut, schaut der Allgäuer um und sieht die Gesellen alle auf dem Boden liegen, und vermeinend, sie seien auch tot, und er habe sie hinterrücks mit dem Spieß erstochen, fing er laut an zu lamentieren. Die aber waren, man weiß nicht ob aus Schrecken oder weil sie den Spieß zu fest gehalten, zu Boden gefallen; und als sie hörten, daß der Bär tot sei, standen sie frisch und gesund wieder auf und stellten sich um den Bären herum, und der eine rupfte ihn beim Pelz, und der andere steckte gar seine Hand in den Rachen, und kein einziger fürchtete sich mehr vor ihm. Und als sie den Bären näher untersuchten und kein Loch an ihm fanden als das, was er schon bei Lebzeiten gehabt, so merkten sie wohl, daß er nicht erstochen sei, sondern verreckt; und der Spiegelschwab warf die Frage auf: woran er wohl

gestorben sein mag. Der Knöpfleschwab sagte: „Woran denn sonst als am Hunger." „Nein," sagte der Gelbfüßler, „aus Kälte." Und so hatte denn jeder seine aparte Meinung, wie die Schildbürger ob des toten Wolfes. Erraten aber hats wohl nur



der Spiegelschwab, der pfiffigste unter ihnen, welcher sagte: „Er sei, wo nicht an Wehtagen, doch am Tod gestorben." Hierauf beratschlagten sie, was sie mit dem Luder anfangen wollten, und nach langem Hin- und Herreden beschlossen sie, ihm die Haut abzuziehen; die sollte einst demjenigen zuteil werden, der sich beim Abenteuer am männlichsten halten

werde. Das Aas wollten sie liegen lassen. „So mögen ihn die Schafe fressen, wie er zuvor die Schafe gefressen," sagte einer, ich weiß nicht mehr was für einer.

* * *

Was für eine Gefahr dem Spiegelschwaben gedroht, und wie er sich daraus gerettet

„DURCH Memmingen gehen wir nicht, obwohl drin gute digene Würste zu haben sind," sagte der Spiegelschwab. Und als man ihn fragte: warum? so sagte er: „Darum; und er müsse sich doch wohl am besten auswissen." „Sei's," sagte der Nestelschwab, „wir können ja um die Mauern herum und dann zum andern Tor hinaus." Die sieben Schwaben gingen also um die Mauern herum durch die Hopfengärten. Aber, da hat sichs denn wiederum augenfällig gezeigt, daß der Mensch seinem Schicksal nicht entgehen könne. Denn ehe sichs der Spiegelschwab versehen, sprang aus einem Hopfengarten ein Weib auf ihn zu, eine rechte Runkunkel, und schrie in einem Ton, der durch Mark und Bein ging: „Bist du endlich wiederum da, du Schlingel? Wo bist du so lange Zeit herumkalfaktert, du Galgenstrick?" Der Spiegelschwab erkannte in ihr sogleich seine liebe Ehehälfte, und er rief: „Helft mir, alle Heiligen! der Teufel ist los!" und huschte in den andern Hopfengarten hinein. Das Weib ihm nach. In der Herzensangst fiel ihm eine List ein. Er hatte nichts zu tragen, weil er nichts hatte, als das Bärenfell; das tat ihm nun guten Dienst. Er warfs in Eile über den Kopf, schloff in die Bratzen und kreiste nun auf allen Vieren wie ein leibhafter Bär. Wie nun das Weib näher kam, richtete er sich auf und trappelte brummend auf sie zu. Die sah nicht sobald den Bären, als sie laut aufschrie und über Hals und Kopf davonrannte. Der Bär aber holte sie ein und drückte und herzte sie, daß ihr fast die Sinnen vergingen.

Dann ließ er sie los und ging den Gesellen nach. Seit der Zeit, als dieser Schwank kund geworden unter den Memminger Frauen, werden die bösen Männer von ihnen Brummbären genannt.

Aus Insel-Bücherei Nr. 277.

* * *

FELIX TIMMERMANS

WEIHNACHTEN

(Mit zwei Zeichnungen des Verfassers)

ALS all und jedes schlief und die ganze Welt in der nächtlichen Stille lag, als die Sterne allein wirkten, hoch und hell über der beschneiten Erde, saßen arme Hirten bei einem knisternden Feuer auf einem Hügel und weideten ihre Herde.

Die vielen Schafe lagen ruhig und warm zusammengerollt unter dem eingedrückten Strohdach, das nach allen Seiten offen war und durch alle Windlöcher die Helle der Nacht hereinließ.

Ein paar Kühe lagen mit dummen Augen da und guckten nach nichts, etwas weiter brüllte ein weißer Ochse, und eine graue Ziege tat, als ob sie schliefe.

Von den Hirten, die die Wache hatten, während die anderen zwischen den fettigen, wollenen Schafleibern die Ruhe genossen, saßen vier neben dem Feuer bei einem Krug Bier und spielten Sechsundsechzig; jeder, der gewann, durfte einen Schluck von dem leckeren Oudenaarder Bier trinken.

An einen Pfosten des Schutzdaches gelehnt, stand der alte aufrechte Bienus, bis über die Ohren in seinen dreifachen Mantel von Ziegenfellen gewickelt, und strickte, emsig wie eine Frau, mit Holznadeln an einem Wollstrumpf. Auf dem Heuboden, in der Dunkelheit, saß einer und träumte auf seiner

Geige. Sonst war es heimlich und still unter diesen einfachen Menschen, die nach Mist und Erde rochen, die tagaus, tagein mit ihren Tieren lebten und mit Leib und Seele verwachsen waren der friedlichen Stille der Felder und der Unendlichkeit des Himmels.

Das Feuer, das neben ihnen lustig knisterte und von einem spindeldürren Jungen (einem Kinde, das sie auf ihren Wanderungen hinter einem Holzhaufen gefunden hatten) unterhalten wurde, legte eine warme, freundliche Helle über ihre haarigen, ungeschorenen Bauerngesichter, warf aber gespenstische Schatten auf den Schnee, wenn ihr Arm in die Höhe ging, um einen Trumpf ins Spiel zu schlagen. Die zwei schwarzen Schäferhunde genossen das Feuer mit und knurrten vor Behagen.

„Seht das Wetterleuchten!" rief der kleine stumpfnäsige Bucklige und wies mit einem zu langen Arm in die Richtung von Bethlehem.

Bienus sagte ohne aufzusehn mit Prophetenworten: „Es kann nicht wetterleuchten, der Himmel steht voller Sterne." — „Ich hab es doch, mein' ich, gesehn," wagte der Bucklige zögernd Bienus zu entgegnen, der den Lauf der Sterne kannte, und fuhr geduldig fort, den Himmel abzusuchen, um noch einmal den wunderbaren Lichtschein zu entdecken. Die anderen wendeten ihre Aufmerksamkeit wieder auf das Spiel, und flüsternd ging es von neuem, gleichsam scheu vor der großen Stille der Nacht: „Schippenwenzel, ich passe, Herzaß." Eintönig und doch voll zarten Gefühls stieg der weiche Klang der Geige weiter hinauf in die Dunkelheit, bis auf einmal der schwarzäugige Junge rief: „Mutter, Mutter, der Himmel fällt ein!"

Sie sahen alle miteinander empor; der ganze Himmel kam in Bewegung, Millionen Sterne fielen aus der Luft und erleuchteten die Erde, als sei heller Tag, aber wie auf Verab-

redung hörte es plötzlich auf; der Große Bär, die Milchstraße, der Riese, sie waren wohl noch auf ihrem Platz, aber in all seiner erhabenen Glorie stand da drüben ein ungeheuer großer Komet.

„Der Stern mit dem Schweif! Der Stern mit dem Schweif!“ wurde erstaunt gerufen. Ein Schauder fuhr durch diese schlichten Menschen hindurch, der Schreck fiel ihnen aufs Herz, die Karten entglitten ihren Händen, und die, welche schliefen, fuhren aus dem Schlaf auf, erhoben den Kopf über den Rücken der Schafe und liefen von Furcht erfüllt zu den andern.

Nur der da oben süß auf seiner Geige träumend saß, blieb dabei und lebte mit seiner Seele. Aber die andern standen mit zitternden Knieen da und betrachteten das Himmelswunder, das seine Herrlichkeit über dem fernen dunklen Betlehem in den Himmel reckte.

Dies war das zweitemal in kurzer Zeit, daß der Stern sich so den Menschen zeigte: der Kopf von kreisendem, strahlendem, regenbogigem Feuer und der Schweif stolz aufgerichtet, voll wimmelnder Funken und breit zerfließend mit zarten Pfauenaugen, in der höchsten Höhe der Luft. Zum zweiten Male stand er da wie ein strahlender Verkündiger von Unglück und Tod, und all diese Menschen, einfältig von Gedanken, sahen einer in des andern Augen die Furcht. Bange, voller Demut, scharten sie sich um Bienus, der ihr Führer und ihr Berater war. Seine Stimme war ein Gebot; er war gelehrt, denn er konnte Bücher lesen und war erfahren in allen Geheimnissen der Schafe und der Bienen, er konnte Giftkräuter beschwören, kannte den Lauf der Sterne und wußte aus Wasser-, Sonne- und Mondstand das Wetter für den folgenden Tag, bisweilen auch für eine ganze Jahreszeit, zu prophezeien. Man sagte sogar, daß er den Wind zur Umkehr zwingen konnte, und viele Zauberer aus der Gegend, die mit dem

„Schwarzen Raben“ arbeiteten, waren neidisch auf ihn, weil er mehr konnte als sie und Kraft schöpfte aus den Worten Gottes und der Engel.

Voll hoher Ehrfurcht sahen die Hirten stets zu ihm auf, und nun in diesem Augenblick, als von neuem der Stern mit dem Schweif ihr Herz mit Schreck erfüllte, erwarteten sie, vertrauend auf sein Wissen und seine Weisheit, Erklärung und Trost.

Ruhig, mit geschlossenen Lippen, stand er aufgerichtet da und betrachtete unverwandt mit seinen grauen, rotumränderten Augen die nächtliche Erscheinung. Man sah, daß er gewohnt war, über Flächen und Fernen zu schauen, seine Augen blickten gesenkt und gerade nach vorn wie die der Kamele. Es herrschte eine fragende Stille zu ihm hin, und mit seiner dürren, gelben Hand über den spärlichen Stoppelbart streichend, sagte er bedächtig: „Der Stern erscheint zum zweitenmal; er kommt, uns etwas zu sagen; alle Sterne mit einem Schweif kommen, etwas zu sagen. Ich glaube, daß wir es heute noch erfahren werden.“

Zuerst war es nach diesen bestimmten Worten still, doch dann fragte der Bucklige, der auch Schafe kurieren konnte, sonst aber keine Geheimnisse wußte: „Wird es Krieg geben?“

„Oder kommt die Pest?“ fragte eine zitternde, schmale Gestalt mit blassen, blauen Kinderaugen.

„Oder Hungersnot?“ lispelte ein kleiner Dicksack, der noch Schlaf in den Augen hatte und Wolle im Haar.

„Geht die Welt vielleicht unter?“ meinte zähneklappernd das Findelkind.

Die Älteren schwiegen und ließen Bienus das Wort, der nach langem Nachdenken entschied: „Er steht zum zweitenmal im Osten, er steht zum zweitenmal über Bethlehem. Es ist derselbe Stern ...“

„Und?“ fragte der blasse Jüngling.

„Ich glaube, daß in Bethlehem große Dinge geschehen werden."

„Schreckliche Dinge!" stammelte der Bucklige.

„Aber laß doch Bienus erst mal weiter nachdenken!" brüllte ein Riese von einem Kerl dem Männlein zu.

Und während Bienus mit all seinem Scharfsinn zu ergründen suchte, warum der Stern dort stand, redeten die andern aufgeregt weiter.

„Ich setze niemals wieder einen Fuß in dieses Teufelsnest," sagte der kleine Dicksack.

„Wir täten am besten, nach Westen zu ziehn, zu den Dünen und zum Meer," schlug ein Schwarzbärtiger vor.

„Da gibt's kein Futter für die Schafe," behauptete der Bucklige.

„Ich bleibe hier nicht," sagte der Blasse.

„Nein, ich auch nicht, ich auch nicht," riefen andere.

„Soll ich euch mal was sagen?" meinte ein kleines gelbbärtiges Männlein, so alt wie ein Steinbock. „Bethlehem ist eine schlechte Stadt, eine Stadt, reif für die Sündflut; es sitzt voll von schlechten Weibern, Säufern, Gaunern und Banditen. Es steht kaum noch ein Stein auf dem andern, und von Jahr zu Jahr wachsen da weniger Blätter auf den Bäumen; Hexen und..."

„Seht, der Stern wird heller!" riefen Stimmen.

„Er gibt so viel Licht wie der Mond!" nickte ein plattnäsiger Tropf, der bis dahin noch nichts gesagt hatte.

„Seht mal hinter mir den Schatten!" rief der Bucklige.

„Und," fuhr das gelbbärtige Männlein fort, „daß Bethlehem eine verfluchte Stadt ist, das steht in alten Büchern geschrieben. Wir müssen uns auf das Schlimmste gefaßt machen."

„Hört nur, was da heute erst passiert ist," sagte der Riese voll Entrüstung: „Der Ludwig aus Gent, der mit seinem Plan-

wagen hier vorbeifuhr, hat mit eigenen Augen gesehn, wie man einer Frau, die jeden Augenblick ein Kind kriegen konnte, die Türe wies. Niemand hat sie aufnehmen wollen, und da war ein alter Mann dabei mit einem Esel. Ist das nicht eine Schande? Ist das nicht viehisch? Ludwig hat nachher noch aus Mitleid darnach gesucht, hat sie aber im Menschengewühl nicht mehr gefunden."

„Wo mögen die armen Menschen nun sein?" fragte eine weiche Stimme.

„Ja, wo mögen sie sein?" dachten einige laut.

„Weiß der Himmel, ob sie nicht im Schnee herumirren!" sagte der blasse Jüngling.

„Ach, wenn sie doch hier nur vorbeikämen, wie würde das Kindlein es hier warm haben, inmitten unserer Schafe," wünschte sich der Knabe.

Und während sie dachten und sprachen von jenen Menschen, die durch Schnee und Dunkelheit nach Hilfe suchten, sah Bienus immerfort ohne zu blinzeln nach dem lebenden Licht der Sterne, und der Klang der Geige, süß wie eine Frauenstimme, entschwebte immer noch in die Nacht.

„Es kräht ein Hahn!" rief einer.

„Hört, überall krähen Hähne!" riefen andere.

„Kinder! Kinder! Was wird nicht alles passieren!" rief der Bucklige und fuhr sich mit den Fingern durchs Haar, „seht mal die Schafe an, sie sind alle zusammen aufgestanden und gucken mit ihren Köpfen nach Osten!"

„Laßt uns weggehen," flehte der Junge, weiß wie der Tod, „ich bin so bange!"

Und darauf entstand eine weite Stille, in der die Geige klagte und der Stern heller aufleuchtete.

Würgender legte der Schreck sich um die Herzen der frommen Hirten, die schon lange fortgelaufen wären, tief ins Land

hinein, hätte Bienus, der Sternendeuter, da nicht so ruhig und sicher gestanden.

„Ich höre Musik," flüsterte der Dicksack.

„Das ist der Blinde," sagte der von Natur streitlustige Bucklige.

„Nein, der Blinde ist es nicht," widersprach der Dicke, „der Blinde ist es auch, aber da ist noch jemand anderes, der spielt, hoch in der Luft."

Alle lauschten nun nach einer feinen Musik, die wie ein Tau über die Hügel träufelte; es waren kurze und lange Klänge, hier, dann dort, dann drüben, wie langsame Regentropfen, die jeder einen süßen Ton gaben, wenn sie die Bäume auf der Erde berührten.

„Laßt den Blinden schweigen," sagte der Riese.

„Weiß er noch nicht, daß der Stern da ist?" fragte der blauäugige Junge.

„Wie kann er das wissen," spottete der Bucklige, „er kann ja nicht sehen! Hört, er schweigt! ... Da kommt er von der Leiter!" Große Füße suchten die Sprossen, und da kam ein linkischer, großer Mensch mit dicken Lippen und geschlossenen Lidern; er trug eine Geige unter dem Arm.

„Wer spielt da so schön?" fragte er.

„Der Stern mit dem Schweif ist wieder da," sagte der Bucklige.

„Wo?" fragte der Blinde.

„Da drüben!" sagte der Bucklige, und in all seiner Angst wies er auf den herrlichen Stern.

„Wie kannst du nur dem Blinden etwas zeigen!" brummte der schwarze Riese. „Er steht über Bethlehem, Jodocus, und leuchtet uns wie der Mondschein."

„Macht er diese schöne Musik?" fragte der Blinde verwundert.

Und wieder entstand eine furchtbare Stille, wie vor einem

großen Unwetter; kein Schaf rührte sich, nicht einmal das Reisig knackte. Vor Schreck wurden ihre Gesichter fahl; ein jeder fühlte, daß etwas Gewaltiges im Anzug war, und aller Augen waren auf Bienus gerichtet, als wollten sie Hilfe und Beistand von ihm erflehen.

Und mit bebender Stimme, was noch niemals vorgekommen war, sprach er: „Freunde, etwas Großes bereitet sich vor, ich weiß nicht, was es ist, es kann das Ende der Welt bedeuten; aber laßt uns nicht bange sein, wir haben einen festen Glauben, und alles, was über uns kommen kann, geschieht um eines Besseren willen. Aber laßt uns nun knieen und beten, denn meine Worte vermögen nichts und haben ihre Kraft verloren."

Alle knieten nieder in den Schnee, aber vor Schreck konnte kein einziger beten, und zu nichts geworden, sich zusammenkrümmend, sich klein machend, erwarteten sie das Gewaltigste. Bienus indessen hatte doch noch den Mut, im Schein der verlöschenden Flammen aus einem fettigen Büchlein vorzulesen.

„Gott ist unsere Zuversicht und Stärke, eine Hilfe in den großen Nöten, die uns getroffen haben. Darum fürchten wir uns nicht, wenngleich die Welt unterginge und die Berge mitten ins Meer sänken, wenngleich das Meer wütete und wallte und von seinem Ungestüm die Berge einfielen.

Dennoch soll die Stadt Gottes fein lustig bleiben mit ihren Brünnlein, die die heiligen Wohnungen des Höchsten sind...

Die Heiden müssen verzagen und die Königreiche fallen; das Erdreich muß vergehen, wenn er sich hören läßt.

Der Herr Zebaoth ist mit uns; der Gott Jakobs ist unser Schutz.

Kommt her und beschauet die Werke des Herrn, der auf Erden solch Zerstören anrichtet, der den Kriegen steuert in aller Welt...

Seid stille und erkennet, daß ich Gott bin..."

Aus aller Munde ein Schrei, und plötzlich hoch vor ihnen ein strahlender Engel, von kreisenden Lichtkränzen in tausend Farben umflossen!

Der blasse Jüngling fiel hintenüber, das Buch entglitt Bienus' Hand, der kleine Dicksack schlug die Hände vor die Augen und der Bucklige seinen Hut; einige liefen weg unter das Schutzdach, aber der Blinde lächelte; eine Kuh steckte ihren Kopf ins Stroh, eine andere begann vor Schreck ihr Wasser zu lassen, die Schäferhunde zitterten, den Schwanz zwischen den Beinen, die Ziege riß an ihrem Seil, um loszukommen, während die Schafe holterdipolter übereinander liefen.

Doch ein Lämmlein lief vom Muttereuter weg und fing an, fröhlich zu blöken an des Engels bloßen Füßen, dessen Nägel wie feingenarbte Meeresmuscheln waren.

All diese bebenden Männer waren umhängt von dem perlmutternen Licht, das von dem Engel kam, aus seinen wassergrünen Mantelfalten, aus seinen goldenen Haaren, dem himmelblauen Kleid und seinen zitternden Flammenflügeln.

Aber als der Engel gesagt hatte mit einer so tiefen, süßtönenden Stimme, daß sie mehr in ihren Herzen sang, als aus des Engels Munde: „Fürchtet euch nicht! Denn siehe, ich verkündige euch große Freude, die allem Volk widerfahren wird," sahen sie voll Demut zu ihm auf; es kam Ruhe unter die Tiere, und die einfältigen Menschen hörten bebend und mit klopfenden Herzen die gewaltige Kunde: daß heute der Heiland geboren war in Gestalt eines kleinen, unmündigen Kindleins, das sie drüben tief im Feld, bei Bethlehem, in Windeln gewickelt finden würden.

Und derweil sie den überherrlichen Engel in ihrer Bauernbewunderung anschauten und glückselig wurden bei dem Blick seiner funkelnden Augen, dem Duft seines Leibes und

der sanften Gebärde seiner zierlichen Hände, tat sich der ganze Himmel auf und wurde der Raum eine Rose von strahlendem Engelgewimmel, und mächtig wie der Sturm, aber betäubend wie die Nachtigall in ihrer Liebeszeit, sang es bis weit hinein in die schwindelnde Tiefe von Engellicht: „Ehre sei Gott in der Höhe, Friede auf Erden den Menschen, die guten Willens sind!"

Säulen von Licht wandelten über die Welt, die Sterne machten große Kreise, es regnete Blumen und Vogelgesang, die Luft roch nach Mai und Paradiesen.

Und als die Erscheinung verschwunden war, standen wieder in ihrer heiligen Unbewegtheit die Sterne am Himmel, lag Schnee und Kälte über der Erde und thronte der Komet wie eine Säule huldigend über Bethlehem.

Die Hirten, von Rührung und Staunen ergriffen, sahen Bienus die Worte vom Munde ab.

Sein stoppelhaariges Kinn bebte, die Freude saß zitternd in seinen Händen, und überfließend von Glück jauchzte er: „Männer! Männer! Welche Gnade kommt über uns! Laßt uns gleich nach Bethlehem gehn, das Kindlein zu suchen... daß mir jeder etwas mitnimmt für das Kind... es kann nicht genug sein... Das ist die Frau, der man die Türe gewiesen hat. O Freunde, was bedeutet es doch, daß der ganze Himmel für uns aufgeschlossen wird und Engel armen Hirten die erhabene Botschaft singen! Meine grauen Haare zittern vor Freude auf meinem Kopf! Macht Musik, nehmt eure Dudelsäcke, Klarinette und Geige, denn nun beginnt ein Fest über dem ganzen Erdreich. Seht, der Stern mit dem Schweif läßt seine Festfeder flattern in die Luft!"

Ein jeder kramte schon in seinem Eßbeutel oder in seinem Doppelsack, um etwas zu suchen, und der eine rief dem andern zu:

„Ich gebe zwei Schafpelze!"

„Ich einen Korb mit schönen Kartoffeln."

„Ich den Ochsen!" rief Bienus, „zum Aufessen!"

„Ich eine geweihte Kerze, um das Unglück abzuhalten, und dazu noch zwei Pfund Pfefferkuchen!"

„Ich ein Lämmlein, um damit zu spielen," rief das Findelkind.

„Ich Öl und Brot," rief der gelbbärtige Alte — und so fort.

„Wollen wir die andern Hirten von den Hügeln nicht rufen?" fragte der Bucklige, der unter seinem Arm einen geräucherten Schinken trug.

„Ja," sagte Bienus.

Und nun begann der schwarze Riese auf einem Kuhhorn zu blasen, und durch die Stille der Nacht wandelte der Schall über die Berge und gab ein mattes Echo zurück. Von den jenseitigen Hügeln antwortete man mit demselben Hörnertuten, und alle Hügel sprachen...

Und nur von dem sanften Licht des herrlichen Kometen beschienen, zogen sie den Hügel hinab, beim Brummen des Dudelsacks und dem feinen Klang von Fiedel und Klarinette, fröhlich und ausgelassen, wie eine Kinderschar...

Aus den einsamen Hütten, an denen sie vorbeigingen, kamen Köpfe mit Schlafmützen hervor und riefen den Hirten zu: „Was ist los, daß ihr so lustig seid?"

Diese riefen verworren zurück: „Der Heiland ist geboren, der Engel hat es uns gesagt, darum scheint der Stern mit dem Schweif," und singend und spielend eilten sie weiter.

„Wir gehn mit, wir gehn mit!"

Und in jeder Hütte, wo Frömmigkeit wohnte, warf die Frau ihren Rock um, der Mann fuhr mit den Beinen in die Hose, und die Kinder krochen aus ihrem Strohsack und baten, das schöne Kindlein auch sehn zu dürfen. Aber das Kindlein war arm, die Hirten hatten ihre Gaben, und sie nahmen auch

mehr, als sie missen konnten: Eier, Butter, Schmalz, Tücher und anderes.

Und siehe! durch den stillen Schnee gingen Trüpplein von Menschen, Frauen in Kapuzenmänteln, Männer und Kinder, alle in derselben Richtung, nach dem Stern mit dem Schweif, der hoch und herrlich erstrahlte in der unendlichen Tiefe der Sternennacht.

Aus: „Das Jesuskind in Flandern". Aus dem Flämischen übertragen von Anton Kippenberg.

HERDER

DER EISTANZ

Wir schweben, wir wallen auf hallendem Meer,
Auf Silberkristallen dahin und daher;
Der Stahl ist uns Fittich, der Himmel das Dach,
Die Lüfte sind heilig und schweben uns nach.
So gleiten wir, Brüder, mit fröhlichem Sinn
Auf eherner Tiefe das Leben dahin.

Wer wölbte dich oben, du goldenes Haus,
Und legte den Boden mit Demant uns aus,
Und gab uns den flüchtigen Funken im Stahl,
Zu tanzen, zu schweben im himmlischen Saal?
So schweben wir, Brüder, mit fröhlichem Sinn
Im himmlischen Saale das Leben dahin.

Da stand sie, die Sonne, in Düfte gehüllt,
Da rauchen die Berge, da schwebet ihr Bild,
Da ging sie danieder, und siehe, der Mond,
Wie silbern er über und unter uns wohnt!
So wallen wir, Brüder, mit fröhlichem Sinn
Durch Mond und durch Sonne das Leben dahin.

Seht auf nun, da brennen im himmlischen Meer
Die Funken und brennen im Frost um uns her.
Der oben den Himmel mit Sonnen besteckt,
Hat's unten mit Blumen des Frostes gedeckt.
  Wir gleiten, o Brüder, mit fröhlichem Sinn
  Auf Sternengefilden das Leben dahin.

Er macht' uns geräumig den luftigen Saal
Und gab uns in Nöten die Füße von Stahl
Und gab uns im Froste das wärmende Herz,
Zu stehn auf den Fluten, zu schweben im Scherz.
  Wir streben, o Brüder, mit ehernem Sinn
  Auf Fluten und Abgrund das Leben dahin.

* * *

VON MENSCHEN UND BÜCHERN

Wir glauben, daß jene im Unrecht sind, die behaupten, die wirtschaftliche Not werde dem Menschen noch die Freude am Buche entwinden, weil sie dabei außer acht lassen, daß das Buch ein unabtrennbarer Bestandteil unseres geistigen Lebens geworden ist. Gewiß behält Lichtenberg recht, wenn er meint, ein Louisdor in der Tasche sei besser als zehn auf dem Bücherbrett, aber auch der Hunger nach den Gütern des Geistes kann unerträglich werden, wenn er keine Sättigung erfährt. Das Lesen, das Lichtwark einmal ein Laster genannt hat, ist es nur dann, wenn es uns den Aufgaben unseres Lebens entfremdet oder gar entzieht; selten umfaßt das eigene Erleben eines Menschen so große geistige Komplexe, daß er nicht zur Bereicherung von Wissen und Erfahrung der Bücher bedürfte. Unmerkbar saugt das Buch den Lesenden an, bis es ihn ganz ergriffen hat und er im dunklen Fluß des Ineinanderströmens beider Seelen spürt, wie ein fremder Wille aus der Ferne unsichtbar sein Schicksal lenkt. Einem Verlag von der Anlage des Insel-Verlags, der seine Aufgabe darin sieht, ein Abbild der Welt in ihrer Mannigfaltigkeit und Gegensätzlichkeit zu sein, sind weite Grenzen gesteckt; er gleicht der umfänglichen Seele im Sinne Nietzsches, in der keines das andere ausschließt: so finden wir neben dem hohen, das Bestehende schützenden Ethos Fichtes das an den Grundfesten der Gesellschaft

rüttelnde und nach einer Erneuerung der Menschheit verlangende Pathos Bechers; neben Schaeffers rührender, von Mitleid umstrahlter Gestalt der Elli den gnaden- und erbarmungslosen Typus Mensch in Ehrensteins „Bericht aus einem Tollhaus". Der kleine Ausschnitt dieses Heftes mit Namen wie Verhaeren, Kakuzo Okakura, Timmermans zeigt unser Bestreben, über der eigenen die fremde oder verwandte Kultur nicht zu übersehen, sofern sie nur Förderndes bieten.

Von der Tätigkeit des Insel-Verlags in dem nunmehr bald abgelaufenen Jahre haben wir in den Mitteilungen des ersten Heftes ausführlich berichtet; nachzutragen ist die Aufnahme der wundervollen Brautbriefe Wilhelms und Carolinens von Humboldt in die Sammlung Memoiren und Chroniken, in der auch die Memoiren der Markgräfin Wilhelmine von Bayreuth soeben erschienen sind und der Band Katharina II. neuaufgelegt werden mußte.

Dann sei noch von drei neuen großen Unternehmungen des Verlags die Rede: nach jahrelanger, sorgfältiger Vorbereitung wird unter dem Titel Der Dom eine von Dr. Hans Kayser geleitete und von ihm und andern ersten Fachmännern herausgegebene Sammlung von Schriften deutscher Mystiker mit der „Theologia deutsch" und Fechners „Zend-Avesta" zu erscheinen beginnen, gleichzeitig damit im Rahmen der Großherzog Wilhelm Ernst-Ausgabe deutscher Klassiker eine auf sechs Bände berechnete Ausgabe von Jakob Böhmes Sämtlichen Schriften, und schließlich werden in Kürze die ersten Bände unserer schon vor dem Kriege in Angriff genommenen Shakespeare-Ausgabe vorliegen, die die Übertragung von Schlegel-Tieck wiedergibt, aber die bisher noch nicht berücksichtigten Handschriften von A. W. Schlegels Übertragung verwertet, die nachträglich von Carolinens Hand zahlreiche Schlimmbesserungen erfahren hat. Die Dramen werden in Einzelausgaben erscheinen. Als Herausgeber haben wir hervorragende Anglisten und Shakespearekenner, wie Hermann Conrad, der inzwischen leider verstorben ist, Max Förster, Ludwig Fränkel, Marie Gothein, Rudolf Imelmann, Max Jung und Max J. Wolff, gewonnen. Von diesen drei Unternehmungen wird noch öfter in diesen Heften zu sprechen sein. — Im übrigen: Heaven prosper the manufacturers of paper under this propitious reign, which is now opened to us! (Tristram Shandy. Vol. IV ch. 13.)

* * *

DAS

INSELSCHIFF

*

* EINE *

ZWEIMONATSSCHRIFT



ERSTER JAHRGANG / DRITTES HEFT

FEBRUAR 1920

*

Licht über Lande —
das wollen wir ja.
Jens Peter Jacobsen

JEAN PAUL
WORTE IN DIE ZEIT

WIRST du, künftiges Deutschland, das jetzige, welches dich zeugt, so verkennen in seiner lichtlosen Gestalt wie Telemach seinen ärmlich gekleideten Vater Odysseus? — Pallas wird es wiederum verhüten, die Göttin nicht nur des Kriegs, auch der Wissenschaft. Sie zeigte ja einst mit dem berührenden Goldstabe dem Telemach den Odysseus; da erglänzten dessen Kleider, und der Sohn erkannte den Vater.

* * *

Gutes Deutschland, oft haben dich die Sittenlehrer und Länderkundigen das Herz Europas genannt! Du bist es auch; unermüdlicher schlagend als deine Hand, bewegst du dich wärmend fort, sogar im Schlafe und im Siechtum.

* * *

Deutschland war lange ein Wald; aber nach Wäldern ziehen sich Gewitter und Regen.

* * *

Die deutsche Seele besteht nicht, wie nach Thales die menschliche, aus Wasser, nicht, wie nach Demokritos diese, aus Feuer, sondern, wie nach Hippokrates, aus beiden. Diese Mischung von Feuer und Kälte — zu welcher ich noch die geographische von Süd- und Norddeutschland bringe — könnte uns sehr entwickeln und zu hohem Wuchse treiben.

* * *

Kein Land wird reich oder mächtig — vielmehr das Gegenteil — durch das, was es von außen hineinbekommt, sondern nur durch alles, was es aus sich selber gebiert und emportreibt. Nur der gesunde dichte Baum trägt jährlich seine Honigblüten und Honigfrüchte, aber der Baum, in welchem Bienen ihren Honig aufhäufen, ist hohl und faul, und steht bald ohne Honigkelche da.

* * *

Jeder glaubt und sagt, die Vergangenheit, d. h. die Geschichte, gebe die rechte Lehre der Zukunft; aber fehlt's denn dem Menschen an irgendeiner Vergangenheit, an eigner oder an fremder? Kommen wir nicht alle von gestern her? Jeder hatte Vergangenheit genug in sich, um eine reine Zukunft auszubilden; aber jede Zeit — welche von den dreien es auch sei — wird nur vom schöpferischen Sinn erfaßt; und es ist mithin einerlei für diesen, von Gegenwart zu lernen, oder von Vergangenheit oder von Zukunft.

* * *

Stellt doch eure Trauergesänge über deutschen Zeitgeist ein, als wären wir bloß der Kraft des ausländischen erlegen, der doch gewiß nicht besser ist. Überhaupt den Zeitgeist anlangend, so sprechen ihn nicht Schlachtensiege — diese Kinder der Stunde, diese neuern Geschöpfe, weniger der Herzens- als Berechnungskraft —, sondern nur die Art und Weise aus, wie Kampf geführt, Niederlage ertragen und Sieg genossen wird.

* * *

Jedes Umstürzen alter Verfassungen, sogar jedes Ausbessern derselben, welches ja doch ein teilweises Stürzen ist, dieses muß — es mag von einem philosophischen oder politischen Systeme die Rede sein — im Anfange immer schlechtere als gute Folgen gebären. Das eingesessene Übel und Gewürm wehrt sich und beißt noch grimmiger, wilder, kopfloser als vorher in seinem ruhigen Bau; und die neue Ansiedlung übertreibt das Neue so gut, einführend, als jene, das Alte abwehrend. Erst wenn Alte und Neue sich in Alltägliche verwandelt haben, kommt die Saat des Guten in Blüte.

* * *

Mit Revolution oder Umwälzung heilet ihr nicht gerade ein Volk; ihr stürzt und stellt es ja bloß wie einen Ertrunkenen auf den Kopf, oder ihr tragt ein erfrorenes Volk schnell in ein heißes Zimmer: die Scheinleiche stirbt daran.

* * *

Unter dem Kriegsfeuer der Staaten sind freilich die Reinigungen derselben so schwer als nötig. Aber der Schornsteinfeger säubert den Schornstein, während ihn das Feuer im Ofen räuchert und schwärzt. Kein Mensch und kein Fürst darf das Heilige und Heiligende eine Minute lang verschieben; denn es kennt selber keine Zeit.

* * *

Ich hatte das Glück, unglücklich zu sein, darf zuweilen ein Volk so gut sagen, als ein Mensch. Verunreinigte Völker gleichen Strömen, welche ihren Schlamm nur fallen lassen, wenn sie sich zwischen aufhaltenden eckigen Ufern durchkrümmen.

* * *

Die ganze Erde wurde noch in keine Seelennacht eingewickelt — denn wie hätte dann alles Umwenden ihr aus dieser helfen können? —, sondern die Himmelsonne der Bildung senkte sich, wie auf den nordischen Meeren die andere Sonne nach langem Tag, bis auf die Wellen nieder, hob sich aber aus gedrohter Nacht unerwartet auf, und ein neuer Morgen fuhr hinter der Mitternacht aufgeblüht hervor.

* * *

Vergeßt über die nähere Vergangenheit nicht die fernere Vergangenheit, so wenig als die vielgestaltige Zukunft. Wie am langen Tage in Schweden die Abendröte ohne eine abteilende Nacht in das Morgenrot verfließt; so schmilzt jetzt Fürchten und Hoffen ineinander, West-Abend und Ost-Morgen; folglich ist das Aufsteigen der Sonne nicht weit. Amen!

* * *

JOHANNES REIHER

JEAN PAUL ALS POLITIKER

JEAN Paul erlebte die Napoleonische Fremdherrschaft seitab in Bayreuth, wo er sich 1804 angesiedelt hatte. War ihm auch aus äußeren Gründen — durch die Abgeschlossenheit des Städtchens vom Welttheater, die Rücksicht auf seine Familie, die Strenge der Zensur — und innerlich durch seine weltweiten Anschauungen die schroffe patriotische Einstellung versagt, die etwa Arndt kennzeichnet — auch er hat doch unbedenklich sein dichterisches Schaffen beinahe völlig der gei-

stigen Vorbereitung des deutschen Aufstieges geopfert. Als politischer Schriftsteller trat er zuerst 1808 mit der „Friedenspredigt" hervor, denen die „Dämmerungen für Deutschland" (1809), die „Nachdämmerungen" (1810) und die „Dämmerungsschmetterlinge oder Sphinxe" (1812) folgen sollten.

Nie vorher war Jean Paul ohne politische Interessen gewesen. Satiren gegen die verderbliche Kleinstaaterei und gegen die Narrheiten im Hofleben von Duodezfürsten durchziehen sein damals fast abgeschlossenes Dichterwerk. Sehr falsch aber ist es, daraus den oft nachgesprochenen unbedachten Schluß zu ziehen, als sei er ein heimlicher Jakobiner gewesen. Wohl war er Volksfreund, aber im Sinne nicht des Parteipolitikers, sondern des Menschenfreundes. Zudem stehen diesen Übungen eines witzigen Verstandes gegenüber ein tiefes Bedürfnis nach Fürstenfreundschaft und der Typus der hohen Helden seiner Romane. Niemals wird Richter verstehen, wer die Dualität seines Wesens zugunsten eines unfruchtbaren Einheitspunktes auflösen und gar seinen rationalen dem Gefühlsmenschen überordnen will.

Jean Pauls Geschichtsauffassung ist vielmehr bestimmt durch das Menschheitsideal, wie es in seinen Dichtungen 1806 schon ausgesprochen vorlag. Der vollendete Mensch ist derjenige, der, im Zusammenhang mit der Natur bleibend, sich seines ihm eingeborenen Ideals bewußt geworden ist, ausreifend am tausendjährigen Kulturgut der Menschheit. Die höchste Ausformung solcher „Preismenschen" ist das Genie. Dieses bestimmt auch das Werden und Vergehen der Völker, indem es ihnen Ideen vermittelt und sie in seine Bahn zwingt, bis sie, spät vielleicht, das Recht ihrer Heroen anerkennen und sich selbst an diesem Vermächtnis verehrend weiterbilden.

Zwei Pole hat diese kulturgeschichtliche Auffassung. Der Staat, und selbst die Nation, hat für Richter nur eine enge,

zeitliche Aufgabe. Er bleibe der Schützer und Garant von Eigentum und Sicherheit seiner Bürger, ähnlich wie es Wilhelm von Humboldt mit kühler Verwahrung in seinen „Ideen“ gefordert hatte. Sittliche, religiöse oder künstlerische Aufgaben sind dem Staatsmechanismus wesensfremd. Nur physische Anforderungen darf er an seine Glieder stellen, und gegen solche ist Jean Paul auffällig unempfindlich: dem Staate werden selbst erzwungene Abgaben und Rekrutenpressen zugestanden, solange diese leiblichen Dienste nicht an den Freibezirk des inneren Menschen rühren.

Fortschritt und Ausbreitung der Kultur müssen fast gesetzmäßig zur Überwindung der Einzelstaaten führen. Dann werden die Kriege aufhören, ein Universalreich mit ewigem Frieden wird die Erde umspannen. Nur geistige Kämpfe wird es in diesem „goldenen Zeitalter“ geben, wo die Völkerindividuen — und voran die weltoffenen Deutschen — durch Einschmelzen und Durchdringen mit ihren Einzelvorzügen dem Ganzen dienen und vorwärtshelfen.

Andererseits beruht der Fortschritt der Menschheit auf der Größe und der Freiheit der Persönlichkeit, des Genius. Am sichtbarsten und blendendsten tritt er in der äußeren Not eines Volkes auf, dem so plötzlich sein Retter ersteht. Höher aber als den Kriegshelden stellt Jean Paul den intellektuellen und den sittlichen Übermenschen, einen Plato, Christus, Luther. „Geniale Wesen allein regieren die Weltgeschichte.“ Nirgends macht die Masse allein schöpferisch Geschichte; für sich ist sie dumpf; das Genie erst ist die Seele des Volkes „wie Gott die Seele der Tiere“. Es verkörpert die Freiheit des menschlichen Wollens gegenüber der undifferenzierten Menge, die sich ohne jenes Eingreifen nur naturgesetzlich entwickeln würde. Immer wieder, in mystisch-verzückten Bildern, wird dieser „Weltgang nach freigeistigen Gesetzen“ von Richter gefeiert. Der säkularische Mensch ist das dem Volke vorauf-

gestellte Fanal, dem es, oft mißverstehend oder irregeleitet, doch zustrebt. Das Genie ist kein „potenzierter Mensch“, sondern Vermenschlichung Gottes, selbstlos die ihm offenbarten ewigen Ideen realisierend. —

Von diesen Grundanschauungen aus unternahm es Jean Paul in seinen politischen Schriften, das 1806 zusammengebrochene Deutschland durch geistige Kräftigung der Befreiung zuzuführen. Den Glauben an die hohe Bestimmung des Deutschen gewann er aus der Bewährung des Volkes im Unglück. Dadurch erhielt auch seine Darstellung eine kräftigere nationale Färbung, als er früher hätte Wort haben mögen. Nur der Zufall des Kriegsglückes hat gegen Deutschland entschieden; er verurteilt die „ängstliche Gebärde der Zeit“, deshalb über innere Entartung zu klagen. „Nur aus Brand und Asche wiederersteht der Phönix.“

Daß Napoleon den morschen deutschen Reichskörper aufgesprengt hat, wird ihm zum Verdienst gerechnet, ebenso wie seine Feindschaft gegen den kalten Handelsegoismus Englands. Gerade die Regierenden tragen schuld an dem überschnellen Ende; Luxus und Fremdtümelei hatten ihrer zu viele geschwächt. Das Volk aber birgt noch die gesunde germanische Reckenkraft; in ihm glüht ein „herrlicher Auferstehungsgeist“, und den gilt es zu schüren. Ihm hat zum Siegen nur ein Napoleon, das Genie an der Spitze gefehlt. Jetzt lassen die fremden Unterdrücker den Deutschen sein Vaterland neu entdecken, Norden und Süden finden sich zu neuer Einheit zusammen. Die gemeinsame Not möge die Fürsten enger mit ihrem Volke verbinden; in ihnen, den sichtbarsten Märtyrern, kristallisiert sich am besten die Vaterlandsliebe.

An dem Schatze ihrer Kultur sollen die deutschen Untertanen zu freien Menschen umgebildet werden. Das Daseinsrecht der Deutschen ist erwiesen an der Schaffung höchster geistiger und sittlicher Werte. Es richte sich der Mut auf an

dem deutschen Gemeinbesitz an Philosophie und Literatur, in denen kein anderes Volk mit dem unseren wetteifern kann. Ist nicht, an der gewaltigen Luthersprache gemessen, das Französische wie „angeworfene Schwärmer"? Die Vorschule der geistigen Durchdringung der breitesten Volkskreise ist die Kirche. Ohne rationales oder dogmatisches Klügeln stähle man den sittlichen Mut wieder an der Gewalt lebendiger Beispiele aus Bibel und Geschichte. Wie Fichte fordert Richter die Pflege der Jugend im nationalen Geiste: „Auf den Jünglingen ruht und wächst die Welt." Der ersehnte Krieg, den er früher verdammt hätte, wird jetzt gerechtfertigt als unternommen im Dienste einer Idee, der Freiheit.

Nicht „mit der unaufhörlichen militärischen Disposition des Gemütes" Fichtes vermochte Jean Paul sein Volk aufzurütteln. Die Entschiedenheit der Kraft des Berliner Philosophen war ihm immer unheimlich; mit der „Flöte der Humanität und Dichtkunst" wollte er, ein Seelenarzt, wirken, „daß Dichten und Denken sich zur Tapferkeit verdichte". Wie er des Glaubens lebte, das ewige Genie werde noch Jahrhunderte nach seinem Tode die Welt segnen, so möge er einer ähnlich wie der seinen zerrütteten Zeit neu zum Wegweiser werden.

* * *

ALBRECHT SCHAEFFER

DAS ZIEL

Seele, wohin reisest du?
— Über Felder, Wälder, Wogen —
Seele, womit speisest du
Deine Kräfte, müd geflogen?

Ich geh zu einem schönen, hellen Haus.
Es ist nicht schwer, nicht weit, dahin zu flüchten.
Dort werd ich schön willkommt; dort ruh ich aus;
Dort werd ich viel gelabt mit Brot und Früchten.

ALBRECHT SCHAEFFER

DER HUND

Anekdote

AN einem sonneblitzenden Wintermittag, nicht lange bevor der Frieden zu Osnabrück geschlossen wurde, tauchte ein Pikett kaiserlicher Dragoner, zehn Mann unter Führung eines Wachtmeisters, aus dem verschneiten Bergwald hervorbrechend, so plötzlich über der talwärts gesenkten Straße eines weimarischen Dorfes auf, daß ihnen einige menschliche Gestalten nicht entgingen, wie sie neben der Kirche hervor über den hohen Schnee der Straße hüpften und — nebst einem Kinde und einem kleinen gelben Hunde — jenseits zwischen den Häusern und kahlen Bäumen verschwanden. Sofort abschwenkend, schnitten zwei Mann ihnen den Weg zum Walde ab und brachten sie, während der Wachtmeister mit den übrigen gemächlich bis zur Kirche hinabtrabte, zum Vorschein: einen Mann, zwei Frauen, ein vier Jahre altes Mädchen und den giftig kläffenden Hund. Es war der Pfarrer des Dorfes, ein noch jugendlich blonder, zorniger Mensch, todbleich und elendiglich mager wie seine Frau und die ältliche Magd. Er versicherte, das Dorf sei seit langem verlassen und gänzlich ausgeraubt; sie viere seit Tagen ohne Nahrung bis auf ein wenig Brot.

Der Wachtmeister und seine Leute hatten selber, seit sie aufgesessen waren, nichts in den Magen bekommen und seit Tagen nur das Dürftigste; die ganze Gegend war verödet und leer. Und schon wollte der Wachtmeister, von den hungerentstellten Gesichtern der Menschen mehr überzeugt als von ihren mündlichen Beteuerungen, den Befehl zum Antraben geben, als einer seiner Leute ihn auf die gesunde und straffe Haut des kindlichen Gesichts im Gegensatz zu der der Erwachsenen aufmerksam machte und, den braunen Gaul im

struppigen Winterfell schneestäubend zwischen ihnen herumlenkend, schrie: „Ihr Lausbande habt eine milchende Kuh und legende Hennen im Wald, daß ich verdammt würde, alles für den Balg!" Und zielte mit seiner Muskete auf das Kind.

Die Bemerkung war treffend; der Wachtmeister zog blank, drängte sein fuchsiges Pferd gegen den Pfarrer und verlangte, längst gereizt durch sein glühendes Augenpaar, ein Bekenntnis. Der gepeinigte Mensch log lange verzweifelt, bis die letzte Erbitterung vor den rohen Zügen des Folterers in ihm schwoll und er schwieg. Der Wachtmeister, die Plempe hebend, fragte noch zweimal und hieb zu; der Stahl blitzte und spaltete die hohe weiße Stirn; der Mann stürzte lautlos vornüber, daß der Schnee funkelnd wölkte; eine rote Lache verbreitete sich rasch und dampfend um seinen Kopf. „Zwei ins Haus, die Andern in den Wald!" schrie der Mörder, saß ab, nahm den Pallasch in die Linke, ging, den Zwein, welche die umsinkende Pfarrerin hielten, einen Wink gebend, auf sie zu, um ihr — salva venia! — die Röcke hoch zu heben und die Gewalttat an ihr zu verrichten wie sonst ein Leibesgeschäft. Er überließ sie dem Nächsten, dieweil Andre mit der Magd desgleichen verfuhren, gewahrte dabei das Kind, das, weit über seine Fassung entsetzt, ohne schreien zu können, offenen Mundes dastand, und schleuderte es mit einem solchen Tritt in den Schnee, daß es liegen blieb, noch eine Zeitlang die Augen verdrehte und lautlos verschied. Er sah hiervon nichts, da er ins Haus trat.

In der Küche brannte ein kleines Feuer; sonst hatte das Haus, ausgenommen ein paar irdene Näpfe und Lager von Stroh, nichts zu zeigen als kahle Wände. Der Unmensch fluchte und spuckte, stach ein brennendes Scheit mit dem Degen aus dem Herd, streute es über die Bettstätten und trat, als der Qualm beizte, hustend wieder ins Freie.

Dort lag, anscheinend entseelt, die Frau über dem Leichnam

des Mannes; abseits die kleine Leiche, unruhig umschnuppert von dem gelben Hund; die Magd ächzte an der Mauer; lauter dunkle Bündel von Kleidern im zerstampften, blutigen und von Goldfunken überstäubten Schnee. Aber vom Waldrand schrieen sie nun und winkten in ihren buntfarbenen Hosen und Ärmeln und eisengrauen Sturmhauben und Harnischen: da wäre ein ganzes Lager im Wald! worauf sie zum Vorschein brachten: eine falbe, magere Kuh, mehrere Hühner, einen halben Hasen und einen Haufen Kleider.

Der ganze Haufe zog nun, teils aufgesessen, teils zu Fuße, bergunter zu einer platzartigen Verbreiterung der Dorfstraße, allwo sie in einen großen, äußerlich unversehrten und schönen, innen aber leergeplünderten Bauernhof einfielen und sich tummelten. Während Einige die Kuh zunftgerecht umbrachten, häuteten, ausweideten und zerlegten, schlachteten und rupften Andre die Hühner, zerhackten wieder Andre einen eichenen Tisch und zwei Schränke und machten drei Feuer, eins im Hof, eins auf dem Küchenherd, ein drittes im Ofen. Alledem sah der Anführer, herumschlendernd, wortlos zu, spuckte in den und jenen der verödeten Ställe, fing zuletzt an zu frieren und gesellte sich zum bereits bullernden Ofen, wo er, einen Fuß auf der Bank, den Pallasch aufgestemmt, eine theatralisch martialische und nachdenkliche Haltung zur Schau trug. — Er war seines Zeichens ursprünglich relegierter Student und seit zwanzig Jahren im Felde. Sein rotes Gesicht mit tobsüchtigen Augen quoll von schon geifernder Verödung zwischen einem Netzwerk alter Schlägernarben; der rechten Hand fehlten die letzten zwei Finger.

Der Dragoner, der ihm einen Napf voll gebratener Fleischstücke und einen Zinnbecher brachte, erzählte, sie hätten in einem Loch im Kuhstall ein kleines Faß Wein gefunden; sei aber beißender als chymische Säure. Er brachte noch einen Topf voll. Der Wachtmeister kostete und spie, trank aber

aus und später noch mehr. Er kaute und schlang, auf der Ofenbank sitzend, die harten Brocken, den Kopf überm Napf nach oben schielend wie ein Hund, im Rücken wohlig angeglüht von der Hitze der Kacheln. Inmitten seiner Mahlzeit gewahrte er beim Dämmerlicht, das die kleinen und blinden Fenster einließen, plötzlich den kleinen gelben Hund am Boden, der, zitternd vor Kälte, mit schiefem Kopf sich die Lippen leckend, erwartungsvoll aufsah. Scheinbar war er allzuviel menschliche Güte gewohnt, denn er sprang nun auf die Ofenbank neben den Schenkel des Essenden.

Der kam erst jetzt zu sich von einem jähen und wilden Erschrecken, das ihm die lautlose Erscheinung des Tiers eingejagt hatte. Ob aus einer Furchtsamkeit, oder aus List, oder aus beiden: er setzte den Napf, ohne den Blick von dem Kleinen zu wenden, leise beiseite und hatte mit einem Zupacken den mageren Körper mit weißem Bauchfell zwischen den Händen, der indeß keinen Laut hören ließ. Eine Minute verging unter schweigsamem Starren des Menschen in die kleinen, bläulich glimmenden, unruhigen Augen des Hundes; worauf er ihn weder in den Ofen steckte, noch erwürgte, sondern aufstehend zum Fenster trug und auf das nahe Pflaster des Hofes fallen ließ. Er sah ihm noch zu, wie er um die, das Feuer mit dem Bratspieß auf Strohschütten umlagernden Dragoner dreibeinig hüpfte, einen Brocken oder Knochen erhaschte und damit in den Winkel unter die Hühnerstiege entfloh, wo er sich niederlegte.

Nachmittags um drei Uhr hatte der Wachtmeister auf der Ofenbank ausgeschlafen, trat, fast platzend von Ofenhitze und Wein, in die Tür und schrie seinen Befehl zum Packen und Aufsitzen ins Freie. Als ihm sein Pferd vorgeführt wurde, fühlte er sich so übel trunken und vollgegessen, daß er nicht in den Sattel mochte, die Trense über den Arm hing und, den Wallach nachziehend, schwerfüßig straßauf stampfte — dieweil

seine Leute noch sattelten oder die Überbleibsel der Mahlzeit verpackten.

Über die Dorfstraße wälzte sich träg eine gewaltige schwarze Qualmwolke aus dem schneenassen brennenden Strohdach des Pfarrhauses gegen den Schreitenden herunter; rote Flammen züngelten heraus, gasig verflackernd vor dem blauen heiteren Winterhimmel. Unschlüssig — als ob ihm der Rauch den Weg verlegen wollte — stand der Mensch eine Weile; aber indem brach auch das Dach zusammen, dicker Qualm puffte schwarz nach allen Seiten empor, doch dann drehte sich das ganze, wolkige und brennende Ungetüm aus irgendeiner Ursache nach der Seite herum und gab langsam die Straße frei.

Die Toten lagen noch dort, und das gelbe Hündchen wurde dem Näherkommenden sichtbar, wie es herumhüpfte, nach den Flammen bellte und wieder bei den Leichnamen stand, zusammengezogen, windend angstvoll und winselnd. Da sich nun vom Platz her schon Lärmen und Hufschlag und Klirren des nachtrabenden Piketts hören ließ, so kam es tapfer entgegen, bellte und machte Sätze vor und zurück. Der Wachtmeister geriet indeß während seines Nahkommens in eine so rauchende Wut, daß er fast nicht wußte, was er tat oder tun sollte, wie blind am Sattel nach der dran hängenden Muskete tastete und plötzlich blank zog. Er belauerte, schon dicht vor den Leichen, das immer kläffend zurückweichende Geschöpf, wobei ihm in schnaufender Aufregung mehrmals die Linke den Degen wegreißen wollte, um zuzuschlagen. Jählings vorstürzend hatte er dann einen Hieb geführt, der den Gelben aufjammernd an den Fleck heftete; hatte ihn dann gespießt und im Bogen in den Brand hineingeschleudert.

Er war in dem Rauche verschwunden. Der aber teilte und verzog sich alsbald und zeigte, als sollte es so sein, dem Wachtmeister und seinen herangekommenen Leuten das kleine Tier, das in Flammen saß, still, ganz in sich zusammengekrümmt,

nur Hals und Kopf weit vorgestreckt — mit einem Ausdruck — einem Ausdruck, der den Trupp vor Gelächter aufbrüllen ließ, dieweil einer krähte: „Hei scheißt! hei scheißt op üns Füer!“ — ausgenommen ihren Führer, der in die Todesangst der zerspringenden Hundelichter starrte, als ob ihm die eigenen tobsüchtigen Augen bersten sollten wie Glas.

Merkwürdig war ein losgerissen oben herausflatternder roter Flammenfetzen über dem verschwundenen Hunde, der von seiner Gestalt gerade so viel hatte und erkennen ließ, ehe er zerstob, daß die Lache des Haufens im Nu verstummte und in die Stille der leicht prasselnden Lohe nur einer mit unterdrückter Stimme hervorstieß: „Huch! dat Beist hatt' 'ne Seele!“

Der Wachtmeister lag mit dem Gesicht im Schnee, dergestalt, daß seine Stirne fast die des toten Pfarrers berührte. Sie drehten ihn um, sein Gesicht war blau, aber er lebte, röchelte und schlug um sich. Da sonst mit ihm nichts anzufangen war, hätten sie ihn gern liegen gelassen; doch war es vielleicht der verbrannte Hund, der noch wirkte, denn sie entschlossen sich schließlich zum Mitnehmen, hoben ihn mühsam in den Sattel, und da zeigte sichs, daß er reiten konnte. Zwar schwankend wie ein Trunkner und hier und da nur durch schnelles Zugreifen der seitwärts Reitenden vor dem Fallen bewahrt, aber sonst ohne Unfall erreichte er mit seinen Leuten kurz vor Dunkelwerden die Schwadron, mit der er am andern Morgen, scheinbar unverändert, gegen Rudolstadt aufbrach.

* * *

Dieser Wachtmeister lebte danach noch an vierzig Jahr, und zwar dies, obgleich er in einem der letzten Scharmützel des Krieges nicht nur am Kopf von Hieben übel zugerichtet wurde, sondern auch das linke Bein dicht überm Knie durch die Vollkugel eines Geschützes verlor. Die Samariter wollten

ihn liegen lassen, da sie ihn aufgaben, und erhörten ihn erst auf sein dringendstes Gejammer: sie müßten ihn aufheben; er müsse heil werden, sonst holte ihn der Hund, — was sie kaum recht verstanden.

Nachmals, geheilt, mit einem Stelzfuß und geistig in wirrem Zustande, tauchte er in Hannover auf. Da er anfänglich weder seinen Namen noch sonst Bescheid über sich zu geben wußte, fand er Aufnahme ins Armenhaus; später hauste er lange Jahre mit einem verkrüppelten alten Weibe zusammen, die sich und ihn von Abfällen ernährte; nach ihrem Tode wieder im Spittel. Er bettelte an den Kirchentüren, barhaupt, an einer Krücke, mit einem Blechnapf, eine wüste Figur. Für das Geld kaufte er Fusel, den er stets vor dem Schlafengehn, niemals eher, verschlang. Die Schlafgenossen hörten ihn viel stöhnen, auch reden und schimpfen gegen ein unsichtbares Wesen, wobei sich die Worte: Geh weg! und: Gehst du! unter den Scheltworten wiederholten. — Obgleich er kaum und fast nur unfreiwillig sprach, verbreitete sich seine ganze Geschichte, und jeder wußte, was die Worte bedeuteten und was ihn vor dem Einschlafen, wenn die Abwehr der Sinne sich löste, beunruhigte. Die Stadt legte ihm den Namen „Hundsförchter“ bei; die Kinder liefen ihm nach und bellten.

Kurz vor seinem Ende geriet er noch einmal in eine gewisse Klarheit, seufzte viel, lag murmelnd still, schwätzte wieder, redete von seiner Mutter und dem Hunde, dazwischen auch in lateinischer Sprache; und lateinisch waren die letzten Worte, die leise von ihm gehört wurden: „Deus me non amavit.“

Da er nicht unberühmt gewesen war in der Stadt und von manchem Kirchgänger vermißt wurde, bekam er ein ordentliches Begräbnis, einen Leichenstein und eine Inschrift, die ein Student ihm setzte, der seine Geschichte vollständig kannte. Die Schrift sagte:

Ein großer Hund und ein kleiner Hund
Brannten sich beide höllenwund
Allhier bereits auf Erden:
Schlimmer kann es nicht werden. Amen.

Und darunter jene aufrichtige und alles besagende Erklärung:

Deus me non amavit.

* * *

VERLAINES LETZTES GEDICHT

DER TOD

Übertragen von Stefan Zweig

Die Waffen feiern, neuer Hände harrend,
Beseelt von edlem oder Schurkensinn;
In Müßiggang ins Land der Fabeln starrend,
Gibt unser Herz sich bösen Träumen hin.

Die Waffen feiern, die man gern gesehen,
Selbst bei uns eitlen Träumern, die uns Scham
Erfüllt, weil wir im Kampfe abseits stehen,
Da uns der Arm von vielem Zögern lahm.

Schwirrt, Waffen, edle Hände, greifet sie,
Und sei's des Schurken Hand, wenn edle fehlen,
Ruft sie zurück, die in der Phantasie,
In Fabeln nur sich scharfe Waffen wählen!

Wollt ihr aus Traumland unsern Auszug sehen?
Wir sterben hin, so feig und lahm zu beben.
Sprecht, Waffen, und wir wollen neues Leben
Aus euren Klingen blühn und blitzen sehen.

Tod, den wir lieben, der uns stets gewunken
Als Ziel, da man den Dornenpfad erstieg,
Ist nun von uns die schwere Last gesunken,
O süßer Tod, dein Bote ist der Sieg.

EIN BRIEF DIOTIMAS AN HÖLDERLIN

Aus jahrzehntelanger Verschollenheit sind die schon endgültig verloren gegebenen Briefe von Susette Gontard an Hölderlin nunmehr wieder aufgetaucht und erhellen das Dunkel, in dem ein entscheidender Lebensabschnitt des Dichters bisher lag. Denn die Art seiner Beziehungen zu der geliebten Frau war zweifelhaft und ihre Deutung auf Vermutungen angewiesen, die sich auf einige wenige, nicht einmal als authentisch verbürgte Sätze aus diesen Briefen bezogen. Der Gegenstand der berühmten Liebesgedichte, das Vorbild der Geliebten des Hyperion enthüllt hier eine menschlich reine und zugleich wahrhaft große Seele, die, ganz zur Liebe geboren, doch zur Entsagung die Kraft hat und ihr hartes Schicksal mit edler Fassung trägt.

Zur Feier von Hölderlins 150. Geburtstag am 20. März kann der großen und immer mehr anwachsenden Gemeinde seiner Verehrer kein schöneres Geschenk dargebracht werden als die Ausgabe dieser Briefe, die von der Besitzerin der Originale, Fräulein Frida Arnold, einer Großnichte des Dichters, mit Unterstützung von Dr. Karl Viëtor besorgt, im Insel-Verlag erscheinen wird.

[Anfang Januar 1800.] Abends.

MEIN Brief hat Dich betrübt, Du Lieber! und Dein Brief hat mich so unaussprechlich gefreut, mich so glücklich gemacht, er zeigte so viel Liebe! O! wie erwiederte sie mein Herz in allen Tönen wie ich ihn laß, wie warm schloß mein Gemüth an Deines sich an. Und Du! solltest Du vielleicht an [meiner] Liebe zweifeln? sollte mein kalter, trockner Brief Dich bekümmert haben, wie hättest Du Unrecht! könntest Du meinen Schmerz und meine Thränen sehen bey diesem Gedanken, Du würdest daß nicht denken, doch daß ist es auch wohl nicht was Dich gequält hat, Dir ist wohl bange daß mein

Herz mir stirbt, und ich Dich dann auch nicht mehr lieben könnte. Ich kann mir keinen Begriff machen welchen Eindruck, meine Worte auf Dich machten, ich sah aber Deine Trähnen fließen, sie fielen brennend auf mein Herz, ich konnte sie nicht trocknen! — betäubt und stumm saß ich den ganzen Abend, und fand diesen Augenblick mein beklemtes Herz zu erleichtern weil ich allein blieb. Ach könnte ich hin zu Dir und Dir Trost geben. Ich habe kein Geheimnis vor Dir meine Seele! auch ist meine Liebe zu voll, um daß mein Herz mir sterbe, wenn ich still und trocken bin, so zweifle nur nicht an mir, dann brennt es in der Tiefe und ich muß wie Du, mich vor Leidenschaft bewahren, der Gram zehrt wohl ein wenig, doch die süße heilende Schwermuth kömmt immer vom Himel zur rechten Zeit, und gießt ihren Seegen in's Herz und verzweiflen werde ich nie an der Natur, auch wenn ich den Tod schon im inneren fühlte würde ich sagen, sie weckt mich wieder, sie giebt mir alle meine Gefühle wieder, die ich treu bewahrte und die mein sind, die nur der Druck des Schicksaals mir nahm, aber sie siegt sie bereitet aus Tod mir neues schöneres Leben, den der Keim der Liebe liegt tief und unaustilgbar in meinem Wesen, ich sage daß aus Erfahrung den ich weiß wie immer lebendiger sich mein Herz aus allen Druck hervor gehoben hat. Ach ich weiß nicht Theuerer ob ich den rechten Ton treffe, ich hatte Dir gewiß nichts zu erzählen wohl viel viel zu sagen aber was mich drückt ist nichts anders als daß ich nicht bey Dir seyn kann. Könnte ich Dir nur die Gewißheit geben, aber ich bin bange meine leidenschaftliche Sprache wird Dich nicht überzeugen, O laß es! und sey wieder glücklich in Deiner Liebe! Mich freut noch heute Abend der Gedanke, daß ich Dich doch noch gesehen, Gott! wenn Du in dieser Stimmung gegangen wärest, sieh! ich könnte dankend beten das der Genius der Liebe mich so unsichtbar leitete! und in diesen Betrachtungen will ich einschlafen und segen Dir wünschen. —

Morgends.

Ich habe gut geschlafen mein Bester, und noch einmal muß ich Dir sagen wie viel Freude mir Dein Brief machte und Dir danken für alle die stille Seeligkeit die Du mir bereitet, ach ließ Du meinen Brief nicht mehr wenn er Dich bekümmert hat, und halte Dich an den vorletzten der Dir so lieb war, ich mußte gestern noch viel über Leidenschaft nachdenken, — Die Leidenschaft der höchsten Liebe findet wohl auf Erden ihre Befriedigung nie! — fühle es mit mir! Diese suchen wäre Tohrheit. — Mit einander sterben! — Doch still es klingt wie schwärmerey, und ist doch so wahr — ist die Befriedigung. — Doch wir haben heilige Pflichten für diese Welt. Es bleibt uns nichts übrig als der seeligste Glaube an einander, und an das allmächtige Wesen der Liebe daß uns ewig unsichtbar leiten und immer mehr und mehr verbinden wird. —

Stille Ergebenheit! Vertrauen auf das Herz, auf den Sieg des wahren und Besten, dem wir uns hingegeben. Und wir könnten untergehen? — Dann, ja dann, müßte alles aus dem Gleichgewichte kommen und die Welt in ein Cahos sich verwandeln, wenn nicht der nehmliche Geist der Harmonie und Liebe sie erhielte der auch uns erhält, lebt er ewig in der Welt warum! wie könnte er uns verlassen, dürfen wir uns wohl mit der Welt vergleichen! und doch kann es nicht anders in uns seyn, wie im Großen so im Kleinen, und wir sollten nicht vertrauen? Wir, die wir täglich Beweise der herrlichen auch uns belebenden Natur haben, die uns nur Liebe zeigt, wir sollten Kampf und Uneinigkeit in unsere[r] Brust hegen wenn alles uns zur Ruhe der Schönheit ruft? — O gewiß nicht, mein Bester! wir können nicht unglücklich werden, weil diese Seele in uns lebt. Und ich weis es der Schmerz wird uns nur besser machen und uns inniger verbinden.

Darum gräme Dich auch jetzt nicht daß Du mich traurig

machtest, sieh es ist ja alles vorbey wenn Du wieder ruhig bist und ich habe mich stark gefühlt. Noch muß ich Dir sagen daß mein Vertrauen zu Dir ohne Gränzen ist wie Du bist, wie Du es machst, ist es mir stillschweigend recht, ich frage selbst nicht warum, Du kamst die vorige Woche nicht, Du sagtest gestern nicht, daß Du noch hier vorbey kommen wolltest, daß Du heute Morgen noch einmal kommen wolltest, wenn ich Dir in meinem Brief es gleich vorgeschlagen, ich kann Dich versichern daß es mich im geringsten nicht Irrte so glücklich war ich durch Deinen Brief, und ich dachte nur es ist gewiß Liebe und fragte nicht weiter, und in dem Glauben an dieser muß man das unerklärlige ehren. O mein Bester! Lieber! sey wieder ruhig, sey heiter, und bringe mir das einzig seelige Gefühl daß Du zufrieden bist und gieb auch mir meine Ruhe wieder, dann gewiß dann werde ich glücklich seyn. —

* * *

RUDOLF KASSNER

ZUFALL

DAS ist der Unterschied zwischen Wahrscheinlichkeit und Wirklichkeit oder zwischen einer bloß wahrscheinlichen und der wirklichen Welt: in der wahrscheinlichen, in dieser Welt ohne Gesicht, sind Anfang und Ende auseinandergerissen und voneinander getrennt, so daß alles, was im Anfang ist, nicht im Ende sein könne, und umgekehrt. Der „Taumel" der Moleküle in einem Gasballon, der den völligen Temperaturausgleich, den „Wärmetod", bewirkende Übergang der Wärme aus den Orten höherer Temperatur in jene niederer, die geschüttelten Lose in einer Urne sind ausgezeichnete Fälle einer unrhythmischen, einer Bewegung aus einem gegebenen Anfangs- in einen bestimmten Endzustand. Denn Rhythmus ist genau das, daß das Ende schon im Anfang und der Anfang

noch im Ende sei. Und dieser Rhythmus bestimmt die wirkliche Welt (zum Unterschied von der wahrscheinlichen). Das Weltall ist rhythmisch bewegt, insofern wir uns in ihm weder einen Anfang noch ein Ende denken können. Weshalb auch der zweite thermodynamische Satz von der Entropie des Weltalls, vom „Wärmetod", nicht ein Gesetz aussprechen kann, dem das Weltall unterliegt. Er vermöchte nur für eine zwischen einem gegebenen Anfang und einem gegebenen Ende, zwischen Nichts und Nichts gespannte Welt ohne Gegenwart, für eine Welt ohne Gesicht zu gelten.

Was in der wirklichen, in der rhythmischen Welt die Gegenwart ist, das wäre in der wahrscheinlichen, ewig zukünftigen Welt der Zufall, als welcher ja die völlige Leugnung der Gegenwart bedeutet. Gegenwart ist nichts anderes als die Idee der Wirklichkeit, die Wirklichkeit der Wirklichkeit, ist Geist und Spiegel. So ist der Zufall die Idee der Unwirklichkeit. Ohne den Zufall hätten wir keinen Begriff für diese und von dieser. Das alte Argument, daß alles Fluß sei und die Gegenwart ganz und gar zwischen Zukunft und Vergangenheit zerrieben werde, taugt nichts. Gegenwart ist Rhythmus, ist die Einigung von Seher und Gesicht. Und Zufall ist das Fehlen des Rhythmus, ist Mangel an Gesicht.

* * *

Zufall heißt auch, daß kleine Ursachen große Wirkungen haben, daß also das Gesetz der hinreichenden Ursache nicht gelte. Es gibt in der unendlichen Welt schon deshalb keinen Zufall, weil in ihr wie von Klein und Groß überhaupt so auch von kleinen Ursachen und großen Wirkungen zu reden unsinnig ist. Denn Klein ist in der unendlichen Welt immer nur die Grenze von Groß und Groß die Grenze von Klein.

Wenn es heißt, daß die Welt aus dem Nichts geschaffen sei, so will das so viel sagen wie, daß hier aus der kleinsten

Ursache die größte Wirkung geschehen sei; in dieser also aus dem Nichts geschaffenen Welt muß dann ohne Zweifel der Zufall herrschen.

* * *

Es ist nicht zu erwarten, daß sich die Menschen jederzeit eine aus dem Nichts geschaffene, höchst zufällige Welt anders als von einem sehr eigensinnigen, sehr willkürlichen und sehr persönlichen Gott regiert gedacht haben. Ohne diesen Gott müßte diese bis an das Nichts stoßende, aus dem Nichts geschaffene und begriffene Welt zum Tummelplatz des vollkommen, des bis zur Verzweiflung witzigen Menschen werden, als welcher, halb Fatalist, halb Clown, dauernd auf der Messerschneide von Klein und Groß, von Sich und dem Anderen, von Allem und Nichts zu existieren hätte. Das Schicksal von Menschen, die den persönlichen Gott verloren und den Gott, der Geist ist, nicht gefunden haben.

Aus: „Zahl und Gesicht. Nebst einer Einleitung: Der Umriß einer universalen Physiognomik.“

★ ★ ★

MITTELALTERLICHE TANZ- UND LIEBESLIEDER

I

Trauern will ich lassen stehn ·
Wollen auf die Heide gehn ·
Ihr lieben Gespielen all ·
Da sehen wir der Blumen Schwall.

Ich sage dir, ich sage dir
Mein Geselle komm mit mir.

Süße Minne Minne bind ·
Reine, mir ein Kranzgewind!
Tragen soll es ein stolzer Mann
Der wohl Frauen dienen kann.

2

Floret silva undique
Um meinen Gesellen ist mir weh.

Der Wald ist grün allenthalben
Wo ist mein Geselle so lange?

Er ist geritten von hinnen
O weh wer soll mich minnen?

3

Komme komm Geselle mein
Denn in Zittern harr ich dein
Denn in Zittern harr ich dein
Komme komm Geselle mein.

Süßer rosenfarbner Mund
Komm und mache mich gesund
Komm und mache mich gesund
Süßer rosenfarbner Mund.

Aus der zweiten, vermehrten Auflage der „Ältesten deutschen Dichtungen".

★ ★ ★

DER SCHATTEN DER VERLOBTEN

Ein chassidischer Roman, mitgeteilt von M. J. bin Gorion.

UNTER den Anhängern des chassidischen Predigers Rabbi Israel befand sich ein schriftkundiger, frommer Mann, der seinen Meister jeden Monat aufsuchte. Dieser Mann war kinderlos, und er bat den Rabbi vielmal, er möge für ihn beten, daß ihn Gott mit einem Sprossen segne; allein der Heilige enthielt sich jeder Antwort auf diese Bitte. Das Weib des Frommen bedrängte ihren Mann darum, daß er sich von dem Meister irgendeine Zusage erflehe, und einmal fing sie vor ihm zu weinen an und ersuchte ihn, nicht eher von dem Hei-

ligen zu lassen, als bis er von ihm einen klaren Bescheid erhalten habe. Ihr Leben, meinte sie, sei kein Leben, wenn sie bedenke, daß sie ohne Kinder dahingehe. Sie versicherte ihrem Mann, daß sie alles tun wolle, was der Rabbi befehlen würde, und verhängte auch dieser, daß ihr Gatte sich von ihr trenne. Also machte sich der fromme Mann wieder auf den Weg zu dem Meister und sagte ihm, als er vor ihn trat, daß er es müde sei, das Klagen seiner Frau und ihr Jammern anzuhören, und daher bei sich beschlossen habe, dazubleiben, bis er von dem Rabbi ein Wort als Erwiderung vernommen hätte.

Da sagte der Heilige: Willst du dich deiner Habe für alle Zeiten entäußern, so wird dir geholfen werden; wisse aber, daß du in Armut dahinleben wirst. Der fromme Mann erwiderte: Ich will mich mit meiner Frau darüber beraten. Und er kehrte nach Hause zurück und berichtete seiner Gefährtin: Soundso hat der Rabbi gesprochen; entscheide nun, wie es sein soll. Da sprach das Weib: Es komme, wie es komme! Der da Leben gibt, der gibt auch Nahrung; wenn wir nur mit Nachkommen gesegnet werden. Also überbrachte der Mann dem Meister die Antwort seines Weibes und erzählte ihm, daß sie zu allem bereit sei, wenn ihr nur ein Sohn geschenkt werde. Da sprach der Rabbi: So fahre abermals zurück, hole alles, was du an Geld besitzest, und komm wieder her; dir steht ein weiter Weg bevor. — Der Fromme tat in allem so. Er kehrte heim, raffte seine Habe zusammen und erschien wieder vor dem Meister. Nun sprach Rabbi Israel zu ihm: Du hast jetzt nach der Stadt soundso zu fahren und vor meinen Freund, den Seher Rabbi Jakob Isaak, zu treten; sage ihm, daß ich dich zu ihm gesandt habe, und daß er dich belehren möge, was du zu tun hast, damit dir Segen zuteil werde; wo er dich nun hinschickt, dort geh hin, und was er dir zu tun aufgibt, das erfülle.

Alsbald reiste der Fromme nach der Stadt, in der der Seher wohnte, und bestellte ihm die Worte seines Meisters. Darauf

hieß ihn der Seher einige Zeit in dem Orte verbleiben. Nach Ablauf der Frist sprach der Seher zu dem Wartenden: Dein Lehrer hat deinen Fall richtig gesehen und den Grund deiner Kinderlosigkeit wohl erkannt. Du warst in deiner Jugend mit einem Mädchen verlobt, verschmähtest es aber danach und brachst den Bund; dieser Sünde wegen sind dir Kinder versagt worden. Ehe du deine Braut nicht um Vergebung gebeten hast, wird dir kein Sohn geboren werden. Da sie aber fern von dir weilt, so hast du dich auf die Wanderung zu begeben und sie so lange zu suchen, bis du sie gefunden hast. Ich will dir die Arbeit erleichtern und rate dir, während des Jahrmarktes, der in Bälde in der und der Stadt abgehalten wird, nach ihr Ausschau zu halten. Verlasse den Ort nicht, bevor du sie gefunden hast. Und ich verspreche dir, du wirst ihr begegnen.

Da gehorchte der Mann der Weisung des Sehers und machte sich alsbald auf den Weg nach jener Stadt. Er dachte bei sich: Vielleicht treffe ich mit ihr noch unterwegs zusammen. Er fragte schon während der Fahrt seine Mitreisenden, ob ihnen nicht ein Weib bekannt wäre, das den und den Namen trüge. Niemand wußte ihm aber etwas zu sagen. So langte er in dem Orte noch vor Beginn des Jahrmarkts an. Er bezog eine Herberge, mischte sich jedoch nicht in das Treiben der Stadt. Er verbrachte die Zeit mit Beten und Lesen und verwandte nur einige Stunden des Tages darauf, die Straßen und Plätze zu durchstreifen. Er stieß aber auf nichts, was ihn seinem Ziele näher gebracht hätte.

Als die Meßwoche anbrach, ging der Fromme mit Eifer an seine Aufgabe. Er suchte mit allen Mitteln über seine frühere Braut Kunde zu erlangen und fragte nach ihr, wo er nur konnte. Allein er fand kein Zeichen und keine Spur. Doch unverdrossen tat er weiter, was ihm befohlen worden war, denn sein Glaube war stark, daß der Seher ihn nicht umsonst

diese Reise hatte unternehmen lassen. Er stellte sich vor das Tor der Stadt und redete jeden Einziehenden an. Aber weder von den Fremden noch von den Einheimischen erfuhr er etwas über die Verlobte seiner Jugend. Als der letzte Tag kam und die Zugereisten die Stadt zu verlassen anfingen, der Markt sich aufzulösen begann und dem Manne noch immer keine Hilfe ward, ging er durch eine Straße, in Gedanken versunken. Und hätte er nicht an die Worte des Heiligen gedacht, daß er seine Braut doch noch finden würde, er wäre nahe daran gewesen, zu verzagen. Wie er so sinnend dahinzog, wurde er auf einmal von einem Platzregen überrascht und stellte sich vor einen Laden, um Schutz vor dem Wetter zu suchen. Es hatten sich schon mehrere unter das Dach geflüchtet. Und siehe da, dicht neben ihn kam eine Frau zu stehen, die mit Seide und gestickten Kleidern angetan war und kostbares Geschmeide anhatte. Der züchtige Chassidäer trat einen Schritt zurück, um von dem Weibe in einiger Entfernung zu bleiben. Da lachte die Unbekannte und sprach zu denen, die neben ihr standen: Seht den Mann hier! In seiner Jugend hat er mir die Treue gebrochen; ich war ihm verlobt, und seine Seele wandte sich von mir ab. Aber dem Herrn sei Lob, daß er mich damals verschmäht hat; ich bin reicher als er. Als der Fromme diese Worte vernahm, kam er näher an die Sprechende heran und fragte: Was erzählst du für eine Begebenheit? Die Fremde erwiderte: Ich bin von dir vergessen worden, gleichwie ein Toter aus dem Herzen verbannt wird. Entsinnst du dich nicht der Tochter jenes Mannes, mit der du vier Jahre lang in einem Verlöbnis gestanden hast? Ich, das Weib, das vor dir steht, bin einst deine Braut gewesen. Und nun, was hast du hier vor? Hast du Frau und Kinder? Da antwortete der betroffene Mann: Ich will dir die Wahrheit nicht verhehlen, daß ich deinetwegen hierher gekommen bin. Mir sind keine Kinder geschenkt worden, und da sagte

mir ein heiliger Rabbi, daß ich nicht eher Segen erlangen würde, als bis ich deinen Sinn versöhnt habe. Ich bin bereit, alles zu erfüllen, was du mir auferlegen willst, allein vergib mir meine Sünde und mehre nicht den Gram meiner Seele. Das Weib entgegnete: Mir war der Herr gnädig; ich bedarf deiner Gaben nicht. Aber ich habe einen armen Bruder, der sich in der Schrift auskennt; dieser wohnt in einem Dorfe, unweit der und der Stadt; er soll dieser Tage seiner Tochter die Hochzeit machen, und es fehlt ihm an allem. Willst du, daß ich dir vergebe, so fahre dorthin und schenke meinem Bruder zweihundert Goldstücke, die er für jetzt braucht. Es sollen dir dann Kinder geboren werden. Da sprach der Mann: Nimm, was du von mir haben willst, und schicke es selbst deinem Bruder. Wozu legst du mir noch diese Last auf? Bin ich doch schon genug gereist; soll ich noch weitere hundert Meilen reisen? Das Weib entgegnete: So laß es sein! Ich kann es nicht übernehmen; du mußt selber hinfahren und das Geld aus deiner Hand in die Hand meines Bruders legen; sobald er es erhalten hat, vergebe ich dir. Und die Fremde wollte mit dem Manne keine Worte mehr wechseln und sagte: Ich habe keine Zeit, hier zu stehen, bis der Regen aufgehört hat; ich gehe von hinnen, und du siehst mich nicht mehr, und ob du mich auch suchst, du findest mich nicht; darum mache dich bald auf den Weg zu meinem Bruder, und dir soll durch Gott geholfen werden. Sie nahm Abschied von ihrem ehemaligen Verlobten und sagte: Entbiete meinem Bruder meinen Segen. Und sie ging davon. — Der fromme Mann eilte ihr nach, sie wandte sich aber um und sagte: Du folgst mir vergeblich. Und sie entschwand seinen Blicken inmitten der Straße. Da sprach der Mann bei sich: Etwas Wundersames ist mir begegnet.

So wurde der Fromme in seinem Glauben befestigt. Er kehrte in seine Herberge zurück, mietete einen Wagen und

reiste sogleich nach dem Dorfe, in dem der Bruder seiner Braut wohnte. Er kam dorthin und fand den, dem er helfen sollte, in seiner Wohnung auf und ab gehend. Der Mann war so verstört, daß er den Angekommenen gar nicht bemerkte und seinen Friedensgruß nicht beantwortete. Der von seiner Braut Abgesendete fragte: Bist du der Mann soundso? Der Betrübte erwiderte: Ich bin es. Der Eingetretene fragte weiter: Weswegen bist du so bekümmert? Der Mürrische entgegnete: Was nützt es, wenn ich es dir sage? Kannst du mir denn helfen? Vielleicht doch, sprach der Gast, erzähle es nur. Der Vergrämte weigerte sich jedoch, Antwort zu geben, und ging traurig in ein andres Zimmer. Der Fromme folgte ihm dorthin und bat ihn inständig, ihm die Ursache seines Kummers zu sagen; er versicherte ihm, daß er imstande sei, ihm aus seiner Bedrängnis zu helfen. Da antwortete der Wirt des Hauses: Meine Tochter hatte eine ansehnliche Heirat vor sich, und ich hatte ein bestimmtes Brautgut versprochen; nun aber geriet ich plötzlich in Not, und die Hochzeit kann nicht stattfinden. Gestern bekam ich den Verlobungsbrief von dem Vater des Bräutigams zurück nebst einem Schreiben, in dem es heißt, daß, wenn ich das Brautgut binnen drei Tagen nicht bereitstelle, er das Bündnis rückgängig machen und seinem Sohne eine andre Braut suchen werde. Meine Tochter weint bitterlich und läßt sich nicht trösten, und ich gehe verzagt umher und weiß nicht, was ich tun soll. Der Bräutigam ist ein feiner Jüngling und hat in der Stadt nicht seinesgleichen; ich habe nichts, was ich ihm verpfänden könnte, habe auch keine Freunde und keine Anverwandten hier, denn ich bin von fern hierher eingewandert; woher soll mir da Hilfe werden? Und so ist mir da schwer zumute.

Da sprach der von seiner Braut Beauftragte: Laß es dich nicht bekümmern; ich will dir eine Summe Geldes geben, die für alles ausreicht, und von der dir doch etwas übrig-

bleiben wird. Darauf sagte der Bedrängte: So habe ich wohl Gnade vor deinen Augen gefunden, daß du mir solche Hilfe zuteil werden läßt? Oder spottest du gar eines Armen? Der Gast erwiderte: Ich will dir die Wahrheit sagen: ich bin von deiner Schwester zu dir geschickt worden; sie hat mir geboten, dir zweihundert Goldstücke zu schenken. Da sprach der Wirt: Wo hast du meine Schwester gesehen, und wann hat sie dir dieses aufgegeben? Der Fromme antwortete: Es sind drei Wochen her, daß ich sie in der Stadt soundso während des großen Jahrmarktes gesehen habe. Und er erzählte den ganzen Hergang. Als er zu Ende geredet hatte, wurde der unwillige Mann sehr zornig über seinen Gast und rief: Geh hinweg! Gottes Grimm über dich! Du verhöhnst einen, der sich in Not befindet. Du bist hierher gekommen, um mir zu meinem Schmerz noch einen neuen hinzuzufügen und mich an meine Schwester zu erinnern, die seit fünfzehn Jahren tot ist und die ich selbst begraben habe. Und nun erzählst du mir in ihrem Namen Dinge, die sich niemals zugetragen haben.

Da staunte der Gast, als er den Bruder seiner Verlobten so reden hörte, und er sprach: Ich schwöre dir, daß ich nicht gekommen bin, um mich an dir zu belustigen, und daß das, was ich dir gesagt habe, wahr ist. Oder bist du vielleicht gar nicht der Bruder jenes Weibes? Darauf antwortete der Wirt: Ich bin wohl der Mann, den du suchst, aber wie kommst du zu dem Wahne oder zu der Einbildung, meine Schwester auf einem Jahrmarkt gesehen zu haben, wo sie doch tot ist? Glaubst du mir nicht, so will ich dir ihr Grab zeigen. Da wunderte sich der fromme Mann sehr über diese Worte, und er begriff nunmehr, was ihm widerfahren war. Er sprach: Es ist offenbar, daß ich vom Himmel dieser Gnade für würdig befunden worden bin. Nimm das Geld hier, das ich dir gebe, denn du bist der, den ich aufsuchen sollte. Und er erzählte dem Manne, wie ihn der eine Heilige zu dem andern

geschickt hatte, wie ihn der letztere geheißen, seiner Braut abzubitten, und wie diese ihm auf dem großen Jahrmarkt erschienen war. Da erschrak der Zuhörende und fragte seinen Gast: Wie hat denn das Weib ausgesehen? Der Fromme beschrieb die Gestalt, die er geschaut hatte. Da sprach der Wirt: Das war in Wahrheit meine Schwester; sie ist vom Himmel gesandt worden, um mich aus meiner Not zu erlösen. Gott gebe es, daß ihre Segenswünsche in Erfüllung gehen und daß dir Kinder beschieden werden, deren Sinn die Lehre sei. Du hast mich wieder aufleben lassen, und wer eine Seele am Leben erhält, dem wird es angerechnet, als hätte er die ganze Welt erhalten.

Hierauf gab der fromme Mann dem Bruder seiner Verlobten das Geld und schied von ihm in Frieden. Er kam zu seinem Meister, Rabbi Israel, und erzählte ihm alles, was sich mit ihm zugetragen hatte. Da sprach der Rabbi: Es ist nun alles eingetroffen! Ich habe es durch meine Gebete erwirkt, daß deine Verlobte gesandt wurde, damit du Vergebung empfangest; denn schon seit langem ist über dich die Strafe verhängt worden, kinderlos zu bleiben dafür, daß du das Band der Verlobung zerrissen hast. Nun aber sollst du ohne Sorgen sein, denn du wirst Kinder haben, wie es dir deine verstorbene Braut verheißen hat.

Und so geschah es auch.

Jedermann entnehme die Lehre aus dieser Geschichte und hüte sich, ein Verlöbnis zu lösen. Die Strafe dafür harrt seiner schon im Diesseits, um wieviel größer aber ist die des Jenseits! Wird doch die Mühe, ein Paar zusammenzuführen, mit dem Überschreiten des Schilfmeeres verglichen. Wie schwerwiegend muß da nicht eine Trennung sein. Der Gerechten Verdienst stehe dir bei und beschütze dich vor allem Bösen.

Aus dem noch nicht erschienenen sechsten Band der Sammlung „Der Born Judas“.

MARTIN ANDERSEN-NEXÖ

EIN BESUCH BEI STRINDBERG

(Geschrieben 1912)

IM vorigen Sommer reiste ich nach Stockholm, um mir einen persönlichen Eindruck von Schweden — und von Strindberg zu verschaffen. Ich wollte das Land und Volk sehen, das er mich kennen und lieben gelehrt hatte, wollte dem Mann ins Auge blicken, der der Verleumdung beschuldigt wurde, während er schonungslos sein eignes Inneres bloßlegte, und den die Leute Lügner nannten, sooft er die Wahrheit sagte. Er hatte mir Salz gereicht von seinen ersten Büchern an bis jetzt, wo er immer noch mit gleicher Respektlosigkeit gegen das Ganze zu Felde zog — in einem Alter, in dem andere nordische Häuptlinge aus Rücksicht auf den Weltruhm „schön" saßen und Pfötchen gaben. Dafür wollte ich ihm danken.

Wie Schweden in Strindbergs Dichtung lebt und webt! Die smaaländische Felsenlandschaft mit ihren Seen und grünen Tälern, mit den ernsten Gruppen der Tannen und Wacholderbeersträucher um monumentale Blöcke herum; den Himmel und das Meer; die Felsenblumen und den Zug der wilden Vögel in den Schären — das alles sah ich mit wiedererkennender Freude, obschon zum erstenmal — Strindbergs Schweden! Und auch die Menschen waren die seinen, nicht nur die, die er als Typen festgelegt hat, vielmehr die Nation selbst: in ihrer innigen Vereinigung von Milde und trotziger Kraft, hartem Tagewerk und Mystik, Freigebigkeit und Genügsamkeit — mit einem kleinen Einschlag von Launenhaftigkeit.

Ich wußte, daß es schwer war, Zutritt zu Strindberg zu erlangen. Die Fehden und Schikanen hatten sein Leben daheim verbittert und ihn noch einsamer gemacht, als er schon von Natur war. Er lebte ganz allein — fast versteckt — und öffnete seine Tür nur ein paar nahen Freunden. Einer von ihnen hatte

mir versprochen, mich zu ihm zu führen; unglücklicherweise war er aber augenblicklich nicht in Stockholm. Wo Strindberg eigentlich wohnte, wußte fast niemand; einige meinten, er sei sehr krank, andere — und zwar die meisten — er leide an Verfolgungswahnsinn, und man dürfe ihm nicht nahe kommen. Da gab ich meinen Besuch auf. Irgendwelche Wärme für ihn spürte ich nirgends. Viele haßten ihn erbittert; und die, die ihn und seinen Weltruhm gelten ließen, taten es kalt und gleichgültig, als könnte es nicht anders sein.

Ich schlenderte eines Abends spät durch die Straßen — und genoß die helle Nacht von Stockholm, die wie ein matter Goldhauch fast beängstigend leicht über den Dingen liegt. In einer solchen Nacht ist Stockholm bezaubernd, eine Märchenstadt, ganz venezianisch in ihrer träumenden Schönheit. Das Wasser der Kanäle hebt sich in Perlmutterglanz, leuchtend, als werde es das Morgengrauen gebären; die Gebäude werden geisterhaft zart. Man geht still wie durch eine Welt, die auf ein Zauberwort verschwinden kann.

In den engen Seitenstraßen brütete unangefochten das Dunkel, und auf dem Grunde schlichen ein paar Gestalten umher; jedesmal, wenn ich die Mündung einer Gasse passierte, kam einer zum Vorschein und bat um Geld für ein Nachtlogis. Es waren Leute besondrer Art, junge Arbeiter vom Lande, die es noch nicht gelernt hatten, sich mit einem Schluck Branntwein und einer Bank in den Anlagen zufriedenzugeben.

Ich ging mit einem von ihnen ein Stück durch die Stadt, einem achtzehnjährigen Bauernburschen; er erzählte mir niedergeschlagen seine Geschichte, die gut war und auch für die übrigen galt. Es war das alte bekannte Lied: er hatte es satt bekommen, daheim auf dem Lande für den Patron zu schuften, weil keine Zukunftsmöglichkeit darin lag — und war dann zur Stadt gewandert, um dort sein Glück zu machen. Aber trotz der günstigen Jahreszeit fand er keine dauernde

Beschäftigung. Acht Tage lang hatte er — dank der Dürre — für einen Gärtner als Wasserträger gearbeitet; dann kam der Regen, und er wurde überflüssig. Nach Hause wollte er nicht wie ein Abgebrannter zurückkommen, nachdem er seinerzeit so vertrauensselig ausgeflogen war; und hier auf dem öden Pflaster mußte er vor die Hunde gehen. Er war ganz zusammengesunken und dem Weinen nahe.

Aber auf einmal kam Leben in ihn. „Jylkotta! Ih, Jylkotta!“ rief er mit singender Freude und begann zu laufen. Drüben auf der Straße wanderte ein alter Igel dahin; so sorglos, als befände er sich auf dem Grunde eines großen Waldes; er folgte dem linken Rinnstein und bog ohne Schwanken um immer neue und neue Straßenecken nach der oberen Stadt zu. Wir hinterher, um zu sehen, wohin er wollte. Der Bauernbursch war auf einmal wie verwandelt. Diese Begegnung mit einem Wesen, das er kannte, hatte ihm plötzlich einen helleren, freundlicheren Eindruck von der Stadt verschafft; und mit kecker Stimme schwatzte er drauflos. Sein Geplauder führte mich in die Heimat nach Bornholm, wo man den Igel gleichfalls „Jylkat“ nennt; und von dieser Schäreninsel, die der liebe Gott von Smaaland losgerissen und allzuweit in die Ostsee hinausgeschleudert zu haben scheint, schweiften die Gedanken zu den andern Schäreninseln an der schwedischen Küste und von ihnen wieder zu Strindbergs wundervollem „Schärenleben“. Jetzt bog der Igel um die Ecke der Drottninggatan nach dem Tegnérlund hin; hier an dieser Ecke, das wußte ich, sollte der Dichter wohnen. Und als ich den Kopf hob, stand er dort oben auf dem Balkon, groß und gespenstisch grau gegen die nachthelle Mauer, und starrte zum Himmel hinauf. So seltsam einsam und verlassen wirkte er auf mich, und ich hatte Lust, ihm einen warmen Gruß und Dank aus dem Lande der Lebenden zuzurufen.

Am folgenden Tage suchte ich ihn auf. An der Tür war



Frans Masereel: Zwei Holzschnitte zu der



Erzählung „Der Zwang“ von Stefan Zweig

kein Schild, der Schellenstrang war entfernt. Ich klopfte dreimal an die Wand neben dem Türrahmen — wie auf Verabredung — und wartete. Nachdem eine Weile verstrichen war, wurde die Klappe des Briefspalts, der sich knapp einen Meter über dem Fußboden befand, vorsichtig von einem bläulichen Finger gehoben, ein Auge mit grauer Braue spähte heraus. „Da hab ich den Rücken des mächtigsten Schweden gebeugt", sagte ich und steckte meine Visitenkarte durch die Öffnung.

Wieder verging eine lange Zeit. Hinter der Tür war es totenstill, und auch ich stand still und wartete; ich merkte, wie der einsame Dichter dort jenseits der Tür stand und hin und her überlegte — und schwankte. Und hier vor seiner verschlossenen Tür erkannte ich erst, was es heißt, mitten im eignen Lande als Verbannter zu leben; welche Summe von Unverstand und bösem Willen dazu gehören mußte, um diese einsamste Seele von allen zu zwingen, auch auf den äußern Umgang mit den Menschen zu verzichten. Mir war zumute wie in meiner Kindheit, wenn ich daheim an Vinslevs verbarrikadierte Tür pochte und fühlte, daß er durch irgendeine Spalte zu mir herausstarrte. Er sah Dinge, die die andern Leute im Dorf nicht zu sehen vermochten. So isolierte er sich; nur wir Knaben durften zu ihm kommen.

Schließlich ging die Türe leise auf, und Strindberg kam zum Vorschein. Er sah mich scharf an. „Ich bin krank," sagte er flüsternd — „ich mache sonst nie auf. Aber Sie haben Rolf Krake zitiert?" Ein ganz flüchtiges Lächeln huschte über sein Gesicht. Er blieb in der Türöffnung stehen, wie um mir den Zutritt zu verwehren, und starrte mich prüfend an mit einem Ausdruck zwischen tiefem Mißtrauen und Neugier.

Er ist schön, wie er da steht — groß und mit steifem Nacken, und um das Haupt flammt noch immer der Kampf. Doch

die Augen scheinen zu entweichen, sie liegen tief wie zwei unruhige Quecksilbertropfen auf dem Grunde grauer Tiegel, und die Gestalt ist blau vor Frost und erstarrt.

Wie aus der Ferne und mit geistesabwesendem Lächeln hört er an, was ich ihm zu sagen habe. Sein Geist scheint nicht mehr zu Hause zu sein, das Wesentliche seines Blickes ist anderswo; aus einer andern Welt, deren Gedanken sich nicht voraussagen lassen, starrt er mich an. Nur ein kleines irdisches Interesse scheint ihn an Ort und Zeit zu knüpfen.

„Wann spielt ihr meine Dramen in Dänemark?" fragt er. Aber noch ehe die Antwort kommt, ist er fort; das Leben hat nicht mehr Halt in ihm, als das Kind hat, das mit seinem Blumenstrauß das Wild des Waldes an sich lockt.

„Sie sind krank", sage ich. „Sie müssen jetzt hineingehn."

„Nein, bleiben Sie noch ein wenig," flüstert er, ohne mich zum Eintritt einzuladen; „mich friert nur etwas. Die Zentralheizung ist seit dem fünfzehnten Mai außer Betrieb, und ich habe keine Haushälterin." Immer noch versperrt er die Tür, über seinem Gesicht liegt ein melancholischer Zug, der tief aus dem Innern kommt. Ach, Zentralheizung tut es nicht mehr, die Einsamkeit macht ihn frieren, die Kälte des Raumes, die ihm an die Seele gedrungen ist, nachdem er den Menschen all das Seine gegeben hat. Sein ferner Blick wird durch etwas, das ich sage, festgehalten und ruht mit einem Ruck auf mir. Auf dem Grunde der tiefen Augenhöhlen, die wie bestaubte Schmelztiegel sind, liegen die unruhigen Quecksilbertropfen, und unaufhörlich wechselt der Ausdruck des Häutchens. Es sieht aus, als arbeiteten sie daran, sich in Gold zu verwandeln; und im Nu sehe ich den Alchimisten, das verrückte Genie, das das wunderbare Problem lösen will, die unedlen Metalle in ewigen Stoff zu verwandeln. Dann erwacht er, grenzenlose Menschenverachtung legt sich über sein Gesicht, und das Leiden ergreift wieder ganz Besitz von seinen Zügen.

So werde ich ihn in der Erinnerung behalten, als den Goldsucher, der immer enttäuscht wurde.

Dieser „Schwarzseher" war ja ein größerer Optimist als irgendein andrer Geist; seine Liebe zu den Menschen muß ohne Grenzen gewesen sein, da er in seine eigne Seele hinabtauchte, um die bösen Mächte zu finden, die die Welt zurückhalten.

Nie habe ich etwas so Einsames gesehn wie diesen von Lanzenspitzen getroffnen Kämpfer, der mit einem Händedruck, darin Schreck und Güte stritten, die Menschen von sich wies, um mit dem Tode allein zu sein. Schon damals war er gezeichnet, war er auf dem Wege ins Waldesdickicht hinein mit seiner Todeswunde, wie das königliche Tier des Waldes.

Übertragung von Hermann Kiy

* * *

ERNST BERTRAM

DER TEPPICH

I

SIE saßen und wirkten den bunten Geweben
Die blumigen Gründe, das reichere Leben,
Sie sannen und spannen in heiligen Mühen
Des wachsenden Teppichs erwartetes Blühen.

Sie schenkten ihm wirkend ihr dumpferes Trachten
Und woben hinein, was sie sorgten und dachten,
Die Träume, die Tränen, die seltenen Süchte,
Sie liehen sie formend dem kommenden Lichte.

Sie saßen im Dunkel und gaben die Farben,
Sie schufen die Bilder in Dämmer und Darben,
Die winkenden Tage, die silbernen Nächte,
Sie gaben sie alle dem blinden Geflechte.

Sie gaben ihm freudig ihr kärgliches Heute,
Nur daß sich der Künftige königlich breite,
Nur daß er bewußtlos, der Herrliche, trage
Vergessene Opfer in künftige Tage.

II

Aber wer die Zeichen einmal las auf dem Teppich,
Seine Augen haften immerfort auf dem Teppich,
Denn ein alt Gebet ist eingewirkt auf dem Teppich:
Wer die alten Zeichen einmal las auf dem Teppich,
Nimmer tanzen seine Sohlen leicht auf dem Teppich.

Aus: „Gedichte." Zweite, vermehrte Auflage.

* * *

VERZEICHNIS
DER SELBSTÄNDIG ERSCHIENENEN WERKE
VON
RAINER MARIA RILKE

Zusammengestellt von Fritz Adolf Hunich

Leben und Lieder. Bilder und Tagebuchblätter von René Maria Rilke. Straßburg i. E. und Leipzig. G. L. Kattentidt. Jung-Deutschlands Verlag. [1894.] 87 S. und 2 S. Inhalt. Kl. 8°.

Wegwarten. Lieder, dem Volke geschenkt von René Maria Rilke. Frei. Erscheint ein- bis zweimal jährlich. Selbstverlag des Verfassers, Prag. 15 S. und 1 S. Anzeigen. 8°.

Inhalt: Ein Wort nur. — Das Volkslied. (Nach einer Carton-Skizze des Herrn Liebscher.) [Mit der Anmerkung:] Aus „Larenopfer" (Verlag von H. Dominicus, Prag, 1896) (S. 56). — Morgen. — Falter und Rose. — Der Gespensterthurm. — Künstler-Los. — Mittag. — Die Rose. [Später, ohne die zweite Strophe, in: Traumgekrönt. S. 15.] — Eine alte Geschichte. [Später in: Traumgekrönt. S. 14.] — Trost. [Mit der Anmerkung:] Aus „Leben und Lieder", Gedichte. 1894. Kattentidt. Straßburg und Leipzig. (S. 61.) — Abend im Dorfe. — Abendwolken. — Irrlicht. — Königin-See. — Sterne. — Nachtgedanken. [Später in: Traumgekrönt. S. 27.] — Im Dunkel. — Durch einen Wald von Ungemach ... — Sehnsucht. — Mir geschah ... (Lied.) — Zukunft. — Zum Licht. 1—3.

Die drei Hefte „Wegwarten“ wurden bei Gebrüder Stiepel in Reichenberg (Böhmen) gedruckt; dieses erschien, laut Mitteilung der Firma an den Insel-Verlag, am 2. Januar 1896 in einer Auflage von 300 Exemplaren.
S. 3: Prag, im Weihnachtsmond 1895. Ein Wort nur. . . . Ihr gebt eure Werke in billigen Ausgaben. — Ihr erleichtert dadurch den Reichen das Kaufen; den Armen helft ihr nicht. Den Armen ist alles zu theuer. Und wenn es zwei Kreuzer sind, und die Frage heißt: Buch oder Brot? Brot werden sie wählen; wollt ihr's verargen? Wollt ihr also Allen geben, — so gebt! — Paracelsus erzählt, die Wegwarte werde alle Jahrhunderte zum lebendigen Wesen; und leicht erfüllt die Sage sich an diesen Liedern; vielleicht wachen sie zu höherem Leben auf in der Seele des Volkes.
Ich bin selbst arm; aber diese Hoffnung macht mich reich. — Die „Wegwarten“ werden ein- bis zweimal jährlich erscheinen. Pflückt sie, und mögen sie euch zur Freude sein! René Maria Rilke.

„Jetzt und in der Stunde unseres Absterbens . . . . .“ Szene. *Wegwarten II.* Von René Maria Rilke. Frei. Selbstverlag Prag II. Wassergasse 15 B, I. 15 S. in Umschlag mit gleichem Titel.

Dieses Heft erschien am 1. April 1896 in einer Auflage von 300 Exemplaren.

René Maria Rilke und Bodo Wildberg. *Wegwarten III.* Deutsch-moderne Dichtungen. (Zwangloses Erscheinen.) Wegwarten-Verlag, München, Dresden. 19 S. in Umschlag von Johann Vincenz Cissarz. 8°.

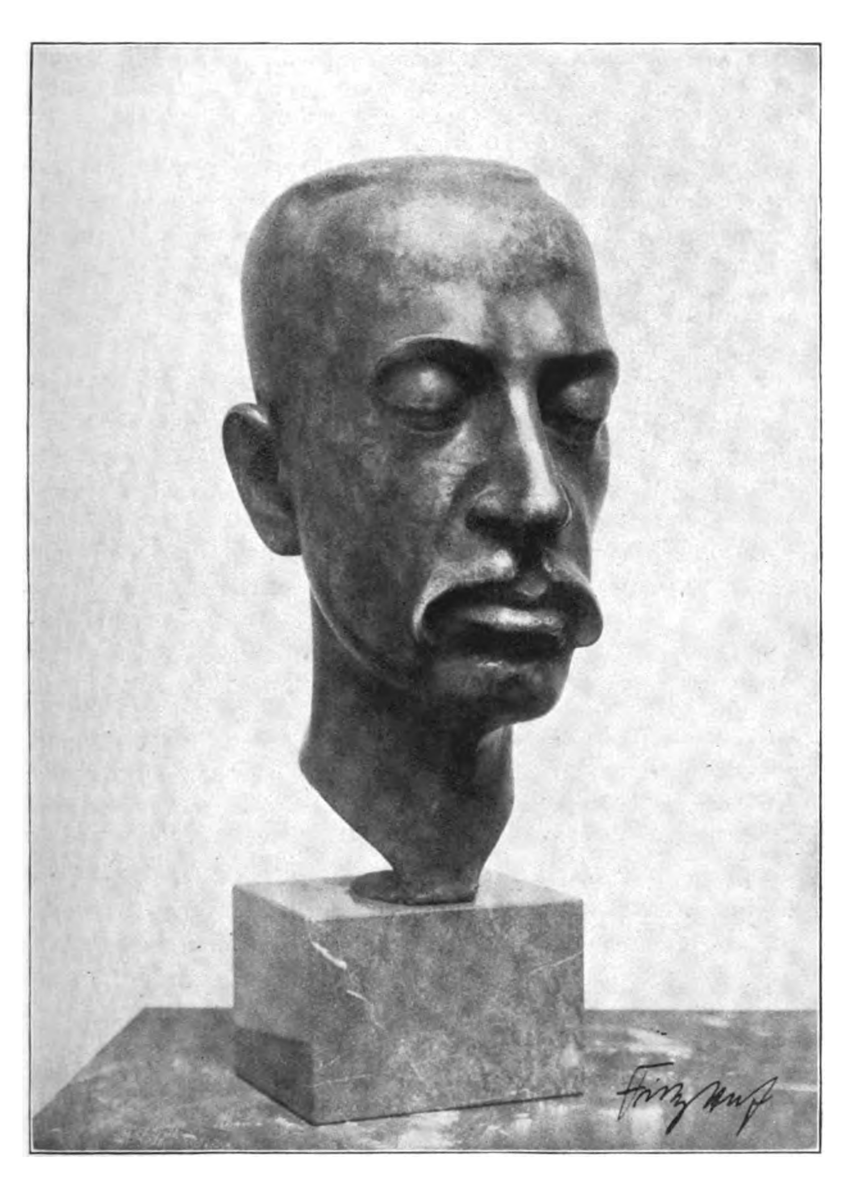
Dieses Heft, das am 29. Oktober 1896 in einer Auflage von 1000 Exemplaren erschien, enthält außer Gedichten von Wilhelm Arent, Hans Benzmann, Martin Boelitz, Jenny Carsen, Gustav Falke, Ludwig Jacobowski, Christian Morgenstern, Clara Müller, Fr. Weri von Oestéren, Hermine von Preuschen, Arthur von Wallpach und Bodo Wildberg die folgenden von René Maria Rilke: Im Frühling oder im Traum . . . [Gleichzeitig in: Traumgekrönt. S. 60.] — Liebesnacht. [Gleichzeitig in: Traumgekrönt. S. 44.] — Königslied [Mit der Anmerkung:] Aus „Traumgekrönt, meine Gedichte 1896, P. Friesenhahn, Bendorf am Rhein, Leipzig [S. 5]. — Seelenstille. [Später in: Advent. S. 17.] — Morgengang. [Später in: Advent. S. 64.] — Ich liebe vergessene Flurmadonnen . . . [Später in: Advent. S. 12.] — Auf S. 18 eine Selbstanzeige von: Traumgekrönt.

Larenopfer. Von René Maria Rilke. Prag. Verlag von H. Dominicus. (Th. Gruß.) 1896. III und 106 S. und 2 S. Anzeigen. Kl. 8°.

Neugedruckt in: Erste Gedichte S. 1—63.

Im Frühfrost. Ein Stück Dämmerung. 3 Vorgänge. Von René Maria Rilke. [1897.] (2) und 59 S. 4°.

In Schreibmaschinenschrift.
Dieses Werk ist nur in dieser Form, als Bühnentext, für den Theaterverlag von Dr. O. F. Eirich hergestellt worden.



Rainer Maria Rilke
Bronzebüste von Fritz Huf im Museum in Winterthur

Band I. *Traumgekrönt.* Neue Gedichte von René Maria Rilke. Motto: „Pfadschaffend naht sich eine große Mit neuen Göttern schwangre Zeit." (Zoozmann, Episoden.) Leipzig. Verlag von P. Friesenhahn. 1897. 64 S. und 4 S. Anzeigen. 8°.

Neugedruckt in: Erste Gedichte S. 65—100.

Ohne Gegenwart. Drama in 2 Akten von Rainer Maria Rilke. (Den Bühnen gegenüber Manuskript.) Verlag von A. Entsch, Berlin W 8. 1898. Dr. Adolf Kleins Verlagsbuchdruckerei, Berlin-Groß-Lichterfelde. 36 S. in Umschlag. Kl. 8°.

Advent. Von Rainer Maria Rilke. Leipzig. Verlag von P. Friesenhahn. 1898. 88 S. 8°.

Neugedruckt in: Erste Gedichte S. 101—151.

Am Leben hin. Novellen und Skizzen von Rainer Maria Rilke. Stuttgart. Verlag von Adolf Bonz & Comp. 1898. IV und 123 und (1) S. Kl. 8°.

Inhalt: Das Familienfest. Das Geheimnis. Der Sterbetag. Greise. Die Flucht. Kismét. Weißes Glück. Das Christkind (1893). Die Stimme. Alle in Einer. Einig (1897). — Die Auflage betrug 1000 Exemplare.

Zwei Prager Geschichten. Von Rainer Maria Rilke. Stuttgart. Verlag von Adolf Bonz & Comp. 1899. (8) und 165 S. Kl. 8°.

Inhalt: König Bohusch. Die Geschwister. — Die Aufl. betrug 1000 Exemplare.

Mir zur Feier. Gedichte von Rainer Maria Rilke. Verlegt bei Georg Heinrich Meyer, Berlin. [Am Schluß:] Gedruckt bei Herrosé & Ziemsen, Gräfenhainichen Ende 1899. (6) und 119 und (1) S. 8°.

Dieses Buch, dessen Auflage 800 Exemplare betrug, erschien in neuer, vielfach veränderter Auflage unter dem Titel „Die frühen Gedichte".

Vom lieben Gott und Anderes. An Große für Kinder erzählt von Rainer Maria Rilke. Geschmückt von E. R. Weiß. Im Insel-Verlage bei Schuster & Loeffler, Berlin und Leipzig. Weihnachten 1900. (8) und 119 und (1) S. 8°.

Zur Einweihung der Kunsthalle am 15. Februar 1902. Festspielszene von Rainer Maria Rilke. (1) und 5 S. auf (2) und 10 einseitig bedruckten S. Kl. 4°.

Wiederabgedruckt in: Das Bremer Gastbett. Altes und Neues zusammengestellt von Dr. Konrad Weichberger. Bremen 1908. S. 172—175.

Das tägliche Leben. Drama in zwei Akten von Rainer Maria Rilke. Albert Langen. Verlag für Literatur und Kunst. München 1902. 85 S. 8°.

Rainer Maria Rilke. *Das Buch der Bilder*. Verlag von Axel Juncker in Berlin. [1902.] 48 Blatt. 8°.

Die Auflage betrug 500 Exemplare.

Rainer Maria Rilke. *Das Buch der Bilder*. Zweite, sehr vermehrte Ausgabe. Axel Juncker Verlag, Berlin, Leipzig, Stuttgart. [1906.] 185 und (5) S. 8°.

Diese zweite Auflage, die, wie die folgende, in einer Auflage von 1000 Exemplaren gedruckt wurde, weist einen Zuwachs von 37 Gedichten auf, nicht wieder erneuert wurde das Gedicht „Gott weiß von Adlerflügen" und der Schluß des Gedichtes „Strophen".

— — Dritte, sehr vermehrte Ausgabe. Axel Juncker Verlag, Berlin-Charlottenburg 4, Stuttgart, Leipzig. [1909.] 185 und (5) S. 8°.

Diese Ausgabe hätte nur „Dritte Ausgabe" heißen sollen; der Zusatz ist aus der zweiten herübergenommen.

Das Buch der Bilder. Von Rainer Maria Rilke. 205 und (7) S. 8°.

Gedruckt als neunzehntes Buch der Ernst Ludwig-Presse, Darmstadt, und erschienen im Insel-Verlag zu Leipzig im Jahre 1913. 300 Exemplare wurden abgezogen, davon fünfzig auf Japan, die in der Großherzoglich Sächsischen Kunstgewerbeschule in Weimar mit der Hand gebunden wurden.

— — Leipzig. Im Insel-Verlag. MCMXIII, MCMXVII, MCMXIX. Je (4) und 193 und (1) S. 8°.

Die fünfte, sechste, siebente Auflage.

Die Letzten... Rainer Maria Rilke. Im Gespräch. Der Liebende. Die Letzten. Berlin. Axel Juncker. 1902. 38 Blatt. Kl. 8°.

Die Auflage betrug 1000 Exemplare.

Worpswede. Fritz Mackensen, Otto Modersohn, Fritz Overbeck, Hans am Ende, Heinrich Vogeler. Von Rainer Maria Rilke. Mit 122 Abbildungen. Bielefeld und Leipzig. Verlag von Velhagen & Klasing. 1903. (4) und 124 S. Gr. 8°.

Künstler-Monographien. In Verbindung mit Andern herausgegeben von H. Knackfuß. LXIV.

— Mit 145 Abbildungen und einem bunten Titelbild. Zweite Auflage. Bielefeld und Leipzig. Verlag von Velhagen & Klasing. 1905. (4) und 140 S. Gr. 8°.

— Mit 5 bunten Titelbildern, 13 Einschaltbildern in Tondruck und 156 Textabbildungen. Dritte Auflage. 1910. Bielefeld und Leipzig. Verlag von Velhagen & Klasing. (4) und 156 S. Gr. 8°.

S. 1: Zur dritten Auflage. Da der Verfasser dieser Monographie seit längerer Zeit im Ausland lebt, hat der Verlag mit seiner Zustimmung einen andern Kunsthistoriker mit den Ergänzungen betraut, welche die Fortentwicklung der Worpsweder Künstlerschaft während der letzten Jahre notwendig machte. Der Beginn dieser Zusätze (auf Seite 47, 72, 95, 121, 149) ist jedesmal durch ein trennendes Strichzeichen kenntlich gemacht.

Auguste Rodin von Rainer Maria Rilke. Mit zwei Photogravüren und sechs Vollbildern in Tonätzung. Julius Bard, Berlin. [1903.] (4) und 70 S. Kl. 8°.

Die Kunst. Sammlung illustrierter Monographien. Herausgegeben von Richard Muther. Zehnter Band.

— Zweite unveränderte Auflage. [1904.] (4) und 73 S. Kl. 8°.

— 3. Auflage. Marquardt & Co., Berlin. [1907.] (6) und 121 S. Kl. 8°.

Die Kunst. Zehnter Band und Zehnter Band a.

Auguste Rodin. Von Rainer Maria Rilke. Mit 96 Vollbildern. Im Insel-Verlag zu Leipzig 1913. 120 und (1) S. 8°.

— 7.—10., 11.—15. Tausend. Im Insel-Verlag zu Leipzig 1913, 1917. Je 120 und (1) S. 8°.

— 16.—25. Tausend. Im Insel-Verlag zu Leipzig 1919. 120 und (1) S. 8°.

Neu hinzugekommen ist zu dieser Ausgabe der auf Rodins Tod bezügliche Zusatz zu den Anmerkungen auf S. 118.

Rainer Maria Rilke. *Geschichten vom lieben Gott.* Im Insel-Verlag. Leipzig 1904. (6) und 168 S. Kl. 8°.

— — Die dritte Auflage. Im Insel-Verlag. Leipzig 1908. (6) und 168 und (2) S. Kl. 8°.

— — Vierte, fünfte, sechste, siebente Auflage. Leipzig. Im Insel-Verlag. 1913, 1916, 1918, 1919. Je (6) und 191 und (2) S. Kl. 8°.

Rainer Maria Rilke. *Die Weise von Liebe und Tod des Cornets Christoph Rilke.* Geschrieben 1899. Berlin [1906]. A. Juncker Verlag. V und 27 S. mit einer farbigen Wappentafel. 8°.

Die Weise von Liebe und Tod des Cornets Christoph Rilke. Von Rainer Maria Rilke. Im Insel-Verlag zu Leipzig. [1912.] 33 und (1) S. 8°.

Insel-Bücherei Nr. 1. 11.—30. Tausend [1912], 31.—40. Tausend [1914], 41. bis 45. Tausend [1915], 46.—60. Tausend [1915], 61.—72. Tausend [1916], 73.—88. Tausend [1916], 89.—100. Tausend [1917], 101.—140. Tausend [1917], 141.—160. Tausend [1918], 161.—180. Tausend [1919].

Das Stunden-Buch, enthaltend die drei Bücher [Vignette]: Vom mönchischen Leben / Von der Pilgerschaft / Von der Armut und vom Tode. Rainer Maria Rilke. (4) und 98 S. 8⁰.

Dieses Buch wurde herausgegeben vom Insel-Verlag zu Leipzig im Jahre 1905. Den Titel, die Kopfleiste und den Anfangsinitial zeichnete Walter Tiemann unter Anlehnung an venetianische Holzschnitte. Der Druck erfolgte in einer Auflage von 500 Exemplaren in der Offizin von W. Drugulin in Leipzig. Dieses Exemplar trägt die Nr. ...

— Insel-Verlag, Leipzig, im Jahre 1907. (4) und 103 und (1) S. 8⁰.

S. 99—103: Die Versanfänge. — Die zweite Auflage.

— Insel-Verlag, Leipzig, im Jahre 1909, 1911, 1912, 1913, 1914, 1916. Je (4) + 103 + (1) S. 8⁰.

Die dritte, vierte, fünfte, sechste, siebente, achte, neunte Auflage.

— Insel-Verlag, Leipzig, im Jahre 1918. 107 und (1) S. 8⁰.

Das 12.—16. Tausend.

— Insel-Verlag, Leipzig, im Jahre 1918. 104 und (1) S. 8⁰.

Das 17.—19. Tausend. Der Druck erfolgte in der Offizin Joh. Enschedé en Zonen zu Haarlem.

— Insel-Verlag, Leipzig, im Jahre 1918, 1920. Je 107 und (1) S. 8⁰.

Das 20.—24., 25.—29. Tausend.

Neue Gedichte. Von Rainer Maria Rilke. Leipzig. Im Insel-Verlag MCMVII. (6) und 104 und (1) S. 8⁰.

— — Leipzig. Im Insel-Verlag MCMXI. (6) und 106 und (1) S. 8⁰.

Die zweite Auflage.

— — Leipzig. Im Insel-Verlag MCMXIV. (6) und 107 und (1) S. 8⁰.

Die dritte Auflage (5. und 6. Tausend).

— — Leipzig. Im Insel-Verlag MCMXIX. (6) und 107 und (1) S. 8⁰.

Das 7. bis 9. Tausend. Gedruckt in der Offizin Joh. Enschedé en Zonen, Haarlem.

Rainer Maria Rilke. *Der neuen Gedichte anderer Teil.* Leipzig. Im Insel-Verlag MCMVIII. (6) und 125 und (1) S. 8⁰.

— — Leipzig. Im Insel-Verlag MCMXIII, MCMXVIII. Je (6) und 125 und (1) S. 8⁰.

Zweite, dritte Auflage.

— — Leipzig. Im Insel-Verlag MCMXIX. (6) und 125 und (1) S. 8⁰.

6.—8. Tausend.

Die frühen Gedichte. Von Rainer Maria Rilke. Leipzig. Im Insel-Verlag MCMIX, MCMXIII, MCMXVIII. Je (4) und 144 und (1) S. 8°.

Des Buches „Mir zur Feier" zweite, dritte, vierte Auflage. Hinzugekommen ist: Die weiße Fürstin. Szene am Meer, die zuerst im „Pan" V, 199—203 erschien.

— — Leipzig. Im Insel-Verlag MCMXIX. (4) und 144 und (1) S. 8.—10. Tausend, vermehrt um die Gedichte „Sieh, wir wollen heute beim Altane" (S. 53) und „Sexte und Segen" (S. 83—85).

Requiem. Von Rainer Maria Rilke. Im Insel-Verlag. Leipzig 1909. 26 und (1) S. 8°.

Dieses Buch wurde in 500 Exemplaren bei W. Drugulin in Leipzig gedruckt.

— — 1912. Im Insel-Verlag zu Leipzig. 24 und (1) S. 8°.

Zweite Auflage.

— — Im Insel-Verlag. Leipzig 1919, 1920. Je 26 und (1) S. 8°.

Dritte, vierte Auflage.

Rainer Maria Rilke. *Die Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge.* Erstes — zweites Bändchen. Leipzig. Im Insel-Verlag. 1910. (4) und 191 und (1) S. und (4) und 186 und (1) S. Kl. 8°.

Außer der gewöhnlichen wurde eine Vorzugs-Ausgabe auf Insel-Büttenpapier in 50 Exemplaren gedruckt.

— — Zweite Auflage. Leipzig. Im Insel-Verlag. 1910. (4) und 191 und (1) S. und (4) und 186 und (1) S. Kl. 8°.

— — 6.—8., 9.—12. Tausend. Leipzig. Im Insel-Verlag, 1918, 1919. Je (4) und 191 und (1) S. und (4) und 186 und (1) S. Kl. 8°.

Erste Gedichte. Von Rainer Maria Rilke. Leipzig. Im Insel-Verlag. MCMXIII. (4) und 161 und (1) S. 8°.

Enthält den vollständigen und wortgetreuen Neudruck der drei Gedichtbücher „Larenopfer", „Traumgekrönt" und „Advent", vermehrt um die fünf Gedichte „Der Abend kommt von weit gegangen" (S. 112), „Einmal möcht ich dich wiederschauen" (S. 116), „Der Tag entschlummert leise" (S. 118), „Ich möchte draußen dir begegnen" (S. 129) und „Kannst du die alten Lieder noch spielen" (S. 142), die gleichzeitigen Zeitschriften entnommen sind.

— — 4.—6., 7.—9. Tausend MCMXVIII, MCMXX. Je (4) und 161 und (1) S. 8°.

Rainer Maria Rilke. *Das Marien-Leben.* [Motto.] Im Insel-Verlag zu Leipzig. [1913.] 26 und (3) S. 8°.

Insel-Bücherei Nr. 43. Gleichzeitig erschien, von demselben Satze abgezogen, eine Vorzugsausgabe auf van Gelder-Büttenpapier in 200 Exemplaren, von denen die ersten fünfzig in der Großherzoglich Sächsischen Kunstgewerbeschule in Weimar mit der Hand gebunden wurden. Zweite Auflage, 21. bis 30. Tausend, 1916; dritte Auflage, 31.—40. Tausend, 1918.

Elizabeth Barrett-Brownings Sonette, nach dem Portugiesischen. Übertragen durch Rainer Maria Rilke. Im Insel-Verlag. Leipzig 1908. (VI) und XLIV und (I) S. 8°.

— [Zweite Auflage.] 1918. XLVI S. 8°.

Insel-Bücherei Nr. 252.

Maurice de Guérin. *Der Kentauer.* Übertragen durch Rainer Maria Rilke. Insel-Verlag. Leipzig. 31 und (1) S. 8°.

Gedruckt auf der Ernst Ludwig-Presse in Darmstadt im Juli 1911. 300 Exemplare wurden abgezogen, davon 50 auf Japan.

— Leipzig. Im Insel-Verlag 1919. (6) und 30 und (1) S. 8°.

Die zweite Auflage.

Die Liebe der Magdalena. Ein französischer Sermon. Gezogen durch den Abbé Joseph Bonnet aus dem Manuskript Q I 14 der Kaiserlichen Bibliothek zu St. Petersburg. Übertragung durch Rainer Maria Rilke. Leipzig im Insel-Verlag 1912. 50 und (1) S. 8°.

— Zweite Auflage. Leipzig im Insel-Verlag 1919. 50 und (1) S. 8°.

Portugiesische Briefe. Die Briefe der Marianna Alcoforado, übertragen von Rainer Maria Rilke. Im Insel-Verlag zu Leipzig. 1913. 50 S. 8°.

S. 44—50: Nachwort von F. Bergemann. — Insel-Bücherei Nr. 74. 11.—15. Tausend 1916; 16.—20. Tausend 1918.

André Gide. *Die Rückkehr des verlorenen Sohnes.* Übertragen von Rainer Maria Rilke. [1914.] Im Insel-Verlag zu Leipzig. 38 und (1) S. 8°.

Insel-Bücherei Nr. 143. 11.—15. Tausend 1918.

Die Vierundzwanzig Sonette der Louïze Labé Lyoneserin. 1555. Übertragen von Rainer Maria Rilke. Im Insel-Verlag zu Leipzig. [1918.] (4) und 49 und (1) S. 8°.

Insel-Bücherei Nr. 222. 11.—20. Tausend 1920.

* * *

MITTEILUNGEN DES VERLAGS

Wenn in der letzten Zeit wiederholt über die Verteuerung der Bücher Klagen laut wurden, so muß ihnen entgegen gehalten werden, daß sie zu unrecht erhoben werden, sofern sie sich nicht gegen die Teuerung überhaupt richten. Noch immer sind die Bücherpreise weit hinter den Kosten der Rohstoffe, die bei der Herstellung verwendet werden, zurückgeblieben. Der Grund, weshalb sie trotzdem verhältnismäßig niedrig bemessen werden können, ist darin zu suchen, daß die durch den Krieg gesteigerte Nachfrage größere Auflagen ermöglicht und der deutsche Verlagsbuchhandel es verschmäht, die günstige Konjunktur auszunützen. Wenn wir die Preise der Bücher des Insel-Verlages vor und nach dem Kriege miteinander vergleichen, so ergibt sich, daß sie höchstens um das Drei- bis Vierfache, in vielen Fällen noch nicht einmal um das Doppelte gestiegen sind, während sich die Preise für Lebensmittel und die anderen unentbehrlichen Dinge des täglichen Bedarfs durchschnittlich verzehnfacht haben. Das Gesagte bezieht sich nicht auf die Leder- oder Pergamentbände, die infolge der sprunghaften Steigerung der Preise des Materials gegen früher das Fünf- bis Sechsfache kosten müssen. Wir betonen auch bei dieser Gelegenheit nochmals, daß wir uns an die Preisangaben in unseren Katalogen und sonstigen Verzeichnissen nicht binden können, da jede neue Ablieferung gebundener Bücher infolge der steigenden Kosten für Material und Löhne vom Buchbinder zu erhöhten Preisen berechnet wird.

Wenn wir trotz der Aussicht auf eine schwere Zeit mit einer Neugründung von dem inneren und äußeren Umfang einer die drei Sammlungen *Bibliotheca mundi — Pandora — Libri librorum* umfassenden Weltbibliothek an die Öffentlichkeit treten, so ist dies ein Beweis, daß die Weltbewegtheit des Verlags, wie wir das ihm eigentümlichste Wesen nennen möchten, groß genug ist, um sich auch unter den stärksten Spannungen auszuwirken. Der leitende Gedanke dieses Unternehmens, über das in Kürze eingehende Ankündigungen auch an dieser Stelle erfolgen werden, ist, die großen Werke der Weltliteratur in ihrer Ursprache allen Teilen der Welt zugänglich zu machen und so über die Abgründe hinweg, die der Krieg zwischen den Völkern aufgerissen hat, zu einer Verständigung im Reiche der Geister als Voraussetzung zu jeder andern, falls sie überhaupt möglich sein sollte, beizutragen. Der Insel-Verlag fühlt sich zu dieser Aufgabe in erster Linie durch die von ihm bisher ausgeübte Vermittlertätigkeit berufen, die

erst jetzt wieder von dem großen holländischen Dichter Albert Verwey anerkannt wurde. In dem leider letzten Hefte der von ihm herausgegebenen „Beweging“ (Dezember 1919) schreibt er, nachdem er von den Bestrebungen, die Errungenschaft der neuen Buchkunst auch dem billigen Buche zugute kommen zu lassen, gesprochen hat: „Nicht zum wenigsten war das in Deutschland der Fall, wo man in den Büchern des Insel-Verlages diese Erscheinung vielfältig wahrnehmen kann. Wo Weite des Blicks und gewissenhafte Leitung Wahl und Ausführung bestimmen, kann gerade ein deutsches Unternehmen die verschiedenen Äußerungen Europas übersehen und vereinigen und so vor jedermann ausbreiten. Gute deutsche Übersetzungen sind ein Vorteil für ganz Europa, und ganz besonders für die Völker, die durch ihr kleines Sprachgebiet Gefahr laufen, von dem geistigen Weltverkehr ausgeschlossen zu bleiben. In den letzten Jahren haben auch die Niederlande daran wachsenden Anteil gehabt.“

Bei Erscheinen dieses Heftes wird unsere Ausgabe des „Stammbuchs Offenberg“, über das wir schon im ersten Heft eine ausführliche Mitteilung gemacht haben, in einem der Zeit stilgetreu nachgebildeten Einband vorliegen: ein würdiges Seitenstück zu dem Herslebschen Stammbuch, das heute zu einer von Sammlern viel begehrten Seltenheit geworden ist. Von unserer bereits durch Subskription vergriffenen Storm-Ausgabe sind Band 4 und 5 erschienen, die übrigen werden im Frühjahr folgen; eine neue Auflage, die auf Dünndruckpapier gedruckt und darum bei völlig gleichem Inhalt nur drei Bände umfassen wird, befindet sich in Vorbereitung. Neuauflagen sind seit unserem letzten Bericht von folgenden Werken erschienen: Balzac, Physiologie der Ehe; Bürger, Münchhausen (mit den Holzschnitten von Doré); Goethes lyrische und epische Dichtungen in zeitlicher Folge; Goethes Liebesgedichte; Hardt, Tantris der Narr; Rilke, „Buch der Bilder“ und „Stundenbuch“; Scheffler, Deutsche Maler und Zeichner im 19. Jahrhundert; Tschuang-Tse, Reden und Gleichnisse; Verhaeren, Rubens; Vogeler, Dir; Wilde, Erzählungen und Märchen; Zweig, „Tersites“ und „Die frühen Kränze“. Die beiden Holzschnitte von Franz Masereel, die dieses Heft schmücken, sind einer demnächst in 300 numerierten Exemplaren erscheinenden Ausgabe der Novelle „Der Zwang“ von Stefan Zweig entnommen. Wir haben die Freude, damit zum erstenmal ein deutsches Buch mit eigens dazu angefertigten Holzschnitten des genialen, in Deutschland noch fast unbekannten flämischen Künstlers ankündigen zu können.

DAS

INSELSCHIFF

*

* EINE *

ZWEIMONATSSCHRIFT



ERSTER JAHRGANG / VIERTES HEFT

APRIL 1920

*

O glücklich! wen die holde Kunst in Frieden
Mit jedem Frühling lockt auf neue Flur;
Vergnügt mit dem, was ihm ein Gott beschieden,
Zeigt ihm die Welt des eignen Geistes Spur.
Kein Hindernis vermag ihn zu ermüden,
Er schreite fort, so will es die Natur.
Und wie des wilden Jägers braust von oben
Des Zeiten-Geists gewaltig freches Toben.
Goethe (Abgesang zum „Faust". 1800)

ORBIS LITERARUM

DIE Buchdruckerei war keine Erfindung des Zufalls. Über ernste Fragen — Fragen, die Wissenschaft und Religion, Ethik und Politik berührten — sollte die gebildete Welt Westeuropas zur Klarheit gelangen. Deshalb mußten die Werke der Vergangenheit emsiger untersucht, die Grundlagen der Weltanschauung gewissenhafter befestigt, deshalb sollten

räumlich getrennte Geister in Art und Erziehung verschiedener Persönlichkeiten miteinander in engere Verbindung gebracht werden. Aus diesen Gedanken, aus diesem Willen des Humanismus ergab sich die Vereinfachung, die Beschleunigung des Schriftwesens. Weder die geschriebene Handschrift noch der persönliche Brief reichten zum vielseitigen Studium, zum umfangreichen Verkehr aus. Da löste, wie immer in den großen Augenblicken der Weltgeschichte, die Technik die ihr vom Geiste gestellte Aufgabe: das Vervielfältigungsverfahren überbrückte die Entfernung, heilte die Zerrissenheit. Indem Ausgabe auf Ausgabe der alten Denker und Dichter der Presse entsprang, schwand der Raum — sind nicht die einzelnen Menschen auch an den abgelegensten Orten dadurch miteinander verbunden, daß sie die gleichen Bücher lesen? — schwand die Zeit — denn während eine kopierte Handschrift immer nur eine Form der Überlieferung bildet, stellt die Auflage eines Buches jedesmal eine Wiedergeburt dar. — Nicht als Einzelblatt, sondern vertausendfacht reiste der Brief durch die Lande. Weltfremde wurden Weltweise. Das gedruckte Buch ward ein Bindeglied der Menschheit, ein Weg zur Menschlichkeit.

Und heute?

Spürt nicht jeder, der der Zukunft unbefangen entgegenblickt, das Bedürfnis, sich auf die Vergangenheit zu besinnen? Auch in der bittersten Zerspaltung sehnt sich der Gebildete nach dem, was ihn mit anderen Gebildeten verbindet. Wo gäbe es ein heilsameres Mittel, die zersplitterte Menschheit für die kommende Zeit von neuem zusammenzugliedern, als ein Sichvertiefen in die bleibenden Schönheiten, die uns die einzelnen Völker überlieferten? Nicht das, was trennt, sondern das, was allen gemeinsam ist, offenbart die Kunst. Welche Feindseligkeit ist so reißend, welche Gehässigkeit so niedrig, daß der Künstler sie nicht überwinden könnte?

Aber ein Teil der Kunst ist zu dieser Aufgabe zu unbeweg-

lich: Gemälde sind an ihre Wände fast ebenso gefesselt wie Gebäude an ihren Standort — und ihre nächste Umgebung wird von ihnen beeinflußt. Wieder muß es das Geschriebene sein, das Zuvervielfältigende, das auf beflügelten Füßen Frieden und Befriedigung bringt.

So harrt denn der Buchdruckerei eine neue humanistische Weltaufgabe. Die Gewissensfragen, die sich das zwanzigste Jahrhundert vorzulegen hat, sind nicht geringer als jene des sechzehnten. Wie einst die Schatzkammern des Altertums von neuem erschlossen wurden, um mit ihrem Reichtum die Aufgaben der eigenen Zeit lösen zu helfen, so sollen jetzt die Schönheiten, die sich damals und seither angesammelt haben, den schwankenden Gefühlen unserer Zeitgenossen zu Hilfe kommen. Auch heute ist das Buch der Weg zur h u m a n i t a s in doppeltem Sinne.

Besaß die damalige Zeit ein Bindemittel in der gemeinsamen Gelehrtensprache, in dem Latein, das jeder Gebildete schrieb und verstand — unserer Welt ist es durch andersartige Erziehung gelungen, die Individuen unter den Nationen in ihrer eigenen Sprache zu hören und zu verstehen. Gerade indem wir die verschiedenen Zungen unmittelbar auf uns wirken lassen, kommt uns das Gemeinsame in der Vielstimmigkeit klarer zum Bewußtsein. Eine Übersetzung kann eine fremde Kunst zu uns herüberbringen, sie bringt uns nicht hinüber in die fremde Kunst; eine Übersetzung ist ein Pfad, der bis zum Tore der Seele der Vergangenheit führt, aber kein Schlüssel, der es aufschließt; eine Übersetzung ist wie der Berg Nebo, von dessen Gipfel der Herr dem Propheten das Gelobte Land zeigte: „Du hast es mit deinen Augen gesehen, aber du sollst nicht hinübergehen."

Fast möchte man sagen, die Übersetzung war ein Symbol der Zeit. Sollen die Völker näher zueinander kommen, so müssen sie aufhören, sich gegenseitig zu übersetzen, an-

fangen, einander im Urtext zu lesen, müssen lernen, sich so zu verstehen, wie sie selber verstanden sein wollen. Man schweige von farblosem Internationalismus, von einem charakterlosen Sichanpassen. Je genauer der Charaktervolle fremde Eigenart kennt, um so fester steht er zur eigenen Landart, je öfter man die heimische Schönheit mit den auswärtigen vergleicht, um so farbiger leuchtet sie. Eine Weltbibliothek, die den unvergänglichen Werten der Dichtung in allen Sprachen gerecht wird, verwischt keine Gegensätze und heuchelt keine Verbrüderung — sie will die Stellen zeigen, an denen eine zerbröckelnde Kultur zum gemeinsamen Wiederaufbau schreiten kann, sie will ein Kompaß sein, der den vom Sturme auseinandergerissenen Schiffen die gemeinsame Richtung weist, eine Stimmgabel, die vielleicht den Grundton zu einem neuen Chore gibt.

* * *

Unsere Freunde kennen bereits die drei großen Gruppen, in die wir unsere Weltbibliothek, nach Maßgabe des Umfangs der einzelnen Bände, eingeteilt haben. In unablässiger Förderung unseres Unternehmens sind wir so weit darin vorgeschritten, daß wir die ersten Reihen, wenn die Gunst des heute mehr denn je unberechenbaren Schicksals es verstattet, im Sommer werden vorlegen können. — Die ersten zwölf Bände der „Bibliotheca Mundi" werden enthalten: Baudelaire: Les Fleurs du Mal; Byron: Poems; Kleist: Erzählungen; Musset: Trois Drames; Emerson: Representative Men and several Essays; Quevedo: El gran Tacaño; Scelta di Novelle italiane; Spinoza: Ethica; Stendhal: De l'Amour; ferner drei Anthologien (Anthologia hebraica; Anthologia helvetica; Russischer Parnass). — In den „Libri Librorum" werden zuerst erscheinen: Homer: Ilias-Odyssee; Der Nibelunge Not und diu Klage-Kudrun; Dante: Opera omnia; Molière: Oeuvres complètes; Boccaccio: Il Decamerone; Balzac: Contes drolatiques; Dostojewski: Schuld und Sühne. — Ihrer Art nach wird die „Pandora" die umfassendste der drei Sammlungen sein; die ersten fünfzig in Vorbereitung befindlichen Bände weisen u. a. folgende Namen auf: Aristophanes, Balzac, Bossuet, Browning, Byron, Calderon, Camoës, Cervantes, Chaucer, Corneille, Dickens, Dostojewski, Eichendorff, Einhard, Emerson, Goethe, Gotthelf, Hoffmann, Holbein, Irving, Kant, Kleist, La Fontaine, Longfellow, Luther, Mérimée, Milton, Molière, Musset, Petrarca, Poe, Pope, Quevedo, Racine, Schiller, Shakespeare, Shelley, Spinoza, Stendhal, Stifter, Tacitus, Tolstoi, Turgenjeff, Villon.

DER SONNENGESANG
DES HEILIGEN FRANZ VON ASSISI

Nach der Übertragung von Franz Brentano in gebundene Form gebracht von Max Lehrs

HERR Gott, ich preise Dich im stillen
um Deiner Werke Pracht,
insonderheit der goldnen Sonne willen,
die Du gemacht.
Denn schön ist meine königliche Schwester,
gibt Morgenrot und Mittagshelligkeit,
den Abendhimmel als der Künstler bester
malt sie mit glühenden Farben allezeit.
Des Lenzes Blüten und des Sommers Ähren,
des Herbstes Trauben dank ich ihr,
kein anderes Geschöpf zu Deinen Ehren
spricht lauter mir.

Herr Gott, ich preise Dich im stillen
um Deiner Werke Pracht,
des Bruder Mondes und der Sterne willen,
die Du gemacht.
Denn sie verklären meiner Nächte Dunkel,
und Frieden trinkt das Herz,
blick ich empor, löst freundlich ihr Gefunkel
mir jeden Schmerz.
Ich schau das Bild der Ewigkeiten
im Sternenschein,
und nimmer kann im Wandel ich der Zeiten
ganz ungetröstet sein.

Herr Gott, ich preise Dich im stillen
um Deiner Werke Pracht

und um der Luft, der holden Schwester willen,
die Du gemacht.
Sie blickt mit sanftem Auge zu mir nieder,
umkost mich lind
und tränkt mit Lebensodem meine Glieder
im Sommerwind.
Sie trägt die Wolken über alle Länder
mit mütterlichem Sinn
und läßt sie Regen träufeln, Segenspender,
zur Erde hin.

Herr Gott, ich preise Dich im stillen
um Deiner Werke Pracht
und um des Feuers, meines Bruders, willen,
das Du gemacht.
Denn, schön und stark, weiß er die Kraft der Erze
zu bändigen in seiner roten Glut,
demütig, milde, leuchtet mir die Kerze,
in treuer Hut
erwärmt er meine winterliche Zelle,
bereitet mir das Mahl,
verscheucht die Dunkelheit mit froher Helle
aus Kammer, Gang und Saal.

Herr Gott, ich preise Dich im stillen
um Deiner Werke Pracht,
auch um des Wassers, meiner Schwester, willen,
das Du gemacht.
Denn sie ist keusch und aufrichtig von Herzen,
und alles Schöne nimmt sie freudig auf,
verklärt's durch rhythmisch-heitres Spiel und Scherzen
im Wellenlauf.

Dem Wandrer labt sie in der Sonne Gluten
der Zunge Trockenheit
und kühlt die Glieder wohlig in den Fluten
ihm hilfsbereit.

Herr Gott, ich preise Dich im stillen
um Deiner Werke Pracht,
vor allem um der Mutter Erde willen,
die Du gemacht,
der schöngegürtet, ewig-wunderbaren,
die Gras und Kräuter, Busch und Baum,
die Tiere schuf, vom kleinsten unsichtbaren
bis zu den Riesen tief im Meeresraum.
Sie hat auch meinen schwachen Leib gestaltet,
der wehrlos scheint, und dennoch seine Hand
zum Werkzeug aller Werkzeuge entfaltet
und mit der Zunge leicht das Wort gesandt
in eines andern Brust, daß ein Gedanke
mit mir ihn eint, ein Ton aus beiden klingt
und so zuletzt ein Werk zum Danke
aus zweier Menschen Doppelkraft entspringt.

Herr Gott, ich preise Dich im stillen
um Deiner Werke Pracht,
um aller Heiligen und Weisen willen,
die rühmen Deine Macht,
der Brüder mild, mit sanften Händen,
die jene, die sie haßten, nur geliebt
und jenen, die da fluchten, Segen spenden,
im Leid geübt.
Die dankbar Dich mit hohem Sinn verehrten
und unverwandt,

lag schwer mitunter auch auf den Bekehrten,
Herr, Deine Hand.

Herr Gott, ich preise Dich im stillen
um Deiner Werke Pracht,
auch um der Schmerzen und des Todes willen,
die Du erdacht.
Denn unsre Trauer wird zur Freude wenden
sich einst im Zeitenlauf,
schließt Bruder Tod uns erst mit stillen Händen
des bessern Lebens Pforte auf.
Und selig die, so in dem Herren sterben
ohn Furcht noch Graun,
sie werden froh die Ewigkeit erwerben
und keinen zweiten Tod mehr schaun.

* * *

VON DES TEUFELS ARGLIST, UND WIE GOTTES GERICHTE VERBORGEN SIND

Es lebte einst ein Einsiedler, der sich in seiner Höhle aufhielt und Tag und Nacht Gott aufs frömmste diente. Nun war aber eines Tages neben seiner Zelle ein Schafhirt, der seine Schafe weidete. Es begab sich aber eines Tages, daß der Hirt vom Schlafe überfallen wurde und ein Räuber kam, der ihm alle seine Schafe wegtrieb. Darüber kam aber der Herr der Schafe hinzu, der den Schäfer fragte, wo seine Schafe wären. Der aber begann zu schwören, daß er zwar die Schafe verloren habe, aber wie, das wisse er durchaus nicht. Wie das der Herr hörte, geriet er in Wut und erschlug ihn. Als das der Einsiedler sah, sprach er in seinem Herzen: ‚O mein Gott, siehe, dieser Mensch hat einen Unschuldigen verklagt

und getötet. Weil du erlaubst, daß so etwas geschehen kann, will ich wieder in die Welt hinausgehen und leben wie die andern.' Wie er das gedacht hatte, verließ er seine Einsiedelei und machte sich wieder auf, um in die Welt zu gehen. Gott aber wollte ihn nicht verderben, sondern sendete einen Engel in Menschengestalt zu ihm, daß er sich zu ihm geselle. Als nun der Engel selbigen auf der Straße getroffen hatte, sprach er zu ihm: „Mein Lieber, wo geht dein Weg hin?" Jener aber entgegnete: „Nach jener Stadt zu, die da vor mir liegt." Der Engel aber sprach zu ihm: „Ich will unterwegs dein Begleiter sein, denn ich bin ein Engel Gottes und zu dir gekommen, auf daß wir auf diesem Wege miteinander zusammengehen." Hierauf zogen beide nach der Stadt; wie sie aber hineinkamen, da baten sie einen Krieger, ihnen um Gottes willen Herberge zu geben. Dieser Krieger aber nahm sie sehr freundlich auf und bewirtete sie in allem mit großer Demut auf das ehrenvollste und glänzendste. Nun hatte aber dieser Krieger seinen einzigen Sohn in der Wiege liegen, welchen er zärtlich liebte, und als man zu Abend gespeist hatte, wurde das Schlafgemach geöffnet und für den Engel und den Eremiten Betten aufs anständigste zurechtgemacht. Um Mitternacht aber stand der Engel auf und erwürgte den Knaben in seiner Wiege. Wie das der Einsiedler sah, dachte er bei sich: ‚Das ist nimmermehr ein Engel Gottes: jener gute Soldat hat ihm um Gottes willen jegliche Notdurft verabreicht und hat nichts als dieses unschuldige Söhnlein, und dieses hat er getötet.' Indessen wagte er nicht, ihm irgend etwas zu sagen. Früh standen nun beide auf und machten sich nach einer andern Stadt auf den Weg, in welcher sie im Hause eines Bürgers mit großen Ehren aufgenommen und glänzend bewirtet wurden. Dieser Bürger nun besaß einen goldnen Becher, den er gar wert hielt und auf welchen er sehr stolz war; um Mitternacht stand der Engel auf und stahl diesen Becher. Wie das der Einsiedler sah, dachte

er bei sich: ‚Das ist meines Erachtens nach ein böser Engel; jener Bürger hat uns Gutes getan, und dafür hat er ihm seinen Becher gestohlen.‘ Indessen sagte er ihm nichts, denn er fürchtete sich vor ihm. In der Frühe aber standen sie auf und zogen ihres Weges, bis sie an ein Gewässer kamen, über welches eine Brücke führte. Sie betraten dieselbe, und es begegnete ihnen ein armer Mann. Zu dem sprach der Engel: „Mein Lieber, zeige uns doch den Weg nach jener Stadt“; der Arme aber drehte sich um und zeigte mit dem Finger nach der Richtung derselben. Wie er sich aber umgedreht hatte, faßte ihn der Engel plötzlich bei der Schulter und warf ihn über die Brücke hinab, und der Arme versank alsbald. Wie das der Einsiedler sah, sprach er in seinem Herzen: ‚Jetzt weiß ich, daß das der Teufel ist, nicht aber ein guter Gottesengel. Was hat denn der Arme Böses getan, und doch hat er ihn umgebracht.‘ Er gedachte sich nun von ihm loszumachen, allein aus Furcht sagte er ihm nichts. Wie sie nun aber in der Abendstunde zur Stadt gelangten, traten sie in das Haus eines Reichen und baten um Gottes willen um ein Nachtlager. Der aber schlug es ihnen rund ab. Darauf sprach der Engel des Herrn also zu ihm: „Um Gottes willen laßt uns nur auf das Dach Eures Hauses steigen, damit uns nicht die Wölfe und wilden Tiere fressen.“ Jener aber antwortete: „Sehet, hier ist der Stall, in welchem meine Schweine wohnen: wenn es euch gefällt, könnt ihr euch zu ihnen legen, wenn nicht, so weichet von mir, denn ich werde euch keinen andern Platz einräumen.“ Darauf entgegnete ihm der Engel: „So es nicht anders sein kann, wollen wir bei Euren Schweinen bleiben“; und also geschah es. Früh am Morgen standen sie auf, der Engel rief den Wirt herbei und sprach: „Mein Lieber, hier schenke ich dir einen Becher“, und mit diesen Worten gab er ihm den Becher, welchen er jenem Bürger gestohlen hatte. Wie das der Einsiedler sah, sprach er bei sich: ‚Jetzt weiß

ich gewiß, daß das der Teufel ist; das war ein guter Mann, der uns mit aller Demut aufnahm, und dem hat er seinen Becher gestohlen und ihn jenem Schurken geschenkt, der uns bei sich nicht hat aufnehmen wollen.' Hierauf sprach er zu dem Engel: „Jch will nicht weiter bei Euch warten und befehle Euch zu Gott." Darauf entgegnete der Engel: „Hört mich, und dann mögt Ihr gehen. Du lebtest früher in einer Einsiedlerwohnung, und der Herr jener Schafe schlug seinen Hirten tot. Wisse, daß jener Hirt damals den Tod nicht verdient hat, denn ein andrer hatte das Verbrechen begangen, also hätte er nicht sterben sollen. Gott aber ließ zu, daß er getötet wurde, auf daß er durch diese Strafe dem ewigen Tode entging wegen einer Sünde, die er ein andermal begangen und für die er niemals Buße getan hatte. Der Räuber aber, der mit allen Schafen entwischt ist, wird ewige Pein leiden, und der Besitzer der Schafe, welcher den Hirten umbrachte, wird sein Leben durch reichliches Almosenspenden und Werke der Barmherzigkeit für das, was er unwissentlich begangen hat, sühnen. Nachher habe ich aber den Sohn jenes Kriegers, der uns eine gute Herberge gewährt hat, in der Nacht erwürgt. Wisse aber, daß, ehe jener Knabe geboren ward, dieser Krieger der beste Almosenspender war und viele Werke der Barmherzigkeit ausübte; seitdem aber der Knabe auf die Welt kam, ist er sparsam und habsüchtig geworden und sammelt alles nur mögliche, um den Knaben reich zu machen, so daß dieser die Ursache seines Verderbens ist, und darum habe ich den Knaben umgebracht, und so ist er wieder, was er früher war, nämlich ein guter Christ geworden. Dann habe ich auch den Becher jenes Bürgers, der uns mit solcher Demut bei sich aufnahm, gestohlen. Wisse aber, daß, ehe jener Becher gefertigt war, auf der ganzen Erde kein Mensch lebte, der nüchterner war als dieser; allein nachdem jener gemacht war, freute er sich so über denselben, daß

er den ganzen Tag aus ihm trank und jeden Tag zwei- oder dreimal betrunken war; darum habe ich ihm den Becher genommen, und jetzt ist er wieder nüchtern geworden, wie früher. Dann habe ich den Armen ins Wasser gestürzt. Wisse, daß jener Arme ein guter Christ war, allein wenn er noch die Hälfte seines Weges weitergezogen wäre, würde er in einer Todsünde einen andern erschlagen haben; nun ist er aber gerettet und thront jetzt in himmlischen Ehren. Endlich habe ich den Becher jenes Bürges dem gegeben, welcher uns die Aufnahme verweigert hatte. Wisse aber, daß auf Erden nichts ohne Grund geschieht. Er hat uns doch noch den Schweinestall zugestanden, und darum habe ich ihm den Becher gegeben, und wenn er aufgehört hat zu leben, wird er in der Hölle thronen. Lege also künftig deinem Mund einen Zügel an, auf daß du Gott nicht tadelst, denn er weiß alles.“ Wie das der Einsiedler hörte, fiel er vor die Füße des Engels nieder und flehte ihn um Vergebung an; hierauf machte er sich nach seiner Einsiedlerwohnung auf und wurde ein guter Christ.

Aus den soeben in zweiter Auflage erschienenen „Gesta Romanorum“.

* * *

GUSTAV THEODOR FECHNER
DIE STERNE ALS HÖHERE WESEN

JEDES Element hat zu Bewohnern seine besonderen Lebewesen, die in Bau und Lebensweise auf dieses Element eingerichtet sind. Das feste Erdreich hat unten seine Maulwürfe und allerlei Gewürm, oben seine Menschen, Pferde, Rinder, das Wasser seine Fische und Krebse, die Luft ihre Vögel und Schmetterlinge. So hat nun der himmlische Äther, das Element, das den ganzen Weltraum erfüllt, zu Bewohnern die

Weltkörper, Sonne, Mond und Sterne, darunter die Erde, und diese sind auf ihr Element eingerichtet wie der Fisch auf das Wasser, der Vogel auf die Luft.

Die Weltkörper sind höhere Wesen, im höheren Element auf eine höhere Weise zu einem höheren Leben eingerichtet, wie es uns freilich in unserer niederen Weise des Seins nicht gleich verständlich erscheinen will. Sie schwimmen im Äther ohne Flossen, sie fliegen darin ohne Flügel, wandeln darin groß und ruhig, wie alles Erhabene groß und ruhig wandelt; sie laufen nicht ängstlich umher und suchen nicht nach körperlicher Nahrung, sondern begnügen sich mit dem Lichte, das sie einander zusenden. Sie drängen und stoßen sich nicht, sondern ziehen einher in klarer Ordnung und einträchtiger Richtung, eines dem leisesten Zuge des andern folgend. Und indem sie so äußerlich sich einer ewigen Ordnung fügen, entwickeln sie innerlich die größte Freiheit, einen unerschöpflichen Reichtum an geistigen und leiblichen Schöpfungen, Gestaltungen und Regungen, in deren Fluß auch unser menschliches Tun und Denken mit einfließt.

Man hat von jeher an höhere Wesen geglaubt, die im Lichte wohnen und durch den Himmel fliegen, unbedürftig irdischer Speise und irdischen Trankes, Zwischenwesen zwischen Gott und den Menschen — die Engel. Hier hat man Wesen, die im Lichte wohnen und durch den Himmel fliegen, unbedürftig irdischer Speise und irdischen Trankes, Zwischenwesen zwischen Gott und den Menschen. Und ist wirklich der Himmel das Haus der Engel, so können nur die Sterne die Engel des Himmels sein; es gibt keine andern Bewohner des Himmels.

Im Lichte der vorangehenden Betrachtungen erscheint der Mythus von den Engeln in der Tat nur wie eine naive Vorahnung einer lange verborgen gebliebenen Wahrheit, ein anthropomorphes Gleichnis. Was an der alten Vorstellung von den Engeln phantastisch war und im Widerspruch stand mit allem

sonstigen Wissen, das ordnet sich jetzt auf einmal wohlbegründet in den Kreis des Wirklichen ein. Die kindliche Vorstellung erweitert sich und nimmt Formen an, die, mögen die Abmessungen auch noch so groß sein, doch verständlich erscheinen und uns bald anheimeln, weil sie einem tieferen Bedürfnis entgegenkommen.

Nach biblischer Anschauung sind alle Himmel voll von des Ewigen Lobe; die Engel sammeln sich in Chören, ihm zu singen und ihn anzubeten; das soll ihr oberstes Geschäft sein. „Siehe, sie drängen sich um ihn, ihr Auge richtet sich auf ihn; sie fassen an den Saum seines Kleides." So sammeln sich wirklich die Gestirne in Chören in allen Himmeln, und es wird mit den andern Sternen sein wie mit unserer Erde, bei der der höchste Gedanke Gott und Gottesdienst das höchste Tun heißt. Die Erde lobsingt ihrem Gott mit tausendstimmigen Chören, mit Flöten und Posaunen, mit Orgeln und Glocken; ringsum in den Himmel ruft sie Gottes Lob hinaus, und neben den lauten Stimmen geht einher ihr stilles Beten. Auf alle Weise sucht sie sich Gott zu nahen, und sie wird nicht satt, zu sinnen und mit sich selbst zu kämpfen, wie sie Gott am besten dienen möchte, und reicht damit doch nur zum Saume seines Kleides. So wird es sein mit allen Sternen in allen Himmeln; in allen wird der höchste Gedanke Gott und Gottesdienst das höchste Geschäft heißen.

Aber nicht bloß Anbeter Gottes, auch seine Boten sollen die Engel nach dem alten Glauben sein und den Menschen die Wege weisen, wo irdische Führer versagen. So tun es auch die Sterne. Es mag dahingestellt sein, inwieweit uns die Erde als unser besonderer Schutzengel auch innerlich beeinflußt. Daß aber die Menschen auf der Erde sich in Zeit und Raum zurechtfinden, über Jahr, Tag und Stunde, über Ort und Richtung sich verstehen, daß sie den Weg zueinander über die Erde und durch ihre Geschichte hindurch finden,

das verdanken sie dem Sternenhimmel über sich. Die feste Ordnung, welche die Sterne untereinander einhalten, gibt dem Leben der Menschen selbst überall Ordnung und Gesetz, setzt ihnen Maß und Ziel und leitet ihre Freiheit, ohne diese aufzuheben. Und wie die Sterne dem Menschen unten auf der Erde den ganzen Haushalt ordnen und regeln, so geben sie auch seinen Gedanken die Richtung auf ein oberes Reich. Im Blick auf den sicheren Gang der Gestirne ahnt der Mensch etwas von einer festen Ordnung über der Wandelbarkeit der irdischen Dinge, und seine Gedanken, Hoffnungen gehen durch die Nacht des Diesseits so hoch, wie die Sterne gehen, und darüber hinaus zu dem, den alle Sterne preisen.

Alle Religionen des Altertums, besonders die orientalischen, beweisen die innigen Beziehungen zwischen Sternendienst und Engelglauben. Wir wollen hier nur den alten Glauben auf seinen wahren Ursprung zurückführen. Der alttestamentlich-christliche Standpunkt, der Gott aus der Welt heraushebt und ihn gewissermaßen ins Leere verweist, mußte freilich, in konsequenter Weise durchgeführt, auch die Gott untergeordneten Engel aus den Weltkörpern herausheben und ins Leere versetzen. Und derselbe Anthropomorphismus, der Gott nach unserm Bilde gestaltet, mußte auch aus den Engeln menschenähnliche Wesen machen. Lassen wir aber Gott erst wieder mit seiner Allgegenwart den Leib der Welt erfüllen, so werden auch die Engel wieder ihren alten Platz als Sterne unter den Sternen einnehmen.

Aus der neuen, von Max Fischer verkürzten und frei bearbeiteten Ausgabe des „Zend-Avesta", die soeben in unserer Sammlung von Büchern der deutschen Mystik „Der Dom" erscheint.

* * *

THEODOR DÄUBLER

ÜBERTRAGUNG ZWEIER GESÄNGE AUS BOCCACCIOS DEKAMERON

VERLIEBT bin ich, beklagenswert,
Da niemand mich mit Trost versucht;
Mich seufz ich müd: bleib unbegehrt.
Der Herr, der Sterne durch den Himmel singt,
Hat mich, zu herbem Spiele,
Gar liebreich, schön und wunderhold beschwingt,
Damit ich allen Hochbegabten hier gefiele.
Und ihnen, allen, winkt
Das Zeichen meiner Schönheit zu erhabnem Ziele.
Was meinen Schmachter traut umsingt,
Hat sterbliches Gebrechen nie erkannt:
Und ich vergnüg es nicht: man hatte mich verachtet.
Wohl war ich jemand teuer. Und er nahm so gern
Das kleine Mädchen in die Arme;
Und in sein Denken auf. Des Auges Stern
Entflammte ihn im Liebesharme.
So flog die Zeit ihm, spielend, fern.
Ich gab ihn mir, aus seiner Feinde Schwarm:
Ich machte ihn zu meinem Herrn:
Und würdig bleibt er dieser Huld.
Doch nun bin ich in Einsamkeit, von Schmerz umnachtet.
Voll Anmaßung und Hochmut kam
Ein stolzer Jüngling mir entgegen,
Der sich voll Übermut benahm.
Er hielt mich bald: mißtraute meinen Wegen:
Und seine Eifersucht ward meine Scham.
O, ich verzweifle, ihn zu widerlegen,
Obschon ich wahrhaft bin und weiß,
Daß ich zu vieler Menschen Segen

Erschien: doch habe ich um einen nur geschmachtet.
Ich muß das Mißgeschick verdammen,
Da ich im neuen Standes Kleid
Mein Ja beschwor! Erinnerungen stammen
Bald nur aus einsam schöner Zeit:
Wie konnt ich mich zur schweren Feier so entflammen!
Ich habe mich den Schmerzen wohl geweiht,
Doch vor Verleumdung ungefeit,
Wünscht ich mir: wäre ich gestorben!
Schon hätt ich dich in Liebe dann betrachtet.
O süß Geliebter, der du mich vor allen
Den anderen so tief beglückt,
Der du in Gottes Sternenhallen
Nun weilst, an deinen Schöpfer tief gedrückt.
Laß auch für mich dein Bitten fromm erschallen;
Du kannst aus dem Gedächtnis mir entwallen,
Wenn ich zum andern mich berückt.
Die Flamme, die durch dich in mir entbrannte,
Hat mich zum Weg zu dir zurück entfrachtet.

* * *

So groß ist meine Liebe, ihre Lust,
Die Lustigkeit, das Spiel, die ich durch dich erkenne,
Daß ich in deinem Feuer freudig brenne.
Im Herzen sprüht der Jubel mir so überreich,
Und ganz erfüllt mich teuren Glückes Licht:
Wie bin ich wohl dazu gekommen?
Ich halt es nicht: es stürzt meinen Bereich!
Doch es erhellt sein Strahl mein Angesicht:
So mag im Wesen leise ich erfrommen.
Wie herrlich hat mich Liebe eingenommen!
Du Liebesraum bist hoch, daß ich dich schaudernd nenne,
Mich gern verzehr, bis ich von hier mich trenne.

Ich kann mit meinem Sange kein Gefühl erwecken,
Noch durch Erfügung meiner Finger zeigen,
Was ich an Liebe hab und seligem Gedeihn.
Und könnt ich es, so müßt ich mich verstecken;
Denn wär mir selbst solches Erfülltsein voll zu eigen,
So fühlt ihrs schwer — und bald als meine Pein.
Doch bin ich glücklich, kann nicht froher sein!
Ich wüßte nicht, ob mir ein Satz, den ich ersänne,
Etwas Erfaßbarkeit für dies Gefühl gewänne.
Wer könnte meinen, daß sich meiner Arme
Erhobenheit noch jemals in Bereiche biegt,
In denen ich mich einstens sanft erhalten;
Daß ich in meinem Antlitz nochmals dort erwarme,
Wo ich, zu tiefst erbrennend, mich herangeschmiegt?
O könnte muntres Heil noch einmal um mich walten!
Vor solchem Glück soll mich kein fremder Zweifel spalten:
Daß ich der Glut, die ich verberge, nie entränne!
Geheim sei ich umrauscht: so froh in eigner Tenne.

Aus der demnächst erscheinenden neuen Ausgabe, für die Theodor Däubler sämtliche Gesänge neu übertragen und André Jolles die Einleitung geschrieben hat.

* * *

PER HALLSTRÖM

DER WURSTEL

WIR waren Spielkameraden als Kinder, er und ich. Ich war ein bißchen älter, bedeutend entwickelter und hatte ein bewegliches und unruhiges Phantasieleben; der kleine gemächliche, blondhaarige und stille Fünfjährige erschien mir darum wenig unterhaltend. Ich suchte seine Gesellschaft nur auf, wenn gar nichts anderes zu Gebote stand und es galt, den unerhört langen Sommertag um jeden Preis totzuschlagen.

Dann war er leicht unten an der Bootbrücke zu finden, wo



Gustave Doré: Münchhausens Besuch bei Vulkan

der Sonnenschein in grüngelben Reflexen von den letzten Ringeln der Wellenschläge über dem Schlammgrund zurückgeworfen wurde, und wo es heller und traumhafter war als irgendwo. Er saß meistens in einem kleinen Kahne, der dort zwischen der Brücke und einem Pfahl verankert lag, und schaukelte ihn hin und her, so daß das Wasser an die Bretter schlug und sang. So konnte er es unendlich lange treiben und immer nur zuhören. Er sagte, daß er „Fortfahren" spielte, aber wohin, daraus konnte ich nicht klug werden. Selbst durfte ich mich eigentlich dort nicht aufhalten, denn gleich vor der Brücke war es tief, und es ging eine Strömung zu einem engen felsigen Sund und der ganzen großen Bucht dahinter. Aber um ihn bekümmerte sich niemand. Nur seine Mutter war am Leben, oder jedenfalls zeigte sich kein Vater, ob er nun lebte oder nicht.

Ich setzte mir in den Kopf, daß er ein Seekapitän war und von der entgegengesetzten Seite der Erde ein großes Schiff, beladen mit Apfelsinen, Feigenkuchen, Muschelkästchen und Papageien heim zu den Seinen führte. Aber es war ihm ganz unmöglich, über den steilen blauen Wasserberg hinaufzukommen, den der Erdglobus auf dem Schranke meiner Vorstellung deutlich gemacht hatte. Man nannte ihn Meer, und er lag nicht glatt da wie die Gewässer, die ich kannte. Wenn es dem Schiff einmal gelang, die Steigung zu überwinden, konnte ich mir kein beneidenswerteres Los denken als das des kleinen Eriks, aber vorderhand tat er mir leid, da die Gleichgültigkeit der Mutter selbst der Beobachtung eines Kindes auffallen mußte.

Sie war ziemlich jung, sah hübsch, aber nicht gut oder fein aus, und hatte oft Besuche, Damen und Herren. Die ersteren nahmen den Kleinen in überströmender lauter Zärtlichkeit in die Arme, sowie sie nur ans Land gestiegen waren, baten um einen Kuß und schüttelten ihm lachend die bunten

Rosen und gefärbten Glaskirschen an ihren Hüten mitten in sein verwundertes und verschlossenes Gesichtchen, wenn er nein sagte. Gleich darauf ließen sie ihn wieder hinab, so wie man ein Gefäß wegstellt, und dachten weiter nicht an ihn. Die Herren scherzten witzig mit ihm und taten, als wenn sie ihn für einen erwachsenen Mann ansähen, was ihn sehr belustigte. Einige boten ihm Zigarren an, und einmal ließ er sich drankriegen, eine zu rauchen, bis ihm ganz schlecht wurde. Andere versteckten ein Zehnörestück in der Hand und zauberten es ihm mit ein paar Klapsen aus seinem prallen Körperchen, um es ihm dann als sein Eigentum zurückzugeben. Erik grübelte über die Geheimnisse seiner Natur, starrte die Münze an und freute sich. Aber gewöhnlich verlor er sie wieder, ehe ihm noch jemand geholfen hatte, Gebrauch davon zu machen.

Ganz allein war er jedoch nicht. Hinter ihm auf dem Rücksitze des Bootes saß eine Puppe, eine Art Polichinell, mit weiten, weißen Hosen und einer traurig-lustigen Physiognomie. Die Nase war zerschlagen und die gemalten Augen von der Feuchtigkeit verwischt, ebenso wie die Bogenlinien des rosenroten Mundes. Ich weiß nicht, was für einen Charakter der Wurstel ursprünglich gehabt, aber nehme an, daß er wenig Persönlichkeit besessen hat und nur jene langweilig-steife Lustigkeit, die dem Typus eigen ist. Aber die Schicksale und Prüfungen des Lebens können manchmal sogar aus einem Wurstel etwas machen; dieser hatte eine Seele bekommen.

Er war durch und durch treuherzig, ohne Falsch, gemütlich und freundlich veranlagt. Fröhlich war er nicht, dazu hatte er schon zu viel Püffe bekommen, aber er war Manns genug, alles mit trotzigem Gleichmut zu tragen. Fein war er auch nicht, aber sein schmutziges Gesicht war von allzulangen Küssen so geworden und von der einen oder anderen Träne

in der Dunkelheit im Bett. Die ersteren hatte er ebenso freundlich erwidert, wie sie gegeben wurden, die letzteren hatte er für sich behalten und verschluckt, weil er es wohl für dumm und unpassend hielt, solchen Regungen nachzugeben. Er war ein guter Kamerad und ein gutes Vorbild gewesen, und wie er jetzt in der Sonne am Steuer saß, sah er aus wie ein Lotse, auf den man sich verlassen kann.

Das war auch nötig, dachten die Leute, die vorbeigingen und sich Sorgen machten, den kleinen Besitzer immer im Boot zu sehen. Manchmal warnten sie seine Mutter, aber sie warf nur den Kopf zurück, ein wenig ärgerlich über die Einmischungen und darüber, daß man sonst nie ein Gespräch mit ihr anfing.

„Er ist daran gewöhnt," sagte sie, — „und er paßt schon auf. Ich verstehe übrigens nicht, warum er immer dasitzt."

Aber Erik fand dort viel zu seiner Unterhaltung. Er trällerte im Takt zum Schaukeln und schien unendlich viel an dieser einfachen Musik und der Begleitung der Wellen zu finden. Er lag über den Bootsrand gebeugt und blies durch ein Schilfrohr ins Wasser, auch von diesen Lauten ganz bezaubert. Er saß mit dem Wurstel in seinen Armen da und schaukelte sich stundenlang hin und her in einer geträumten Fahrt über große Wogen, weit, weit weg über das sonneglitzernde Wasser. Oder er angelte auch, mit einer Schnur ohne Haken, in der ernsten Zuversicht, daß, wenn er nur aushielte, schließlich ein wunderbarer Fang der Lohn sein würde.

Nichtsdestoweniger war es sehr leicht, ihn zu etwas anderem zu bekommen, wenn es mir beliebte; er folgte mir wie ein kleiner Hund und machte alles nach, was ich tat, gewöhnlich ohne recht zu verstehen, um was es sich handelte. Er war wohl eigentlich eine praktische und einfache Natur, die gar nicht geträumt hätte, wenn man ihn nicht so allein gelassen haben würde; vielleicht war er auch musikalisch, und er hatte

nicht das Bedürfnis, sich in unruhigem und naivem Spiel ins Leben hineinzuraten.

Einmal riß ich ihn doch ganz mit, und das wurde ein großer Schmerz für ihn.

Es geschah zuweilen, daß ich Dinge in der Erde vergrub, Spielsachen oder kleine gefundene Gegenstände, die mir in die Augen stachen. Ich vermute, daß dies bei Kindern ein sehr häufiger Trieb ist, was ihm nun zugrunde liegen mag. Die Geheimniskrämerei spielt dabei auch ihre Rolle: niemand darf etwas von den verborgenen Schätzen wissen, niemand außer einem selbst soll den Platz kennen usw. Darin liegt ein ganz eigener Genuß. Es spricht auch etwas von primitiver Sehnsucht nach dem Tragischen mit, wenn man etwas in die Grube legt, Erde darauf schüttet und denkt: Jetzt ist es fort für immer. Das gibt eine Art süßen Schauer und hängt mit der ästhetischen Vorliebe für traurige Verse und unheimliche Märchen zusammen, die phantasiebegabten Kindern eigen ist. Es ist ein unschuldiges Vorspiel zu jenem Kult der Zerrissenheit, der seine Feste in späterer Jugend feiert.

Aber ich erinnere mich, daß es auch etwas anderes war: diese verborgenen Sachen sollten nicht für immer verborgen bleiben. Einmal, in ferner, ferner Zeit, sollten sie von anderen Kindern wiedergefunden werden, die zufällig da gruben. Man genoß die Vorstellung ihrer Schatzfinderfreude, und es bewegte einen ganz mystisch, sich ihre Gedanken auszumalen, wie sie rieten, wer wohl vor langer, langer Zeit diese Kostbarkeiten dort niedergelegt hatte. Es war in dem Spiel etwas von der so viel traurigeren Unruhe der Erwachsenen, auf die Nachwelt zu kommen, nicht ganz aus ihr zu verschwinden mit seinem verklungenen Schicksal. Man spielte die Leidenschaft des Ehrgeizes so gut wie irgendein Imperator oder Dichter mit dem Unterschiede, daß man alles sogleich ganz vernünftig vergaß und sich die ganze Zeit viel besser dabei befand.

Wir hatten uns mit solchem Spiel beschäftigt und irgendwelchen Plunder eingegraben, Erik und ich, feierlich, flüsternd, obgleich niemand in der Nähe war, die Hände zitternd vor Eifer und schmutzig von Erde. Ich sprach von der Bedeutung des Vorhabens, die Erik tief erfaßte, sprach von der fernen Zeit und den fernen Geschlechtern, denen es Freude bereiten würde, zu finden, was wir vergraben hatten. Erik folgte, so gut er konnte, und wollte die Namen der unbekannten Kinder wissen. Er war tief ergriffen, sein Haar sträubte sich, und seine Wangen glühten. Uns gegenüber im Grase saß ganz bequem der Wurstel mit seinen weiten Hosen, er war nie weit von seinem Besitzer entfernt, und lächelte sein gewohntes, gelassenes Lächeln und sah wehmütig und nachdenklich drein.

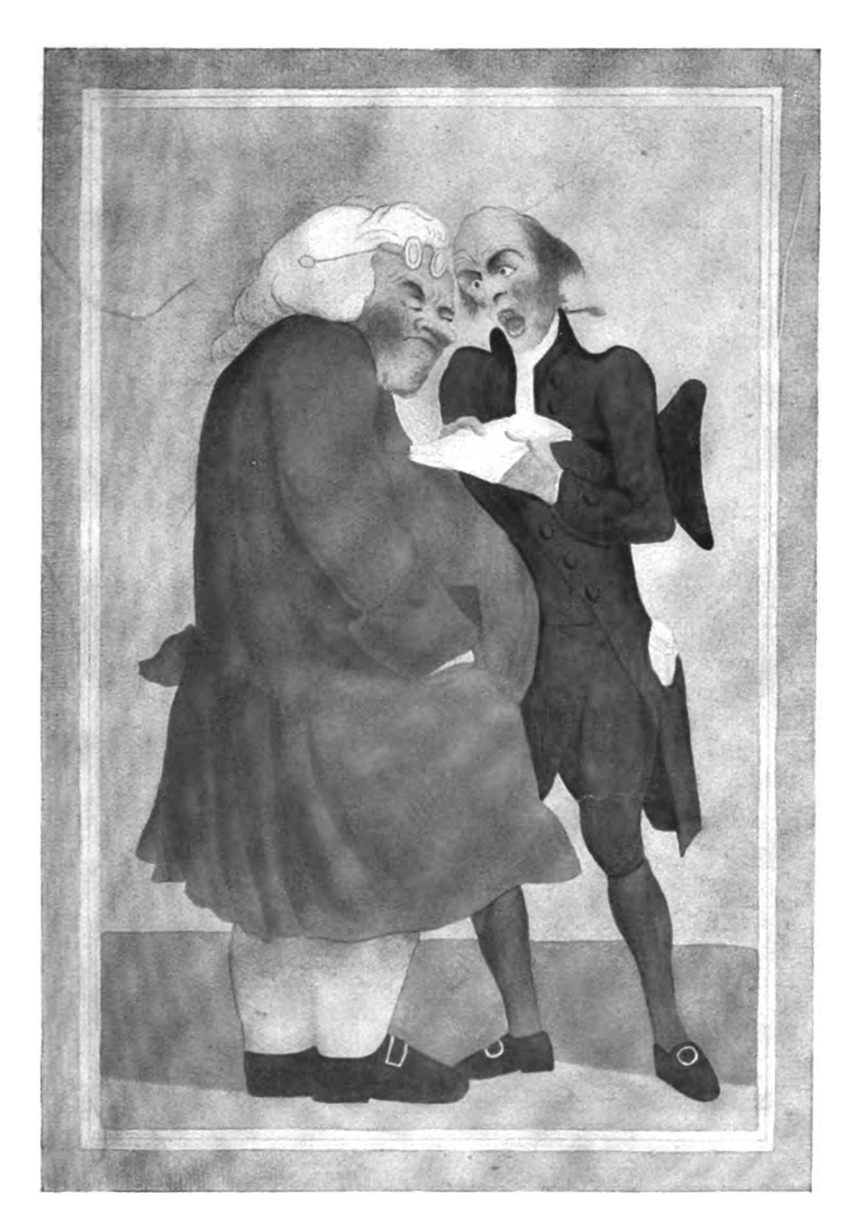
In Erik wurde der Wunsch rege, auch etwas für die Nachwelt zu tun. „Will den Hansel eingraben", sagte er stammelnd und errötend.

Dies war etwas Unerhörtes, denn einmal wußte ich, wie lieb er den Wurstel hatte, andererseits war dieser nicht wie irgendein hergelaufener Jemand, den man nach Gutdünken behandelte, sondern eine angesehene persönliche Bekanntschaft. Ich erhob Einwände.

„Das geht nicht", sagte ich. „Hansel ist zu fein. Das darfst du nicht. So etwas gibt man nicht fort. Deine Mama wäre übrigens sehr böse darüber."

Es zuckte um seine Lippen. „Sie mag den Hansel nicht", sagte er. „Niemand mag den Hansel. Nur ich" — fügte er hinzu, mit noch flammenderen Wangen. „Aber jetzt mag ich ihn auch nicht. Jetzt will ich ihn eingraben."

„Aber wenn du das tust, dann merke dir, daß du ihn nie wiedersehen wirst; denn, was man einmal hineingelegt hat, wieder ausgraben, das — das kann man nicht. Das darf man nicht, das geht einfach nicht."



DER AUTOR UND DER BUCHHAENDLER

Das stand als etwas Felsenfestes vor mir, ohne daß ich irgendeinen Grund dafür angeben konnte. Sonst wäre ja das Ganze ein leeres Spiel gewesen, wie alle anderen.

Aber Erik war hartnäckig und bestand auf seinem Wunsche, wenn er auch bei diesem: Nie, nie mehr! ein wenig zitterte. Er packte den Wurstel unsanft und schleuderte ihn zu Boden, so daß das Gesicht nach unten fiel. Nun hatte er gar keine Waffe mehr; denn nur in seinem guten Gesichte hatte er seine Stärke gehabt. Eine Grube für eine so ansehnliche Kostbarkeit herzurichten, war an und für sich ein großes Vergnügen, das ich mir jetzt nicht mehr zu versagen brauchte.

Wir machten sie tiefer als sonst und arbeiteten wie die Maulwürfe. Als alles fertig war, legten wir Hansel der ganzen Länge nach hinein. Es war ein bißchen unheimlich, die erste Erde auf sein freundliches, blasses Clowngesicht fallen zu sehen, aber sehr lustig, dann das Ganze zuzudecken und den Platz wieder glatt und nett zu machen. Da waren wir so müde, daß wir viel weniger empfanden als gewöhnlich und ohne weitere Spekulationen Hansel da ließen, wo er war. Als ich mich später an ihn erinnerte, stand sein Ende als etwas sehr Trauriges vor mir, und ein gewisses Schuldgefühl haftete an meinen Händen.

Aber das war ein Nichts gegen das, was sein Herr fühlte. Denn es berührte vielleicht alles, was in ihm an Gefühl entwickelt war. Von dem guten Wurstel hatte er nie etwas anderes als Liebes erfahren, stets war er bereit zu seiner Gesellschaft gewesen, wenn er eingesperrt war, bereit zu trösten, so gut er konnte. Im Boot hatte er seine Fahrt zu unbekannten und seligen Gefilden gelenkt. Er war still und oft unbeachtet gewesen, aber jetzt merkte man am besten, was er wert war und was er bedeutet hatte.

Als ich Erik nach ein paar Tagen wiedersah, fand ich ihn müßig und gelangweilt mit einem Blick von so wunderlich

schwermütigem und scharfem Ernste, daß er auch meine flüchtige Kinderreflexion wachrufen mußte. Er saß da und schaukelte das Boot hin und her, wie gewöhnlich; aber jetzt war kein Vergnügen dabei, denn er lauschte keinen Lauten, und das Fahrzeug ging nirgends hin. Es lag nur, wo es lag, zwischen dem Pfahl und der Brücke, wie ein armes, angekettetes Tier.

Als ich ihn fragte, was er habe, antwortete er nur: „Ich bin so allein." Und er wiegte und wiegte sich, den Blick auf den Schoß gesenkt.

Da schlug ich ihm vor, hinzugehn und Hansel wieder auszugraben, und es zuckte in seinem ganzen kleinen Körper, so als ob jede Fiber sich rein physisch nach der Berührung gesehnt hätte. Aber eine so männliche kleine Seele war er, daß er zauderte, ob es auch recht war, einen gefaßten Beschluß zu ändern — doch allzu schwer war es nicht, seine Skrupel zu überwinden.

So wanderten wir denn von dannen, um zu suchen, aber das hätten wir nicht tun sollen.

Das Gedächtnis der Kinder für Orte kann erstaunlich sicher sein, aber auch sehr launenhaft, und nun wollte es ein böses Schicksal, daß wir die Stelle vergessen hatten. Wir suchten Hand in Hand mit immer tiefer gebeugtem Rücken. Wir glaubten, das Gras müsse schon über der Stelle gewachsen sein, oder die Erde hätte ihr Aussehen verändert; Hansel war und blieb verschwunden. Und waren wir früher hart und gefühllos gewesen, so ließen wir jetzt beide seinem Andenken Gerechtigkeit widerfahren, wie wir so umherirrten in einer Welt, die für uns sehr leer geworden war. Hansel wurde eine Mythe, ein Wunder von Anmut und Talenten in meinen tröstenden Worten, die dieselbe Wirkung hatten wie alle derartigen; schließlich schluchzten und weinten wir alle beide. Aber mein Kummer war natürlich nicht so ganz echt gefühlt und bald vergessen.

Ich weiß nicht, wie es mit dem Eriks war, denn ich sah ihn nie mehr wieder. An einem regnerischen grauen Tage ging er wie gewöhnlich zu seiner Brücke hinab und kam nicht zurück. Es war wohl die Schlüpfrigkeit dort, die es verschuldete, und dann die Tiefe und die Strömung, die immer weiter und weiter hinabzog in das weißblühende Seegras — genug, niemand sah einen Schimmer des kleinen Wesens mehr.

Die Mutter machte eine Szene, sie lief barhäuptig ein kleines Weilchen den Strand hinab, die Hände an den Schläfen, die Ellenbogen ausgestreckt, und rief ein paarmal: „Mein Kind, mein Kind!“ mit einem wunderlich leeren ungewohnten Tonfall, in den das Rascheln der Kieselsteine, über die sie lief, hineinschnarrte. Sie ging auch an den Wasserrand und machte sich die Zeugschuhe naß, aber kehrte wieder um, als niemand sie aufzuhalten suchte. Die Erwachsenen tadelten sie rückhaltlos wegen ihrer Vernachlässigung und Lieblosigkeit. Man erinnerte sich, daß der Kleine nicht einmal ordentliche Mahlzeiten gehabt hatte, sondern wie ein kleines Kätzchen, wenn der Hunger sich einstellte, in die Küche kam und wieder ging. Man beobachtete, daß sie so gut wie sofort ihre gewöhnlichen unsympathischen Besuche wieder hatte und unter ihrem Trauerhut mit den Florblumen ebenso flach und lärmend lachte wie früher. Und die Auffassung verbreitete sich auch unter den Kindern, daß es um den armen Erik sehr schade sei, daß er ein ungewöhnlich lieber, kleiner Junge gewesen und es für ihn gut sei, daß er dahingegangen war.

Damit beruhigten sich alle ziemlich leicht, und auch ich glaubte, daß seine Geschichte abgeschlossen und vergessen sei.

Das war sie auch im großen ganzen, aber doch nicht völlig.

Eines Tages sah ich die Mutter oben im Hag herumgehen, wo ich mich aufzuhalten pflegte. Es war regnerisches Wetter, und sie wollte offenbar angeln gehen, denn sie hatte einen kleinen Spaten und eine Anchovisbüchse mit und grub nach

Würmern. Ich erinnerte mich plötzlich an meine „geschützten Gebiete" und lief hin, um zu verhindern, daß sie gestört wurden, auch nebenbei um zu sehen, wie viele Würmer sie finden konnte. Sie trug in der Nässe nichts von ihren neuen Trauerkleidern, was mir sehr herzlos von ihr vorkam. Es fiel mir darum schwer, sie anzusprechen, aber ich bat sie doch auf jeden Fall, den kahlen Fleck im Grase neben einer kleinen Tanne nicht zu berühren, auf den sie gerade ihren Spaten richtete.

„So, warum denn?" — fragte sie und sah mich mit einem, wie mir schien, brennenden und erschreckenden Blick aus ihren braunen Augen an. Es war ihre Gewohnheit, sie förmlich klatschend und direkt auf den zu richten, mit dem sie sprach, und dann den Blick zu etwas erstarren zu lassen, das anmutige Würde sein sollte. Es war eine Art von Koketterie, wie sie dumme junge Frauen oft haben, aber ihr Zauber war an ein Kind verschwendet, für das schon das Fehlen eines freundlichen Leuchtens beinahe Härte bedeutete.

„Ich habe dort etwas hineingelegt", sagte ich, unangenehm berührt.

„Und was denn? Nein, solche Rangen!"

„Das — weiß ich nicht mehr."

Ich wußte es auch wirklich nicht, aber im selben Augenblicke stieg das Bild vor mir auf. Der tote kleine Erik mit zitternden Händen, der Wurstel, der auch sterben mußte, hatten wir ihn nicht gerade hier niedergelegt?

Ja, gewiß, da mit dem Spaten kam ein plumper, weicher, feuchter Gegenstand hervor, unkenntlich unter der klebrigen Erde, aber doch Hansel. Die Tränen stiegen mir in der Kehle auf, ohne daß ich recht wußte warum; aber ich war doch neugierig, zu sehen, wie er sich verändert hatte, und ob etwas an ihm sich gleichgeblieben war.

Die Frau beugte sich hinab und staubte ihn mit den Fingern

ab. „Ein Wurstel", sagte sie. „Nein, was diesen Kindern alles einfällt."

Und ein neuer Blick trat in ihre Augen, der in seinem lächelnden Einverständnis noch unbehaglicher und beunruhigender war, ja zudringlich wie eine Berührung. — „Den müssen wir uns anschauen!"

Da starrten Hansels ehrliche Augen durch den Staub und die Erde zu ihr empor, und das Gesicht in seinem Schmutz war noch fahler, als da wir es eingruben, Erik und ich, und das Ganze noch unerklärlicher und unheimlicher als damals.

Aber es kam wunderlicher.

Die Frau zuckte zusammen, warf den Spaten weg und umklammerte mit beiden Händen das unförmliche Bündel, sank auf die Knie und sah. Der rosenrote Mund des Wurstels lächelte sie ungelenk an, die Glieder hingen ungelenk herab. Er sah aus, als könnte er kein Wort zu seiner Verantwortung sagen.

Aber wenn er Worte gehabt hätte, was hätte er da wohl gesagt!

Die Frau riß Hansel an sich, so schmutzig er war, und küßte ihn. „Herrgott," schrie sie, „Herrgott!"

Und jetzt hätte auch ein Erwachsener in ihrer Stimme keinen falschen Ton gefunden.

Die Plötzlichkeit der Begegnung mit diesem wohlbekannten Spielzeug, von dem sie wohl geglaubt hatte, daß es dem Knaben hinab in die Tiefe gefolgt war, das kindlich Unmittelbare der Phantastik hatte sie überrumpelt. Wie die Puppenleiche so verlassen vor ihr lag, mußte sie ihr das Bild einer anderen kleinen Leiche vor Augen führen. Ihre Not war eines anderen Not. Ihre Seele, denn auch für sie bekam die Puppe jetzt eine Seele, beschwor eine andere kleine Seele herauf, auch sie verzweifelt einsam und von Leere und Dunkelheit bedrückt.

Sie preßte alles in ihre Arme und jammerte darüber und

über sich selbst, und vielleicht begriff sie in diesem Augenblick mehr als früher in ihrem ganzen Leben.

„Herrgott! Wie naß und kalt! Sein kleiner Hansel! Wie ist er hergekommen?"

Die letzte Frage war an mich gerichtet. Sie fügte sich nur schwer zu verständlichen Lauten, und schwer war es auch für mich, eine Antwort zu geben. Das traurige Aussehen und Schicksal der Puppe — etwas anderes begriff ich nicht — und die Bewegung der Erwachsenen erschütterte mich tief. Nur der Gedanke, daß sie mich für einen Dieb halten könnte, zwang mich, zu sprechen.

„Er hat ihn eingegraben. Er wollte es selbst. Er hat gesagt, den Hansel mag niemand."

Das hätte er jetzt nicht gesagt, wenn er die Mutter gesehen hätte. Sie saß ganz weiß da und preßte bald den Wurstel an sich, bald sah sie ihn an, als wäre er unendlich kostbar. Seine starre Miene, die sonst so sympathisch war, wurde angesichts dieser Gefühlsäußerungen unheimlich und abstoßend. So steht es jedenfalls jetzt vor mir, wenn ich diese Szene sehe. Es kommt Ironie und Grausamkeit hinein.

Damals sah ich nicht lange zu; denn ich hatte es eilig, fortzukommen. Aber die Frau ging erst viel später heim, die Puppe unter dem Mantel eng an ihre Brust gepreßt.

Ich weiß nicht, wie lange sie bei ihrer Natur daran festhielt, und ob die Puppe vielleicht noch heute in einer Lade liegt und das Andenken an ein Kind die Jahre hindurch bewahrt. Wahrscheinlich nicht. Aber in jenem Augenblicke hatte der kleine Ertrunkene einen warmen Platz in ihrer Erinnerung, und sein Schatz war in guter Hut. Er bedeutete für die, die ihn fand, viel mehr, als jemand von uns ahnen konnte, viel mehr als selbst für den kleinen Erik, als er im Spiel der Erinnerung und der Nachwelt sein schweres Opfer darbrachte.

Aus dem Novellenbuch „Die rote Rose".

KALIDASA

DER FRÜHLING

DIE Herzen froher Menschen zu verwunden,
Geliebte, nahet sich der Frühlingsheld,
Der Bienen sich zur Bogensehne füget
Und Mangoblüten statt der Pfeile hält.

Die Jungfrau liebt, der Zephir weht mit Düften,
Die Bäume blühn, der Lotus schmückt die Seen,
Die Nächte ruhig und die Tage labend:
Wie ist im Frühling alles doch so schön!

Wo Teiche mit Juwelengürteln prangen
Und gleich dem Monde glänzt die Mädchenschar,
Wo unter Blumen Mangobäume schwanken,
Da bietet sich des Lenzes Wonne dar.

Girlanden um die Brust, mit kühlem Sandel,
Den Odem würzig von des Betels Duft,
Den Leib umgürtet, gehen ohne Bangen
Die Schönen, wo Anangas Freude ruft.

Vom goldenfarbigseidenen Gewande
Umschlungen tritt die Lüsterne hervor,
Sie hat des Busens Hügel überzogen
Mit einem zarten, krokusgelben Flor.

Am Ohre schwanken Karnikarablumen,
In dunklen Locken der Asoka glüht,
Und auf dem Scheitel duften Jasmindolden,
Wenn freudig sie dem Freund entgegenzieht.

Z. 9 v. u. Ananga ist der Liebesgott, „der Körperlose“ genannt, weil er, nach der indischen Mythologie, bei einem Versuch, den gewaltigen Gott Siva in der Askese zu stören und zu bestricken, von diesem mit dem furchtbaren Feuerstrahl seines (dritten) Stirnauges zu Asche verbrannt wurde.

Mit Salbenschminke haben sich die Frauen
Das goldne Lotusangesicht geletzt,
Und von des Schweißes zarten Freudentropfen
Wird perlenförmig ihre Stirn benetzt.

Wie sinnverwirret lösen sie behende
Vom schlanken Leibe sich das Gürtelband
Und schauen sehnend um nach ihrem Gatten,
Der liebetrunken in der Nähe stand.

Doch wo der Gatte von der Heimat ferne,
Da färbt Ananga ihre Wangen blaß;
Vor Sehnsucht zittern ihre zarten Glieder,
Sie weint und seufzet ohne Unterlaß.

Im trunknen Auge weilt der Körperlose
Zu dieser Frist und an dem blassen Mund;
Er thronet auf dem hochgewölbten Busen,
Auf schlankem Wuchs, auf Hüften voll und rund.

Er läßt sofort der Schönen Leib ermatten,
Der wie betäubt in süßen Schlummer sinkt;
Er macht, daß wie vom Wein die Rede stammelt,
Das Auge zärtlich mit den Brauen winkt.

Die eine, nach dem Freudentaumel wankend,
Hat Krokussalbe kundig sich gemischt,
Mit Moschus, kühlem Sandel und Priyangu
Die heiße Brust gedüftet und erfrischt.

Die andre, von des Kama Pfeil verwundet,
Hat schnell gelöst das engende Gewand;
Durchduftet sich mit Aloe die Glieder
Und färbt mit Lakkaröte Fuß und Hand.

Z. 4 v. u. **Kama**: der indische Gott der Liebe.

Es küsset nun, vom Mangosafte trunken,
Der Kokila der Auserwählten Mund,
Und auf dem Lotus macht die Biene summend
Dem Liebsten ihre Schmeicheleien kund.

An kupferfarbnen Sprossen ist mit Dolden
Von Blüten schwer der Mango angetan
Und facht, vom Winde hin und her geschaukelt,
Der Jungfrau Herz zu Liebesfreuden an.

Und wo mit dunkelen Korallenzweigen
Die Blumenfülle des Asoka nickt,
Da wird das jugendliche Herz der Schönen
Von Kummer voll, sobald sie ihn erblickt.

Es füllt mit Wonne sich des liebenden Jünglings Busen,
Wenn Atimukta ihre duftigen Kelche öffnet;
Wenn trunkne Bienen ihre glänzenden Blüten küssen
Und zart die Ranken von des Zephires Hauche schaukeln.

Und wer, Geliebte, von der Teuersten wird gemieden,
Dem muß die Liebe wie mit Pfeilen das Herz verwunden,
Wenn schnell entsprossen des Kurabaka schöne Ähren
Mit Blütenschimmer über liebliche Lippen siegen.

Die Wälder wogen mit des Kimsuka Blumenröte
Und Parijatas wie von glühender Feuerflamme;
Es glänzt und flimmert überall, wo der Lenz erscheinet,
Gleich einer Jungfrau nun im Purpurgewand der Erde.

Warum verwunden, wie mit Schnäbeln der Papageien,
Uns der Palasa und die Blüte der Karnikaren,
Wenn Nachtigallen unter süßem Gekose vollends,
Schönmünd'ges Mädchen, noch der Jünglinge Herzen rauben?

Z. 2 v. o. Der **Kokila**, eine indische Kuckucksart, der typische Frühlingsbote.

Denn wo sie freudig und mit lautem Gesange jubeln,
Da werden plötzlich auch des Jünglinges Worte trunken;
Den holden Bräuten wird das schüchterne Herz beweget,
Daß im Gemache sie verschämet darob erröten.

Der Hauch des Lenzes hat den Nebel hinweggenommen,
Er schüttelt leise mit den blumigen Mangozweigen,
Läßt weit ertönen nun den fröhlichen Ruf des Kuckucks
Und stiehlt sich säuselnd in die liebende Brust der Menschen.

Entzückend glänzen in den Gärten Jasmingebüsche
Mit weißen Blüten, wie der tändelnden Jungfrau Lächeln;
Sie fesseln selber wohl das fromme Gemüt des Weisen,
Und wieviel mehr noch, wessen Seele die Lieb' erfüllet!

Denn welcher Jüngling, wenn die Frauen, nach Liebe sehnend,
Die Brust bekränzen und mit goldenem Gürtel prangen,
Wenn Bienen summen und die Nachtigall lieblich flötet,
Vermag im Lenze diesem Zauber zu widerstehen?

Die Berge schimmern von unzähligen Blütenbäumen,
Und ihre Gipfel sind geschmücket mit Kuckuckscharen;
Die Felsen schauet wie besponnen mit Bienennetzen,
Wohin sich wendet überall nur das trunkne Auge.

Doch wer anjetzo von der liebenden Gattin ferne
Betrübten Herzens auf den blühenden Mango schauet,
Der schlägt mit Seufzen und mit Klagen das Auge nieder
Und ruft verzweifelnd ihren Namen mit lauter Stimme.

Wenn trunkne Bienen summen und Mangobäume blühn,
Wenn Kokilasang ertönet und Karnikaren glühn:
Das sind die scharfen Pfeile, womit der Jungfrauen Brust
Die blumenbogige Gottheit entflammt zur Liebeslust.

Z. 1 v. u. Die **blumenbogige Gottheit** ist wieder der Liebesgott Kama (Ananga).



Der Zephir schaukelt leise die Bäume mit Blättern schwer
Und schüttelt den Blumenregen wie goldnen Glanz umher;
Voll Sehnsucht bleibet der Pilger ermüdet am Wege stehn
Mit abgewandten Blicken und will vor Schmerz vergehn.

Den Schönen gehet der Frühling an Lieblichkeit zuvor:
Er führt statt muntrer Reden ein fröhliches Sängerchor,
Die hellen Jasminblüten statt weißer Zähne Glanz
Und statt der Fingersprossen den rötlichen Knospenkranz.

Honig trieft dem Blumenlenze von Asokas Blütenmund,
Der berauschten Biene Summen machet seine Rede kund;
Sein Gesicht der volle Lotus, seine Zähne von Jasmin
Und sein Odem Mangodüfte, wenn die lauen Weste ziehn.
Aloe, sein Liebesopfer, bringt er Madana zum Heil:
Und so werden dann auf immer Lenzeswonnen euch zuteil.

Aus: „Der Kreis der Jahreszeiten [Rtusamhara]“ (Insel-Bücherei Nr. 282).

* * *

STEFAN ZWEIG

DOSTOJEWSKIS ANTLITZ

SEIN Antlitz scheint zuerst das eines Bauern. Lehmfarben, fast schmutzig falten sich die eingesunkenen Wangen, zerpflügt von vieljährigem Leid, dürstend und versengt spannt sich mit vielen Sprüngen die rissige Haut, der jener Vampir zwanzigjährigen Siechtums Blut und Farbe entzogen. Rechts und links starren, zwei mächtige Steinblöcke, die slawischen Backenknochen heraus, den herben Mund, das brüchige Kinn überwuchert wirrer Busch von Bart. Erde, Fels und Wald, eine tragisch elementare Landschaft, das sind die Tiefen von Dostojewskis Gesicht. Alles ist dunkel, irdisch und ohne Schönheit in diesem Bauern- und beinahe Bettlerantlitz; flach

Z. 13 v. o. Madana ein anderer Name für den Liebesgott.

und farblos, ohne Glanz dunkelt es hin, ein Stück russische Steppe auf Stein versprengt. Selbst die Augen, die tief eingesenkten, vermögen aus ihren Klüften nicht diesen mürben Lehm zu erleuchten, denn nicht nach außen schlägt klar und blendend ihre gerade Flamme, gleichsam nach innen ins Blut hinein brennen zehrend ihre spitzen Blicke. Wenn sie sich schließen, stürzt der Tod sofort über dies Gesicht, und die nervöse Hochspannung, die sonst die mürben Züge zusammenhält, sinkt nieder ins lethargisch Unbelebte.

Wie sein Werk ruft dies Antlitz erst das Grauen vom Reigen der Gefühle auf, dem sich zögernd Scheu und dann leidenschaftlich, in wachsender Bezauberung Bewunderung gesellt. Denn nur die irdische Niederung, die fleischliche, seines Antlitzes dämmert hin in dieser düster-erhabenen naturhaften Trauer. Aber wie eine Kuppel, weißstrahlend und gewölbt, hebt sich ragend über dem engen bäurischen Gesicht die aufstrebende Rundung der Stirne: aus Schatten und Dunkel steigt blank und gehämmert der geistige Dom: harter Marmor über den weichen Lehm des Fleisches, das wüste Dickicht des Haares. Alles Licht strömt in diesem Antlitz nach oben, und blickt man in sein Bild, so fühlt man immer nur sie, diese breite, mächtige, königliche Stirn, sie, die immer strahlender leuchtet und sich zu weiten scheint, je mehr das alternde Antlitz in Krankheit vergrämt und vergeht. Wie ein Himmel steht sie hoch und unerschütterlich über der Hinfälligkeit des gebrestigen Körpers, Glorie von Geist über irdischer Trauer. Und auf keinem Bilde leuchtet dies heilige Gehäuse des sieghaften Geistes glorreicher als von jenem des Totenbetts, da die Lider schlaff über die gebrochenen Augen gefallen sind, die entfärbten Hände, fahl und doch fest, das Kreuz gierig umfassen (jenes arme kleine Holzkruzifix, das einst eine Bäuerin dem Zuchthäusler schenkte). Da strahlt sie wie von morgens die Sonne über nächtiges Land nieder auf das ent-

seelte Antlitz und kündet mit ihrem Glanz die gleiche Botschaft wie alle seine Werke: daß der Geist und der Glaube ihn erlösten vom dumpfen niederen und körperlichen Leben. In letzter Tiefe ist immer Dostojewskis letzte Größe: und nie spricht sein Antlitz stärker als aus seinem Tod.

Aus dem großen Aufsatz über Dostojewski, der gemeinsam mit Studien über Balzac und Dickens unter dem Titel „Drei Meister" erscheint.

* * *

FELIX BRAUN

DIE KLAGE

IN der Nacht aus dem Stall eine Kuh aufschrie
Klagevoll.
Und ich schlief noch nicht, und ich hörte sie
Klagevoll.
Oh so tief aus der Brust — wie zog sich's so lang! —
Aller Ängste Angst, aller Dränge Drang
Quoll und schwoll.

Horch — da wieder herklang's, wechselnd hoch und tief,
Klageschwer.
Und ich war's, den's anging, ach, ich war's, den sie rief
Um Hilfe so sehr,
Daß er krau' ihr die Stirn, ihr wegscheuche den Traum,
Das Einsame rüttle von Raufe und Raum —,
Und wieder scholl's her.

Oh Vieh, oh Geschöpf, oh verlassenstes Los —
Klageweh —
Drängt das Kalb dir im Schoß mit so schmerzendem Stoß?
(Daß die Magd doch aufsteh!)
Oder sind es Dämonen, die keiner sonst sieht,
Dich feurig umkreisend vor Nüster und Lid?
(Oh, daß es vergeh!)

Doch du, den es anruft — oh wie es jetzt tönt
Klagevoll! —,
Als ob durch's Gehörne die Stimme nachdröhnt',
Voll Geroll! —,
Du birg dich nicht mehr hinter Wolken und Stern,
Sei Knecht und rette das Gut dem Herrn —
Oh — wie's wieder scholl!

Und ich hab in die Ohren die Finger gestopft —
Nicht mehr! nimmermehr!
Da hat mir der Schall vor die Stirne geklopft —
Schwer — fernher!
Da grub ich das Haupt in die Kissen hinein —
Anbrauste, dumpf rauschte das Schrein, das Schrein —
— Ich versank im Meer —

— Am Morgen da trat ich frostzitternd vor's Haus —
Nebel schwoll.
Eine Stimme sprach leise: „Der Sommer ist aus" —
Klagevoll.
War's die Magd? Ich glaube, die Stalltür ging leis.
Auf den wilden Weinblättern der Reif lag wie Eis.
— Oh Freunde, daß jeder die Stunde weiß,
Da er heimkehren soll!

* * *

KAISER ARTURS SCHACHSPIEL

EIN Rufen hub an, nach Eirynwych Amheibin, Arturs Diener, einem roten, groben, ungefügen Manne mit rotem Backenbart und borstigem Haar. Und siehe, er kam auf hohem, rotem Pferd, dessen Mähne zu beiden Seiten geteilt war, und führte ein großes prächtiges Saumroß herbei. Der ungefüge rote Bursche stieg vor Artur vom Pferde und zog aus dem Ballen

einen goldenen Stuhl und einen Teppich von gesticktem Atlas. Vor Artur breitete er den Teppich aus, an dessen Ecken je ein Apfel von rotem Golde war. Und auf den Teppich stellte er den Stuhl, der so groß war, daß drei gewappnete Krieger darin zu sitzen vermochten. Des Teppichs Name war Gwenn, und eine seiner Eigentümlichkeiten bestand darin, daß, wer immer auf ihm war, ihn niemand erblicken konnte, während er jedermann sah. Er konnte keine Farbe als die ihm eigene bewahren.

Und Artur saß auf dem Teppich Gwenn, vor ihm stand Owain. „Owain," sprach Artur, „willst du Schach spielen?" „Ich will es, Herr." Der rote Bursche brachte das Schach für Artur und Owain, goldene Stücke und ein Silberbrett. Sie begannen zu spielen.

Als sie dabei waren, sich zum besten am Spiel zu unterhalten, erblickten sie ein weißes Zelt mit rotem Traghimmel, und auf der Spitze des Zeltes eine kohlschwarze Schlange. Im Kopf der Schlange staken rot funkelnd giftige Augen, eine rotflammende Zunge.

Ein junger Edelknabe kam mit Gelblockenhaar, blauen Augen und frisch keimendem Bart, er trug Rock und Überrock von gelbem Atlas, Hosen von grün-gelbem Tuch an den Füßen, über den Hosen Schuhe von geteilt farbigem Leder, mit goldenen Haken an den Spannen gefestigt. Ein schweres, dreischneidiges Schwert mit goldnem Heft hing in schwarzer Lederscheide, beschlagen mit Feingold. Er kam zu der Stelle, wo der Kaiser und Owain Schach spielten.

Der Jüngling begrüßte Owain. Und Owain wunderte sich, daß der Jüngling ihn und nicht Kaiser Artur begrüßte. Artur wußte, was in Owains Gedanken war. „Wundere dich nicht, daß jetzt der Jüngling dich begrüßte, denn mich begrüßte er unlängst. Sein Auftrag geht an dich." Und der Jüngling sagte zu Owain: „Geschieht es mit deiner Erlaubnis, Herr,

daß die jungen Edelknaben und Begleiter des Kaisers deine Raben quälen und zerreißen? Wenn es deine Erlaubnis nicht ist, veranlasse den Kaiser, daß er es verbietet." „Du hörst, Herr, was der Jüngling erzählt," sprach Owain, „wenn es dir gut dünkt, verbiete ihnen, meine Raben zu quälen." „Spiel dein Spiel", sagte Artur. Der Jüngling kehrte zum Zelt zurück.

Sie beendeten jenes Spiel und begannen ein anderes. Als sie mitten darinnen waren, kam ein rötlich junger Mann mit kastanienbraunen Locken, großen Augen, von gutem Wuchs, frischgeschorenem Bart, aus einem leuchtend gelben Zelt hervor. Auf der Spitze des Zeltes war ein hellroter Löwe. Der Jüngling war gekleidet in einen Rock, der gestickt war mit Fäden von roter Seide und tief auf den schmalen Teil des Beins fiel. An den Füßen hatte er Hosen von feiner weißer Steifleinewand; über den Hosen waren Halbstiefel von schwarzem Leder, gefestigt mit goldenen Haken. In der Hand trug er ein ungefüg schweres dreischneidiges Schwert mit goldbeschlagener Scheide von roter Hirschhaut. Er kam zur Stelle, wo Artur und Owain beim Schachspiel waren, und begrüßte Owain. Owain ward ob dieser Begrüßung verwirrt, aber Artur achtete darauf nicht mehr als vordem. Und der Jüngling fragte Owain: „Ist es nicht gegen deinen Willen, daß die kaiserlichen Diener deine Raben martern, einige töten, andere zerreißen? Wenn es gegen deinen Willen ist, ersuche ihn, es den Dienern zu verbieten." „Herr, verbiete es deinen Leuten," sprach Owain, „wenn es dir gut dünkt." „Spiel dein Spiel", sagte der Kaiser. Der Jüngling kehrte zum Zelt zurück.

Jenes Spiel war zu Ende, ein anderes ward angefangen. Als sie beim ersten Zug waren, erblickten sie in geringer Entfernung ein gelbgeflecktes Zelt, groß, wie sie nie eins sahen. Auf ihm war ein Adler, und in des Adlers Kopf stak ein kostbarer Stein. Aus dem Zelt trat ein Jüngling mit dichtgelbem Haar, schön, artig, angetan mit schöner Atlasschärpe

und einer Goldspange von der Größe des Mittelfingers eines Kriegers in der Schärpe auf der rechten Schulter. An den Füßen waren schöne gelbgeflammte Hosen und Schuhe von geteilt farbigem Leder, goldgehakt. Der Jüngling war edlen Anstands, schöngesichtig, rotwangig mit großen Falkenaugen. In seiner Hand war eine mächtige gelbgefleckte Lanze mit frisch geschärfter Spitze. Auf der Lanze trug er eine entfaltete Fahne.

Wildzornig, schnellen Schritts, kam er zur Stelle, wo Artur mit Owain Schach spielte. Sie bemerkten seinen Zorn. Darauf begrüßte er Owain und erzählte, daß die meisten von Owains Raben getötet seien. Sofern sie nicht erschlagen, seien sie verwundet, zerquetscht, nicht einer könne die Flügel eine einzige Spanne über den Boden heben. „Herr, verbiete es deinen Leuten", sprach Owain. „Spiele, wenn es dir beliebt!" sagte der Kaiser. Und Owain wandte sich an den Jüngling: „Geh hin: wo immer du den Kampf am dichtesten findest, erhebe deine Fahne, und laß kommen, was kommen mag!"

Zur Stelle hin ging der Jüngling, wo der Kampf gegen die Raben am strengsten geführt wurde, und erhob seine Fahne. Auf diese Tat schwangen alle Raben sich in die Lüfte, zornig, wild, hochdurchgeistet, indem sie die Flügel im Winde zusammenschlugen und die Ermattung, die auf ihnen war, abschüttelten. Als sie Tatkraft und Mut wieder erlangt hatten, stiegen sie hernieder, zornwütig, frohlockend, im einzigen Schwung, auf die Köpfe der Leute, die ihnen eben Grimm, Qual, Pein verursachten. Etliche griffen die Leute bei den Köpfen an, etliche an den Augen, Ohren, Armen, und trugen sie in die Lüfte auf. Da gab es in den Lüften ein mächtiges Getöse vom Schlagen der Flügel, dem Gekrächz triumphierender Raben. Da gab es ein anderes mächtigeres Getöse vom Getön zerrissener und verwundeter Männer, einige waren erschlagen.

Artur und Owain beim Schachspielen wunderten sich über das Getöse. Als sie aufblickten, kam ein Ritter auf schwarzbraunem Pferde zu ihnen herbei. Wunderbar war des Pferdes schwarzbraune Farbe. Hellrot war des Pferdes rechte Schulter, helles Gelb war von der Spitze seiner Beine bis zur Mitte des Hufes. Beide, Ritter und Pferd, waren ganz gewappnet mit schwerer fremdländischer Rüstung. Das Kleid des Pferdes war an der Stirnöffnung von hellrotem Taffet und von hellgelbem Taffet abwärts. An der Hüfte trug der Jüngling ein goldgefäßig einschneidiges Schwert in lichtblauer Scheide, beschlagen mit spanischem Messing. Das Schwertgehenk war aus dunkelgrünem Leder mit goldnen Schleifen, einem Elfenbeinhaken und kohlenschwarzer Schnalle. Auf dem Haupte trug der Ritter einen Goldhelm, besetzt mit kostbaren Steinen, und auf der Helmspitze war ein flammfarbiger Leopard, in dessen Kopf zwei rubinrote Steine staken. Schrecklichen Anblicks für einen Krieger war das Leopardenantlitz, weit mehr noch als das des Ritters. In der Hand trug er eine blauschäftige Lanze, die aber karmesinrot vom Griff bis zur Spitze war vom Blut der Raben Owains und ihrem Gefieder.

Der Ritter kam zur Stelle, wo Artur und Owain beim Schachspielen saßen. Sie bemerkten, daß er ermattet, gequält und müde war, als er zu ihnen kam. Der Jüngling begrüßte Artur und erzählte, daß Owains Raben seine jungen Leute und Diener erschlügen. Artur schaute auf Owain: „Verbiete es deinen Raben!“ „Herr, spiel dein Spiel“, antwortete Owain. Sie spielten. Der Ritter kehrte in den Kampf zurück, und den Raben war es nicht mehr als vordem verboten.

Nachdem sie eine Weile spielten, hörten sie ein mächtiges Getöse, Wehklagen von Männern, Rabenkrächzen, als sie die Männer in ihrer Stärke in die Lüfte auftrugen. Nachdem die Raben sie unter sich zerrissen hatten, ließen sie die Stücke zur Erde fallen. Während des Getöses sahen sie einen Ritter

auf lichtgrauem Pferd herankommen. Des Pferdes linkes Vorderbein war kohlenschwarz bis zur Hufmitte, Ritter und Pferd waren ganz gewappnet mit ungefüg schwerer blauer Rüstung. Im Ehrenkleid von gelb gesticktem Atlas, dessen Ränder blau waren, kam der Ritter. Die Schabracke seines Pferdes war kohlenschwarz mit hellgelben Rändern. Um die Hüfte trug der Jüngling ein langes, dreischneidiges, schweres Schwert. Die Scheide war von rot ausgeschnittenem Leder, sein Gehenk von frischer roter Hirschhaut, viele goldene Gleitlinien waren darauf, eine Schnalle aus Seepferdsknochen mit kohlenschwarzer Zunge. Auf dem Haupte hatte der Ritter einen Goldhelm, in dem Saphire eingeschmiedet waren. Auf der Spitze des Helms stand ein flammfarbiger Löwe mit feuerroter Zunge, die aus dem Maul über einen Fuß lang hervorging. In seinem Kopf staken giftige karmesinrote Augen. Als der Ritter kam, trug er eine dicke Eschenlanze, deren silberbeschlagene Spitze eben in Blut getaucht war.

Der Jüngling begrüßte den Kaiser und sprach: „Bekümmert es dich nicht, Herr, daß deine Edelknaben, junge Leute und Söhne der Edlen von Britannien, erschlagen werden und daß es schwer sein wird, die Insel fortan immer zu verteidigen?" „Owain," sagte Artur, „verbiete es deinen Raben." „Spiel dein Spiel, Herr", antwortete Owain.

Sie beendeten das Spiel, begannen ein andres. Als sie es endeten, hörten sie großes Getöse, Geschrei gewappneter Männer, Rabenkrächzen und Flügelschlagen in den Lüften. Sie schleuderten die Rüstungen auf den Erdboden herab, in Stücken Männer und Pferde.

Sie sahen einen Ritter kommen auf einem Schecken mit hoch erhobenem Kopf. Die linke Schulter des Pferdes war hellrot, das rechte Bein von der Brust bis zur Hufhöhe war rein weiß. Ritter und Pferd waren gewappnet mit gelbgefleckten Waffen, bunt von spanischem Messing. Er und

das Pferd trugen ein Ehrenkleid, zweiteilig schwarz und weiß, seine Ränder goldpurpurn. Über dem Kleid trug er ein dreischneidiges, helles, goldheftenes Schwert. Das Schwertgehenk war gelbe Goldarbeit, mit Haken vom Auglide des schwarzen Seepferdes, an der Schnalle war eine gelbgoldne Zunge. Auf dem Haupt hatte der Ritter einen hellen Helm von gelbem Messing mit funkelnden Kristallsteinen, und auf dem Helmkamme war ein Greif, in dessen Kopf ein kostbarer Stein stak. Er hielt einen Eschenspeer, rundschäftig, meerblau, seine Spitze war fein silbern ausgelegt und frisch mit Blut gefärbt.

Grimmig kam der Ritter zu Artur und erzählte, daß die Raben das Haus des Reiches und die Söhne der Hauptleute erschlagen hätten, und ersuchte Artur, Owain zu veranlassen, daß er es den Raben verbiete. Da nahm Artur die goldenen Schachfiguren auf dem Brett und zerdrückte sie, bis sie Staub waren. Da befahl Owain dem Fahnenträger die Fahne zu senken. Die Fahne wurde gesenkt, und alles war Frieden.

Aus: „Kymrische Dichtungen" (Insel-Bücherei Nr. 299).

* * *

AUS DEM „BUCH DER FABELN"

STAHL UND STEIN

DER Stein verwunderte sich sehr, als der Feuerstahl ihn schlug, und sagte zu ihm mit strenger Stimme: „Was für ein anmaßender Patron bist du, mich zu belästigen! Mir scheint, du warst im Irrtum, als du mich hernahmst. Tu mir nicht Schmerz an; ich vertrug mich noch mit jedermann." Da gab der Feuerstahl zur Antwort: „Sei nur geduldig, und du wirst sehen, welche wunderbare Frucht ich mit dir erzeuge." Auf diese Worte raffte sich der Stein zusammen und hielt geduldig der Marter stand. Da sah er, wie aus ihm das Feuer

geboren wurde, und sah, wie die wundervolle Kraft und der Glanz des Feuers in zahllosen Dingen wirkte und schuf. –

Das Gleichnis hierzu will ich euch sagen: es sind die Lernenden. Zu Anfang ihrer Studien erschrecken sie und verzagen; dann aber nehmen sie sich selbst in Zucht und tun mit Geduld und strengem Fleiße ihre harte Arbeit. Und so wird in ihren Studien wunderbare Kraft sein, und überzeugende Gedanken werden aus ihnen entsprießen. –

Leonardo da Vinci

* * *

SCHWAMM UND GRAS

Der Schwamm sagte zum Gras: „Ich schieße in einem Augenblick auf, indessen du einen ganzen Sommer durch wachsen mußt, um zu werden, was ich in einem Augenblick bin." – „Es ist wahr," erwiderte das Gras, „ehe ich etwas wert bin, kann ein ewiger Unwert hundertmal entstehen und hundertmal wieder vergehen."

Johann Heinrich Pestalozzi

* * *

WITT UN SWATT

Dar wer mal en lüttje Hahn, de weer ganz witt, und dar weer mal en anner lüttje Hahn, de weer ganz swatt. De lüttje swatte Hahn sä to den lüttjen witten Hahn: „Kiek, wo geit dit an, du treckst di ganz witt an?" „Jo," sä de lüttje witte Hahn, „un wo geit dat an, du treckst di ganz swatt an?" Un dunn keek de lüttje witte Hahn den lüttjen swatten Hahn so'n beeten vun de Sid an, un den lüttje swatte Hahn keek den lüttjen witten Hahn so'n beeten vun de anner Sid an. Un up mal fung'n se beid ludhals an to krein. Wider hett det awerst keene Folgen hatt.

Gustav Falke

* * *

DAS CHAMÄLEON UND DER ELEFANT

Eines Tages lud das Chamäleon den Elefanten zum Laufen ein. Der Elefant nahm die Herausforderung an, deren Ent-

scheidung auf den folgenden Morgen verlegt wurde. Während der Nacht verteilte das Chamäleon viele seiner Brüder in kurzer Entfernung den Weg entlang, der zu durchlaufen war. Als der folgende Tag graute, kam der Elefant und fing ohne weiteres zu laufen an. Das Chamäleon stieg hurtig dem Elefanten auf den Schwanz. Bei jeder Begegnung mit einem Chamäleon fragte der Elefant: „Bist du nicht müde?“ „Nein“, antwortete das gefragte Tier, das sich jetzt erst anschickte, den kleinen ihm angewiesenen Teil zu durchlaufen. Zuletzt blieb der Elefant atemlos und müde stehen, indem er sich für besiegt bekannte.

Afrikanische Volksfabel



Gustave Doré: Holzschnitt zu „Münchhausen“

DER AUTOR UND DER BUCHHÄNDLER

Die Situation des Bildes von oder nach Rowlandson, das wir dank dem Entgegenkommen der Bibliothek des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler diesem Hefte beigeben können, ist drastisch genug, um jede Erklärung überflüssig zu machen. Aber wir wollen uns durch die Komik dieser Darstellung des Gegenstandes nicht davon abhalten lassen, über seine ernsthafte Seite nachzudenken und der darin enthaltenen Aufforderung zu folgen, einige allgemeine Erwägungen über das Verhältnis des Schriftstellers zum Verleger anzuknüpfen. Wenn der junge Goethe einmal emphatisch ausrief:

„Was wär ich
Ohne dich,
Freund Publikum!
All mein Empfinden Selbstgespräch,
All meine Freude stumm",

so hat er damit der tiefsten Sehnsucht jedes Schaffenden, der Sehnsucht nach einer Gemeinde, die sich unsichtbar um ihn schon bei der einsamen Entstehung seines Werkes sammelt, Ausdruck gegeben. Der Dichter ist ein Liebender, der um Gegenliebe bei den vielen oder wenigen Glücklichen wirbt, in denen er durch sein Wort das Wunder der Erleuchtung, der Beflügelung, des Dranges nach Wachstum und Weite der Seele gewirkt hat. Er wagt es, im Gefühl oder sicheren Bewußtsein ihres besonderen Klanges, seine Stimme zu erheben, hoffend, daß sie aufhorchende Menschen finde, die als ein fühlendes Echo seine Worte dankbar wiederholen. Aber um zu einer Wirkung in die Ferne und in die Breite zu gelangen, bedarf er eines Vermittlers, der sich seiner Werke annimmt, um sie aus dem Zwang der Vereinzelung, zu der sie als Handschrift verurteilt sind, zu befreien und einem höheren verhundert- und vertausendfachten Dasein zuzuführen. Dieser Vermittler ist der Verleger, der zwar auch ein Liebender und ein Wagender, doch zugleich ein Rechner sein muß, wenn seine Unternehmungen zu seinen und seiner Schützlinge Gunsten ausschlagen sollen. Auf den an sichtbarer Stelle stehenden Verleger sind die Augen der unbekannten oder schlechtgebetteten Autoren gerichtet, denn er bedeutet Aufstieg, Ruhm und Rente, er ist das Sprungbrett in die Unsterblichkeit. Doch soll es nicht so scheinen, als träte hier jemand vor, um dem Verleger allein ein Loblied zu singen; keiner ist so tief von dem Gefühl des Aufeinanderangewiesenseins durchdrungen wie er. Der Glanz, der aus

seinen Autoren bricht, überstrahlt auch ihn, ihr Glück und Unglück ist das seinige. Kein Wunder also, wenn er, um von der eingeschlagenen Bahn nicht abzuirren, erst lange wägt und prüft, bevor er sich entscheidet, und oftmals einem auf ihn eindringenden Autor ein nachdenklich-schiefes Gesicht zeigt, wie der Kollege auf unserem Bilde.

* * *

MITTEILUNGEN DES VERLAGS

Dieselbe Nachsicht, um die wir alle diejenigen, die uns ihre Verlagsvorschläge eingereicht haben oder es tun wollen, bitten müssen, weil wir mit der Bearbeitung von oft weit zurückliegenden Plänen überaus stark in Anspruch genommen sind, dieselbe Nachsicht sehen wir uns selbst zu üben gezwungen, wenn es unseren Lieferanten aus Gründen, die zu bekannt sind, als daß wir sie zu erörtern brauchten, nicht immer möglich ist, unseren Wünschen mit der Schnelligkeit, an die sie uns in besseren Zeiten gewöhnt hatten, nachzukommen. Hieraus erklärt sich, daß die Zeiträume zwischen den Erscheinungsdaten unserer Neuigkeiten manchmal größer werden, als wir gerechnet hatten. Es wäre aber nach dem eingangs Gesagten falsch, daraus auf eine Pause in der Produktion zu schließen. Allein das Entstehen unserer Weltbibliothek, deren Grundzüge in dem dieses Heft einleitenden Aufsatz entworfen werden, beweist das Gegenteil.

Gleichzeitig mit diesem Hefte werden eine Anzahl Neuigkeiten in unserm Verlag erscheinen, die, von unsern Freunden zum Teil schon lange erwartet, jede in ihrer Art Bedeutendes bieten: Theodor Däubler, „Die Treppe zum Nordlicht"; Dostojewski, „Netotschka Njeswanowa und andere Erzählungen"; Albrecht Schaeffer, „Der göttliche Dulder", eine Neubearbeitung des nicht mehr im Handel befindlichen Buches „Die Meerfahrt"; Stefan Zweig, „Drei Meister", worauf die Leser schon durch den Beitrag auf Seite 195 ff. hingewiesen sind. Von wichtigen Neuauflagen der jüngsten Zeit nennen wir: „Älteste deutsche Dichtungen"; Balzac, „Physiologie der Ehe", „Tante Lisbeth", „Verlorene Illusionen"; Cervantes, „Novellen"; Goethe, „Liebesgedichte"; Grimmelshausen, „Der abenteuerliche Simplicissimus"; Hölderlin, „Der Tod des Empedokles" in der Bearbeitung von Wilhelm von Scholz; Meinhold, „Die Bernsteinhexe"; Stifter, „Studien"; Zola, „Fruchtbarkeit".

* * *

D A S

I N S E L S C H I F F

*

* E I N E *

Z W E I M O N A T S S C H R I F T



ERSTER JAHRGANG / FÜNFTES HEFT

JUNI 1920

*

Sokrates: Geliebter Pan und ihr anderen Götter hier um uns, gebt mir, daß ich schön werde in der Seele, und daß alles, was mir zukommt, zu meiner Seele freundlich strebe! Gebt mir, daß ich den Weisen für reich halte, und vom Golde sei mir stets nur so viel, als der Mäßige darf... Soll ich noch mehr sagen, Phaidros? Ich habe um alles gebeten, was ich brauche.

Plato.

ELISABETH FÖRSTER-NIETZSCHE

DER „HYMNUS AN DAS LEBEN"

IM Oktober 1887 schickte mein Bruder Friedrich Nietzsche aus Venedig an seinen Jugendfreund Oberregierungsrat Gustav Krug in Köln die Partitur des „Hymnus an das Leben" für gemischten Chor und Orchester, komponiert von Friedrich Nietzsche, Leipzig, E. W. Fritzsch (jetzt C. F. W. Siegel) und schrieb dazu: „Lieber Gustav, hiermit übersende ich Dir

als meinem ältesten Freund und Bruder in arte musica das Einzige, was von meiner Musik übrig bleiben soll — eine Art Glaubensbekenntniß in Tönen, das sich dazu eignen möchte, einmal „zu meinem Gedächtniß" gesungen zu werden. Denn so ein Philosoph, wie ich, der durchaus keine Gegenwart hat und haben will, hat vielleicht ebendamit eine kleine Anwartschaft auf „Zukunft". — Kannst Du Dir dieses kleine Chorwerk nicht einmal vorführen lassen? Ich erinnere mich der herrlichen Klangwirkung des Gürzenich-Saales. Ein guter Chor dürfte sich von diesem Hymnus (der eine energische Haltung und zuletzt einen dramatischen Hauptaccent hat) keinen kleinen Erfolg versprechen." [1]

Mit Gustav Krug war mein Bruder seit seinem achten Lebensjahr befreundet; im Hause von dessen Vater, Geheimrat Krug, wurde in Naumburg a. S. die beste Musik gemacht, und mein Bruder hat oftmals dankbar anerkannt, daß er dort von früher Jugend an ausgezeichnete klassische Musik gehört habe. Geheimrat Krug, der selbst vortrefflich Klavier spielte, war mit vielen hervorragenden Künstlern und Komponisten jener Zeit bekannt, Mendelssohn und Liszt haben bei ihm verkehrt, und ich glaube, daß alle damals berühmten Streichquartette in seinem Haus gespielt haben. Es war ein liebenswürdiger Charakterzug, daß er den beiden neunjährigen, musikeifrigen Jungen, seinem Sohn Gustav und dessen kleinem Freund Fritz Nietzsche, bei solchen Veranstaltungen erlaubte zuzuhören.

Auch Gustav Krug, an den der obige Brief gerichtet ist, war musikalisch sehr begabt; es existieren von ihm eine Reihe trefflicher Kompositionen. Als Hochzeitsgeschenk schickte ihm mein Bruder ein schön in rotes Leder gebundenes Musikstück „Hymnus auf die Freundschaft", das er im Sommer 1874 zu seiner eigenen großen Freude komponiert hatte. Das noch

[1] Erster Band von Nietzsches gesammelten Briefen S. 481. Der Brief ist leider unter falschem Datum eingeordnet.

vorhandene Exemplar trägt die Widmung: „Seinem Freunde Gustav Krug, als er im September 1874 Hochzeit machte" und oben im Titelblatt das Motto: „Cui potest esse vita vitalis, ut ait Ennius, qui non in amici mutua benevolentia conquiescat? Cicero de amicitia 6." —

Als nun, wie oben erwähnt, der Oberregierungsrat Krug den ihm zugesandten „Hymnus an das Leben" genau ansah, stutzte er, denn die Hauptmelodie jenes alten Freundschaftshymnus lag dem neuen Hymnus zugrunde. Der neue Text paßte vortrefflich zu der Philosophie Nietzsches, aber nach Krugs Ansicht weniger zu der Musik. Er empfand eine gewisse Inkongruenz zwischen Text und Melodie, und dadurch und durch die fremde Orchestrierung waren mancherlei nach seiner Ansicht nicht vorteilhafte Veränderungen eingetreten. Er stellte die ursprüngliche viel reichere Komposition, den „Hymnus auf die Freundschaft", die auch als Orchesterwerk gedacht war, mit ihren schönen Zwischenspielen und dem eigenen Text Nietzsches ungleich höher. Doch bemerkte er ausdrücklich, daß bei dieser Wertschätzung seine Anhänglichkeit an die alte Komposition den Ausschlag gäbe. Diese neue Komposition erschiene ihm kaum als Nietzsches Werk.

Dies alles teilte mir Gustav Krug nach meiner Rückkehr aus Paraguay mit; und nun mußte ich feststellen, daß der sehr schöne Text des „Hymnus an das Leben" von Frau Lou Andreas-Salomé stammte und die gesamte etwas eigenmächtige Orchestrierung von Peter Gast. Im Interesse der Eigenart von meines Bruders musikalischem Talent hielt es Krug für durchaus notwendig, die Sachlage in Hinsicht der beiden Hymnen öffentlich festzustellen.

Wie ist es nun gekommen, daß der „Hymnus an das Leben" unter dem Namen meines Bruders veröffentlicht und von ihm selbst ohne Einschränkung als sein eigenes Werk an eine Reihe berühmter Musiker, Bülow, Levi, Mottl, gesandt worden ist?

Im Sommer 1882 dichtete Fräulein Lou Salomé das schöne Gedicht, das dem „Hymnus an das Leben“ zugrunde liegt. Mein Bruder fand das Gedicht durchaus im Geiste seiner Philosophie und meinte, es müßte eigentlich gesungen werden. Er nahm die alte Freundschaftsmelodie aus dem Jahre 1874, versuchte sie dem neuen Text anzupassen und machte daraus ein Lied für eine Singstimme mit Klavierbegleitung. Doch war er selbst nicht davon befriedigt und schenkte Peter Gast die Komposition, weil dieser den Gedanken aussprach, man könne daraus etwas ganz anderes machen, z. B. ein Orchesterwerk mit Männerchor. Der erste Versuch scheint aber nach dem Urteil des Musikdirektors Hegar in Zürich nicht glücklich ausgefallen zu sein. Infolgedessen schrieb mein Bruder am 9. Januar 1887 an Gast, daß er ausdrücklich einen ehemals geäußerten Wunsch in betreff dieses Chors zurücknehme: „Es liegt mir gar nichts jetzt an ihm.“ Aber Peter Gast hat diesen Verzicht nicht ernst genommen. Jedenfalls schrieb er am 24. Juni 1887 an meinen Bruder: „Gestern sandte ich, gleichfalls als geringes Dankeszeichen, den anders orchestrierten „Hymnus an das Leben“ an Ihre werte Adresse. Wenn er in seiner jetzigen Gestalt nicht praktikabel ist, so verstehe ich überhaupt nichts von Chor und Orchester. Die Einleitungsakte habe ich etwas interessanter gemacht und bei den Worten: „ich liebe Dich mit Deinem Glück und Harme“ eine singbarere Veränderung vorgenommen; die Fermaten habe ich, bis auf eine, fortgelassen, da es sich mit dergleichen Zeichen schlecht dirigiert; wie mir scheint, sind das, was Sie meinen, mehr ritardandi, als Aufenthalte. — Vielleicht schicken Sie das Stück an Bülow, der es gewiß aufführt, eher jedenfalls als das secretierte Matrimonio.[1] Das Factum einer solchen Aufführung würde Sensation erregen und hoffentlich

[1] Dies ist eine Anspielung auf Peter Gasts Oper „Die heimliche Ehe“, welche später in „Der Löwe von Venedig“ umgetauft wurde.

auch Viele auf Ihre Gedankenwelt hinlenken. Ich würde mir gratulieren, auf eine so geringe Weise Ihnen einen kleinen Dienst erwiesen zu haben."

Mein Bruder hatte eine große Freude, als die Komposition bei ihm anlangte, und schrieb am 27. Juni 1887 an Gast: „Lieber Freund, eine schöne Überraschung sonder Gleichen! Etwas, das ich Ihnen niemals vergessen will! Eine umanità und delicatezza, Jemandem erwiesen, der neuerdings vielleicht ein wenig zu viel vom Gegenteil heimgesucht worden ist! Haben Sie Dank: ich gehe den einzelnen Stimmen nach und entdecke überall Feinheiten und Einfälle, mit denen Sie mich beschenkt haben! Was für eine schöne Kunst, wo man so viele nuances in einem Minimum von Zeit bemerkbar machen kann!" —

In seiner Begeisterung wandte sich mein Bruder an E. W. Fritzsch in Leipzig, um dieses Musikstück drucken zu lassen, wozu letzterer sich bereit erklärte. Die Veränderungen aber, die Gast an der Komposition vorgenommen hatte, waren, wie mein Bruder bei näherer Prüfung erkannte, nicht so geringfügig, wie Gast aus Höflichkeit angab, so daß mein Bruder seinem Freund Geheimrat Deussen, der ihn im Sommer 1887 in Sils Maria besuchte, ausdrücklich sagte, bei diesem „Hymnus an das Leben" wäre das wenigste von ihm, der Text wäre von Fräulein Lou Salomé und das Orchesterwerk von Peter Gast, der ein Thema von ihm bearbeitet und variiert hätte. Nur diese beiden Namen dürften auf dem Titelblatt stehen.

Zunächst war zwischen meinem Bruder und Fritzsch verabredet, daß als Komponisten die beiden Namen Nietzsche und Gast genannt werden sollten, weil Fritzsch auf den Namen Nietzsche nicht verzichten wollte. Aber auf das Flehen von Peter Gast wurde die Sache ganz anders. Gast schrieb am 11. Aug. 1887, daß er dringend wünsche, so groß die Ehre

auch wäre, nicht genannt zu werden. Er glaube, daß, nachdem er der Hälfte der deutschen Kapellmeister als einer bekannt sei, der nichts könne und verstehe, er dem Werk nur schaden würde. Er fährt dann fort: „Niemand soll wissen und erfahren, daß zufälligerweise ich die Handwerkerarbeit der Instrumentierung getan habe, ich zweifle nämlich nicht, daß Sie selbst ebenso, ja wahrscheinlich besser orchestriert haben würden. Jedenfalls bin ich sicher, daß man die Partitur, ich meine das Technische an ihr, ohne den „Gast" merkwürdig gut finden wird."

Das ist nun leider nicht der Fall gewesen, und es scheint, daß darin so ziemlich alle, denen dieser Hymnus zugeschickt worden ist, einer Meinung gewesen sind. Generalmusikdirektor Levi erzählte mir, daß er sogleich vermutet hätte, daß die Orchestrierung von Peter Gast wäre, da er dessen Musik bei seinem Aufenthalt in München näher kennen gelernt habe. Übrigens wollte Levi durchaus kein endgültiges Urteil über den „Hymnus an das Leben" abgeben. Dazu müßte er ihn erst genauer kennen und eine gute Aufführung gehört haben. Daß Nietzsche von der Partitur so entzückt gewesen sei, läge wohl mit daran, daß er, wie jeder, der ihn kannte, behauptet, alles, was seine Freunde schufen, und sie selbst im verklärten Licht gesehen habe. Und das war richtig, besonders gilt das für Gast, für welchen er, seiner Hilfsbereitschaft wegen, eine überströmende Dankbarkeit hatte.

Es gab nun einen besonderen Grund, weshalb sich mein Bruder schließlich von Gast überreden ließ, dessen Namen auf dem Titelblatt wegzulassen. Mein Bruder hatte sich immer den Kopf zerbrochen, auf welche Weise er Gast helfen könne, und schrieb z. B. im Sept. 1886: „Erfreuen Sie mich recht bald, lieber Freund, mit ein paar Worten über Pläne, Möglichkeiten, Unmöglichkeiten: und ob es etwas giebt, wo ich in's Spiel komme, wo ich ein Brückchen bauen darf, Ihnen

zur Ehre und zum Nutzen." So stimmte mein Bruder im Glauben, Gast damit zu nützen, dessen Wunsch: seinen Namen auf dem Titelblatt wegzulassen, zu, und schrieb am 30. Aug. 1887 an ihn: „Zuletzt habe ich mich überredet, daß diese Verzichtleistung Ihrerseits in der Tat zu einem guten Ausgange führen kann, daß sie klug ist, kurz, daß wir beide etwas auf die Länge hin spekulieren müssen und gegen die Gesichtspunkte des Augenblicks gleichgültig sein dürfen." Aber mein Bruder hielt durchaus an dem Gedanken fest, daß dieser Hymnus eigentlich das Werk Peter Gasts sei und daß, sobald das Werk aufgeführt und gerühmt würde, er öffentlich feierlich den wahren Sachverhalt feststellen wollte. Geheimrat Deussen schilderte sehr ergötzlich, daß er sich in der Vorstellung der allgemeinen Überraschung wahrhaft gesonnt hätte, weil er gehofft habe, Gast dadurch den Weg zu bereiten. An mich schreibt er darüber am 26. Dez. 1887 nach Paraguay: „Wenn Euer Buchhändler Euch meine Komposition schicken sollte, so wirst Du die Melodie erkennen. Sie stammt aus meiner glücklichsten Zeit, als ich „Schopenhauer als Erzieher" schrieb, und noch an Freunde und Freundschaft glaubte. Bei manchen Stellen höre ich weit in der Ferne den Rheinfall rauschen. Weißt Du noch? — Aber Verse und Orchestrierung sind nicht von mir, das weißt Du auch. Es ist bei dieser Veröffentlichung ein wenig Mystifikation, die gelegentlich am rechten Ort aufgeklärt werden soll."

Das ist nun hiermit geschehen, denn leider hat mein Bruder nicht selbst Gelegenheit gehabt, die Sachlage öffentlich festzustellen; nirgends ist der Hymnus damals aufgeführt worden. Ich möchte nun doch noch hervorheben, daß er für sein eigenstes Werk, den „Hymnus auf die Freundschaft", keinen Finger gerührt hat, um es bekannt zu machen, und daß er nur, um einem treuen Freund zu helfen, sich nach den verschiedensten Seiten gewandt hat, um eine Aufführung des

„Hymnus an das Leben" zu ermöglichen. Er holte sich nichts als bittere Enttäuschungen.

Zum Schlusse möchte ich die Frage beantworten, wie eigentlich das Titelblatt des „Hymnus an das Leben" lauten müßte. Ich möchte nach meines Bruders eigenen Worten vorschlagen: „Thema von Friedrich Nietzsche, bearbeitet und orchestriert von Peter Gast."

* * *

LOU ANDREAS-SALOMÉ

HYMNUS AN DAS LEBEN

GEWISS, so liebt ein Freund den Freund,
wie ich dich liebe, rätselvolles Leben!
Ob ich in dir gejauchzt, geweint,
ob du mir Leid, ob du mir Lust gegeben,
ich liebe dich mit deinem Glück und Harme,
und wenn du mich vernichten mußt,
entreiße ich mich schmerzvoll deinem Arme,
wie Freund sich reißt von Freundes Brust.

Mit ganzer Kraft umfass ich dich.
Laß deine Flamme meinen Geist entzünden
und in der Glut des Kampfes mich
die Rätsellösung deines Wesens finden!
Jahrtausende zu denken und zu leben,
wirf deinen Inhalt voll hinein!
Hast du kein Glück mehr übrig mir zu geben,
wohlan! noch hast du deine Pein . . .

* * *

ALBERT VERWEY
MEINE LANDSCHAFT

Für das Inselschiff geschrieben

HAT man lange Zeit vor ein und derselben Landschaft gewohnt, ist es kein Wunder, daß man ruhigen Geistes wurde und sich ungestört den Wirkungen seiner Phantasie überläßt. Wo die Sinne selten überrascht, nie überrumpelt werden, fühlt sich das innerliche Leben sicher und enthüllt seine Lockungen und Reize den Augen des Träumers so unbehindert, wie es die Außenwelt nicht kennt. Nichts ist verständlicher, als daß durch Ausschluß der Außenwelt die Seele als Alleinherrscher unseres Lebensreiches eine Unbedingtheit gewinnt, die uns erschauern läßt, und eine Unerbittlichkeit in ihren Beschlüssen, wovor unser Fleisch stöhnt. Doch beweisen dieser Schauer und dies Gestöhn durchaus nicht, daß wir die Welt ausgeschlossen haben. Im Gegenteil: sie sind Reflex der Reflexion, Zurückspiegelung des Nachdenkens: ein Zeichen, daß nicht die Seele, sondern der Körper sich auf das Ungeheuerliche besinnt, das eine Folge der Alleinherrschaft unserer Seele wäre, sofern wir sie in der Außenwelt zuließen. Auf der Grenze zwischen Leib und Seele erkennen wir, daß die innerliche Großheit, sobald sie sich im Körper verwirklicht, ein Wagnis begeht.

Auf dieser Grenze lebt der Dichter, lebt der Künstler. Fortwährend begeht er die Wagnisse seiner Phantasie. Er weiß, daß nicht eines seiner Werke Dauer hat, sofern es nicht von einer Bewegung der Seele erzeugt wurde, die sein ganzes leibliches Dasein mit Vernichtung bedroht. Darum ist der Dichter, auch in den Augenblicken tiefster Versenktheit, nicht ganz gelöst von Berührungen mit der Wirklichkeit. Er lebt in einer Zwischensphäre. Er ist ein Schlafwandler mit offenen Augen: unter der Gewalt seines Traumes, doch empfindlich für die Einwirkungen der Außenwelt. Wohnend vor seiner immer

gleichen Landschaft, erlebt er nicht nur, daß die Welt ihn in Frieden läßt und ihm erlaubt, unbehindert den Weg zu seinen Phantasien zu finden, sondern auch, daß sie ihn dahin begleitet. Mag es ihm so scheinen, als habe sie ihn losgelassen, als sei seine Landschaft bedeutungslos geworden, dennoch ist es nicht so: sie sank mit ihm hinab in eine tiefere Schicht seines Bewußtseins, ihr Teil begehrend an den geheimsten innerlichen Erfahrungen. Sobald der Dichter die Augen aufschlägt, merkt er, daß er nicht mehr zu trennen vermag. Eine Vermischung fand statt. Das Unbedingte, das er in sich fand, lächelt ihm aus der bedingten Welt entgegen, aus seiner Landschaft. Und nun durchbebt ihn ein zweiter Schauer.

Denn nun ist ihm, als sei er, in ihrer schaffenden Wirksamkeit, der Natur selber auf die Spur gekommen, nicht länger ein Zeuge, sondern ein Helfer in ihrer Werkstatt. Durch ihn selber geht der Weg ihrer Offenbarungen. Durch ihn bildet sie aus der Welt, die außerhalb seiner liegt, die Sichtbarkeit des Lebens, das in ihm ist. Während es kein Wunder war, daß seine Empfänglichkeit für die Landschaft abstumpfte, scheint es ihm nun ein Wunder, daß sie, nach so langer Gemeinschaft, ihm stets wieder neu erscheint.

Immer wieder erging es mir so, wenn ich, Jahr auf Jahr hier verweilend, weit entfernt, die Gegend um mich her veraltet zu sehen, immer aufs neue ihre Wiedergeburt miterlebte. Manchmal wohl dachte ich, daß sich der Reiz auf meine Sinne vermindern würde, daß ein Bedürfnis nach anderer Umgebung in mir erwachen könne, nach Wäldern und Bergen, nach den Windungen der Ströme und dem Gewühl der Menge; nicht immer Meer und Dünen, die Äcker mit ihren Hecken, den meilenweiten Horizont; doch dann sah ich wieder meine Landschaft, Tag für Tag, anders bei jedem Blick, immer groß und immer voll von unaussprechlicher Bedeutung. Nicht vorwiegend vertraulich; denn ich bin ein Wagender und ein Fremd-

ling; doch fand ich sie stets all meinen Zuständen gewachsen: voll Geheimnis und zugleich von sichtlicher Offenheit, groß und breit und beweglich, voll eigenmächtiger und herrischer Eigenart, ein Kind unter ihren Jahreszeiten, unantastbar unter aller Anspruchslosigkeit, ein Spiegel unter Nebel und Wolken. Umspült von der See, umgürtet von Dünen, herb und schmucklos und ewig, doch prunkend mit Tulpen, den vergänglichen — doch verträumt und feinsinnig spielend hinüber zu blauen Fernen. Doch die Zeiten verlachend. Denn Sonne, Winde und Wolken und die See, die unendliche, wo hätten sie freieren und unbehinderteren Zugang als zu diesem schutzlos Geschaffenen? Und die Menschen! Wie wenig kümmern sie es! Wie bringen sie ihm ihre Freuden, jahraus, jahrein, Jahrhundert für Jahrhundert, und ihr Elend: die kleinen Freuden ihrer Gewinne, das große Elend ihrer Wehklagen und des Anspülens ihrer Leichen. Mitten in ihrer Welt, denn wie einer ihrer Gärten geliebt und freudenvoll, liegt hier dennoch ihre Grenze: Sand, Muscheln und Salz . . .

Ich kann mir nicht vorstellen, daß ich meine Landschaft je verlassen werde. Wir leben zusammen Tag und Nacht in unvergleichlicher Innigkeit. Wir blicken uns an, wie zwei, die einander lieben und nicht verstehen. Denn das ist es: der Begriff tötet die Liebe und unsere Gemeinschaft ist wahrhaft unbegreiflich. Bin ich doch ein Stadtkind und ein Mensch von unverzeihlichem Humor. Jahrelang lebte ich auf den lauten Plätzen zwischen den Gasflammen, im Staub und Geruch der Menge. Als ich hierher kam, waren wir Fremde füreinander. Und jetzt noch: ich sagte es schon, ich bin nicht vertraulich, ich bin unbeholfen in meiner Zuneigung. Als ich zum erstenmal hierher kam, an einem Sonntagmorgen, schaute ich auf die Gegend wie Robinson auf seine Insel. Doch Wind und Regen schufen uns Gemeinschaft. Alle Wege, die ich mit meinen Fußspuren mengte, wurden mir lieb, als ich sie wieder-

erkannte. Nicht eher. Denn nicht Kennen, sondern Wiedererkennen weckt Liebe in uns. Danach sahen wir uns wieder, unter Sonne und Sturm, bei jedem Wetter aller Gezeiten, bis nichts mehr von einem allein übrigblieb, nichts mehr bestand als das eine, das Wundersame, das Vermögen endlosen Erneuerns und Wiederfindens, das Geheimnis der Ehe.

Nun ist zwischen mir und meiner Landschaft nur noch die eine Gewißheit, welche die höchste Freiheit ist. Wie Handschuh und Hand passen wir zueinander, nein, wie das Gesicht und die Seele hinter dem Gesicht, die das Wesen des Gesichtes selber ist, und die doch lächelt, als wäre sie gesichtslos, dennoch träumt, daß ihr Gesicht ohne sie bestünde.

Aus dem Holländischen von Hilde Telschow

* * *

STÉPHANE MALLARMÉ

ÉVENTAIL DE MADEMOISELLE MALLARMÉ

O rêveuse! Pour que je plonge
Au pur délice sans chemin,
Sache, par un subtil mensonge
Garder mon aile dans ta main.

Une fraîcheur de crépuscule
Me vient à chaque battement
Dont le coup prisonnier recule
L'horizon délicatement.

Vertige! voici que frissonne
L'espace comme un grand baiser
Qui, fou de naître pour personne,
Ne peut jaillir ni s'apaiser!

Sens-tu le paradis farouche
Ainsi qu'un rire enseveli

Se couler du coin de ta bouche
Au fond de l'unanime pli!

Le sceptre des rivages roses
Stagnant dans les soirs d'or, ce l'est
Ce blanc vol fermé que tu poses
Contre le feu d'un bracelet.

*

Übertragung von Rainer Maria Rilke

O Träumerin, daß ich mich trüge
zur Wonne, die kein Weg je fand,
behalte du durch kühnste Lüge
nur meinen Flügel in der Hand.

Von einer Dämmerung die Kühle
hat jeder Schlag dir eingeflößt,
der mit gefangenem Gefühle
die Weite sanft hinüberstößt.

Da schwindelt einem: sieh, nun wehen
die Räume wie ein großer Kuß,
der, toll, für keinen zu entstehen,
unhingenommen kommen muß.

Dir ist: ein Paradies verschlüge
dein Lächeln jäh zur Unterwelt,
daß es in unbeschränkte Züge
von deinem Mund hinüberfällt.

Das Szepter rosiger Gestade,
die spät im Gold erstarrn, das ist
der weiße Flug, der sich gerade
am Feuer eines Armbands schließt.

* * *

ADALBERT STIFTER

DIE SONNENFINSTERNIS AM 8. JULI 1842

Es gibt Dinge, die man fünfzig Jahre weiß, und im einundfünfzigsten erstaunt man über die Schwere und Furchtbarkeit ihres Inhaltes. So ist es mir mit der totalen Sonnenfinsternis ergangen, welche wir in Wien am 8. Juli 1842 in den frühesten Morgenstunden bei dem günstigsten Himmel erlebten. Da ich die Sache recht schön auf dem Papiere durch eine Zeichnung und Rechnung darstellen kann, und da ich wußte, um soundso viel Uhr trete der Mond unter der Sonne weg und die Erde schneide ein Stück seines kegelförmigen Schattens ab, welches dann wegen des Fortschreitens des Mondes in seiner Bahn und wegen der Achsendrehung der Erde einen schwarzen Streifen über ihre Kugel ziehe, was man dann an verschiedenen Orten zu verschiedenen Zeiten in der Art sieht, daß eine schwarze Scheibe in die Sonne zu rücken scheint, von ihr immer mehr und mehr wegnimmt, bis nur eine schmale Sichel übrigbleibt, und endlich auch die verschwindet — auf Erden wird es da immer finsterer und finsterer, bis wieder am andern Ende die Sonnensichel erscheint und wächst und das Licht auf Erden nach und nach wieder zum vollen Tage anschwillt — dies alles wußte ich voraus, und zwar so gut, daß ich eine totale Sonnenfinsternis im voraus so treu beschreiben zu können vermeinte, als hätte ich sie bereits gesehen. Aber, da sie nun wirklich eintraf, da ich auf einer Warte hoch über der ganzen Stadt stand und die Erscheinung mit eigenen Augen anblickte, da geschahen freilich ganz andere Dinge, an die ich weder wachend noch träumend gedacht hatte, und an die keiner denkt, der das Wunder nicht gesehen. — Nie und nie in meinem ganzen Leben war ich so erschüttert, von Schauer und Erhabenheit so erschüttert, wie in diesen zwei Minuten — es war nicht anders, als hätte

Gott auf einmal ein deutliches Wort gesprochen, und ich hätte es verstanden. Ich stieg von der Warte herab, wie vor tausend und tausend Jahren etwa Moses von dem brennenden Berge herabgestiegen sein mochte, verwirrten und betäubten Herzens.

Es war ein so einfach Ding. Ein Körper leuchtet einen andern an, und dieser wirft seinen Schatten auf einen dritten: aber die Körper stehen in solchen Abständen, daß wir in unserer Vorstellung kein Maß mehr dafür haben, sie sind so riesengroß, daß sie über alles, was wir groß heißen, hinausschwellen — ein solcher Komplex von Erscheinungen ist mit diesem einfachen Dinge verbunden, eine solche moralische Gewalt ist in diesen physischen Hergang gelegt, daß er sich unserem Herzen zum unbegreiflichen Wunder auftürmt. Vor tausend mal tausend Jahren hat Gott es so gemacht, daß es heute zu dieser Sekunde sein wird; in unsere Herzen aber hat er die Fibern gelegt, es zu empfinden. Durch die Schrift seiner Sterne hat er versprochen, daß es kommen werde nach tausend und tausend Jahren, unsere Väter haben diese Schrift entziffern gelernt und die Sekunde gesagt, in der es eintreffen müsse; wir, die späten Enkel, richten unsere Augen und Sehröhre zu gedachter Sekunde gegen die Sonne, und siehe: es kommt — der Verstand triumphiert schon, daß er ihm die Pracht und Einrichtung seiner Himmel nachgerechnet und abgelernt hat — und in der Tat, der Triumph ist einer der gerechtesten des Menschen — es kommt, stille wächst es weiter — aber siehe, Gott gab ihm auch für das Herz etwas mit, was wir nicht voraus gewußt und was millionenmal mehr wert ist, als was der Verstand begriff und vorausrechnen konnte: das Wort gab er ihm mit: „Ich bin" — — „nicht darum bin ich, weil diese Körper sind und diese Erscheinung, nein, sondern darum, weil es euch in diesem Momente euer Herz schauernd sagt, und weil dieses Herz sich

doch trotz der Schauer als groß empfindet.“ — — Das Tier hat gefürchtet, der Mensch hat angebetet.

Ich will es in diesen Zeilen versuchen, für die tausend Augen, die zugleich in jenem Momente zum Himmel aufblickten, das Bild, und für die tausend Herzen, die zugleich schlugen, die Empfindung nachzumalen und festzuhalten, insoferne dies eine schwache, menschliche Feder überhaupt zu tun imstande ist.

Ich stieg um fünf Uhr auf die Warte des Hauses Nr. 495 in der Stadt, von wo aus man die Übersicht nicht nur über die ganze Stadt hat, sondern auch über das Land um dieselbe, bis zum fernsten Horizonte, an dem die ungarischen Berge wie zarte Luftbilder dämmern. Die Sonne war bereits herauf und glänzte freundlich auf die rauchenden Donauauen nieder, auf die spiegelnden Wässer und auf die vielkantigen Formen der Stadt, vorzüglich auf die Stephanskirche, die fast greifbar nahe an uns aus der Stadt, wie ein dunkles, ruhiges Gebirge, emporstand. Mit einem seltsamen Gefühle schaute man die Sonne an, da an ihr nach wenigen Minuten so Merkwürdiges vorgehen sollte. Weit draußen, wo der große Strom geht, lag eine dicke, langgestreckte Nebellinie, auch im südöstlichen Horizonte krochen Nebel und Wolkenballen herum, die wir sehr fürchteten, und ganze Teile der Stadt schwammen in Dunst hinaus. An der Stelle der Sonne waren nur ganz schwache Schleier, und auch diese ließen große, blaue Inseln durchblicken.

Die Instrumente wurden gestellt, die Sonnengläser in Bereitschaft gehalten, aber es war noch nicht an der Zeit. Unten ging das Gerassel der Wägen, das Laufen und Treiben an — oben sammelten sich betrachtende Menschen; unsere Warte füllte sich, aus den Dachfenstern der umstehenden Häuser blickten Köpfe, auf Dachfirsten standen Gestalten, alle nach derselben Stelle des Himmels blickend, selbst auf der äußer-

sten Spitze des Stephansturmes, auf der letzten Platte des Baugerüstes, stand eine schwarze Gruppe, wie auf Felsen oft ein Schöpfchen Waldanflug, und wie viele tausend Augen mochten in diesem Augenblicke von den umliegenden Bergen nach der Sonne schauen, nach derselben Sonne, die Jahrtausende den Segen herabschüttet, ohne daß einer dankt — heute ist sie das Ziel von Millionen Augen, aber immer noch, wie man sie mit den dämpfenden Gläsern anschaut, schwebt sie als rote oder grüne Kugel rein und schön umzirkelt in dem Raume.

Endlich zur vorausgesagten Minute — gleichsam wie von einem unsichtbaren Engel — empfing sie den sanften Todeskuß, ein feiner Streifen ihres Lichtes wich vor dem Hauche dieses Kusses zurück, der andere Rand wallte in dem Glase des Sternenrohres zart und golden fort — „es kommt", riefen nun auch die, welche bloß mit dämpfenden Gläsern, aber sonst mit freien Augen hinaufschauten — „es kommt" — und mit Spannung blickte nun alles auf den Fortgang. Die erste, seltsame, fremde Empfindung rieselte nun durch die Herzen, es war die, daß draußen in der Entfernung von Tausenden und Millionen Meilen, wohin nie ein Mensch gedrungen, an Körpern, deren Wesen nie ein Mensch erkannte, nun auf einmal etwas zur selben Sekunde geschehe, auf die es schon längst der Mensch auf Erden festgesetzt.

Indes nun alle schauten und man bald dieses, bald jenes Rohr rückte und stellte und sich auf dies und jenes aufmerksam machte, wuchs das unsichtbare Dunkel immer mehr und mehr in das schöne Licht der Sonne ein — alle harrten, die Spannung stieg; aber so gewaltig ist die Fülle dieses Lichtmeeres, das von dem Sonnenkörper niederregnet, daß man auf Erden keinen Mangel fühlte, die Wolken glänzten fort, das Band des Wassers schimmerte, die Vögel flogen und kreuzten lustig über den Dächern, die Stephanstürme warfen ruhig

ihre Schatten gegen das funkelnde Dach, über die Brücke wimmelte das Fahren und Reiten wie sonst, sie ahneten nicht, daß indessen oben der Balsam des Lebens, das Licht, heimlich versiege, dennoch draußen an dem Kahlengebirge und jenseits des Schlosses Belvedere war es schon, als schliche Finsternis, oder vielmehr ein bleigraues Licht, wie ein wildes Tier heran — aber es konnte auch Täuschung sein, auf unserer Warte war es lieb und hell, und Wangen und Angesichter der Nahestehenden waren klar und freundlich wie immer.

Seltsam war es, daß dies unheimliche, klumpenhafte, tiefschwarze, vorrückende Ding, das langsam die Sonne wegfraß, unser Mond sein sollte, der schöne, sanfte Mond, der sonst die Nächte so florig silbern beglänzte; aber doch war er es, und im Sternenrohr erschienen auch seine Ränder mit Zacken und Wulsten besetzt, den furchtbaren Bergen, die sich auf dem uns so freundlich lächelnden Runde türmen.

Endlich wurden auch auf Erden die Wirkungen sichtbar, und immer mehr, je schmäler die am Himmel glühende Sichel wurde; der Fluß schimmerte nicht mehr, sondern war ein taftgraues Band, matte Schatten lagen umher, die Schwalben wurden unruhig, der schöne sanfte Glanz des Himmels erlosch, als liefe er von einem Hauche matt an, ein kühles Lüftchen hob sich und stieß gegen uns, über den Auen starrte ein unbeschreiblich seltsames, aber bleischweres Licht, über den Wäldern war mit dem Lichterspiele die Beweglichkeit verschwunden, und Ruhe lag auf ihnen, aber nicht die des Schlummers, sondern die der Ohnmacht — und immer fahler goß sichs über die Landschaft, und diese wurde immer starrer — die Schatten unserer Gestalten legten sich leer und inhaltslos gegen das Gemäuer, die Gesichter wurden aschgrau — — erschütternd war dieses allmähliche Sterben mitten in der noch vor wenigen Minuten herrschenden Frische des Morgens. Wir hatten uns das Eindämmern wie etwa ein Abendwerden vor-

gestellt, nur ohne Abendröte; wie geisterhaft aber ein Abendwerden ohne Abendröte sei, hatten wir uns nicht vorgestellt, aber auch außerdem war dies Dämmern ein ganz anderes, es war ein lastend unheimliches Entfremden unserer Natur; gegen Südost lag eine fremde, gelbrote Finsternis, und die Berge und selbst das Belvedere wurden von ihr eingetrunken — die Stadt sank zu unsern Füßen immer tiefer, wie ein wesenloses Schattenspiel, hinab, das Fahren und Gehen und Reiten über die Brücke geschah, als sähe man es in einem schwarzen Spiegel — die Spannung stieg aufs höchste — einen Blick tat ich noch in das Sternrohr, es war der letzte; so schmal wie mit der Schneide eines Federmessers in das Dunkel geritzt, stand nur mehr die glühende Sichel da, jeden Augenblick zum Erlöschen, und wie ich das freie Auge hob, sah ich auch, daß bereits alle andern die Sonnengläser weggetan und bloßen Auges hinaufschauten — sie hatten auch keines mehr nötig; denn nicht anders als wie der letzte Funke eines erlöschenden Dochtes schmolz eben auch der letzte Sonnenfunken weg, wahrscheinlich durch die Schlucht zwischen zwei Mondbergen zurück — es war ein überaus trauriger Anblick — deckend stand nun Scheibe auf Scheibe — und dieser Moment war es eigentlich, der wahrhaft herzzermalmend wirkte — das hatte keiner geahnet — ein einstimmiges „Ah" aus aller Munde, und dann Totenstille, es war der Moment, da Gott redete und die Menschen horchten.

Hatte uns früher das allmähliche Erblassen und Einschwinden der Natur gedrückt und verödet, und hatten wir uns das nur fortgehend in eine Art Tod schwindend gedacht: so wurden wir nun plötzlich aufgeschreckt und emporgerissen durch die furchtbare Kraft und Gewalt der Bewegung, die da auf einmal durch den ganzen Himmel ging: die Horizontwolken, die wir früher gefürchtet, halfen das Phänomen erst recht bauen, sie standen nun wie Riesen auf, von ihrem Scheitel

rann ein fürchterliches Rot, und in tiefem, kaltem, schwerem Blau wölbten sie sich unter und drückten den Horizont — Nebelbänke, die schon lange am äußersten Erdsaume gequollen und bloß mißfärbig gewesen waren, machten sich nun geltend und schauerten in einem zarten, furchtbaren Glanze, der sie überlief — Farben, die nie ein Auge gesehen, schweiften durch den Himmel; — der Mond stand mitten in der Sonne, aber nicht mehr als schwarze Scheibe, sondern gleichsam halb transparent wie mit einem leichten Stahlschimmer überlaufen, rings um ihn kein Sonnenrand, sondern ein wundervoller, schöner Kreis von Schimmer, bläulich, rötlich, in Strahlen auseinanderbrechend, nicht anders, als gösse die oben stehende Sonne ihre Lichtflut auf die Mondeskugel nieder, daß es rings auseinanderspritzte — das Holdeste, was ich je an Lichtwirkung sah! — Draußen weit über das Marchfeld hin lag schief eine lange, spitze Lichtpyramide gräßlich gelb, in Schwefelfarbe flammend und unnatürlich blau gesäumt; es war die jenseits des Schattens beleuchtete Atmosphäre, aber nie schien ein Licht so wenig irdisch und so furchtbar, und von ihm floß das aus, mittelst dessen wir sahen. Hatte uns die frühere Eintönigkeit verödet, so waren wir jetzt erdrückt von Kraft und Glanz und Massen — unsere eigenen Gestalten hafteten darinnen wie schwarze, hohle Gespenster, die keine Tiefe haben; das Phantom der Stephanskirche hing in der Luft, die andere Stadt war ein Schatten, alles Rasseln hatte aufgehört, über der Brücke war keine Bewegung mehr; denn jeder Wagen und Reiter stand, und jedes Auge schaute zum Himmel — — nie, nie werde ich jene zwei Minuten vergessen — es war die Ohnmacht eines Riesenkörpers, unserer Erde. — — Wie heilig, wie unbegreiflich und wie furchtbar ist jenes Ding, das uns stets umflutet, das wir seelenlos genießen, und das unseren Erdball mit solchen Schaudern zittern macht, wenn es sich entzieht, das Licht, wenn es sich nur

so kurz entzieht. — Die Luft wurde kalt, empfindlich kalt, es fiel Tau, daß Kleider und Instrumente feucht waren — die Tiere entsetzten sich; was ist das schrecklichste Gewitter, es ist ein lärmender Trödel gegen diese todesstille Majestät — es kamen, wie auf einmal, jene Worte des heiligen Buches in meinen Sinn, die Worte bei dem Tode Christi: „Die Sonne verfinsterte sich, die Erde bebte, die Toten standen aus den Gräbern auf, und der Vorhang des Tempels zerriß von oben bis unten.“ Ich habe immer die alten Beschreibungen von Sonnenfinsternissen für übertrieben gehalten, so wie vielleicht in späterer Zeit diese für übertrieben wird gehalten werden; aber alle, so wie diese, sind weit hinter der Wahrheit zurück. Sie können nur das Gesehene malen, aber schlecht, das Gefühlte noch schlechter, aber gar nicht die namenlos tragische Musik von Farben und Lichtern, die durch den ganzen Himmel liegt — ein Requiem, ein Dies irae, das unser Herz spaltet, daß es Gott sieht und seine teuren Verstorbenen, daß es in ihm rufen muß: „Herr, wie groß und herrlich sind deine Werke, wie sind wir Staub vor dir, daß du uns durch das bloße Weghauchen eines Lichtteilchens vernichten kannst und unsere Welt, den holdvertrauten Wohnort, in einen fremden Raum verwandelst, darin Larven starren!“

Aber wie alles in der Schöpfung sein rechtes Maß hat, so auch diese Erscheinung, sie dauerte zum Glücke sehr kurz, gleichsam nur den Mantel hat er von seiner Gestalt gelüftet, daß wir hineinsehen, und augenblicks wieder zugehüllt, daß alles sei wie früher. Gerade da die Menschen anfingen, ihren Empfindungen Worte zu geben, also da sie nachzulassen begannen, da man eben ausrief: „Wie herrlich, wie furchtbar!“ — gerade in diesem Momente hörte es auf: mit eins war die Jenseitswelt verschwunden und die hiesige wieder da, ein einziger Lichttropfen quoll am obern Rande wie ein weißschmelzendes Metall hervor, und wir hatten unsere Welt

wieder — er drängte sich hervor, dieser Tropfen, wie wenn die Sonne selber darüber froh wäre, daß sie überwunden habe, ein Strahl schoß gleich durch den Raum, ein zweiter machte sich Platz — aber ehe man nur Zeit hatte zu rufen: „Ach!“ bei dem ersten Blitz des ersten Atomes, war die Larvenwelt verschwunden und die unsere wieder da: und das bleifarbene Lichtgrauen, das uns vor dem Erlöschen so ängstlich schien, war uns nun Erquickung, Labsal, Freund und Bekannter, die Dinge warfen wieder Schatten, das Wasser glänzte, die Bäume waren wieder grün, wir sahen uns in die Augen — siegreich kam Strahl an Strahl, und wie schmal, wie winzig schmal auch nur noch erst der leuchtende Zirkel war, es schien, als sei uns ein Ozean von Licht geschenkt worden — man kann es nicht sagen, und der es nicht erlebt, glaubt es kaum, welche freudige, welche siegende Erleichterung in die Herzen kam: wir schüttelten uns die Hände, wir sagten, daß wir uns zeitlebens daran erinnern wollen, daß wir das miteinander gesehen haben — man hörte einzelne Laute, wie sich die Menschen von den Dächern und über die Gassen zuriefen, das Fahren und Lärmen begann wieder, selbst die Tiere empfanden es; die Pferde wieherten, und die Sperlinge auf den Dächern begannen ein Freudengeschrei, so grell und närrisch, wie sie es gewöhnlich tun, wenn sie sehr aufgeregt sind, und die Schwalben schossen blitzend und kreuzend, hinauf, hinab, in der Luft umher. Das Wachsen des Lichtes machte keine Wirkung mehr, fast keiner wartete den Austritt ab, die Instrumente wurden abgeschraubt, wir stiegen hinab, und auf allen Straßen und Wegen waren heimkehrende Gruppen und Züge in den heftigsten, exaltiertesten Gesprächen und Ausrufungen begriffen. Und ehe sich noch die Wellen der Bewunderung und Anbetung gelegt hatten, ehe man mit Freunden und Bekannten ausreden konnte, wie auf diesen, wie auf jenen, wie hier, wie dort die Erscheinung gewirkt habe, stand wieder das schöne,

holde, wärmende, funkelnde Rund in den freundlichen Lüften, und das Werk des Tages ging fort; — wie lange aber das Herz des Menschen fortwogte, bis es auch wieder in sein Tagewerk kam, wer kann es sagen?

* * *

ALBRECHT SCHAEFFER

DER APFEL

(Odysseus vor dem Freiermord)

ER stand des Mittags in dem Apfelgarten;
Der Himmel war verdeckt, der Lufthauch schwül.
Betrachtend die noch kleinen grünen harten
Unreifen Früchte in den Blätterscharten,
Befiel ihn ein erwürgendes Gefühl.

Als ob die äußre Bettlersmißgestaltung
Sein Innres wandle mit Erbärmlichkeit,
Sah er, geduckt, in abgestorbner Haltung,
Der schmutzigen Hände alte Runzelfaltung;
Schlaff hing der Mut ihm wie sein Lumpenkleid.

Zweihundert! dachte er, es sind Zweihundert!
Und einer ich, und noch Telemachos,
Eumaios ... Und er starrte trüb verwundert
Die riesige Zahl nur an, die vor ihm floß

In Natternwindungen, bis daß ein Zittern
An seinen Armen lief. Sein Herz schlug kaum.
Es ist ein riesiges Feld — wie soll mans schnittern?
Murrt' er, das Haupt gesenkt am Apfelbaum.

— Stand Pallas leibhaft vor ihm, fast erscheinend
Wie eine Magd im schlichten Mägdekleid;
Jedoch ihr Blick, den seinen sich vereinend,
Durchgrauste ihn mit Unvergänglichkeit.

Sie hob die Hand empor, und ins Geäste
Der Äpfel greifend, brach sie einen ab
Und sprach und lächelte, als sie ihn gab:
„Nimm auch von mir — ein Gastgeschenk — zum Feste!“

Auf einmal rauscht' ein großer Vogel Greif
Durch Wipfelgrün, Gewölke zugewendet...
Der Bettler sah entzündet und geblendet
In seiner Hand die Frucht, die sie gespendet;
Groß, glänzend, purpurrot: die Frucht war reif.

Dieses, für das soeben erschienene Buch „Der Göttliche Dulder“ bestimmte Gedicht ist nicht darin enthalten, weil es für die Drucklegung zu spät eintraf.

* * *

RENÉ ARCOS

EIN ABEND

MIT ähnlichem Getöse, als wenn in Wäldern gewaltsame Sturmstöße das Pfeifen des Windes durchbrechen, rollt die



Untergrundbahn ihrem Endziel zu. Wie eine längliche schwarze Perle schlängelt sie sich durch den Tunnel, um in der Station dann einer großen leuchtenden Perle zu gleichen. Strahlend und atemlos hält sie inne. In die aquariumartigen Glashallen

fallen schwere und dunkle Gegenstände nieder, andere leichtere gleiten und heben sich in den Labyrinthen der Stiegen und Gänge, als bewege sie die Abendluft, die um den Rachen des Tunnels flattert. Das Aus und Ein genau scheidend, klappt jede der Falltüren wie das Holzmesser eines Bäckers unerbittlich und unaufhörlich auf und ab.

Es ist in einem der letzten Züge, zu später Stunde an irgendeinem Werktag.

In einem der Waggons befindet sich ein einziger Fahrgast, ein junger Mann, der, in eine Ecke geschmiegt, vor sich hinsinnt. Tagsüber hat es reichlich geregnet. Noch haften an den Fensterscheiben Tropfen und Rinnsal des Regens, der den Zug auf den Boulevards, dort, wo er aus der Erde hervorkam, ansprühte. Die Schmutzspuren eines ganzen Tages bedecken den Fußboden.

Der junge Mann verfolgt die Entwicklung einer Gedankenreihe, die sich in ihm zu regen begonnen, kaum daß er Platz genommen hatte. In seinen Gliedern drückt die Müdigkeit eines langen Tages, an dem er viel gegangen ist und viel gesprochen hat, jedoch die nie aussetzende Lebendigkeit seines Geistes läßt ihn seinen Körper vergessen und seine Abspannung. Er hebt kaum den Kopf in den Stationen, die wie Illustrationen einer Lektüre sind, zu denen etwa das Hineilen im Tunnel der Text wäre.

Ein dumpfer dicker Geruch schwelt in den Waggons, die den ganzen Tag über mit Menschenmassen vollgepackt waren.

Stunde und Ort flößen Ekel ein und stimmen traurig, der junge Mann aber, ganz hinter seine Gedanken verschanzt, gibt aus sich fast nichts an diese augenblickliche Umgebung. Er sieht weder die Orangenschalen und zweifelhaften Papiere unter den Bänken, noch die Fingerspuren auf den Scheiben. Er bemerkt weder das plötzliche Aufblinken der elektrischen Lampen auf den angebröckelten Wölbungen des Tunnels, noch

den Namen der Stationen, die der Zug eben verläßt. Halb unbewußt hören seine Ohren das Zufallen einer Tür. Leise wird sein Auge von der Vision einer nahenden Frau berührt, die sich nun setzt, vielmehr ihm gegenüber auf einen Platz sich hinsinken läßt. Er besieht das neue Bild und kehrt zu den Gedanken zurück, die ihn beschäftigen. Doch wie der Schwimmer, aus dem Wasser tauchend, die Barke, die er ergreift, unter seinem Gewicht herabdrückt, hängt sich eine lebendige Kraft, aus namenloser Stunde und verworrenen Lauten geboren, an den Rand seiner Gedanken. Er macht den Versuch, sich zu befreien, aber das fremde Wesen, das sich plötzlich neben ihm aufhob, dringt gewaltsam mit seiner ganzen Gegenwart auf ihn ein. Er muß den Kopf wenden. Da überrascht sein Blick den auf ihn gerichteten der Fremden.

Der junge Mann sah anfangs nur zwei große sanfte Augen in einem ovalen Gesicht, das von jener Blässe war, die er liebt. Mit Aufmerksamkeit und Vergnügen prüft er dies feine Antlitz. Sein Blick begegnet nun oft dem der jungen Frau, der nicht ausgesprochen gleichgültig bleibt. Es gelingt ihr nicht, völlig unbeteiligt zu sein. Schon wird der Austausch ihrer Blicke lebendiger. Frage und Antwort richten die beiden aneinander, halten Zwiegespräche, von denen der Körper nichts weiß. Der junge Mann, der bald das aussichtslose Vergnügen dieses Spieles erschöpft hat, überläßt seinen schweifenden Geist anderen Träumereien. Seine Gedanken gleichen einem Wolkenhimmel, er ist der Wanderer auf einer Straße und betrachtet mit zerstreutem Blick das Wechselspiel der Wolken. Da aber breitet sich weißer Schimmer, ja Helle über den farblosen Himmel. In den Körper des jungen Menschen kommt Bewegung, er regt seine Hände, sein Gesicht verrät plötzlich innere Aufwallung. Alles, was an tätigem Leben in ihm schlummerte, wallt auf in ihm, steigt unaufhaltsam an, überschwemmt seinen Geist, der, gleichsam gelüpft, seine Ge-

danken nun wie Blasen entflattern läßt. Mit einem Male hat er das Bewußtsein seiner Existenz. Er denkt: diese Minute bin ich, sie ist mein Leben, sie steht am Ende einer Ausdehnung, die all dies Leben ist, das ich schon gelebt. Ich habe mich lange fortgesetzt, ich habe Monate, Jahre gedauert, um diese Minute zu erreichen. Diese Lampen, über meinem Haupte aufgereiht wie Fackeln einer Ehrenwache, diese dicken Mauern, wie eine Menschenmenge, die den Durchzug eines Helden erwartet, lange waren sie, auf daß ich ihnen eines Tages begegne. Diese Helle, diese metallischen Reflexe erwarteten schließlich mich nach so vielen Menschen und immer wieder nach so vielen anderen. Minuten, ja ihr, erfüllt von mir, äußere Umkleidung, die du mir Gestalt verleihst, Bewegung ohne Ende, ihr seid mein Leben! Mit meinen Augen, mit meinem Geist besitze ich euch! O nie geschlossene Zeit, in dieser weitaufgetanen Minute biege ich meine Seele vor, meinen Körper spreite ich aus und stürze mich vor das Gewirre der Geräusche, das Durcheinander von Schatten und Licht, wie Eroberer tun an der Spitze ihrer Horden.

Dem Hineilen des Zuges entlehne ich den wilden Taumel einer im Galopp bergabwärts stürmenden Armee. Gedrängte Reiterei stürmt singend hinter mir. Wäre ich allein hier, ich glaube, ich würde meine Arme ausstrecken und laut aus mir herausschreien.

Als seine Augen die junge Frau ihm gegenüber wiederfanden, war sie ihm keine Fremde mehr.

Er betrachtet sie. Dem reizenden Gesicht mit den weitausblickenden Augen legt er ein Bild zu, das seinem Geist schon eigen ist. Er ruft sich einen Komplex von Erinnerungen wach und stellt sie einer einzigen Erscheinung gegenüber. Bei fortgesetzter Prüfung entdeckt er neue Einzelheiten und verbessert sein erstes Urteil. (Er hätte diesen Augen nicht soviel Sanftmut zugetraut.) Gerne würde er ihre Geistesart kennen lernen, und

wenn er auf dem Deckel des Buches, das sie gegen sich gewendet hält und das er umspäht, den Namen eines ihm sympathischen Autors entzifferte, wäre er darüber aufrichtig erfreut.

Die schöne junge Frau versucht keineswegs der Eindringlichkeit seiner Blicke zu entgehen; durfte er aus dieser Unbeweglichkeit, die Einwilligung scheint, darauf schließen, daß sie die Betrachtung mit einer scheinbar wollüstigen Geduld über sich ergehen läßt? Eine Art geheimer Vertrautheit stellt sich zwischen ihnen ein. Über das Unbekannte, das Trennende hinweg fühlen sie sich in zarter und köstlicher Einstimmigkeit als Komplizen. Zwei losgelöste Wesen sind sie, die eine gleiche Minute umschließt. Irgend etwas, das er sich erträumt, könnte sie plötzlich vom übrigen Weltall abtrennen; nach einem furchtbaren Getöse fände er sich heil und sicher mit der zu Tode erschrockenen Frau, die sich an ihn geklammert hält, in Nacht und Dunkel wieder. Er erschafft sich das ganze Geschehnis. Sie sind in einem ausgehöhlten Raum vergraben unter der Wölbung von Balken, die sie beschützen, sie hören das Schlagen der Hacken, die an ihrer Befreiung arbeiten und deren Tätigkeit er gleichzeitig verlangsamen und beschleunigen möchte. Den Duft ihrer Haare zu atmen, die Wärme ihres angstbebenden Körpers an dem seinen zu fühlen, berauscht ihn. Seine Stimme zittert, wie er auf ihre hundertfältigen Fragen antwortet.

Wieviel Anteil er schon an ihr nimmt!

Wenn sie auf der nächsten Station ausstiege, empfände er schmerzlich eine Verminderung seiner selbst. Jenes Bedauern überkäme ihn dann gewiß, das man fühlt, wenn man ein Wesen, das einem lieb ist, nach einem harten Wort von sich hat gehen lassen. Und doch in einer Weile wird sie ja gehen. Sie wird ihr Schicksal fortsetzen und er das seine. Niemals wird er sie mehr wiedersehen. So ist er Tausenden und Abertausen-

den schon begegnet. Wesen, die lange schon unterwegs sind, um ihn zu treffen, nähern sich ihm, erreichen ihn, heften zuweilen ihren Blick in den seinen und gehen über ihn hinaus, um sich im All zu verlieren. An Straßenecken und Brückenenden, wie viele tauchten da plötzlich auf, wie vom Himmel gefallen oder aus dem Erdboden erstanden. Sein Blick hat längst gelernt, unter den vielen, die ihm ein Tag vorüberführt, einige zu erkennen. Im Gedächtnis behält er das Bild der Leute, die er täglich vorübergehend streift. Er hat nie mit ihnen gesprochen, dennoch sind sie in seinem Leben mehr als Fremde. Träfe er sie eines Tages anderswo als auf den Boulevards, wo er ihnen gewöhnlich begegnet, würde das Überraschende eine Annäherung ihrer Seelen bewirken, es würde ihn gelüsten, mit ihnen zu sprechen, sich über ihre Begegnung zu unterhalten. Unter diesen Leuten ist ein Mann mit einem langen schwarzen Bart, der einen Zylinder trägt und eine Schriftentasche unter dem Arm. Er geht langsam und zuweilen mit einknickenden Knien. Dann ist da ein anderer Mann mit müdem Gesicht, der nachlässig den Fuß schleppen läßt. Er trägt einen steifen Hut, der allmählich grünlich wird. Zwischen seinen Zähnen hält er eine oft erloschene Pfeife, und an regnerischen Tagen hält er nach Bauernart einen Regenschirm unter dem Arm. Eine Frau ist da, die immer Eile hat, und deren Hüte häufig wechseln. Und eine andere Frau, deren Lächeln aus einem Kontorfenster ihm wohlbekannt ist.

Jenen allen wird er morgen, übermorgen und in vielen spätern Tagen begegnen. Aber diese Frau da ihm gegenüber, die wird er niemals wiedersehen: etwas greift ihm ans Herz.

Wenn er es dennoch wagte! Irgendeinen flüchtigen Vorwand könnte er benützen, um sie anzusprechen. Wie man eine Besitzung umkreist und versucht, durch das Gitter und Laubwerk zu spähen, könnte er Schritt für Schritt das Geheimnis ihres Lebens durchdringen, die ersten Verbindungen anbahnen,

die ihm später ermöglichen würden, ihre Bekanntschaft fortzusetzen. Doch Schicklichkeit und Brauch hemmen ihn. Was der Zufall eines flüchtigen Vorgestelltwerdens gestatten würde, ist hier unmöglich. Sie brauchten die Brücke eines menschlichen Wesens, das sie beide kennen müßte, um das Geheimnisvolle dieser Hemmung zu überschreiten und einander ansprechen zu dürfen. Wenn er sie jetzt so anredete, würde er wohl nur eine Abweisung herausfordern.

Er wird nichts von ihr erfahren. In einigen Minuten wird sie aufstehen wie einer, der nie wiederkehrt. Die Mächte, die ihr Schicksal beherrschen, werden sie in ihren Wirbel ziehen. Ein Wesen, das er jetzt schon ein wenig kennt, das augenblicklich das einzig Lebendige vor seinen Augen ist, lebendig bis an den Stoff der Bekleidung, wird in einer Weile für ihn hinsterben so sicher wie der Tod selbst. Nein, er wird nichts mehr von dieser Frau erfahren.

Die Erinnerung an sie wird sich wie eine blasse Wolke am Sommerhimmel verflüchtigen.

Und er hüllt sie in eine Zärtlichkeit, die voll Bedauern und Trauer ist.

Der Zug hat eine neue Station durchfahren, ohne daß sie ausgestiegen wäre. Für einige Zeit noch war ihm dies Vergnügen gegönnt, und er fühlt in sich Zufriedenheit aufstrahlen.

„O ihr! Vertraute meines täglichen Lebens, augenblicklich lebt ihr für mich mit weniger Gewißheit als diese Frau, die ich zum erstenmal erblicke! Eure Worte, eure Gebärden, die Geschäftigkeit eures Daseins leben anderswo als hier. Von diesem Augenblick meines Tages gehört euch fast nichts, eine Fremde ist zwischen uns. Ihr seid mir weit weg dort in einer Wirklichkeit. Ich müßte diese Frau hier erst wegstoßen, um euch die Hand entgegenzustrecken."

Ein durchdringender und sanfter Blick der jungen Frau war

ihm wie die Berührung einer Hand auf seinem bloßen Herzen. Er dachte nach und versuchte mit seinen Augen zu sagen: „Ich grüße dich und liebe dich wie alle, die ich kenne. O du, die du aus dem weiten All aufstiegst wie jene andere, aus dem Meeresschaum! Die seltsame Verwirrung, die ich empfand, als ich auf meiner Stirn die lauen Tropfen empfing wie Tränen in mystischen Grotten, ich fühle sie in diesem Augenblick wieder, da ich auf meinem Antlitz den sanften Sommerregen empfange, der aus deinen Augen taut. Ich kann dir kein Zeichen geben, mit keinem Tuch dir winken, kein Wort dieser Worte dir sagen, von denen mein Mund voll ist, denn zwischen uns ist ein neutrales Gebiet, das zu überschreiten mir verboten ist: erblicke aber in meinen Augen alle Boten, die ich dir sende, sieh den Schmetterling, den ich zuhöchst meiner Seele entflattern lasse. Fürchte nicht, deine Augen in die meinen zu versenken und meinen Ruf zu hören. Ich empfange dich in allen Bächen meines Blutes.

Tausend Wege kannst du finden, mich zu überwältigen. O! Niemals hat ein Mann, der dir begegnet ist, mit solcher tiefdringenden und reinen Bewegtheit dich begrüßt. Niemals grüßte ein Schiff, trotz Kanonendonner und Vivat seiner tausend Matrosen, mit solch frenetischer Begeisterung als die meine, die Erde, das Ziel nie endenwollender Reise. Sieh, aus der Zeit komme ich, von der Erde, aus der Geschichte des Menschengeschlechtes, da ich dich erschaue: aus einer Zeit kommend, aus der Erde, aus Vergangenheit, deren Tiefe ich nicht ermessen kann. All die unzähligen Wege, die du durch Städte, Felder, Länder gezogen bist, gingest du nur auf mich zu. Die Zeit wallt mit den Schicksalen aller Menschen weiter wie unendliches Haar, von Ewigkeitswinden hinweggehoben, und siehe, heute berührt mein Schicksal das deine! Unter den tausenden Menschen, die ich schon in allen meinen Lebenstagen gewesen bin, unter all denen, die ich noch sein

werde, ist einer, der Mensch dieser Minute, der nur dir gehört und den ich dir hinopfere. So werde ich denn nichts von dir wissen. Selbst den Klang deiner Stimme, die vielleicht süß zu hören ist, werde ich nicht erfahren. Aber ich kenne die Farbe deines Haares, und eben, obzwar meine Augen nicht mehr auf dich gerichtet waren, sah ich noch die geschwungene Form ihrer Wellen. Ich könnte das Muster der Stickerei auf deinem Kleide auswendig nachzeichnen..., o, ich kann mir den Druck deiner weichen Hände erträumen."



Der Zug fuhr aufwärts. Als er aus der Erde kam, um auf der Brücke den Fluß zu überqueren, wandte der junge Mann den Kopf.

Die Vision der Stadt mit ihren Schatten und tausend Lichtern, die sich da und dort in den Himmel erhoben und wie ein Duft sich verflüchtigten, erfüllten ihn mit neuer Freude. Die Klarheit und die große Zahl der Lichter entzückte sein Auge. Seine Freude entzündete sich an den ersten Leuchten, vermehrte sich an den andern, wuchs bis zu den Sternen und vergnügte sich daran, eine Sekunde lang, das ganze Gefunkel

der Nacht in sich zu schließen. Große Schatten bewegten sich. Die leuchtenden Wasser des Flusses zogen majestätisch hin wie die Zeitläufte selbst. Er überschaute, die Stirne an die Fensterscheiben des Waggons gepreßt, von der Höhe der Brücke eine riesige Fläche, auf der sich lückenlos das nächtliche Zauberspiel ausbreitete. Er war ja nur ein Mensch, der, durch einen Zug, der unter gestirntem Himmel über einen Fluß hinfuhr, in Begeisterung geraten, dennoch fühlte er sich voll Größe und trug in seiner Seele zauberhafte Verzückung.

Er litt, als der Zug in den Tunnel einfuhr. Und aus allen Himmeln gestürzt, sank er in seine Schwermut zurück.



Er betrachtete die Fremde von neuem. Er fand sie wieder, als hätte er sie schon ein wenig verloren, und der Schatten einer Befürchtung durchglitt ihn, daß sie in der nächsten Haltestelle vielleicht sich erheben würde. Zärtlich sah er sie an und lächelte leise... Das Gesicht der Unbekannten verhärtete sich, und sie wandte das Gesicht ab. Da — dachte er an andere Dinge.

Der Zug durchfuhr mehrere Stationen, ohne daß sein Gedankengang gestört worden wäre. Dann wurde der Name der Station ausgerufen, wo er umsteigen mußte, und hieß ihn aufstehen. Er trat aus dem Waggon, ohne auch nur den Kopf nach jener zu wenden, die er zurückließ. Aber auf der Platt-

form längs des Geleises schreitend, tauschte er im Vorübergehn einen verzweifelten Blick mit der Fremden, die er niemals wiedersehen sollte.

Aus dem Novellenband „Das Gemeinsame", der demnächst in der Übersetzung von Friederike Maria Zweig mit Holzschnitten von Frans Masereel in 470 Exemplaren im Insel-Verlag erscheinen wird.

* * *

FRITZ BERGEMANN

DER FALL WOYZECK IN WAHRHEIT UND DICHTUNG

KRIMINALFÄLLE aus dem Alltagsleben erregen meist nur die Sinnenlust und werden entsprechend häufig von Kolportageschriftstellern und geistesverwandten Schreibgenossen ausgenutzt, um auf den Sensationshunger der Masse zu spekulieren; selten aber findet sich einmal ein Dichter, der solchem „Fall" ein wahrhaft poetisches Interesse entgegenbringt. Weil eben selten diesen krankhaften Erscheinungen aus dem Sittenleben etwas Problematisches oder Allgemeinmenschliches anhaftet, das einen Dichter fesseln könnte. „Der Verbrecher aus verlorener Ehre" ist solch ein problematischer Fall, und er hat in keinem Geringeren als Schiller seinen poetischen Anwalt gefunden; nicht minder erweckt die aus Scham und Not vollbrachte Tat der „Kindesmörderin" allgemein-menschliche Teilnahme, und so konnte auch Heinrich Leopold Wagner, als er Evchen Humbrecht zur Heldin eines Dramas machte, der Wirkung gewiß sein.

Mit dem Verbrecher aus verlorener Ehre und der Kindesmörderin Evchen Humbrecht kann sich der Mörder Johann Christian Woyzeck, der in Leipzig 1821 aus Eifersucht seine Geliebte erstach, nicht auf die gleiche Stufe stellen. Gewiß: auch Mord aus Eifersucht ist, wie Shakespeares „Othello" be-

weist, ein für dichterische Behandlung ergiebiges Thema. Aber der Friseur Woyzeck, für den übrigens die Ermordete nicht die erste Geliebte war, hatte das Recht auf Eifersucht verwirkt, da er seit langem wußte, daß jene es „mit mehreren zu tun gehabt“ und ihn dies nach eigener Aussage ziemlich gleichgültig ließ. Und dennoch hat dieser Fall die Öffentlichkeit wie die Gerichte lange Jahre beschäftigt und ist noch zwölf Jahre später von Georg Büchner für sein Drama, das sich sogar den Titel von jenem „Helden“ lieh, verwertet worden! Wie konnte jener Kriminalfall solch Aufsehen erregen und was einem Dichter wie Büchner bieten? Heute, wo wir Georg Büchner zu unseren klassischen Dichtern zählen, wird eine Beantwortung dieser Frage von allgemeinerem Interesse sein.

Auf jenen geschichtlichen Vorfall, der dem Drama Büchners zugrunde liegt, hat zuerst Hugo Bieber im „Literarischen Echo“ vom 1. Juni 1914 hingewiesen. Ein glücklicher Zufall, mit dem sich bei Bieber das Verdienst eines weitausschauenden Leseeifers paart, ließ seinen Blick auf die Gutachten in der Henkeschen „Zeitschrift für die Staatsarzneikunde“ (3. und 5. Ergänzungsheft, 1824 und 1826) stoßen, in denen sich der Hofrat Dr. Clarus über die Zurechnungsfähigkeit des Mörders Woyzeck ausgelassen hat. Das ausführliche und entscheidende Gutachten ist übrigens auch als Sonderdruck 1824 bei Gerhard Fleischer in Leipzig erschienen; die von Bieber erwähnte Polemik eröffnete der bayrische Landphysikus Dr. C. M. Marc mit der zu Bamberg 1825 veröffentlichten Schrift: „War der am 27. August 1824 zu Leipzig hingerichtete Mörder J. Chr. Woyzeck zurechnungsfähig? Enthaltend eine Beleuchtung der Schrift des Herrn Hofrat Dr. Clarus ...“ (80 S.), worauf der bekannte Psychologe Dr. Heinroth den Hofrat in Schutz nahm in einer Erwiderung: „Über die gegen das Gutachten des Herrn Dr. Clarus vom Herrn Dr. C. M. Marc in Bamberg abgefaßte Schrift ...“ (Leipzig

1825, 69 S.). Erst 1838 fand der Fall eine abschließende Betrachtung in dem mit B. H. Ch. gezeichneten Aufsatz: „Über die Zurechnungsfähigkeit des Mörders J. Chr. Woyzeck. Zusammenstellung und Beleuchtung der hierwegen von drei angesehenen Ärzten erschienenen Schriften", veröffentlicht in der von Dr. C. H. Richter herausgegebenen Sammlung: „Ausgewählte Abhandlungen und Gutachten aus dem Gebiete der gerichtlichen Medizin" (Stuttgart 1838).

Außer diesen Abhandlungen von sachkundiger Seite gibt es nun aber noch zwei bildliche Darstellungen, die sich mit demselben Fall beschäftigen. Wie man aus der Beilage sieht: eine Wiedergabe der Hinrichtung und ein zeitgenössisches Porträt des Mörders. Das Vorhandensein der Originale dieser Bilder in dem Stadtgeschichtlichen Museum zu Leipzig hat Walter Lange in den „Blättern des Leipziger Schauspielhauses" bekanntgegeben, und durch Entgegenkommen der Museumsverwaltung ist es dem Insel-Verlag möglich gewesen, sie zu vervielfältigen und diesem Aufsatz als Bildschmuck beizufügen.

Fürwahr, es muß eine die ganze Öffentlichkeit angehende Sache gewesen sein, in deren Dienst sich auch die Zeichner stellten. Der Tatbestand an sich hätte dieses Interesse schwerlich rechtfertigen können: Am 3. Juni 1821 abends 1/2 10 Uhr brachte der Friseur Woyzeck, 41 Jahre alt, der 46jährigen Witwe des verstorbenen Chirurgen Woost mit einer abgebrochenen Degenklinge, an die er nachmittags einen Griff hatte befestigen lassen, in dem Hauseingang ihrer Wohnung auf der Leipziger Sandgasse sieben Wunden bei, an denen sie nach wenigen Minuten starb. Unter den Wunden wurde eine tief eindringende Brustwunde, die den niedersteigenden Teil der Hauptschlagader verletzt hatte, für unbedingt tödlich erachtet. Der Mörder wurde nach vollbrachter Tat ergriffen und war sogleich geständig. — Aber durch eine in Nürnberger Zeitungen gebrachte Nachricht, daß Woyzeck gemütskrank sei, ward der

Verteidiger veranlaßt, eine Untersuchung des Geisteszustandes seines Klienten zu beantragen, und der Gang dieser weiteren Untersuchung war allerdings dazu angetan, die Öffentlichkeit an dem „für und wider" den Angeklagten lebhaften Anteil nehmen zu lassen.

Es war ein Kampf zwischen der rachefordernden Justiz und der gnadeheischenden Anwaltschaft, wie er wohl selten um einen Mörder ausgefochten worden ist. Die erste Verteidigungsschrift, die gewiß nur auf mildernde Umstände plädierte, war schon eingereicht, als das Gerücht von der Geisteskrankheit Woyzecks eine für den Verteidiger günstige Wendung brachte. Eine Untersuchung des Angeklagten durch den sachverständigen Gerichtsarzt Hofrat Dr. Clarus wurde angeordnet; sie zog sich fast einen Monat lang hin, brachte dann jedoch im September 1821 ein negatives Ergebnis: die über die körperliche und geistige Verfassung des Inquisiten angestellten Beobachtungen gaben keine Merkmale an die Hand, die auf das Dasein eines kranken, die Zurechnungsfähigkeit aufhebenden Seelenzustandes schließen ließe, und da auch die Zeugen versicherten, daß Woyzeck zwar oft betrunken, sonst aber nie in einem gedankenlosen Zustand gewesen sei, wurde der Mörder zum Tode durchs Schwert verurteilt. Weitere Bemühungen des Verteidigers blieben erfolglos, auch erreichte der Verurteilte keinerlei landesherrliche Begnadigung. Schon war der 13. November 1822 zur Hinrichtung bestimmt und die übliche Fürbitte in den Kirchen erfolgt, als wenige Tage vor der Exekution ein Privatmann mit der Anzeige auftrat, daß nach namhaft gemachten Augenzeugen Woyzeck wirklich von Zeit zu Zeit Verstandesverwirrung an den Tag gelegt hätte. Waren zuvor die gegen den Geistlichen getanen Äußerungen Woyzecks, daß er wiederholt fremde Stimmen gehört und auch eine Geistererscheinung gehabt hätte, nicht ernst genommen worden, so wurde nun doch der Befehl zum Vertagen der Hin-

richtung gegeben und eine neue Untersuchung durch den Gerichtsarzt angeordnet. Eine schwere Enttäuschung für die Sensationslustigen unter den Leipziger Bürgern, die sich schon auf das nahe bevorstehende Schauspiel einer Hinrichtung auf dem Marktplatz gefreut hatten! Die Untersuchung nahm den Januar und Februar 1823 in Anspruch, und der ganze Prozeß zog sich noch bis ins nächste Jahr hin. Freilich, für Woyzeck war damit nur Zeit, sonst nichts gewonnen: Clarus konnte in seinem ausführlichen Gutachten wohl eine Anlage zu geistigen und seelischen Verirrungen feststellen, aber wiederum nichts, was unmittelbar vor, bei oder nach der Tat auf Unzurechnungsfähigkeit hingewiesen hätte; vielmehr hätte der Delinquent lediglich seiner Leidenschaft nachgegeben und aus Eifersucht den Mord begangen. Woyzecks Schicksal war damit entschieden, wiewohl sein Verteidiger das Ende durch mancherlei Einwendungen noch zu verzögern wußte. Abermals wurde schließlich auf Todesstrafe durchs Schwert erkannt, dies Urteil bestätigt, von neuem jedes Begnadigungsgesuch abschlägig beschieden, und so mußte Woyzeck endlich am 27. August 1824 auf dem Marktplatz zu Leipzig die Mordtat sühnen, die er drei Jahre vorher in den Mauern dieser Stadt verübt hatte.

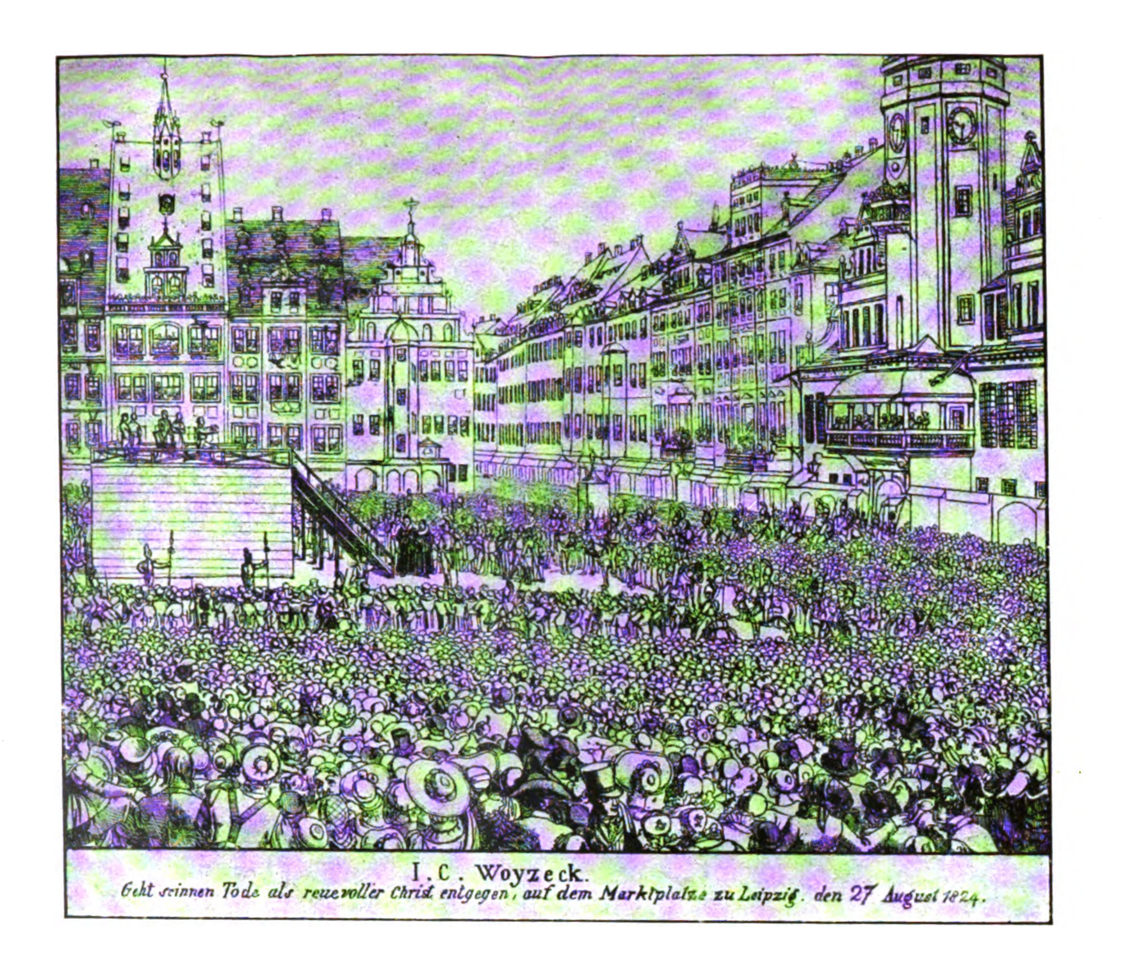
Daß die Akten über den Fall Woyzeck mit der Hinrichtung nicht geschlossen waren, ersehen wir aus den oben mitgeteilten Streitschriften. Für das größere Publikum kam davon allerdings nur der bei Fleischer erschienene Sonderdruck in Betracht. Auch wen die Streitfrage um die Zurechnungsfähigkeit des Mörders und mithin um die Richtigkeit des Urteils an sich nichts anging, der fand hier doch in dem mitgeteilten Beobachtungsmaterial aus dem Seelenzustand eines krankhaft Veranlagten manches, was ihn fesseln konnte. Woyzeck hatte allerlei Erscheinungen gehabt, und für Geisterseherei und ähnliche Vorfälle hatte man in der Zeit, wo Justinus Kerner an seiner

„Seherin von Prevorst" schrieb, außerordentliches Interesse. Ferner hatte sich Woyzeck mit der Freimauerei abgegeben, eine Frage, die damals ebenfalls viele Gemüter beschäftigt zu haben scheint. Freilich, Clarus wollte die Erscheinungen sämtlich als bloße Sinnestäuschungen infolge unordentlichen Blutumlaufes erklärt wissen — aber hatte er nicht selbst unter seinen Kollegen Gegner, die jene Erscheinungen wenigstens subjektiv gelten ließen?

Mit anderen Augen sah Georg Büchner den Fall Woyzeck an. Er wird ihn, wie Bieber ausgeführt hat, in der „Zeitschrift für die Staatsarzneikunde", deren Mitarbeiter sein Vater war, zu Gesicht bekommen haben. Es war wohl zunächst das Interesse des Physiologen, das ihn in dieser Zeitschrift blättern und nach lehrreichen Grenzfällen zwischen Kriminalistik und Medizin suchen ließ. Oder hielt Büchner, der der hohen Obrigkeit ja niemals grün war, Ausschau nach einer Entgleisung der Justiz, nach einem Justizmord womöglich, den man irgendwie ausbeuten könnte? Nun, der Fall Woyzeck war in der Darstellung des Hofrates Clarus kaum dazu angetan, zumal dieser einundvierzigjährige, oft betrunkene Friseur, der bereits eine Geliebte mit einem Kind hatte sitzen lassen und dessen Ermordete, eine sechsundvierzigjährige Witwe, mit seinem Wissen auch anderen zugänglich gewesen war, unmöglich hätte Teilnahme erwecken können. Aber was Büchner hier von vornherein fesseln mußte, das war die Frage der Zurechnungsfähigkeit: Erscheinungen geistiger Zerrüttung interessierten ihn, wie man aus seiner Lenz-Novelle weiß, ganz besonders, und solchen Fall versprach schon die Überschrift von Clarus' Gutachten. So las er es denn. Und wenigstens die Anlage zum Wahnsinn fand er hier wirklich vor: Woyzeck hörte Geisterstimmen, hatte merkwürdige Gesichte und die fixe Idee von den gefährlichen Freimaurern. Wie war diese Sinnesverwirrung zu erklären? Aus Unordnungen des Blutumlaufs leitete sie der Gerichtsarzt

her und erklärte diese durch die ungesunde Lebensweise des Delinquenten. Damit war zwar die physiologische Frage beantwortet, aber eine neue, soziologische aufgeworfen, die den Verfasser des „Hessischen Landboten" nicht weniger anging: Was verschuldete diese ungesunde Lebensart Woyzecks? Sein Charakter? Nein, seine Armut, antwortete Büchner, die ihm die nötige Nahrung nicht zuführen konnte, ihn von Stellung zu Stellung hetzte und in der Verzweiflung zur Schnapsflasche greifen ließ. Der Sozialist Büchner hatte sich zum Physiologen gesellt, und der Fall Woyzeck wurde nunmehr für Büchner zu einem Problem, das ihn so lange beschäftigte, bis er es dichterisch lösen konnte.

Ausführlich darzulegen, wie der Dichter Büchner die Tatsachenüberlieferung zu nutzen verstand, was er übernommen und was er geändert hat, ist hier nicht mehr angängig. Auch hat Bieber in seinem Aufsatz die wichtigsten Parallelen, sowie die bedeutsamsten Unterschiede bereits angegeben, und Walther Kupsch hat das in seiner 1920 erschienenen Dissertation über „Wozzeck" (Germanistische Studien, Heft IV) weiter ausgeführt. Nur das sei noch hervorgehoben, daß der Fall Woyzeck in dem Dramentorso Büchners durch den sozialistischen Einschlag ein ganz anderes Gesicht bekommen hat. Diesen um zehn Jahre jüngeren Woyzeck, der nur die eine Geliebte kennt und ihr gemeinsames Kind durch Heirat ehrlich machen möchte, ist einer aus der besitzlosen Klasse! Die Armut lädt ihm den Spott und Hohn der Begüterten auf und erniedrigt ihn bis zum Tier, das sich für geringes Entgelt als Versuchskarnickel gebrauchen läßt, was schließlich zu der Zerrüttung seiner Nerven führt; die Armut ist es auch, die ihn dem bessergestellten Nebenbuhler gegenüber von der Mutter seines Kindes, um die ihn allein das niedrige Dasein noch lebenswert dünkte, verschmäht werden läßt: nun wirkt der Stachel der Eifersucht auf den zerrütteten Körper, und er erliegt dem An-



I. C. Woyzeck.
Geht seinnen Tode als reuevoller Christ entgegen, auf dem Marktplatze zu Leipzig. den 27 August 1824.


I. C. WOYCECK.
geboren in Leipzig Ao 1780.

fall, ein Mörder und doch selbst ein Opfer seines Standes. Mit schneidendem Hohn auf den Standesdünkel und das Klassenbewußtsein schließt der Dichter, und so wird der Anwalt dieses Woyzeck zum Ankläger der Gesellschaft und der Fall Woyzeck zu einem Menschheitsproblem überhaupt.

* * *

WERNER MAHRHOLZ

HENRIK PONTOPPIDANS „TOTENREICH"

Es ist nicht ganz leicht, aus den Bruchstücken eines Lebenswerkes die Gestalt eines Dichters aufwachsen zu lassen. Von Pontoppidan lagen bislang in deutscher Übersetzung nur drei Bücher vor: die Romane „Hans im Glück", „Das Gelobte Land" und die Novellensammlung „Der Teufel am Herd". Dazu tritt jetzt ein neues Werk: „Totenreich", das in vielem Betracht das Bild des Dichters ergänzt und vervollständigt und, was mehr ist, menschlich über die Melancholie früherer Werke hinausführt.

Pontoppidans Grunderlebnis ist das Gefühl der Sinnlosigkeit der modernen Welt mit ihrem blinden Walten tierischer Triebe, mit ihrer Leerheit, ihrer Mechanisierung, ihrer Ziellosigkeit bei allem Aufwand bewundernswerten Scharfsinns, hinreißender Energie, unglaublichen Willens zur Beherrschung der Natur. Der Dichter befindet sich, vor allem in den früher erschienenen Werken, in einer seltsamen Mittelstellung: aus pietistischer Atmosphäre herauswachsend, muß er die Weltverneinung des Pietismus ablehnen; kurze Zeit glaubt er an die rücksichtslose Weltbejahung des modernen Fortschrittsglaubens, bis auch dieser ihm problematisch wird, weil die Erfolge dieses Fortschritts den Menschen nicht befreien, sondern versklaven, die Seele nicht aufleben lassen, sondern veröden, den Geist nicht zur Herrschaft bringen, sondern zu

unruhigen Sensationen und zum ästhetenhaften Scheinleben verurteilen. In den ersten Romanen „Hans im Glück" und „Das Gelobte Land" findet das gequälte Gemüt des Dichters keinen anderen Ausweg aus dem Irrsal der modernen Welt als die Rückkehr zum pietistischen Jugendglauben. Diese Romane gestalten in Einzelschicksalen die Abwendung eines Menschen von dem Irrwahn der Moderne und die romantische Rückkehr des Überwundenen zum Glauben der Väter. Edle Menschen gehen an einem Übermaß von Lebensekel zugrunde, ohne, von schöpferischer Urkraft getragen, neuen Mythos und damit neues Leben schaffen zu können. Gewiß, Hans im Glück findet eine Möglichkeit, anständig und mit Haltung zu sterben, ganz ebenso wie der Pfarrer im „Gelobten Land" — aber das ist es eben: mit Haltung sterben, nicht mit Würde leben zu lernen, ist das Motiv der beiden Romane.

Der neue Roman „Totenreich" ist, als Ganzes betrachtet, ein Schritt vorwärts. Melancholie ist auch in diesem Roman der Grundakkord, auf dem sich alles andere aufbaut, ja, der Lebensekel von dem sinnlosen Treiben der modernen Welt, dem „Totenreich", ist in diesem Werk vielleicht noch stärker als in den früheren Romanen. Aber darüber hinaus fühlt man doch einen starken menschlichen Fortschritt des Dichters: er fällt nicht von einem Extrem ins andere, sondern er stellt gerecht, unerschütterlich, unerbittlich das Totenreich dar, das sich ebenso hinter der Maske eines mechanisierten Christentums wie hinter der Maske eines wirklichkeitstollen Fortschritts zu verbergen sucht. Diese Gerechtigkeit und dieser menschliche Mut des Dichters sind aber nur möglich, weil er hinter dieser verfallenden Welt eine neue Welt aufdämmern sieht, freilich nur erst in allerbescheidensten Ansätzen, aber doch in Ansätzen, die noch vor kurzem nicht denkbar gewesen wären und die ein menschliches Herz mit Glauben und Zuversicht und Hoffnung erfüllen können. Es ist nicht mehr der Gegensatz

von weltfeindlichem Pietismus und weltfrohem Fortschrittsglauben, der Pontippidan beschäftigt, sondern es ist der Gegensatz von zerfallendem Weltzustand und Rückkehr zu natürlichen Lebensverhältnissen, von Zivilisation in höchster Potenz und einfacher, ländlicher, gesunder Lebensführung, die dem Dichter die innere Spannung seines Werkes gibt. Das Totenreich der Schlagwortpolitik, des Kunstschiebertums, des Ästhetizismus, des romantischen Naturevangeliums, der mechanisierten Kirchengläubigkeit, der utopischen Menschheitsbeglückung, der verlogenen religiösen Schauspielerei mag für sich seine Scheinexistenz weiterführen: neben ihm gibt es eine Unabhängigkeit und Freiheit nur in der Besinnung auf das einfach Menschliche, auf die wesentlichen Dinge des Lebens, auf gesunde Lebensführung in ländlicher Ruhe, auf natürliche Arbeit und natürliche Feiern, in der Einschränkung der zivilisatorischen Luxusbedürfnisse, in der Entwicklung des inneren Sinnes für Wahrhaftigkeit, Ehrlichkeit, Mäßigkeit, Gemeinsinn, Uneigennützigkeit und Freiheit. Kam Pontoppidan in den früheren Romanen, rein menschlich betrachtet, über einen tapferen, aber resignierten Stoizismus nicht hinaus, so zeigt dieses neue Werk ihn auf dem Wege zu einer neuen Gläubigkeit in der Hingabe an einfachste Arbeit in gesunden, ländlichen Verhältnissen.

Es ist kein Zufall, daß „Totenreich" ein Roman ohne eigentliche „Helden" ist. Der Gutsbesitzer Torben Dihmer und die schöne Jytte stehen wohl, rein kompositorisch, größtenteils im Mittelpunkt der Handlung, aber neben ihnen spielen doch der Pfarrer Gaardbo, sein Bruder, der Arzt, der große Politiker Enslev, der Maler Karsten, der Pfarrer Vestrup und andere Gestalten so bedeutsame Rollen, daß sie zuzeiten die beiden scheinbaren Hauptfiguren fast verdecken. „Totenreich" ist eben, auch darin zeigt sich die innere Veränderung des Dichters, nicht mehr ein einfacher Entwicklungsroman mit dem

Hintergrund gesellschaftlicher Zustände — es ist vielmehr ein Gesellschaftsroman großen Stiles schlechthin. Die Figuren interessieren nicht so sehr um ihrer selbst willen, sondern insofern sie Vertreter von Zeittendenzen sind. Mit vielem Bedacht laufen ein Dutzend Schicksale, ineinandergeflochten, mit- und nebeneinander her: so, und nur so, entsteht ein Bild des „Totenreiches" in seiner ganzen Breite. Man spürt am Schicksal des innerlich und zuletzt auch äußerlich scheiternden Politikers Enslev, wie morsch die Politik überhaupt ist, wie zerfressen diese ganze Welt des Parlaments, der Presse, der Börse ist, wie das eigentlich Wesentliche im menschlichen Leben unter- oder oberhalb dieser Totenreich-Sphäre vor sich geht; man erlebt im Geschick des Modemalers Karsten und seines Kreises das ganze Elend des mechanisierten Kunstbetriebes mit; man quält sich mit Pastor Gaardbo, dem ursprünglich gläubigen, zuletzt schauspielernden Christen, durch das Elend moderner Kirchlichkeit hindurch; man scheitert mit dem Sünder und evangelischen Christen Mads Vestrup in einer entseelten und entgötterten Welt; man entsetzt sich vor dem Geldmenschen Söholm, der noch in seinen Beziehungen zu Gott als kalter Kaufmann handelt; man erliegt mit der feinen Ästhetin Jytte der Zersplitterung und Zerfallenheit des modernen Lebens. Nebenfiguren in ganzen Scharen beleben diese Bühne, moderne Welt genannt: verkommene Literaten und ehrgeizige oder verblendete Politiker, kühle Ärzte, erfüllt von der Unübertrefflichkeit moderner Wissenschaft, Journalisten mit fragwürdiger Moral und amerikanisierenden Gelüsten, Reformapostel für „natürliche Lebensweise", strotzend von geistigem Hochmut und von innerer Unnatur, geschäftige Mittlernaturen, die nur in Zeitungsgeschrei, Politik und Geschäft leben, eitle und skrupellose Damen der Gesellschaft, kleine Kokotten, kurz, die ganze Reihe der Typen, die wir alle kennen, zieht an uns vorüber, ungeheuer lebendig

geschildert, ungemein barmherzig dargestellt und dabei überschattet von einem Gefühl, das Torben Dihmer einmal in die Worte kleidet: „Glauben Sie mir, Enslev, ringsumher im Lande sind viele, die in diesen Zeiten das bedrückende Gefühl der Heimatlosigkeit haben wie ich, ... viele, die da sitzen und frieren bei dem unheimlichen Gedanken, was die Zukunft uns bringen wird!“ Es sind Bewohner des Totenreiches, einige davon mit einem Bewußtsein ihrer Todgeweihtheit, wie Jytte, die meisten ohne eine Ahnung von der Art der Sphäre, in der ihr Leben verläuft. Die Gespenstigkeit der modernen Welt mit ihrem Willen zur Selbstbetäubung ist in diesem Werk aufgefangen wie in einem geisterhaften Spiegel: man erschrickt, und man ist doch gezwungen, immer wieder hineinzuschauen.

Wo aber endet nun die Sphäre des Totenreiches? Ein ganz Kranker und ein ganz Gesunder können sich ihm entreißen. Da ist der Gutsbesitzer Torben Dihmer, der eine scheinbar unheilbare Krankheit hat. Ein befreundeter großer Arzt verschafft ihm durch eine Kur neue Gesundheit, und der schon dem Tode Verfallene sieht sich dem Leben wiedergegeben. Aber seine Augen sind hellsichtig geworden; er durchschaut das moderne Leben, und am Ende gibt er seine Kur auf, geht wieder auf seinen Landsitz und läßt der Natur ihren Lauf. Er hat zu lange in brüderlicher Gemeinschaft mit dem Tode gelebt, um nicht am Ende die Nichtigkeit von politischem Ehrgeiz, Genußleben, Macht, Reichtum, Liebe zu erkennen. So benutzt er die Macht, die ihm sein großes Vermögen verleiht, dazu, auf seinen Gütern Menschen mit zukünftiger Gesinnung anzusiedeln: Menschen mit einfachen, gesunden Sinnen, mit Lust an einfacher Arbeit und einfacher Feier, mit bescheidenen Bedürfnissen und rechtschaffenen Herzen, kurz Menschen, wie sie im Totenreich zugrunde gehen müssen, wie sie aber die Zukunft braucht zur Gesundung aller menschlichen

Lebensverhältnisse von Grund auf. Als ersten holt Torben Dihmer sich den Doktor Gaardbo mit seiner gesunden und natürlichen Frau und seinem hellen Geist auf sein Gut, und bald schließen sich andere unmoderne Menschen ihm an, so daß Torben bei seinem frühen Tode von sich sagen kann, daß er, selber ein Todgeweihter, doch dem zukünftigen Leben gedient habe, weil er selber innerlich vom Tode zum Leben gekommen ist. Über diese seine innere Erweckung, die freilich ganz unpietistisch ist, sagt er einmal: „Wenn ich dir meine Ansicht sagen soll, so glaube ich weit eher, daß ich daheim auf Favsingholm eine Empfindung haben werde, als sei ich zur Sonne und zum wirklichen Leben zurückgekehrt — von einer Reise nach dem Totenreich ... Sowohl in Europa als auch in Amerika habe ich wirklich sehr oft das Gefühl gehabt, als befände ich mich auf einer unterirdischen Folterstätte, wo Millionen von ruhelosen Schatten auf der Jagd nach eingebildetem Glück dahinjagten."

Es ist merkwürdig, zu beobachten, wie diese Abwendung von der modernen Welt gleichzeitig in allen Ländern auftritt: Knut Hamsuns „Segen der Erde" ist von dem gleichen Geiste des inneren, radikalen Protestes gegen das moderne Leben getragen, wie jetzt Pontoppidans „Totenreich" oder wie Wilhelm Schäfers „Lebenstag eines Menschenfreundes" oder wie Paul Ernsts „Saat auf Hoffnung". Freilich, mit dem politischen Radikalismus hat dieser Radikalismus der Gesinnung recht wenig zu tun, man kann sogar sehr konservative Züge im Seelenbild all dieser Dichter finden. Und doch deuten sie voraus auf Dinge und Verhältnisse, die einmal kommen müssen und kommen werden. Die Anknüpfung des Menschenschicksals an den Boden der Heimat: das ist der Weg, den die europäische Menschheit nehmen muß, wenn sie weiterleben will. Es ist wunderbar, zu sehen, wie aus der romantisch-kleinbürgerlichen Heimatseligkeit der Heimatkultur-Be-

wegung, die im Grunde ein Erzeugnis der Großstadt und eine Illusion war, heut zaghaft, aber doch sicher die europäische Menschheit sich hinzukämpfen sucht zu einer neuen Verwurzelung in echten, dauernden, tragfähigen, wirklichen Lebensverhältnissen, um so dem Totenreich der Zivilisation zu entrinnen. Dichter sind wieder Propheten, nicht nur Beschreiber: das ist der innere Sinn dieses neuen Werkes von Pontoppidan. Die Jugend wird ihm zuhören, und die Politik wird eines Tages — ach, es ist noch Generationen hin — mit neuen Menschen zu rechnen haben. Pontoppidan aber tritt mit diesem neuen großen Gesellschaftsroman in die Reihe der wenigen Dichter, die nicht nur als Kritiker des Bestehenden, wie Tolstoi, Ibsen, Strindberg, ihren Sinn haben, sondern die darüber hinaus den entsagungsvollen, schmalen Weg zur Gesundung vorfühlend zeigen und durch die Männlichkeit ihres Wesens den Mut und die Kraft einer neuen Generation beleben, der einmal der Ehrenname der „Generation der Verwirklichung" sicher ist, wenn sie die Ahnungen ihrer Dichter in die Wirklichkeit des Lebens selber umzusetzen die Kraft hat.

* * *

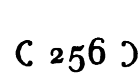
MITTEILUNGEN DES VERLAGS

So trostlos grau der Himmel ist, der über unserer Gegenwart und Zukunft hängt, der unendliche Reichtum des Lebens quillt noch immer uns entgegen, und gerade in solcher trüben Zeit ist der Ansporn durch das Schöne nötiger denn je, denn es trägt und wiegt uns über viele Klippen und Kanten des Lebens. Eben deshalb wollen wir der Pflege des im eigentlichen Sinne „schönen Buches" wieder einen erheblichen Teil unserer Sorgfalt schenken. Nachstehend verzeichnen wir die Bücher, die als Liebhaberausgaben in diesem Jahr bereits erschienen sind oder sich in Vorbereitung befinden und bis Weihnachten noch erscheinen werden. Es lagen zu Pfingsten vor die drei Bücher: „Der Ackermann und der Tod", herausgegeben von A. Bernt; „Eli", nach der Schrift neu geordnet von M. J. bin Gorion, mit drei Steinzeichnungen von Lovis Corinth; „Das Stammbuch Offen-

berg", herausgegeben von Otto Clemen. Alle drei Ausgaben waren beim Erscheinen vergriffen. — Im Druck befinden sich: Büchners „Woyzeck" in den beiden Fassungen der eigenhändigen Niederschrift des Dichters; die erste deutsche Ausgabe von de Costers Novelle „Toulets Hochzeit", mit Holzschnitten von Marcus Behmer; die „Briefe der Diotima an Hölderlin" (Druck der Janus-Presse); Goethes „Römische Elegien" (Faksimile-Ausgabe der im Goethe-Schiller-Archiv befindlichen Handschrift); Lessings „Minna von Barnhelm", mit den Kupfern von Chodowiecki; „Li-Tai-Pe", übersetzt von Klabund, mit Radierungen von R. Großmann; „Schwester Beatrix", mit Radierungen von Felix Timmermans; Spinozas „Ethica"; „Tobias", nach der Schrift neu geordnet von M. J. bin Gorion, mit Radierungen von Max Liebermann; der „Urschlemihl"; Vermeylen, „Der ewige Jude", mit Holzschnitten von Frans Masereel; Zweig, „Der Zwang", mit Holzschnitten von demselben.

An neuen Büchern sind erschienen: von unserm Unternehmen „Shakespeare in Einzel-Ausgaben" die ersten drei Bände: „Hamlet", „Macbeth" und „Othello"; Insel-Bücherei Nr. 296—307; die beiden ersten Bände des „Dom": „Theologia Deutsch" und Fechners „Zend-Avesta"; Henrik Pontoppidan, „Totenreich". — An Neuauflagen liegen vor: Andersen-Nexö, „Pelle der Eroberer"; „Gesta Romanorum"; Rilke, „Rodin"; Schaeffer, „Elli" und „Gudula"; der sechsbändige Schiller der Wilhelm-Ernst-Ausgabe; Felix Timmermans, „Das Jesuskind in Flandern"; Verhaeren, „Rubens". — In den nächsten beiden Monaten werden an neuen Büchern erscheinen: Ernst Bertram, „Straßburg" (die Klage eines deutschen Dichters um ein verlorenes deutsches Land); Arthur Schendel, „Die schöne Jagd" (eine Novellensammlung des niederländischen Romantikers); Choderlos de Laclos, „Schlimme Liebschaften" (das prächtige Zeitgemälde des Rokoko), übertragen und eingeleitet von Heinrich Mann; Stendhal, „Von der Liebe", übertragen von Arthur Schurig; Thukydides, „Geschichte des Peloponnesischen Krieges", übertragen von Theodor Braun. — Von in Herstellung befindlichen Neuauflagen sind zu nennen: Balzac, „Contes drolatiques"; Goethe, „Werther"; E. T. A. Hoffmann, „Brambilla": beide mit den alten Kupfern; Karl Scheffler, „Essays" und „Deutsche Maler und Zeichner im neunzehnten Jahrhundert"; Willy Seidel, „Der Garten des Schuchân"; Otto von Taube, „Der verborgene Herbst"; Zola, „Wahrheit" und „Der Zusammenbruch".

* * *



DAS

INSELSCHIFF

*

* EINE *

ZWEIMONATSSCHRIFT

*

ERSTER JAHRGANG / SECHSTES HEFT

28. AUGUST 1920

*

Wie an dem Tag, der Dich der Welt verliehen,
die Sonne stand zum Gruße der Planeten,
bist alsobald und fort und fort gediehen
nach dem Gesetz, wonach Du angetreten.
Urworte. Orphisch.

WIE GOETHES GEBURTSTAGE GEFEIERT WURDEN

1772.

Goethe an Charlotte Kestner, 27. August 1774.

HEUT vor zwey Jahren sas ich bey dir fast den ganzen Tag da wurden Bohnen geschnitten biss um Mitternacht, und der 28 te feyerlich mit Thee u. freundlichen Gesichtern begonnen o Lotte u. du versicherst mich mit all der Offenheit u Leichtigkeit der Seele, die mir so werth immer war an dir, dass ihr mich noch liebt, denn sieh es wäre gar traurig wenn auch über uns der Zeiten Lauf das Übergewicht nehmen sollte... Morgen denckt ihr gewiss an mich. Morgen bin ich bey euch, und die liebe Meyern [Frau des Hofrats und Kammersekretärs Meyer in Hannover] hat versprochen mir ihr Geistgen zu schikken mich abzuhohlen.

1777.

Goethe in seinem Tagebuch.

d. 27. Aug ritt ich Nach Tische dunckel von W[eimar] weg, ich sah offt nach meinen Garten zurück, und dachte so was alles mir durch die Seele müsse biss ich das arme Dach wieder sähe. Langsam ritt ich nach Kochberg, fand sie [Charlotten v. Stein] froh und ruhig und mir wards so frey und wohl noch den Abend und

[28.] wachte an m. Geburtstag mit der schönen sonne so heiter auf dass ich alles was vor mir liegt leichter an sah. Gegen achte weg ... nach Ilmenau fand den Herzog der schon um halb neune angekommen war. Nach Tisch in s Bad, Abends mit den Mädgens spazieren. Abends kam der Herr hatte einen zwölfer geschossen.

1779.

Goethe in seinem Tagebuch.

d. 28 zum Geburtstage frey und froh. Nachmittag sagte mir d. Herz[og] seine Gedancken über ... meinen Tittel [als Geheimer Rath].

1780.

Goethe in seinem Tagebuch.

d. 28 früh im Stern spazierend überlegt, wo und an welchen Ecken es mir noch fehlt. Was ich dis Jahr nicht gethan. Nicht zu Stande gebracht. Über gewisse dinge mich so klar als möglich gemacht. Mittags zu ⊙ [Charlotten v. Stein] artig gegessen. Abends Gesellschafft im Garten, sehr vergnügt.

1781.

Herzog Karl August im 3. Stück des „Journals von Tiefurt".

Über das Schattenspiel Minervens Geburth, Leben und Thaten.

Den 28. dieses wurde Abends im petit Colisée alhier [Tiefurt] eines der neusten und seltsamsten Schauspiele fürgestellt.

Es war nemlich ein Pantomimisch-allegorisches Schattenspiel ... Der Gegenstand des Stücks war die alte bekante heidnische Fabel von Minervens Geburth. Jupiter hatte nehmlich, da ihm verkündigt wurde, seine Frau, die Metis, würde ein Kind gebähren, welches ihn vom Thron stoßen würde, seine Gemahlin in höchst schwangern Umständen mit Haut und Haar gefressen. Er wurde über diesen Frevel sehr krank, und bekam entsetzliche Kopfschmertzen; ... Vulcan ... spaltete ihm kurtz und gut den Scheitel, und zog hierauf Minerven, als ein wohlgebildetes ganz gekleidet und bewaffnetes Frauenzimmer heraus. Der Vater nahm sie freudig als seine Tochter auf, und die übrigen Götter begabten sie mit den köstlichsten Gaben, und huldigten ihr.

So weit war der Dichter unseres Stückes der Geschichte treu geblieben; den dritten Akt fügte er hinzu; er ließ Minerven im Buche des Schicksals lesen, und darin den Tag der Vorstellung als einen glücklichen Tag finden; sie besann sich daß derselbe Tag vor 31 Jahren, dem Publico und verschiedenen diese Wohlthat erkennenden Menschen, einen Mann schenkte, welchen wir jetzt für einen unserer besten und gewiß mit Recht für den weisesten Schriftsteller ehren. Sie ließ, hierüber erfreut, einen Genium erscheinen, der den Buchstaben G in die Wolken hielt, Minerva kräntzte diesen Anfang eines werthen Nahmens, gab ihm die von den Göttern empfangenen Geschenke, als Apollos Leyer, der Musen Kräntze pp, verwarf aber, als eine der göttlichen Jungfrauschaft gewidmete Dame, Momus Peitsche, welche er ihr, obgleich unwillig, auch geopfert hatte; denn an den Riemen der Peitsche hingen die Buchstaben des Wortes Aves, welches dieser Gott als ganz besonders beliebte Stacheln immer mit sich führte, der keuschen Minerva aber nicht angenehm seyn konnte. Sie hing dafür Iphigenien und ein Stück des Nahmens eines Stückes von einem Stücke, welches das Publicum immer nur als Stück zu behalten

leider befürchtet [Tasso]. Momus ließ sich aber nicht abschrecken, kam unversehens wieder, und hing doch auch seine Geißel mit dem ihm lieben Nahmen, als der andern Geschenke nicht unwürdig, mit auf.

1794.

Goethe an Schiller, 27. August 1794,

in Beantwortung eines Briefes, in dem Schiller am 23. August die sittlich-geistige Persönlichkeit Goethes zu umschreiben und zu ergründen versucht hatte.

Zu meinem Geburtstage, der mir diese Woche erscheint, hätte mir kein angenehmer Geschenck werden können als Ihr Brief, in welchem Sie, mit freundschaftlicher Hand, die Summe meiner Existenz ziehen und mich, durch Ihre Theilnahme, zu einem emsigern und lebhafteren Gebrauch meiner Kräfte aufmuntern.

1813.

Goethe an seine Gattin Christiane,
Ilmenau, 28. und 30. August 1813.

Ich wachte zeitig auf ohne mich des Tags zu erinnern. Ein Kranz mit Glück auf! von Bergr[ath] Voigt, den mir Dienemann ans Bette brachte, erinnerte mich erst (s. No 1). Ich war noch nicht angezogen, als ich Durchl. den Herzog, den Prinzen [Bernhard] und Gefolge herankommen sah und eilte auf der Straße entgegen. Da gab es freundliche Begrüßungen, und kaum waren sie auf meinem Zimmer als drey kleine Mädchen mit Sträußen und Goldpapier Bogen auf Tellern hereintraten. Das Gedicht (No 2) von Serenissimo entdeckt ich zuletzt. (No 3) vom Grafen Etling. (No 4) noch unbekannt. (No 5) von Fritsch. Kaum hatte man sich damit bekannt gemacht so traten drey hübsche Mädchen herein, jede einen Kranz haltend; sie rezitirten ihre Gedichte (No 6. 7. 8.) gar hübsch und als die letzte mir den Kranz aufsetzte, küßte ich sie gar behaglich, und hohlte es bey den andern nach.

Bald hierauf kamen die Mütter und Grosmütter mit den Enckeln und kleinsten Kindern und brachten eine bekränzte Cartoffel Torte. Welche so heiß sie war dem Prinzen Bernh. fürtrefflich schmeckte. Und so war unerwartet ein sehr artiges, manigfaltiges, wohlgemeyntes ja rührendes Fest entstanden, wo ich im Sürtout und ohne Halsbinde figurirte.

Vom 28ten wißt Ihr das meiste, nur muß ich noch melden daß Abends der Stadtrath mir ein Ständchen brachte und durch die Vorsteher etwas freundliches sagen ließ.

1815.

Aufzeichnung von Sulpiz Boisserée.

Montag 28t. [August 1815]. Morgens Vers an den Goethe fertig. Über Hals und Kopf hinausgeeilt [zur Gerbermühle, dem Landsitz des Bankherrn Jakob Willemer, bei Frankfurt a. M.]. Die Familie v. Willemer ist da, Scharff und Frau, Fritz Schloßer, Kasten-Schreiber Riese, alter Schulcamerad von Goethe, Seebeck. Das Garten-Hauß mit Schilf ausgeziert, wie Palm-Bäume zwischen die Fenster gebunden, oben an der Decke überhängend. — An der hintern Wand, wo der Alte saß, ein großer Spitzschild mit Laubkränzen, darinnen ein runder Kranz von Blumen, den Farben-Kreis vorstellend.

Willemer eröffnet den Tisch mit einer paßenden Anrede, Anspielung auf Freimaurer-Sitte — bringt des Alten Gesundheit aus mit Wein von seinem Geburtsjahr 1749, mit 1748er Rheinwein. Durchgehend muntere Stimmung in der Gesellschaft. Brief vom Consistorium an Willemer mit Erlaubnißschein, den an diesem Tag gebohrenen unehelichen Sohn Wolfgang im Haus zu taufen. Zweiter Brief in Knittel-Versen von einem Meister-Sänger Christian: kurze Wiederholung von Goethes Biographie, soweit sie jetzt gedruckt ist, alle Verse

endigen mit den Eigennahmen der Goethischen Liebschaften. Riese merkt es gleich; beydes von Ehrmann.

Morgens hatte Frau Hollweg in einem Boot Musik machen lassen, Harmonieen. — Es war so eingerichtet, daß sie anfingen, als Goethe aus dem Bett aufstand. Ey ey, sagte er etwas ängstlich und bedenklich, da kommen ja gar Musikanten — doch fand er sich bald zurecht, weil die Musik sehr gut war. Dann gabs ein Misverständniß mit einem Ducaten, den der Alte durch Carl an die Musikanten schickte. Sie wollten und konnten natürlich nichts nehmen, war das Theater-Orchester, fand sich beleidigt.

Die Frauen [Marianne Willemer und ihre Stieftochter Rosine Städel] hatten Einen Turban von dem feinsten indischen Muslin, mit einer Lorbeerkrone umkränzt, auf zwey Körbe voll der schönsten Früchte, Ananas, Melone, Pfirsich, Feigen und Trauben, dann einer voll der schönsten Blumen gelegt, dazu hatte die Städel die Aussicht aus Goethes Fenster auf die Stadt Frankfurt artig gezeichnet, und die Willemer ein schönes Kränzchen von feinen Feld-Blümchen aufgeklebt, zu beidem waren paßende Verse aus dem Hafis geschrieben.

Ehrmann hatte allegorische Bilder, etwa die Jahreszeiten von Pietro Testa — schreckliches Wesen von Compositionen — geschikt. Christian Schloßer Kreuzabnahme, glaube ich, von Daniel di Volterra oder Kreuzigung und Kreuztragung von einem großen italienischen Meister.

In Beziehung auf den Farbenkranz erzählte Goethe: weil er immer seine angefangenen Arbeiten so gern liegen gelaßen, hätten seine Freunde in Weimar ihm an einem Geburts-Tag einen Kranz gemacht, worin die Anfangs-Buchstaben, die zerbrochenen, von allen seinen unvollführten Werken zusammengereiht gewesen. Auf solche Art hätten sie ihn oft geschoren an seinem Geburts-Tag ...

Ich suchte nach Tisch Eichen-Zweige und Klee und legte

die „Barbara“ von Eyck mit meinen darunter versteckten Versen in Goethes Schlafzimmer; zur linken dem Bildchen einen schönen Eichzweig, zur rechten einen großen Lorbeer, unten, wo beyde sich kreuzten, einen dreischüßigen Klee-Zweig — dieß faste das Ganze angenehm ein.

Vor Tisch hatte ich ihm auf seinem Zimmer schon Glück gewünscht und gesagt, daß ich ihm was mitgebracht. Ich fand ihn da gerade bey der Denkschrift [über Kunst und Alterthum am Rhein und Main] beschäftigt, wir umarmten uns herzlich, und als ich meine Freude zu erkennen gab, gerade an diesem Tag hier mit ihm zusammen zu treffen, sagte er: Ja, es ist recht schön und ominoes.

Das kleine Geschenk und den Vers nahm er nun mit Rührung auf; es entfuhr mir die auf mich selbst stöhrend zurückwürkende Entschuldigung: es seyen die Ersten Verse, die ich gemacht. Nun, sagt er, sie sind gut gedacht, das übrige wird schon kommen ... Ich blieb den Abend draußen; er liest von seinen orientalischen Gedichten. Heitere, freundliche Stimmung des kleinen Kreises. Ich tappe mit einer großen Keule nach der Stadt.

1819.

Goethe in den „Tag- und Jahresheften“.

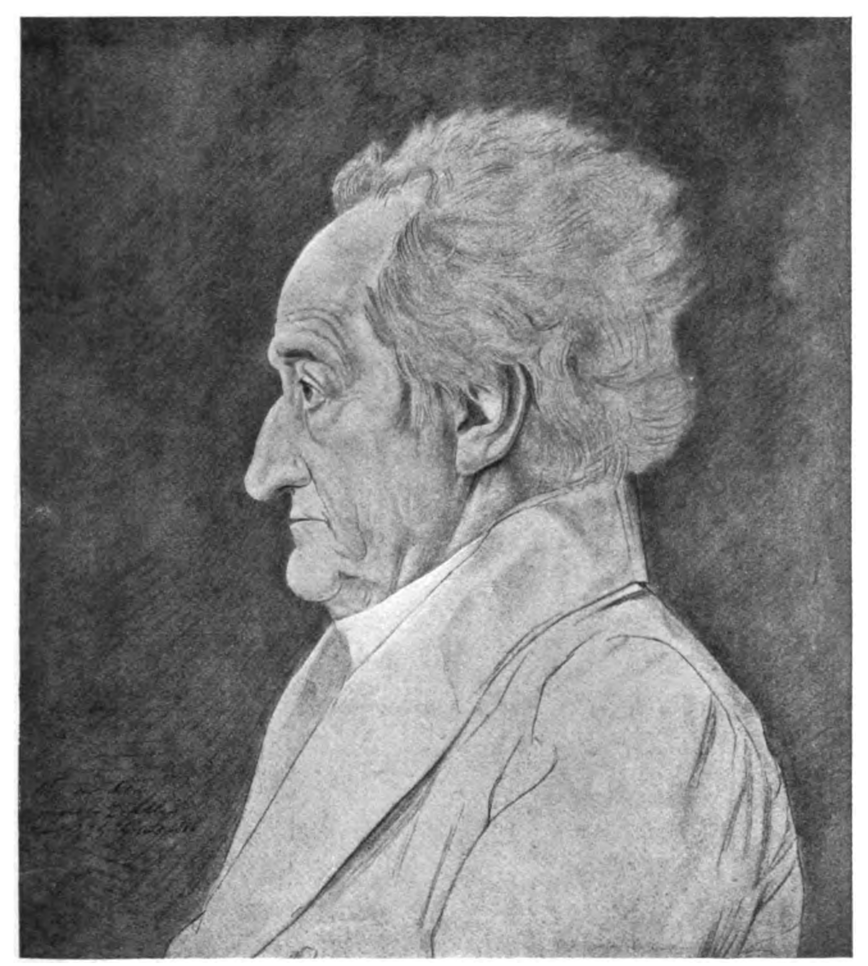
Des Antheils hab' ich nunmehr zu erwähnen, den man meinem siebzigsten Geburtstage an vielen Orten und von vielen Seiten her zu schenken geneigt war. Durch eine wunderliche Grille eigensinniger Verlegenheit suchte ich der Feier meines Geburtstags jederzeit auszuweichen. Dießmal hatte ich ihn zwischen Hof und Karlsbad auf der Reise zugebracht; am letzten Orte kam ich Abends an, und in beschränktem Sinne glaubt' ich überwunden zu haben. Allein am 29. August sollte ich zu einem schon besprochenen Gastmahl auf den Posthof eingeladen werden, wovon ich mich, in Rücksicht auf meine Ge-

sundheit, nicht ohne Grund entschuldigen mußte. Auch überraschte mich aus der Ferne noch gar mannichfaltiges Gute. In Frankfurt am Main hatte man am 28. August ein schönes und bedeutendes Fest gefeiert; die Gesellschaft der deutschen Geschichtkunde hatte mich zum Ehrenmitgliede ernannt, die Ausfertigung deßhalb erhielt ich durch ministerielle Gelegenheit. Die Mecklenburgischen Herren Stände verehrten mir zu diesem Tage eine goldne Medaille, als Dankzeichen für den Kunstantheil, den ich bei Verfertigung der Blücherischen Statue genommen hatte.

Jakob v. Willemer an Goethe, 29. August 1819.

Franckfurt feyerte gestern seinen schönsten Tag, sich zur Ehre wie zur Lust. 180 Persohnen waren im großen Saal vom Weidenbusch um eine Tafel her versamelt und hatten die Büste ihres Landsmanns, des ersten jetzt lebenden Dichters, im Auge; ein goldener Lorbeerkrantz, mit Rubinen und Schmaragden durchflochten, ziehrte des Unsterblichen Scheitel. Die Gläßer klangen, und verständige wie verständliche Gesundheiten flamten gleich Blitzen zwischen durch. Kirchner brachte die erste Gesundheit aus und sprach wie ein stiller Gott, ernst, feierlich, hertzergreifend. Unter den Anwesenden war der Gesandte Aretin, Wangenheim, Graf Reinhard, Schlosser, Büchler, viele benachbarte Gesandte, Thorwaldsen und Boisserée. Von Senatoren nur Thomas, mein Schwiegersohn, und Ihm, der Spion. Alles ging inig und anständig zu, Kirchner, Melber und Neuburger hatten vor alles gesorgt. Die Büste des Freundes umgab ein Lorbeerhayn, Blumen schmükten die Tafel, und alles empfand tief die Bedeutung des Festes. Frauen waren ausgeschlossen . . .

Abends zuvor war Museum, abends am 28. Tasso und ein Prolog; alles ging ohne Verdruß, recht fein und dennoch kräf-



Goethe. Kreidezeichnung von Ludwig Sebbers (1826)

tig von statten, ich war auch dabey — und statte darum Bericht ab an den Freund, der unsichtbar bey uns war.

18 siebenzigjährige Bürger, unter denen auch Färber sich befand, dem schon ein Lobgedicht entquollen, erhielten an dem 28. Aug. Speiße, Trank und dazu jeder fl. 8 für sich besonders.

1821.

Aufzeichnung des Polizeirates Joseph Sebastian Grüner in Eger.

Ich hatte dem Grafen Auersperg [auf Schloss Hartenberg bei Falkenau in Böhmen] von der beiläufigen Ankunft Goethes [in Hartenberg] mit dem Bemerken Nachricht gegeben, daß der 28. August der Geburtstag Goethes sei... Bei der Ankunft Goethes [am 27. August 1821] kam der Graf ihm entgegen, und drückte seine hohe Freude über die Ehre aus, die ihm durch die Anwesenheit Seiner Excellenz zu Theil werde. Lange, sehr lange habe er den Wunsch gehegt, den Mann, dessen Werke er studire, persönlich kennen zu lernen, und dergleichen mehr, was Goethe artig erwiederte... Vor dem Souper wurde plötzlich der Abhang des ganzen im Norden liegenden Berges hell, und es wurde unter Vivatruf und Pöllersalven ein nicht unbedeutendes Feuerwerk abgebrannt. Im Tempel des Ruhmes zeigte sich eine Schrift mit großen Buchstaben, besagend: „Zu Goethe's zweiundsiebzigstem Geburtstage." Goethe, nicht ahnend, daß dieser für ganz Deutschland merkwürdige Tag auch im böhmischen Mittelgebirge so herzlich theilnehmend gefeiert werden sollte, war höchst freudig überrascht und tief gerührt, als von allen Seiten so herzliche Glückwünsche dargebracht wurden. Am 28. August früh besah Goethe vom Schloßbalkone aus die Gegend. Die Aussicht ist wunderschön, Goethe konnte sich lange nicht von ihr trennen; dann besuchte er die Anlagen, besonders diejenige,

von der aus er durch Beleuchtung und Feuerwerk erfreut worden war. Der Sitz, wo Goethe dort von Bergsteigen ausruhte, hat den Namen „Goethes Ruhe“ empfangen und behalten... Der Graf hatte ein feierliches Mittagsmahl veranstaltet, ... Beim Mahle herrschte Heiterkeit und Frohsinn... Als es aber zu Toasten kam und Graf Auersperg ihm einen Kranz von Eichenlaub unter Musik und Trompetenschall überreichte, während alle Gäste glückwünschend sich erhoben und die Toaste nicht allein auf sein langes Wohlergehen, sondern auch auf das des Großherzogs [Karl August] ausgebracht wurden, der sich ein deutsches Athen in so großen Zierden der deutschen Nation zu erziehen wußte, war Goethe äußerst bewegt und gerührt, und dankend äußerte er sich bloß, daß die so gastfreundschaftlich freundliche Aufnahme in Hartenberg ihm unvergeßlich sein werde. Nach aufgehobener Tafel packte der Graf noch einige Mineralien ein, mit denen Goethe unter Glückwünschen am Mittwoch den 29. August früh mit mir von Hartenberg abreiste.

1823.

Bericht Ulrikens v. Levetzow.

Im Jahre 1823 waren wir [Ulrike von Levetzow mit Mutter und Schwestern] nur kurze Zeit mit ihm [Goethe] in Marienbad zusammen, da meine Mutter Karlsbad brauchen mußte, wohin Goethe aber auf einige Tage kam, mit uns im selben Haus wohnte und immer mit uns war, mit uns frühstückte und speiste, uns des Abends abwechselnd vorlesen ließ, wozu meine Schwester Amelie sich nie entschließen wollte und sich sehr viel mit ihm neckte, da sie sehr lebhaft war. In Karlsbad war er auch an seinem Geburtstag mit uns, und da meine Mutter merkte, daß er nicht wissen lassen wollte, daß es sein Geburtstag, so verbot sie auch uns, es zu erwähnen. Goethe sagte den Tag vorher, er wünsche sehr, daß wir mit ihm recht

früh nach Elbogen fahren möchten und daß wir diesen Tag seine Gäste seien, wie er die ganze Zeit unser Gast gewesen. Mutter nahm es an, setzte für diesen Tag ihre Küche aus, und als Goethe um 7 Uhr früh zum Frühstück herunter kam, stand eine hübsche Tasse, auf welcher ein Efeukranz, an seinem Platz; nachdem er sie eine Weile betrachtet, wandte er sich zu meiner Mutter: „Warum die schöne Tasse?" — „Damit Sie an unsere Freundschaft erinnert werden. Efeu ist ja deren Sinnbild." Goethe reichte der Mutter die Hand: „Wie hübsch, es soll mir ein liebes Andenken sein." Bald fuhren wir fort, und Goethe war die ganze Zeit sehr heiter, erzählte uns viele heitere Erlebnisse, besonders von seinen öfteren Aufenthalten in Karlsbad; auch in Elbogen zeigte er uns alle Merkwürdigkeiten. So kam die Essensstunde, er hatte seinen Kammerdiener schon früher nach Elbogen geschickt, damit er alle Vorbereitungen treffe. Mutter aber hatte einen schönen Kuchen, einen echten Geburtstagskuchen, und 2 Flaschen alten Rheinwein, welchen Goethe besonders liebte, mitgenommen, welche an dem Tisch standen und Goethe gleich bemerkte: „Welch schöner geschenkter Kuchen!" Nun erwiderte die Mutter: „Ich muß doch auch etwas zu dem Diner beitragen, und da wählte ich Bisquit und einen Wein, welches Sie ja lieben." — „Meine aufmerksame kleine Freundin! Aber welch schönes Glas seh ich wieder hier mit Ihrem und der lieben Kinder Namen!" Wieder sagte Mutter: „Wir wollen über allem nicht vergessen sein und Sie sollen sich unser und auch des heutigen schönen Beisammenseins erinnern und immer daran denken." Goethe lächelte, dankte und blieb fort heiter. Zu Ende der Mahlzeit brachte sein Kammerdiener ihm einen ganzen Pack Briefe und Schriften, welche er zum Teil las, dabei öfters sagte: „Die lieben Menschen sind sehr freundlich und lieb", wohl erwartend, daß wir fragen würden, was aber nicht geschah. So fuhren wir in heiterer Laune nach Karlsbad zurück; schon von

weitem sahen wir vor dem Haus auf der Wiese viele Menschen und daß Musik uns erwartet. Gleich als wir ausstiegen, wurde Goethe umringt. Mutter winkte uns, sagte Goethe gute Nacht und ging mit uns hinauf. Da es schon spät, sahen wir Goethe erst am andern Morgen wieder, wo seine erste Frage war: „Nicht wahr, Sie wußten, daß gestern mein Geburtstag?“ Mutter sagte: „Wie sollte ich nicht? Da hätten Sie es nicht drucken lassen müssen!“ Lachend schlug er sich vor den Kopf und meinte: „So wollen wir es den Tag des öffentlichen Geheimnisses nennen“, und so erwähnte er es auch später in seinen Briefen.

1827.

Goethe an Frau v. Levetzow, die Mutter Ulrikens, Weimar, 29. August 1827.

Ich erwartete mit Freuden meinen Geburtstag, wo sich werthe Freunde, wie mir wohl bekannt war, zu einem anmuthigen Fest herkömmlich bereiteten; aber es sollte mir eine Überraschung werden, die mich beynahe aus der Fassung gebracht hätte und doch immer eine Empfindung zurückließ, als wäre man einem solchen Ereigniß nicht gewachsen.

Des Königs von Bayern Majestät kamen den 27. August in der Nacht an, erklärten am folgenden Morgen, daß Sie ausdrücklich um dieses Tages willen hergekommen seyen, beehrten mich, als ich grad' im Kreise meiner Werthen und Lieben mich befand, mit Ihro höchster Gegenwart, übergaben mir das Großkreuz des Verdienstordens der Bayerischen Krone und erwiesen sich überhaupt so vollständig theilnehmend, bekannt mit meinem bisherigen Wesen, Thun und Streben, daß ich es nicht dankbar genug bewundern und verehren konnte. Ihro Majestät gedachten meines Aufenthaltes zu Rom mit vertraulicher Annäherung, woran man denn freylich den daselbst eingebürgerten fürstlichen Kunstfreund ohne weiteres zu er-

kennen hatte. Was sonst noch zu sagen wäre, würde mehrere Seiten ausfüllen.

Die Gegenwart meines gnädigsten Herrn des Großherzogs gab einem so unerwarteten Zustand die gründlichste Vollendung, und jetzt, da die Erscheinung vorüber geflohen ist, habe ich mich wirklich erst zu erinnern, was und wie das alles vorgegangen und wie man eine solche Prüfung gehöriger hätte bestehen sollen. Was man aber nicht zweymal erleben kann, muß wohl so gut als möglich aus dem Stegreif durchgelebt werden. Die überbliebenen schönsten Gefühle und bedeutendsten Zeugnisse geben auf alle Fälle die Versicherung daß es kein Traum gewesen.

1828.

Goethe an seine Schwiegertochter Ottilie,
Dornburg, 28. August 1828.

Damit der Bote, welcher Briefe und Sendungen glücklich überbracht hat, zu rechter Zeit wieder nach Hause zurückkehren möge, sage über den heutigen Tag laconisch Folgendes:

Nachdem die durch Augusts überraschendes Ankommen einigermaßen gestörte Nachtruhe am schönsten Frühmorgen, wo ich die Vorläuferin der Sonne, Frau Venus genannt, in ihrem herrlichsten Glanze am Himmel stehen sah, einigermaßen wieder in's Gleiche gekommen war, erschien Inspector Götze an früher Morgenzeit mit Brottorte und Flaschen alten guten Weins. Ich arbeitete einiges; Schuchardt begegnete mir und ich erfreute mich zu hören daß auch bey ihm und seinen Geschäften alles auf guten Wegen geht. Dann folgte Weller mit Schwester und Knaben, der ganz eigentlich wie ein heiterer Gruß in's lange Leben aussieht. Ich dachte weiter zu arbeiten, da erschien Dr. Gries, Professor Schroeter und Niemeyer, welche, nach freundlicher Unterhaltung, eine Einladung auf Mittag ablehnten, auch nicht einmal von dem vorhandenen

Guten etwas genießen mochten. Denn Sckell und Baumann hatten indeß für herrliche Früchte gesorgt, die Camarilla für Biscuitkuchen und Kränze, welche ich auch von Wellern zu rühmen habe. Frau Dr. Stichling hatte durch ihren Mann einen allerliebsten Kranz gesendet; sie selbst war durch ein kleines, das Gesicht entstellendes Übel abgehalten. Ich dictirte noch einiges in Zwischenräumen. Zu Mittag speis'ten Dr. Stichling, Weller und Schuchardt mit mir. Professor Döbereiner kam bey'm zweyten Gericht, setzte sich ohne mitzuspeisen zu uns und das Gespräch ward vorzüglich interessant. Indessen ging der Regen, nach löblicher Gewohnheit, gewaltig nieder und leider waren noch einige Partien guter Jenenser inzwischen angekommen, die sich mit ihrem Caffee in die Grotte am Pentagon flüchten mußten. Ich hörte daß Madame Griesbach drunter sey, ließ sie durch Friedrich becomplimentiren und bedauern daß ich sie nicht aufsuchen könnte, denn der nebelhafte Regen dauerte fort. Und doch fand die gute Frau vor ihrer Abfahrt noch einen trockenen Augenblick, mich im Schlößchen mit Demoiselle Göttling zu besuchen. Und so hat sich, von der ersten Kindheit bis zum höchsten Alter, das Menschenleben um mich her bewegt. Wäre der Tag schöner gewesen, so hätt' es mich gereut, euch abbestellt zu haben. Nun aber kommt der Bote und bringt mir so vieles, daß ich es nicht übersehen kann; er will abgefertigt seyn, und so danke nur im allgemeinsten, in Hoffnung, das Übrige nachzubringen.

1831.

Goethe an Frau v. Levetzow, Ilmenau, 28. August 1831.

Heute, verehrte Freundin, auf dem Lande, freundlich veranstalteten Festlichkeiten ausweichend, stelle ich jenes Glas [von 1823] vor mich, das auf so manche Jahre zurückdeutet, und mir die schönsten Stunden vergegenwärtigt.

Nach so wundersam unerfreulichen Schicksalen, welche über mich ergangen, an denen Sie gewiß herzlichen Antheil genommen, wende ich mich wieder zu Ihnen und Ihren Lieben, einige Nachricht erbittend, die Versicherung aussprechend: Daß meine Gesinnungen unwandelbar bleiben.

[Bei Gelegenheit dieses Aufenthaltes sprach Goethe dem Rentamtmann Mahr gegenüber den Wunsch aus, jenes kleine Häuschen auf dem Gickelhahn zu besuchen, in dem er vor einem Menschenalter mit seinem Bedienten acht Tage lang gewohnt hatte. Man fuhr im Wagen bis auf die Höhe des Berges, und Goethe legte den Weg bis zu dem Forstschutzhäuschen unter mehrfachen Ausrufen des Entzückens über die herrliche Aussicht, trotz seines hohen Alters ziemlich rüstig, zurück. Angelangt, suchte Goethe sofort jenes obere Zimmer auf, das ihn einst beherbergt hatte und verlangte die von ihm damals [1780] an die hölzerne Fensterbekleidung geschriebenen Verse zu sehen. Er konnte die Rührung nicht verhehlen, die ihn ergriff, als er sie wiedersah, die ihn — seltsame Verknüpfung des Schicksals — an seine Jugend gemahnten und zugleich mit der Ahnung des Endes erfüllten. In sein Tagebuch schrieb er nur: „Die alte Inschrift ward recognoscirt: Über allen Gipfeln ist Ruh pp. Den 7. September 1783.

Über die Feier des 28. August in Ilmenau berichtet Mahr:]

„Früh 5 Uhr ließ die städtische Verwaltung zu Ehren des hohen Geburtstägers vor dessen Wohnung den Choral „Nun danket alle Gott“ und einige andere bekannte Musikstücke blasen, worüber nach Aussage des treuen Kammerdieners sich Goethe sehr gefreut haben soll. Gegen 1/27 Uhr erschienen eine Anzahl hiesiger Jungfrauen, welche ihm einen Lorbeerkranz und ein Gedicht überreichten. Durch Wahl war meine Tochter .... bestimmt worden, das Gedicht auf einem weißen Atlaskissen zu überreichen. Dankend nahm der [Geburtstäger]

das dargebrachte und sprach seine Freude gegen meine Tochter darüber aus, daß der heutige Geburtstag die Gelegenheit biete, sie kennen zu lernen. Hierauf wurden die Damen einzeln vorgestellt, und Goethe unterließ nicht, freundliche Fragen an dieselben zu richten, um die auf den ängstlichen Gesichtern ausgeprägte Furcht in Vertrauen umzuwandeln...

Nach 2 Uhr [von einer Fahrt mit Goethe nach Elgersburg] nach Ilmenau zurückgekehrt wurde mir die Ehre zu theil, so wie Herr von Fritsch [der die Glückwünsche der höchsten Herrschaften aus Weimar überbracht hatte] abermals von Goethe zu Tisch geladen zu werden. Beim Mittagstische schien Goethe etwas abgespannt. Vielleicht war ihm beim Geburtstag die Erinnerung des hohen Alters nicht ganz angenehm.... Nach Tisch kamen noch die Vorstände der Gemeinde und Kirche, um Goethe Glück zu wünschen.... Für den späteren Abend war ein Aufzug der Bergleute in Aussicht genommen. Da Goethe im Lauf des Gespräches bei meinen frühren Besuchen Goethes in Weimar Gelegenheit genommen hatte, desjenigen Bergmannsspieles zu gedenken, welches er in frührer Zeit in Ilmenau gesehen hatte, hielt ich es nicht für ungeeignet, an diesem Geburtstag Goethes ein solches Bergmannsspiel wiederholen zu lassen. Zufällig war es möglich, daß diesmal neben dem alten bekannten Gedichte noch ein zweites über das Leben des Bergmannsstandes sich aussprechendes sehr altes Liederspiel angeknüpft werden konnte...."

Nach Goethes eigenen Berichten und den Aufzeichnungen der Freunde zusammengestellt von Max Hecker.

* * *

Alexander und Caesar und Heinrich und Friedrich die Grosen
Gäben die Hälfte mir gern ihres erworbenen Ruhms
Wenn ich ihnen dieß Lager auf eine Nacht nur vergönnte
Aber die Armen sie hält strenge des Orcus Gewalt
Freue dich also Lebendger des lieber wärmeten Lagers
Ehe den fliehenden Fuß schauerlich Lethe dir netzt

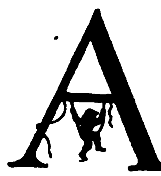
Zünde Licht an, o Knabe! „Noch ist es hell ihr verzehret
Oel und Docht nur umsonst. Schließet die Läden doch nicht!
Hinter die Häuser verbarg sich die Sonne nicht hinter die Berge,
Noch ein Halbstündchen vergeht bis zum Geläute der Nacht.
Unglückseliger geh und gehorche! Mein Mädchen erwart ich,
Tröste mich, Lämpchen, indeß, lieblicher Bote der Nacht.

Eine Faksimileausgabe in Lichtdruck nach der im Besitz des Goethe-Schiller-Archivs befindlichen Handschrift wird vom Insel-Verlag vorbereitet und im Herbst erscheinen.

DAS SILHOUETTEN-ALPHABET VON ADELE SCHOPENHAUER

(Zuerst veröffentlicht 1820)

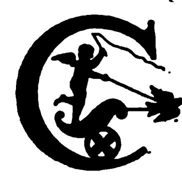
Mit Versen von Rudolf Alexander Schröder



NFANG, ein Wort voll eignem Grauen,
Des Deutung keinem noch gelang.
Denn wo wir wirken, wo wir schauen,
Ist „Anfang" nur ein Übergang.



ECHER voll von Traubenwein,
Wie er feurig winket!
Bücher sollten Becher sein,
Draus sich lieblich trinket.



UPIDO treibt mit Pfeil und Gift
Tagtäglich seine frevlen Spiele.
Er stellt sich blind; doch wen er trifft,
Der weiß, wie wohl das Bürschlein ziele.



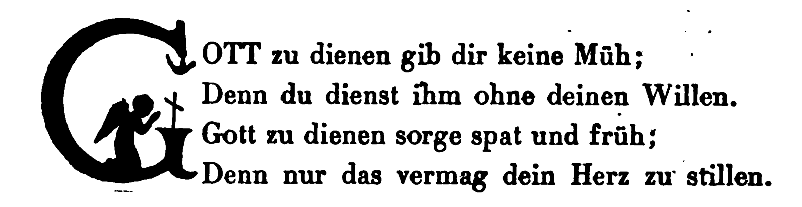
UMME werden Dummes lehren.
Sollst du deshalb grimmig schaun?
Sieh, die Dummen, die sie hören,
Kann doch Dummes nur erbaun.



VAS Töchtern zu Gefallen
Laßt ihr Flöten hold erschallen.
Freit sie nur. Da tanzt ihr schon
Bald nach ihrer Pfeife Ton.



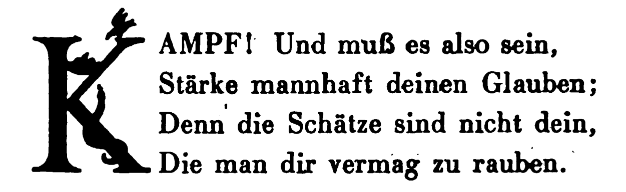
ISCH will fressen, Fischer auch.
Das ist immer so der Brauch.
Beide werden nur vergessen:
„Wer da frißt, der wird gefressen."



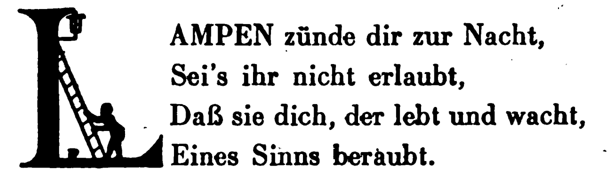
GOTT zu dienen gib dir keine Müh;
Denn du dienst ihm ohne deinen Willen.
Gott zu dienen sorge spat und früh;
Denn nur das vermag dein Herz zu stillen.

HÜBEN, Drüben, Heut und Morgen,
Welcher Abgrund, welche Lücke!
Ängstlich zaudern unsre Sorgen;
Aber Hoffnung schlägt die Brücke.

I ohne I-Punkt: Kerze ohne Schein,
Haus ohne Dach, Altar ohne Schrein,
Arm ohne Hand, Schuß ohne Knall;
— Mit sowas spielt der Lausbub Ball!



KAMPF! Und muß es also sein,
Stärke mannhaft deinen Glauben;
Denn die Schätze sind nicht dein,
Die man dir vermag zu rauben.



LAMPEN zünde dir zur Nacht,
Sei's ihr nicht erlaubt,
Daß sie dich, der lebt und wacht,
Eines Sinns beraubt.

MOTTEN und Falter laß flattern!
Dich lockt ihr farbiger Flug.
Doch wirst du im Netz sie ergattern,
So klebt dir am Finger der Trug.



ACHBARS Apfel winkt so schön,
Hänschen wird sich recken.
Manche gibts, die neidisch sehn
Über Nachbars Stecken.



BEN möchtest du hinaus,
Wähnst, die Schwere zu besiegen.
Schau hinab: Dort liegt dein Haus,
Und dort wirst du liegen.



APAGEIEN, Stare, Krähen
Plappern, was sie nicht verstehen.
— Doch wenn man sich ehrlich fragt:
Wer versteht wohl, was er sagt?

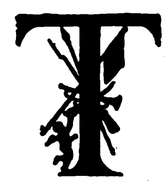


UENDEL und Tulipan
Zieren sich fein.
Schaust du die Rose an,
Sind sie gemein.



ICHTUNG zeige dir dein Herz,
Wie die Welt auch kreist,
Richt-Blei, sei's in Lust und Schmerz,
Das zur Mitte weist.

SCHAUKELN und Schwanken,
Kindisches Spiel:
Kluge Gedanken
Ändern's nicht viel.



ROMPETEN, Fahnen und Gewehr:
Was will Gott Amor dort?
Gib acht! Er nimmt den Säbel her
Und drohet dir mit Mord.



NTERTÄNIGE Manieren,
Stillehalten, Präsentieren,
Wo du kommst, und wo du stehst.
Doch Empörung, wo du gehst!



OGELSCHÜTZ, wann läßt du ruhn
Dein verwegnes Scherzen?
Richtest deine Pfeile nun
Auf beschwingte Herzen?



IEGT euch zwischen Lust und Leide,
Einer sinkt, der andre steigt.
Wage schwankt auf schmaler Scheide,
Nie zu gleichem Ruhn geneigt.



-FÖRMIGE Flügel drehn und gehn,
Wenn sie der Winde Flucht umschwirrt.
Was kümmerts uns, woher sie wehn,
Wo nur das Korn gemahlen wird.



GGDRASIL, der Welten-Baum,
Schattet übern Sternen-Raum.
Seine Wurzel muß verstohlen
Sich bei Hel die Nahrung holen.

UNG', Speck und Schinken
Im Rauchfang winken.
Ihr Mäuslein, Mäuslein, nur gemach!
— Schon schleicht der Kater hintennach.

* * *

GOETHE
DAS MÜNSTER IN STRASSBURG

Als ich das erstemal nach dem Münster gieng, hatt ich den Kopf voll allgemeiner Erkenntniß guten Geschmacks. Auf Hörensagen ehrt ich die Harmonie der Massen, die Reinheit der Formen, war ein abgesagter Feind der verworrnen Willkürlichkeiten gothischer Verzierungen. Unter die Rubrick Gothisch, gleich dem Artikel eines Wörterbuchs, häufte ich alle synonimische Mißverständnisse, die mir von unbestimmtem, ungeordnetem, unnatürlichem, zusammengestoppeltem, aufgeflicktem, überladenem, jemals durch den Kopf gezogen waren. Nicht gescheider als ein Volk, das die ganze fremde Welt barbarisch nennt, hies alles gothisch, was nicht in mein System paßte, von dem gedrechselten, bunten, Puppen- und Bilderwerk an, womit unsre bürgerliche Edelleute ihre Häuser schmücken, bis zu den ernsten Resten der älteren deutschen Baukunst, über die ich, auf Anlaß einiger abenteuerlichen Schnörkel, in den allgemeinen Gesang stimmte: „Ganz von Zierrath erdrückt!“ und so graute mirs im Gehen vorm Anblick eines mißgeformten krausborstigen Ungeheuers.

Mit welcher unerwarteten Empfindung überraschte mich der Anblick, als ich davor trat. Ein, ganzer, großer Eindruck füllte meine Seele, den, weil er aus tausend harmonirenden Einzelnheiten bestand, ich wohl schmecken und genießen, keineswegs aber erkennen und erklären konnte. Sie sagen, daß es also mit den Freuden des Himmels sey, und wie oft bin ich zurückgekehrt, diese himmlisch-irrdische Freude zu genießen, den

Riesengeist unsrer ältern Brüder, in ihren Werken zu umfassen. Wie oft bin ich zurückgekehrt, von allen Seiten, aus allen Entfernungen in jedem Lichte des Tags, zu schauen seine Würde und Herrlichkeit. Schwer ist's dem Menschengeist, wenn seines Bruders Werk so hoch erhaben ist, daß er nur beugen, und anbeten muß. Wie oft hat die Abenddämmerung mein durch forschendes Schauen ermattetes Aug, mit freundlicher Ruhe geletzt, wenn durch sie die unzähligen Theile, zu ganzen Massen schmolzen, und nun diese, einfach und groß, vor meiner Seele standen, und meine Kraft sich wonnevoll entfaltete, zugleich zu genießen und zu erkennen. Da offenbarte sich mir, in leisen Ahndungen, der Genius des großen Werkmeisters. Was staunst du, lispelt er mir entgegen. Alle diese Maßen waren nothwendig, und siehst du sie nicht an allen älteren Kirchen meiner Stadt? Nur ihre willkürliche Größen hab ich zum stimmenden Verhältniß erhoben. Wie über dem Haupteingang, der zwey kleinere zu'n Seiten beherrscht, sich der weite Kreis des Fensters öffnet, der dem Schiffe der Kirche antwortet und sonst nur Tageloch war, wie, hoch drüber der Glockenplatz die kleineren Fenster forderte! das all war nothwendig, und ich bildete es schön. Aber ach, wenn ich durch die düstern erhabnen Oeffnungen hier zur Seite schwebe, die leer und vergebens da zu stehn scheinen. In ihre kühne schlanke Gestalt hab ich die geheimnißvollen Kräfte verborgen, die jene beyden Thürme hoch in die Luft heben sollten, deren, ach, nur einer traurig da steht, ohne den fünfgethürmten Hauptschmuck, den ich ihm bestimmte, daß ihm und seinem königlichen Bruder die Provinzen umher huldigten. Und so schied er von mir, und ich versank in theilnehmende Traurigkeit. Bis die Vögel des Morgens, die in seinen tausend Oeffnungen wohnen, der Sonne entgegen jauchzten, und mich aus dem Schlummer weckten. Wie frisch leuchtet er im Morgendufftglanz mir entgegen, wie froh konnt ich ihm meine Arme ent-

gegen strecken, schauen die großen, harmonischen Massen, zu unzählig kleinen Theilen belebt; wie in Werken der ewigen Natur, bis aufs geringste Zäserchen, alles Gestalt, und alles zweckend zum Ganzen; wie das festgegründete ungeheure Gebäude sich leicht in die Luft hebt; wie durchbrochen alles und doch für die Ewigkeit. Deinem Unterricht dank ich's, Genius, daß mirs nicht mehr schwindelt an deinen Tiefen, daß in meine Seele ein Tropfen sich senkt, der Wonneruh des Geistes, der auf solch eine Schöpfung herabschauen, und gottgleich sprechen kann, es ist gut!

* * *

FRIEDRICH MICHAEL

GOETHES „WELTLITERATUR"

„AUF der reinen Basis des Erlebten" ruhen nicht nur Goethes Naturstudien, von denen er es ausdrücklich bekannte; Erlebnisse legten auch den Grund für seine anderen wissenschaftlichen Bestrebungen, und die aus ihnen hervorgehenden theoretischen Äußerungen und Formeln haben daher vielfach Frische und Unmittelbarkeit künstlerischer — denn das heißt eben: im Erlebnis wurzelnder — Produktion. Notwendigerweise werden die Resultate solcher „erlebten" Wissenschaft in höherem Maße als die des nur „gelehrten" Forschers persönlich bedingt und nur relativ gültig sein; ihren Wert haben sie nicht so sehr „an sich", sie fördern vielmehr unsere Kenntnis ihres Schöpfers.

Das trifft auch für Goethes sehr persönlichen Begriff der Weltliteratur zu, wie er sich als Ergebnis eines beziehungsreichen Lebens dem Weltbewohner und Weltbeweger im letzten Jahrzehnt seines Daseins bildete.

In der Kindheit entsprach Goethes Beschäftigung mit Werken ausländischer Literaturen nicht einem besonderen Drang des Knaben, sie war gefordert durch das allgemeine Bildungs-

ideal der Zeit, das es dem Jüngling auch als angenehme Pflicht erscheinen ließ, seiner Schwester neben „eigenen kleinen Machwerken eine weit ausgebreitete Weltpoesie bekannt zu machen“. Im Lauf der Entwicklung gaben Sonderinteressen dem einen oder anderen Land und Werk den Vorzug; die Hinwendung zur Antike vornehmlich hielt für einige Zeit den Blick auf jenen Kunstkreis allein gebannt, zu dem Goethe auch später noch, bei neu sich weitender Umschau, „im Bedürfnis von etwas Musterhaftem“ zurückzukehren empfahl.

Universalität war die Forderung der Zeit vor den Napoleonischen Kriegen, und deutsche Universalität, die nichts anderes bedeuten konnte als geistige Eroberung der Welt für Deutschland, mußte das Ideal Goethes auch nach der Erniedrigung Deutschlands bleiben, als mit dem erwachenden Nationalgefühl teutschtümelnde Verengung drohte. Als im Juni 1808 Studienrat Niethammer im Auftrag der bayerischen Regierung Goethe den Plan zu einem Nationalbuch vorlegte, das als „Grundlage der allgemeinen Bildung der Nation, als Homer der Teutschen“, gedacht war, äußerte Goethe teilnehmende Freude; die Schemata zu dem „Lyrischen Volksbuch“, das nicht ausgeführt wurde, zeigen aber auch, wie Goethe sogleich den Plan erweiterte. Er konnte nicht beim nationalen Stoff stehen bleiben: „Mit dem rein Eigenen würde Angeeignetes, es wäre durch Übersetzung oder durch innigere Behandlung unser geworden, aufzunehmen sein; ja, man müßte ausdrücklich auf Verdienste fremder Nationen hinüberweisen, weil man das Buch ja auch für Kinder bestimmt, die man besonders jetzt früh genug auf die Verdienste fremder Nationen aufmerksam zu machen hat.“

„Wir Welthistorisch“ steht über einem Schema zum Volksbuch, und das ist nun schon ganz im Geiste des alten Goethe, der, mit dem Bewußtwerden seiner zentralen Stellung innerhalb des deutschen Literaturkreises, Deutschland auch durch

sich mit der Welt verbunden sah. Frühzeitig waren einzelne seiner Werke in fremde Sprachen übertragen worden. Im neuen Jahrhundert aber wirkte seine ganze Persönlichkeit in größere Breiten, und er lauschte dankbar dem Echo seines Wortes aus ganz Europa. Mit freudiger Genugtuung konnte er 1828 in „Kunst und Altertum" mitteilen, daß fast gleichzeitig der Engländer Carlyle, der Franzose Ampère und der Russe Schewireff, „ganz ohne Verabredung, die sämtlichen Kategorien der möglichen Teilnahme" an seiner „Helena" in Aufsätzen großer Zeitschriften dargestellt hatten.

Von Jahr zu Jahr mehrten sich auch die persönlichen Beziehungen zum Auslande, und sie waren es, auf die er seine Hoffnung einer innigeren Verbindung der Nationen gründete. Thomas Carlyles Briefe vor allem mußten ihn in seinem Glauben an eine europäische Geistesgemeinschaft bestärken. Seine Antworten an den schottischen Verehrer enthalten immer wieder dieses Glaubens Bekenntnisse, die fast zu überschwänglich in dem „Kindlein, liebt euch!" des Evangelisten als dem Inhalt aller Weisheit gipfeln. Man fühlt, wie er sich für die Fortentwicklung dieser Beziehungen von Volk zu Volk verantwortlich weiß, wenn er Carlyle der „Gesellschaft für ausländische schöne Literatur zu Berlin" empfiehlt und dem Schotten schreibt: „In meinen Jahren muß es mir angelegen sein, die vielen Bezüge, die sich bei mir zusammenknüpfen, sich anderwärts wieder anknüpfen zu sehen, und zu beschleunigen, was der Gute wünscht und wünschen muß: eine gewisse sittlich freisinnige Übereinstimmung durch die Welt, und wär es auch nur im stillen, ja oft gehindert, zu verbreiten; dergestalt, damit sich manches friedlich zurechtlege, um nicht erst zerstreut umhergetrieben und kaum ins Gleiche, nach großem Verlust, gesetzt zu werden."

Im Zusammenhang mit diesem persönlichen Erlebnis seiner „Bezüge nach außen", seiner literarischen Weltwirkung und

der durch sie geförderten Annäherung der Völker zu einem übernationalen Menschentum gebraucht Goethe wiederholt das Wort „Weltliteratur", dessen Sinn vorher nur gelegentlich angedeutet und mit anderen Worten umschrieben erscheint. „Überall," sagt er in „Kunst und Altertum" 1827 bei Ankündigung der französischen Tasso-Übersetzung durch Alexandre Duval, „überall hört und liest man von dem Vorschreiten des Menschengeschlechts, von den weiteren Aussichten der Welt- und Menschenverhältnisse. Wie es auch im ganzen hiemit beschaffen sein mag, welches zu untersuchen und näher zu bestimmen nicht meines Amts ist, will ich doch von meiner Seite meine Freunde aufmerksam machen, daß ich überzeugt sei, es bilde sich eine allgemeine Weltliteratur, worin uns Deutschen eine ehrenvolle Rolle vorbehalten ist. Alle Nationen schauen sich nach uns um, sie loben, sie tadeln, nehmen auf und verwerfen, ahmen nach und entstellen, verstehen oder mißverstehen uns, eröffnen oder verschließen ihre Herzen: dies alles müssen wir gleichmütig aufnehmen, indem uns das Ganze von großem Wert ist."

Es bildet sich eine Weltliteratur: schon bei dieser ersten Verwendung des Wortes wird es klar, daß Weltliteratur nicht ein Vorhandenes, eine gewisse Summe von älteren Werken der verschiedenen Literaturen bezeichnet. Sie bildet sich, sie ist im Entstehen, sie ist, bald sagt es Goethe noch deutlicher, Ausdruck jenes allgemein Menschlichen, auf das „schon seit geraumer Zeit das Bestreben der besten Dichter und ästhetischen Schriftsteller aller Nationen gerichtet ist", Ausdruck jenes „mehr oder weniger freien geistigen Handelsverkehrs", der durch Wochen- und Monatsschriften wie „durch Schnellposten und Dampfschiffe" die Nationen einander näher rückt. Die „Förderung der vor- und obwaltenden allgemeinen Weltliteratur" wünscht er in einem Brief an Carlyle im Januar 1828, und auch diese Wendung macht es deutlich, daß Welt-

literatur nicht eine ästhetisch gewertete, konkrete Buchmasse bezeichnet, sondern ein Abstraktum, eben jene immanenten Tendenzen des „europäischen Allgemeingeistes", wie Herder bereits gesagt hatte. Weltliteratur deutet auf ein Über-Literarisches, das man modern „geistige Internationale" nennen würde, und Goethes weltliterarische Betrachtungen stehen, wenn man sie in Beziehung zu seiner poetischen Produktion bringen will, den „Wanderjahren" mit ihrer Weltbund-Idee näher als etwa dem „West-östlichen Divan". Nicht Um- oder Nachdichtung exotischer Weltpoesien, nicht „progressive Universalpoesie" der Romantiker wird als Ziel erkannt — so willkommen auch alle Nationen mit Werken sind, in denen reine Menschlichkeit Ausdruck gefunden hat —, sondern Intensivierung des europäischen Gemeinschaftsgedankens. „Europäische, d. h. Welt-Literatur" ist die bedeutsame Überschrift eines für „Kunst und Altertum" geplanten Aufsatzes.

Der allgemeine sittliche Weltbund, das dem alten Goethe vertraute Gemeinschaftsideal, mit dessen Verwirklichung er auch gelegentlich polemisch-satirisch den Mathematikern drohte, die sich dann „ihres Dünkels als Universalmonarchen" würden entäußern müssen — dieser Weltbund wird die Erfüllung der „universellen Epoche geistiger Bildung" sein, in die Goethe 1831 einzutreten glaubte. Voraus gingen ihr, nach Goethes hinterlassenem Schema, die idyllische Epoche, deren enge Kreise sich nach außen abschlossen und nur die Muttersprache kannten; die soziale oder civische Epoche, in der die erweiterten Kreise bei aller Absonderung sich doch berührten und fremdem Kultureinfluß zugänglich wurden; endlich die allgemeinere Epoche, die das Verschmelzen der Kreise vorbereitete. „Daß sie aber universell werde, dazu gehört Glück und Gunst, deren wir uns gegenwärtig rühmen können. Denn da wir jene Epochen seit vielen Jahren treulich durchgefördert, so gehört ein höherer Einfluß dazu, das zu bewirken,

was wir heute erleben: die Vereinigung aller gebildeten Kreise, die sich sonst nur berührten, die Anerkennung e i n e s Zweckes, die Überzeugung, wie notwendig es sei, sich von den Zuständen des augenblicklichen Weltlaufes, im realen und idealen Sinne, zu unterrichten. Alle fremden Literaturen setzen sich mit der einheimischen ins gleiche, und wir bleiben im Weltumlaufe nicht zurück ..."

Goethes „Weltliteratur" will also als Teil seiner soziologischen Anschauungen verstanden sein, die er auch im „Wilhelm Meister" aussprach. Wie sich hier das Ideal der sozialen Gemeinschaft (in den „Wanderjahren") auf die Ertüchtigung des Einzelmenschen (in den „Lehrjahren") gründet, so setzt auch Weltliteratur vollkommene Nationalliteratur voraus, durch die sich ein Volk für eine höhere Gemeinschaft reif zu erweisen hat. Nicht öde Gleichmacherei oder Nichtachtung vorhandener, wertvoller Gegensätze der Nationen kann die Grundlage der Weltliteratur sein. „Die Besonderheiten einer jeden muß man kennen lernen," schreibt Goethe an Carlyle, „um sie ihr zu lassen, um gerade dadurch mit ihr zu verkehren: denn die Eigenheiten einer Nation sind wie ihre Sprache und ihre Münzsorten, sie erleichtern den Verkehr, ja, sie machen ihn erst vollkommen möglich ... Eine wahrhaft allgemeine Duldung wird am sichersten erreicht, wenn man das Besondere der einzelnen Menschen und Völkerschaften auf sich beruhen läßt, bei der Überzeugung jedoch festhält, daß das wahrhaft Verdienstliche sich dadurch auszeichnet, daß es der ganzen Menschheit angehört." Und mit dem Stolz, zu dem ihn die weltliterarische Wirkung seiner Werke berechtigte, fügt der deutsche Dichter hinzu: „Zu einer solchen Vermittlung und wechselseitigen Anerkennung tragen die Deutschen seit langer Zeit schon bei. Wer die deutsche Sprache versteht und studiert, befindet sich auf dem Markte, wo alle Nationen ihre Waren anbieten, er spielt den Dolmetscher, indem er sich selbst bereichert."

Weil Goethe seine Idee einer werdenden Weltliteratur nicht aprioristisch, nicht als ungegründete Theorie aussprach, sondern seinen persönlichen „Bezügen nach außen" eine verallgemeinernde Deutung kommender Annäherung der Völker gab, mußte er Deutschland, das nicht zuletzt durch ihn die Blicke Europas auf sich lenkte, in den Mittelpunkt der künftigen europäischen oder Welt-Gemeinschaft stellen. Daß „uns Deutschen eine ehrenvolle Rolle vorbehalten sei", hatte er schon bei dem ersten Hinweis auf die sich bildende Weltliteratur ausgesprochen, und in Erkenntnis der Gefahr des Verlustes, der immer dem höchst Entwickelten durch gleichmachende Tendenzen droht, schrieb er (in den Maximen und Reflexionen aus Makariens Archiv): „Jetzt, da sich eine Weltliteratur einleitet, hat, genau besehen, der Deutsche am meisten zu verlieren; er wird wohltun, dieser Warnung nachzudenken."

Dem „dogmatischen Enthusiasmus", dem der schwärmende Jüngling sich nur zu gern hemmungslos hinzugeben pflegte, begegnete der Greis mit klärender Skepsis. Ein Brief an die Berliner Gesellschaft für in- und ausländische Literatur am 11. November 1829 faßte Goethes eigene Einwendungen gegen seine „Weltliteratur" zusammen und warnte vor übertriebenen Erwartungen. „Die weite Welt, so ausgedehnt sie auch sei, ist immer nur ein erweitertes Vaterland und wird, genau besehen, uns nicht mehr geben, als was der einheimische Boden auch verlieh. Was der Menge zusagt, wird sich grenzenlos ausbreiten und, wie wir jetzt schon sehen, sich in allen Zonen und Gegenden empfehlen; dies wird aber dem Ernsten und eigentlich Tüchtigen weniger gelingen; diejenigen aber, die sich dem Höheren und dem höher Fruchtbaren gewidmet haben, werden sich geschwinder und näher kennen lernen. Durchaus gibt es überall in der Welt solche Männer, denen es um das Gegründete und von da aus um den wahren Fortschritt der Menschheit zu tun ist. Aber der Weg, den sie ein-

schlagen, der Schritt, den sie halten, ist nicht eines jeden Sache; die eigentlichen Lebemenschen wollen geschwinder gefördert sein, und deshalb lehnen sie ab und verhindern die Fördernis dessen, was sie selbst fördern könnte. Die Ernsten müssen deshalb eine stille, fast gedrückte Kirche bilden, da es vergebens wäre, der breiten Tagesflut sich entgegenzusetzen; standhaft aber muß man seine Stellung zu behaupten suchen, bis die Strömung vorübergegangen ist. Die Hauptröstung, ja die vorzüglichste Ermunterung solcher Männer müssen sie darin finden, daß das Wahre auch zugleich nützlich ist. Wenn sie diese Verbindung nun selbst entdecken und den Einfluß lebendig vorzeigen und aufweisen können, so wird es ihnen nicht fehlen, kräftig einzuwirken, und zwar auf eine Reihe von Jahren."

Wie stark und nachhaltig Goethe selbst auf die europäische Kultur in ihren einzelnen Literaturen gewirkt hat, ist im allgemeinen bekannt und soll hier, wo nur von Goethes persönlichem Erlebnis der „Weltliteratur" die Rede ist, nicht erörtert werden.

Der Begriff Weltliteratur, von uns mit Betonung der „Literatur" historisch-wertend gebraucht, mußte im Augenblick, da sich eine „Welt" als Kultureinheit erst zu bilden anschickte, politisch im höheren Sinne, Ziel setzend sein für den, der sich bewußt war, daß mit ihm und durch ihn deutsches Wesen zur Schöpfung dieser Welt gesteigert wurde.

Jenseits dieser zeitgeschichtlichen Bedingtheit liegt in Goethes Gebrauch und Deutung des Wortes die Forderung des in Jahrhunderten einmal geborenen großen schöpferischen Menschen, der, fest im „Gegründeten" seines Volkes wurzelnd, die Pyramide seines Lebens in die Sphäre einer höheren Gemeinschaft gipfelt und in sich und durch sich — das muß sein Glaube sein — die Welt eint, die Welt neu beginnt.

* * *



an Louise

Wenn mich des Lebens Ekel greift
denk ich nur an dich
und so gleich noch einmahl zeigt
eine Aussicht vor mich.

Wenn der Jugend Freude flieht
und des Lebens Scherz . . . . .
und wie alles sinkt, verblüht,
hält mir nur Dein Herz.

v. S.

Dieses Gedicht, wahrscheinlich an Charlottens Schwester Luise von Imhoff gerichtet, befindet sich auf der Rückseite einer ebenfalls von der Hand der Frau von Stein herrührenden Niederschrift von Goethes Mondlied (Sammlung Kippenberg in Leipzig).

ARTHUR POLLMER

GOETHE UND RIEMER

DIE Forscher, die sich mit der Persönlichkeit Friedrich Wilhelm Riemers, des langjährigen Mitarbeiters Goethes, gelegentlich beschäftigt haben, sind zu stark voneinander abweichenden Bildern, zu verschiedenartigen Auffassungen der Grundeigentümlichkeiten dieses Mannes gelangt. Den einen erscheint er als Vertrauter, als treuer Freund und Lebensgenosse seines Meisters, andere sehen in ihm nur den gefügigen Hilfsarbeiter und glauben, in dem „Kammerdienermäßigen“ den Grundzug seines Wesens gefunden zu haben. Die erstere Ansicht, es ist im allgemeinen die ältere, die aus der mündlichen Überlieferung der ersten nachklassischen Zeit noch schöpft, empfinden wir als zu blaß, sie sagt uns nichts über den seelischen Gehalt der Beziehungen zwischen dem Älteren und dem Jüngeren, zwischen Meister und Schüler. Goethes Freundschaften begreifen unter sich die verschiedenartigsten Erlebnisse der Wirkung und Gegenwirkung von Mensch zu Mensch. Die zweite, für Riemer ungünstigere Ansicht, die sich vorwiegend auf einzelne scharfe Worte Goethes über seinen Gehilfen stützt, vermag den Widerspruch nicht zu lösen, der darin besteht, daß Goethe einem menschlich so inferioren Wesen die innigste Teilnahme an seinem Leben und Wirken gestattet, daß er ihm für uns ganz unschätzbare, das Innerste seines Wesens aufschließende Offenbarungen macht. Der große Menschenkenner schleppte niemals für ihn unfruchtbar gewordene Verhältnisse aus Bequemlichkeit weiter, er hat den Gehilfen beinahe dreißig Jahre, über ein Drittel seines eigenen Lebens um sich gehegt und geduldet. Dieser muß dem Meister etwas gegolten und bedeutet haben, ihm etwas gewesen sein. Um diese Bedeutung klarzustellen, werden wir uns nicht an die ungünstigen Einzel-

urteile hie und da festklammern dürfen, sondern eine Betrachtung des Ganzen seines Lebens und Wirkens ins Auge fassen müssen.

Noch bis ins Jünglingsalter hielten sich bei Riemer Lust und Liebe zum Zeichnen und Neigung zu den Sprachen das Gleichgewicht; erst Manso, sein bedeutendster Lehrer auf dem Gymnasium in Breslau, brachte ihn von der Laufbahn eines bildenden Künstlers ab und trieb ihn zu höchstem Eifer in den klassischen Studien an. In engem Umgange mit seinem Lehrer wurde der junge Riemer hier schon geübt in intensiver Teilnahme am Schaffen eines Älteren, Reiferen, zu dem er mit Verehrung aufschaute. Manso stellte als Gesamtpersönlichkeit ganz noch den „schönen Geist" der Aufklärung dar, als den ihn die Xenien grausam verspotten, er war aber doch von den neuhumanistischen Strömungen bereits berührt und schickte den Schüler mit reichen Empfehlungen nach Halle zu Friedrich August Wolf, zu dem Riemer sehr bald in ein ähnliches Lebensverhältnis kam wie zu Manso. Der gewaltige persönliche Einfluß des großen Lehrers bestimmte Riemer, sich ganz der Philologie zu widmen, er beschritt den dornenvollen Weg eines mittellosen Privatdozenten und schlug sich mehrere Jahre mühsam durch, um schließlich doch auf andere Weise seinem Ziele einer Hochschulprofessur näherzukommen zu suchen. Doch brachten die acht Hallischen Jahre Lebensgewinn genug. Riemer erwarb die gediegenste philologische Ausrüstung, die in damaliger Zeit zu haben war; er wurde erfüllt mit streng wissenschaftlichem Geiste und mit kritischem Sinn. Die Dichtung der Alten senkte sich tief in seine Seele. Das ganze Leben und Lernen, Lehren und Schreiben stand unter dem Einflusse der kraftvollen Persönlichkeit Wolfs, die den bedeutenden Aufschwung der Altertumswissenschaft und ihre beherrschende Stellung im Geistesleben jener Tage wirksam verkörperte. Nach dem Fehlschlagen der Privatdozentur nahm Riemer eine Hof-

meisterstelle im Hause Wilhelm von Humboldts an. Der Aufenthalt bei diesem einflußreichen Manne konnte leicht ein Sprungbrett werden für eine ordentliche Professur, in Wirklichkeit wurde die kurze Zeit eine hohe Schule des Lebens für den jungen Gelehrten. Humboldt ließ ihn an allen seinen Bestrebungen teilnehmen, er vermittelte ihm den Anschluß an die höchste Bildung der Zeit, an die großen Tendenzen der klassischen Dichtung und der idealistischen Philosophie. Riemer sah nun die Altertumswissenschaft jenseit des Fach- und Schulbetriebes, im Dienste einer neuhumanistischen Welt- und Lebensanschauung. Die Idee der Selbstbildung wurde ihm innerste Angelegenheit. In Berlin und Tegel lernte er die Schlegels, Fichte, Tieck und Bernhardi kennen; in Rom, wohin er mit der Humboldtschen Familie ging, wurde er mit dem großen Kreise der dort lebenden deutschen Künstler und Gelehrten bekannt. Die gewaltige Steigerung seines Inneren, die er vom Leben an dem Orte, an dem sich „das ganze Altertum in Eins zusammenzieht", erwartete, trat aber nicht ein, er fühlte sich den römischen Eindrücken gegenüber nicht organisiert genug, fühlte sich verwirrt, statt erhoben. Eine qualvolle Leidenschaft zu Karoline Humboldt machte ihm das Dasein in Rom vollends zur Hölle. So floh er bald wie ein von Lichtfülle schmerzhaft Geblendeter in die milde deutsche Dämmerung zurück. Er hoffte, in Jena, dem Mittelpunkt der idealistischen Philosophie und der romantischen Dichtung, eine Professur zu erlangen. Goethe aber, auf dessen Unterstützung bei seinem Vorhaben er wohl rechnete, hielt ihn in Weimar fest als Lehrer seines einzigen Sohnes und nach kurzer Probezeit als unentbehrlichen Ratgeber und Mitarbeiter.

Die langen Jahre des Zusammenlebens gliedern sich zwanglos in drei Zeitabschnitte. Von 1803—1812 bildeten die Jahre der Hausgenossenschaft eine Periode des engsten, ungezwungensten Verkehrs, täglichen, ja stündlichen Zusammenlebens

und Zusammenarbeitens. Ostern 1812 wurde Riemer Professor am Weimarer Gymnasium und bezog eine eigene Wohnung in der Stadt. Mit der äußeren Trennung ging auch eine ganz langsam und allmählich sich entwickelnde innere Entfernung von Goethe Hand in Hand, und nach Christianens Tode trat eine über zwei Jahre dauernde völlige Trennung ein, die Zeit der „Quarantäne", wie Riemer sie nannte. Anfang 1819 wurde aber das Verhältnis wieder hergestellt. Diese letzte Periode, eine Zeit umfangreicher, gemeinschaftlicher Arbeit, währte bis zu des Meisters Tode.

Seinen Eintritt in Goethes Haus hatte Riemer zunächst nur als Vorstufe zu einer Professur in Jena betrachtet. Aber sobald er in engere Berührung mit Goethe kam, als dessen magische Anziehungskraft an ihm wirksam wurde, verflogen alle Pläne ins Weite; der Drang nach selbständiger Wirksamkeit schlief ein. Goethe wurde für den Dreißigjährigen das große entscheidende Erlebnis, das den tiefsten Grundzug seines Wesens auslöste und voll und stark zur Entfaltung brachte, den Grundzug eines scharf ausgeprägten geistigen Anlehnungs- und Schutzbedürfnisses, das mit einer wunderbaren Gabe des Einfühlens und Verstehens verbunden war. Schon im Umgang mit Manso und Wolf hatte dieser Grundtrieb Nahrung gefunden, in der ersten Zeit bei Humboldts ebenfalls. Wie nach einem Plane war Riemer von einem Meister zum andern geführt, in immer bedeutungsvollere Lebenskreise gebracht worden. Goethe kam der Geistesart des Schülers liebevoll entgegen und entwickelte sie in den Jahren der Haus- und Reisegenossenschaft zu einem Vermögen ganz eigenartiger produktiver Teilnahme. Im engsten Zusammenleben, in gemeinsamer Arbeit, gemeinsamem Genießen entstand die völlige Übereinstimmung der „Ansichten über ästhetische und wissenschaftliche Behandlung der Vorkommnisse", die Goethe hervorhob, als er die Jahre gemeinsamer Lebenswanderung überschaute. Er nahm

Riemer geistig in sich auf, wie sein Pater Seraphicus die seligen Knaben:

„Steigt herab in meiner Augen
Welt- und erdgemäß Organ,
Könnt sie als die euern brauchen . . .“

Mit Enthusiasmus gab sich Riemer dem Verhältnis hin. Er empfand dieses Leben nicht als Selbstentäußerung, als Opfer, sondern als Steigerung seines Daseins, als eine Form „erhöhter Existenz“. Nun erschien ihm sein früheres Streben innerlich ziellos, abgerissen, zerstückelt; im Dienste Goethes glaubte er einen Mittelpunkt gewonnen zu haben, einen Kern, um den es sich sammeln konnte.

Mit Notwendigkeit schloß dieses Verhältnis den Verzicht auf eigene feste und straffe Lebensführung in sich. Tiefe Hingabe, starke Einfühlung fordern Ruhe und Stille, Abgeschiedenheit vom freien Strom der Welt, in dem allein der große Charakter sich bildet. Schattenpflanzen bleiben in der Ausbildung mancher Organe zurück und neigen zu Auswüchsen. Die anhaltende Hingabe weckte in Riemer das Gefühl der Unentbehrlichkeit, des Auserwähltseins, er blieb nicht frei von Überheblichkeit und Dünkel. Die Verwebung in ein großes geistiges Sein führte beim Ausbleiben von scharfer Selbstkritik zur Bequemlichkeit, zu geistiger Behäbigkeit, zu äußerlicher Nachahmung mancher Eigenheiten des Meisters. Riemer entging nicht der Gefahr, Goethe zu kopieren, er suchte den „Famulus des großen Mannes“ auch gesellschaftlich zur Geltung zu bringen. Der Meister übersah den Gehilfen vollkommen, er kannte seine Stärken und Schwächen genau. Am Ende der Hausgenossenschaft rühmte er den hohen Grad der intellektuellen und ästhetischen Ausbildung seines Schülers. Von dessen Amtstätigkeit erhoffte er, daß dieser „zu der so notwendigen Selbständigkeit“ hingeführt werden möchte.

Riemer nahm nun auch Anlauf, ins Leben hineinzukommen und ein eigenes Dasein aufzubauen. Aber sein Mut und sein Selbstvertrauen reichten nicht aus, um die Schwierigkeiten, die sich ihm entgegenstellten, zu überwinden. Den Übergang von dem reichen, freien Dasein, das ganz der individuellen Bildung gewidmet war, zu dem stumpfen Aufschütten und Abmahlen in der Schule empfand er als jähen Abstieg von einer Lebenshöhe. Den Gewinn seiner Lehrjahre zu verwerten, ihren Gehalt sich selbst fruchtbar zu machen, vermochte er nicht. Immer hoffte er auf Hilfe von außen, auf Unterstützung und günstigen Wind. Die Entfernung von Goethe brachte ihn vollends aus dem seelischen Gleichgewicht. Seine Verdrießlichkeit steigerte sich zu hochgradiger Empfindlichkeit und Reizbarkeit. Er schrieb nun oft unwillig und bitter über den Meister, aber immer klang durch die herben Worte die gekränkte Liebe hindurch, der Schmerz über die „Quarantäne" und die Sehnsucht nach Wiederherstellung des alten Verkehrs, der ihm Lebensbedürfnis blieb.

Als die Anknüpfung erfolgte, lebte er innerlich wieder auf. Der Enthusiasmus der ersten Lehrjahre freilich war gedämpft, aber nicht erloschen. Nicht mehr wie einst, „nachts beim Rauschen der Brunnenröhren", schrieb er die Aussprüche, die Tischreden des Meisters in sein Tagebuch, sann er nach über Goethes Ideen und ihre unendliche Anwendung in Leben und Wissenschaft, er sichtete und ordnete nun auf der Bibliothek seine Aufzeichnungen, stellte Kollektaneen für Goethe zusammen und bereitete sich sorgfältig für die abendlichen „Sessionen" vor. Wenn sich dann die Tür zu der engen Arbeitszelle hinter ihm geschlossen, der Meister die Kerzen angezündet hatte und die Verhandlung begann, dann genoß er rein das Glück seiner „erhöhten Existenz".

Nach Goethes Tode grübelte Riemer wieder und wieder nach über sein eigenes Leben und sein Verhältnis zum Meister. Er

wurde sich völlig klar darüber, daß er seine Existenz nur im Hinblick auf sein Verhältnis zu Goethe als von Wert und Bedeutung ansehen könne. Goethe blieb der „Kulminationspunkt seines Innern". Was Riemer in seinem Dienste gewonnen, glaubte er erst jetzt völlig zu übersehen. Goethe hat, so bekannte er, „meine Bildung befördert, er hat mir Ideen gegeben, meine geistige Existenz erhöht, und mir in der Erinnerung an ihn einen Schatz von Empfindungen, Gefühlen und Gedanken zurückgelassen, der bis an das Ende meines Lebens auszureichen und es zu erheitern verspricht. Quanto minus est cum reliquis versari quam Tui meminisse, kann auch ich sagen: denn ihn so gekannt zu haben, wie ich es mir gestehen darf, ist allein schon ein Glück". Die mannigfachen Angriffe auf Goethe im Jahrzehnt nach seinem Tode empörten den alternden Riemer aufs höchste. Seine Empfindlichkeit und Reizbarkeit, seinen Unmut und Zorn kehrte er nun gegen diejenigen, die nach seiner Meinung den großen Menschen Goethe herabsetzten und schmähten. So lebte sich der Schüler allmählich völlig in die Rolle des berufenen Verteidigers seines Meisters ein. Der Schutzbedürftige wurde am Ende seines Lebens zum Kämpfer. Sein Kampfbuch „Mitteilungen über Goethe" verleugnet in der Art, wie es die Gegner abwehrt, Riemers persönliche Fehler und Schwächen keineswegs, bietet aber aus der Fülle seiner Aufzeichnungen und Erinnerungen so reichen Tatsachenstoff, daß es als eine der wertvollsten Quellen für Goethes Leben und Schaffen auch heute noch gelten muß.

* * *

GOETHES TOD UND BESTATTUNG

Ein Brief des Kanzlers Friedrich von Müller an Zelter.

Weimar, 29. März 32.

WARUM ich Ihnen, Verehrter! nicht weiter schrieb, da nur allzu schnell Vogels Berichte das Traurigste schon verkündet hatten, bedarf wohl keiner Entschuldigung!

Aber nun drängt es mich, Ihnen ein herzliches Wort zu sagen, Ihnen vor allen, der Sie dem Verewigten an Sinn und Liebe am nächsten standen!

Wie tief ergriffen mögen Sie sein! Uns kommt alles noch wie ein böser Traum vor, und wer wollte, wer könnte sich überhaupt entwöhnen, Goethen als lebend, fortwirkend, fortschützend zu denken!

Ottilie übertraf sich an Standhaftigkeit und zärtlicher Pflege; bis nach dem Leichenbegängnis blieb sie hier und fuhr dann am späten Abend, 26. d., noch mit ihren Kindern zu Frommanns nach Jena, von wo sie morgen wiederkehrt.

Die Frage, ob die irdische Hülle öffentlich en parade ausgestellt werden sollte, erregte viele Diskussion. Ich, als Testamentsvollstrecker, war, im Sinne Goethes, wie ich wenigstens glaube, ganz dagegen. Ottilie fügte sich auf den ungestümen Wunsch der Menge, den zu erfüllen ihr Pflicht schien, und dann darauf, daß Er es nicht verboten habe.

So geschah es endlich, doch ging alles besser vorüber, als ich gefürchtet. Coudray hatte würdig-einfache und geschmackvolle Einrichtung des untern Hausflures arrangiert. Immer acht Künstler, Zeichnenlehrer, Deputierte des Theaters, Bibliotheksangehörige, Deputierte der Armbrustschützen und der Bürgerschaft p. wechselten sich alle Stunde ab (also 32 in allem). Dies war Montags von 8—12 Uhr vormittags. Der Zudrang war ungeheuer; zahlreiche Wachen des Militärs und der Polizei hielten Ordnung. Von Erfurt, Jena, dem Lande



Georg Melchior Kraus: Im herzoglichen Park zu Weimar

Nach einem bisher unveröffentlichten Aquarell

wogten die Scharen herbei. Die entseelte Hülle war nicht im geringsten entstellt, man konnte sich nicht überreden, daß hier ein Abgeschiedner ruhe; es war, als ob Er sich jeden Augenblick wieder aufzurichten anschicke.

Nachmittags 5 Uhr die feierliche Bestattung in die Großherzogliche Gruft. Ich hatte unmittelbar nach dem Ableben die Willensmeinung Karl Augusts verkündet; die höchsten Herrschaften fanden das ganz natürlich und gerecht. „C'est honorer nous-mêmes, plus encore que Lui", sagte mir die Großherzogin unter tausend Tränen, wie denn überhaupt das Großherzogliche Paar tief ergriffen war und sich noch jetzt nicht zu trösten vermag.

Der Großherzog wollte eine Stunde vor dem Hinscheiden durchaus noch zu Ihm, wir hielten ihn aber im Nebenzimmer fest, um den so sanft Hinüberschlummernden nicht aufzuregen. Er hatte durchaus keine Todesahnung, war geistreich, bewußt und mitteilend bis zum lichten Morgen. Auch noch in der letzten Stunde trank er Wasser und Wein unter der Frage: „Es ist doch nicht zu viel Wein im Glase?" Kurz nachher die halb entschlummerten Augen aufschlagend: „Macht doch den Fensterladen in der Stube auf, damit mehr Licht hereinkomme." Dies waren die letzten Worte, die ich hörte. Bloß am Stocken und Aufhören des Atems merkte man den Tod; kein Zucken, kein Krampf, der seligste Tod, den man sich nur wünschen kann. Und dies muß auch Ihnen große Beruhigung gewähren, mein Teurer!

Die Worte in der Fürstlichen Begräbniskapelle lege ich bei.

An 4—5000 Menschen umwogten den Zug, dessen genaue Anordnung ich Ihnen noch mitteilen werde. Hinter dem Großherzoglichen Leichenwagen — demselben, der Karl Augusts Hülle und die Luisens aufgenommen hatte — Walther Goethe mit Vulpius und Vogel zu Fuß, umgeben von den drei Ministern. Dann die nächsten Hausfreunde, hierauf die aka-

demischen vier Dekane, die Deputationen von allen Orten und Enden, vom Militär (auch von dem Erfurtischen) und Zivil, ferner etwa zweihundert Honoratioren. Nun der Goethesche Wagen mit den beiden Vulpiusischen Frauen und Fräulein Seidler, die Büchsenschützenkompagnie usw., die Wagen des Großherzogs und der Großherzogin mit dem Obermarschall und Oberstallmeister als ihren Repräsentanten, die Wagen der Minister, des russischen und französischen Gesandten, endlich ein zwanzig andere Wagen. Dienstags ließ ich das Testament auf der Regierung eröffnen.

Abends (und nicht am Begräbnistage, wie fälschlich in der Staatszeitung steht) Tasso mit einer würdigen Trauerfeier. Ich sende Ihnen morgen den Epilog gedruckt. Vom Moment des Ablebens bis dahin blieb das Theater geschlossen. Alle Zuschauer, ohne Verabredung, schwarz; tiefste, ehrfürchtige Stille.

Am Begräbnisabend traf Ihr heitrer humoristischer Brief vom 22. ein — welch ein Kontrast! Ich lieferte ihn an Riemer mit allen andern, der bewußten Verabredung gemäß, aus; es ist merkwürdig, daß die köstlich-unschätzbare Reihe sich mit einem von Ihnen am Todestage geschriebenen, am Begräbnistage eingelangten Briefe schließt. Das heißt buchstäblich: treu bis zum Tode.

Wie Sie schon wissen, ist Ihr Kontrakt mit Goethe und der mit Riemern dem Testamente und Kodizille inseriert. Dies wird uns künftig Anlaß zu vielfachen Mitteilungen geben, und so dürfen Sie sich uns um so weniger entfremden.

Riemer hat bereits gestern die ganze Scatull mit jenen Briefen ausgehändigt erhalten und bewahrt sie zur größern Sicherheit auf der Bibliothek.

Ich soll bitten, an Streckfuß, Hufelands (beide Brüder), Förster, Osann, und wohin Sie es noch für angemessen halten, beifolgende Trauerkarten zu senden. Langermann, glaube ich, hat schon eine bekommen.

Meyer, Riemer, Coudray, Vogel und Eckermann grüßen aufs herzlichste, auch die gute Frau v. Pogwisch.

Ihre Fräulein Tochter hat noch recht den erquickenden Abendduft von Goethes Leben genossen; wie unschätzbar wird ihr das sein!

Beruhigen Sie mich bald über Ihr Befinden und tragen Sie aus Liebe zu dem Entflohenen auch auf uns verwaiste Freunde Wohlwollen und Teilnahme über!

v. Müller.

Aus dem im Druck befindlichen vierten Bande des „Briefwechsels zwischen Goethe und Zelter. Im Auftrag des Goethe- und Schiller-Archivs nach den Handschriften herausgegeben von Max Hecker."

* * *

GEORGE ELLIOT

IM PARK ZU WEIMAR

(Geschrieben 1855)

DEN Hauptreiz von Weimar bildet der Park, der selbst unter englischen Parks als bemerkenswert schön hervorstechen würde, und er hat einen Vorteil vor allen diesen, nämlich daß er ohne Einfriedigung ist. Er reicht bis zu den Häusern und läuft weit aus in Kornfelder und Wiesen, als wenn er einen eigenen lieblichen Willen hätte, wie ein Fluß oder ein See, und nicht nach menschlichem Dünken geplant und gepflanzt worden wäre. Die Ilm fließt hindurch, zwar kein klarer Strom, aber gleich jedem Wasser „ein Auge der Landschaft", wie Novalis sagt. Ehe wir nach Weimar kamen, hatten wir den schönen Traum gehabt, auf der Ilm im Boot zu fahren, und wir belustigten uns nicht wenig über die Entfernung zwischen unserer eigenen Vorstellung und der Wirklichkeit. Ein paar Wasservögel sind die einzigen, die den Fluß befahren, und selbst sie scheinen sich auf einen Fleck zu beschränken, als wenn sie sich nur dort

befänden, um das malerische Bild zu vervollkommnen. Die wirkliche Ausdehnung des Parkes ist gering, aber die Wege sind so geschickt angeordnet, und die Bäume sind so reich und verschiedenartig, daß es Wochen erfordert, ehe man die Ecken und Windungen auswendig kennt und das Gefühl der Überraschung verloren hat. Bei dem warmen Wetter war unser großes Entzücken ein Weg, der dem Lauf der Ilm folgt, mit prächtigen Bäumen überhangen, deren Stämme von dunklem Moos einen reichen Gegensatz zu dem durchscheinenden Grün der zarten Blätter bilden, durch die das Sonnenlicht spielte und den Weg vor uns golden sprenkelte. An der einen Seite dieses Weges erhebt sich der felsige Boden zu einer Höhe von zwanzig Fuß oder mehr und ist mit Moosen und Gebirgspflanzen bedeckt. An der anderen Seite sind, immer hin und wieder, offene Durchblicke, Lichtungen in diesem dauernden Schattendunkel, die ein Stück Wiesenland mit schönen Baumgruppen zeigen; und bei jedem dieser Ausblicke ist unter dem Felsen ein Platz angebracht, worauf man sich niederlassen kann, um die sonnigen Stunden zu verplaudern oder jenen zarten Tönen zu lauschen, die wie von feinen Glocken herrühren, welche die Stille auf dem Gewande trägt, um uns ihre unsichtbare Gegenwart empfinden zu lassen. Auf diesem Wege trifft man auch auf einen Säulenstumpf, um den sich eine Schlange windet und Kuchen, die auf der Säule als Weihgaben niedergelegt worden sind, verschlingt — eine etwas primitive Steinplastik. Die Inschrift — Genio loci — erklärt dem Gebildeten den Sinn des Symbols, aber die Bewohner von Weimar, unberührt von klassischen Anspielungen, haben das Bildwerk mit einer Geschichte gedeutet, die ein ausgezeichnetes Beispiel für moderne Sagenbildung ist. In früherer Zeit, so sagen sie, machte eine mächtige Schlange den Park unsicher und wußte allen Versuchen, sie zu vernichten, geschickt zu entschlüpfen, bis schließlich ein schlauer Bäcker einige verlockende Kuchen

verfertigte, die ein wirksames Gift enthielten, und sie in die Reichweite der Schlange legte; so erwarb er sich einen Platz unter Herkules, Theseus und anderen Drachentötern. Das dankbare Weimar errichtete diese Säule zum Gedächtnis an des Bäckers Heldentat und seine eigene Befreiung.

Da der Herbst nahte und das Sonnenlicht kostbar wurde, bevorzugten wir den offenen Weg an den höheren Stellen des Parkes, wo die Baumgruppen geschickt verteilt sind und weite Wiesenflächen freilassen, die sich an der einen Seite bis zur Allee von Belvedere mit ihren Kastanienbäumen ausdehnen, auf der anderen Seite bis zu den kleinen Felsen, die einen Wall an dem Wege längs der Ilm bilden. Hervorragend schön waren die anmutigen Formen der Platanen, die sich golden von dem Hintergrund der schwarzen Pinien abhoben. Hier pflegten wir auf und ab zu gehen an den herbstlichen Nachmittagen, die anfangs leuchtend und warm waren, später allmählich unter tiefhängenden purpurnen Wolken schwermütig dunkelten und unter den Winden, die die Blätter von den Zweigen herabregnen ließen, erschauerten. Das Auge begrüßt hier freudig, als einen Gegensatz, die weiße Fassade eines Gebäudes am Ende des Felsens, das ähnlich einem kleinen griechischen Tempel erscheint, und man begreift sofort, daß man hier ein Stück dekorativer Kunst vor sich hat, einen Kunstgriff, um die Landschaft hervortreten zu lassen. Aber man sieht bald darauf einen Aufseher nahe der Tür des Erdgeschosses sitzen, der sich die Langeweile seines mühelosen Amtes mit einem Buch und einer Pfeife vertreibt, und man erkennt mit Erstaunen wiederum einen Zufluchtsort, um fürstliche Würden vergessen und ungestört philosophieren zu können. Für Wesen nicht fürstlichen Standes erscheint der Ort allerdings hierzu ausnehmend wenig geeignet. Auf der anderen Seite ist der Park von der Landstraße, die zu dem kleinen Dorf Oberweimar führt, begrenzt, — ein anderer sonniger Spazier-

gang, der noch den besonderen Reiz hat, daß er an Goethes Gartenhaus, seinem ersten Wohnsitz in Weimar, vorbeiführt. Es ist innen eine heimische Art von Landhaus, etwa wie die Gärtnerwohnung eines englischen Edelmanns; es enthält kein Mobiliar mehr, und die Familie hat die Absicht, es zu verkaufen. Sein äußerer Anblick hat auf uns die Wirkung wie der eines lieben Freundes, dessen ungleichmäßige Gesichtszüge und altmodische Kleidung einen eigentümlichen Reiz haben. Es steht mit seinem Fleckchen Garten und Obstplantage auf leicht abfallendem Boden nach Westen gerichtet; davor dehnt sich der Park aus mit seinen wiesigen Durchblicken, bis zu den Bäumen, die die Ufer der Ilm einsäumen, und zwischen diesen Wiesen und der Gartenhecke liegt die erwähnte Straße nach Oberweimar. Ein Wäldchen von Trauerbirken verlockte uns manchmal, von diesem Wege abzuschwenken zu den Feldern auf der Höhe der Böschung, wo nicht nur das Gartenhaus, sondern noch mehrere andere bescheidene Landhäuser stehen. Von dieser kleinen Erhebung aus sieht man die Anlagen des Parkes in ihrer herbstlichen Färbung; die Stadt mit dem steilen Dach der Kirche und dem Schloßuhrturm, ein leuchtendes Grün; die baumbestandene Linie der Chaussee nach Belvedere und Belvedere selbst, das auf einem Hügel aus einem Nest von Bäumen hervorlugt. Hier oben war ebenfalls ein günstiger Ort, einen herrlichen Sonnenuntergang zu sehen, einen Sonnenuntergang, wie ihn uns manchmal der September schenkt, wenn der westliche Horizont wie ein wellengekräuseltes Meer von Gold ist, davon sich über die ganze Himmelskuppel ein goldener Dunst verbreitet, der nach Osten hin allmählich in eine tiefe Rosenfarbe übergeht.

Übertragen von Oda Weitbrecht

* * *



*

* DAS *

INSELSCHIFF

EINE ZWEIMONATSSCHRIFT

FÜR DIE FREUNDE DES

INSEL-VERLAGES

*

ZWEITER JAHRGANG

LEIPZIG / IM INSEL-VERLAG / 1921

INHALT

LITERARISCHER TEIL

BILDERTEIL

1. Textbilder

Die Titelköpfe sind von Walter Tiemann gezeichnet

2. Bilderbeilagen

DAS
INSELSCHIFF
*
* EINE *
ZWEIMONATSSCHRIFT
*
ZWEITER JAHRGANG / ERSTES HEFT
OKTOBER 1920
*

Wem Leid ist wie Freud,
Und Freud wie Leid,
D·· danke Gott für solche Gleichheit.
Tauler

Wem Zeit ist wie Ewigkeit,
Und Ewigkeit wie die Zeit,
Der ist befreit
Von allem Streit. Jakob Böhme

KARL SCHEFFLER
DEUTSCHE MEISTER

EIN Kunstfreund, der lange in Paris gelebt hat und das französische Kunstleben genau kennt, sagte mir neulich im Gespräch, er hätte Lust, ein Büchlein zu machen, in dem nur die begeisterten Äußerungen französischer Künstler und Kunstkenner über unsern Meister Lucas Cranach zusammengetragen seien. Die Deutschen würden daraus mit Verwunderung erkennen, welcher Schätzung dieser Meister sich in Frankreich erfreut, wo er in seinem Vaterlande doch eigentlich nur von den Kunsthistorikern genau, von den Künstlern aber nur wenig und von den gebildeten Laien oft nur dem Namen nach gekannt wird. Nun haben die Franzosen für das feine, gedrechselte, gotisch hölzerne Rokoko Cranachs freilich eine besondere Vorliebe; man begegnet bei neueren französischen Künstlern aber immer wieder auch Anmerkungen

des Entzückens über andere deutsche Meister, über Dürer, über Holbein oder über Schongauer. Wir hören solche Äußerungen mit einer gewissen Beschämung, weil es uns jedesmal scheinen will, als würden unsere Meister in der Fremde lebendiger geschätzt als im Lande. Denn was weiß der Deutsche eigentlich von seinen großen Malern und Bildhauern, die im dreizehnten, vierzehnten, fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert gelebt und geschaffen haben! Der Gymnasiast, die höhere Tochter lernen genau die Geburts- und Todesjahre italienischer Renaissancekünstler, bis hinab zu den Künstlern dritten und vierten Grades; von deutschen Künstlern aber, die diesen Ausländern wenigstens ebenbürtig sind, wissen sie nicht einmal die Namen. Das ganze Interesse und Wissen des gebildeten Deutschen konzentriert sich gemeinhin auf den Namen Dürer. Dieser gilt als der Schutzpatron der deutschen Kunst schlechthin. Im Glanz dieses einen Namens geht alles andere unter, jedes Ladenmädchen führt ihn im Munde, auf ihn werden Bünde und Vereine zur sogenannten Pflege der Kunst gegründet, und Dürers Bildniskopf wird von der Industrie benutzt, um Verkaufsartikel zu bezeichnen. Heißt das aber, Dürers Kunst verstehen und lieben? Beweist es, daß auch nur der Zehnte von denen, die Dürers Namen nennen, das Lebenswerk dieses Künstlers kennt, eine Vorstellung von der Persönlichkeit damit verbindet, oder nur von ferne ahnt, welches merkwürdige und lehrreiche Kunstproblem sich in diesem nord-südlichen Temperament verkörpert hat? Daneben wird dann noch mit dem Namen Holbein eine etwas deutlichere Vorstellung verbunden; auch bei dem Namen Cranach wird vielleicht noch von fern eine Form geahnt, und neuerdings ist Grünewald Mode geworden. Das ist aber auch alles. Wer kennt die herrlichen, von Anmut und Schönheit funkelnden Werke Altdorfers, wer empfindet das graziös Klassische in den Stichen Schongauers, wer hat feste Vor-

stellungen, wenn er die Namen Pacher, Burgkmair, Stefan Lochner, Baldung-Grien hört! Und das sind die Bekanntesten, die Populärsten. Von den Malern, die tiefer noch im Dunkel provinzieller Kunstübung gelebt haben und deren Namen doch allein schon wie ein Epos klingen, Schüchlin und Konrad Witz, Zeitblom und Pleydenwurff, Hans Multscher und Rueland Frueauf, Bartel Beham, Urs Graf, und die lange Reihe der nicht näher bestimmbaren „Meister", die nach einem ihrer Hauptwerke genannt werden und die doch als lebendige, große Künstlerpersönlichkeiten dastehen, kennen die meisten gebildeten Deutschen nicht einmal die Existenz. Geht man in die Kupferstichkabinette unserer großen Museen, wo die bedeutenden Stiche und Holzschnitte der alten Meister in vortrefflichen Exemplaren auf Verlangen unentgeltlich gezeigt werden, so findet man überhaupt keine Besucher, oder man sieht ein paar Kunsthistoriker, die Spezialstudien treiben, oder man stößt auf strebsame Laien, die in acht von zehn Fällen vor den Radierungen — Max Klingers sitzen und sich dabei tiefsinnig vorkommen. Und in den Museen kann man die Beobachtung machen, daß die Säle, worin die deutschen Meister hängen, am wenigsten besucht sind. Wenn das aber der immerhin doch sinnlich anregenden Malerei und der erzählenden Graphik geschieht, kann man sich denken, wie sehr die Plastik der Gleichgültigkeit ausgeliefert ist. Einmal liegen viele ihrer Großtaten um ein oder zwei Jahrhunderte noch weiter zurück, zum andern verschwinden die Künstler hier fast alle namenlos im Dämmer der Geschichte, und endlich ist die plastische Kunst ihrem Wesen nach abstrakter als die malende Kunst, sie verlangt noch mehr Schöpfungskraft des Auges, um die Form im Betrachter leben zu machen. Wie viele, selbst namhafte Deutsche reisen durch Naumburg, ohne die Figuren des Doms gesehen zu haben, die in allen Lehrbüchern doch verzeichnet wären, wenn sie griechischen Ursprungs wären.

(Friedrich Nietzsche, der Naumburger, hat über diese Weltwunder der Plastik nicht ein einziges Wort in seinen Werken gesagt.) Wer weiß notdürftig nur Bescheid im Bamberger Dom oder im Straßburger Münster? Als ich neulich das Ulmer Münster besuchte, wo die berühmten Chorgestühlschnitzereien Jörg Syrlins seit der Revolution nur gegen ein besonderes Eintrittsgeld gezeigt werden, war ich unter hundert Reisenden der einzige, der die drei Mark daransetzte, oder — was wahrscheinlicher ist — der vom Vorhandensein dieser Dinge Kenntnis hatte. Hinge dort eine Madonna von Raffael, so würden sich alle hinzudrängen.

Dieses alles ist nicht durchaus als Vorwurf gesagt. Es spiegelt sich in dieser Unkenntnis des eigenen Kunstbesitzes sowohl die problematische Anlage der Deutschen wider, wie auch die unglückselige Zerrissenheit ihrer Geschichte. Es läßt sich gewiß vieles für die Dezentralisation des kulturellen Lebens in Deutschland sagen, es läßt sich nicht nur verteidigen, sondern auch rühmen, daß Deutschland, wie Frankreich oder England, nicht nur ein einziges Kulturzentrum, eine alles beherrschende Hauptstadt hat, sondern eine Menge von Landes- und Provinzialhauptstädten und damit viele kleine lebendige Mittelpunkte. Der Kenntnis unserer deutschen Kunst, unserer Meister ist es aber nicht förderlich gewesen. Die deutsche Kunst ist an sich schon zerrissen, sie ist aufgelöst in Schulen und Sonderbestrebungen, die voneinander oft unabhängig scheinen, sie hat zeitweise und teilweise nach Italien geblickt, und dann auch wieder hinüber zu den Niederlanden, die süddeutschen Künstler haben oft von den norddeutschen nichts gewußt, und niemals ist diese Kunst sichtbar erfüllt gewesen von einem großen, alles einenden nationalen Zug. Die geistige Einheit ist im tieferen Sinne da, sie hat sogar, wenn man sie erst zu sehen vermag, etwas Überwältigendes. Doch ist sie nicht leicht zu sehen, weil das eigenwillig Sonderliche immer im

Wege ist. In Italien, in den Niederlanden ist es leicht, das Ganze zu sehen, in Deutschland ist es, aus äußeren und inneren Gründen, schwierig. Die deutsche Kunst spottet einer klaren Disposition; ihre Geschichte stellt nicht einen geraden Ablauf dar, sondern ist ein scheinbar wirres Durcheinander oft fremdartiger Bestrebungen. Es ist in der Tat leichter, den Florentiner oder Niederländer in der Kunst zu verstehen, als daß der Niederdeutsche den oberdeutschen Künstler, der Rheinländer den Sachsen verstände. Verwandte kommen ja oft schwerer miteinander aus als Fremde. Die deutsche Kunstkraft hat sich, selbst in ihrer glorreichsten Zeit, verzettelt, und der Betrachter muß nun, vor jedem Werk eigentlich, erst etwas abziehen und ignorieren, bevor er das Leben der Form rein aufnehmen kann. Das Ewige und Allgemeingültige ist in der deutschen Kunst mehr als anderswo vom Provinziellen gefärbt.

Wie das schlechthin Klassische und groß Mystische der deutschen Kunst aber innerlich nicht den Weg in die Welt, zur Menschheit, ja nicht einmal unbedingt zu den Deutschen gefunden hat, so hat es den Weg auch rein äußerlich nicht gefunden. Noch heute sind die Kunstwerke nirgends so zusammengebracht, daß ein Bild der deutschen Kunst entstehen kann. Über ganz Deutschland sind die Werke verteilt, wie Zufall und Schicksal es gefügt haben. Auch in diesem Bezug geht die Dezentralisation bis zum Äußersten. Die wichtigsten Werke werden in abgelegenen Museen, Kirchen oder Klöstern aufbewahrt, an Orten, die nicht mit der Bahn erreichbar sind, die in einer Ecke des Reichs liegen oder — wie man heute schmerzlich bewegt sagen muß — lagen. Man muß sich manchen Kunstgenuß mühsam erwandern. Der Italiener, der das Wesentliche seiner Kunst in Florenz, Rom und Venedig hat, oder der es in den oberitalienischen Städten leicht aufsuchen kann, der Holländer, der von Amsterdam nach dem Haag oder nach Haarlem fahren kann, fast wie wir von Berlin

nach Potsdam oder Magdeburg fahren, der Belgier, der das Entscheidende in Antwerpen und Brüssel vor Augen hat, oder gar der Franzose, der seine ganze Kunstwelt im Louvre vereinigt findet — sie alle sind besser daran als der Deutsche, der schon sehr lange, sehr bewußt und mit vielen Spezialkenntnissen reisen müßte, wenn er sich ein Bild der deutschen Kunst in all ihrer Mannigfaltigkeit und krausen Schönheit verschaffen will. Eben jener Kunstfreund, von dem ich vorhin sprach, der das Büchlein der französischen Urteile über Cranach zusammenstellen möchte und der Schweizer ist, sagte einst, wenn es gelänge, ein deutsches Museum zu machen, im Charakter des Louvre oder der Uffizien, in dem alles Wesentliche deutscher Kunst, oder doch vom Wesentlichen das Entscheidende vereinigt sei, so würde die Menschheit erschüttert vor diesen Denkmalen einer ungeheuer vielfältigen und doch — trotz aller Zersplitterung — letzten Endes einheiltichen Kunstkraft dastehen und erst wahrhaft den Genius unseres Volkes erkennen. Er hat recht. Ich kann im Augenblick nicht sagen, ob ein solches Zentralmuseum grundsätzlich wünschenswert ist, ob es im besonderen für uns Deutsche wünschenswert ist, oder ob die jetzige Dezentralisation des geistigen Besitzes nicht auch seine Vorteile hat. Das wäre eine Untersuchung für sich. Ich weiß aber, wie beklagenswert es ist, daß immer nur ganz wenigen die klassische deutsche Kunst zu einem großen, alles Denken beeinflussenden Erlebnis wird, daß wir, was uns zunächst liegt und uns am meisten zu eigen gehört, am wenigsten kennen und darum fortgesetzt in Unkenntnis über den eigenen Nationalcharakter, über unser Können und Müssen erhalten werden.

Äußere Schwierigkeiten würden zu überwinden sein, wenn der Wille zu unsern deutschen Meistern lebendig da wäre. Er ist aber nicht genügend stark da. Er ist zum guten Teil gebrochen worden von denen, die doch auch allerbeste Deutsche

waren, von unsern großen Dichtern und Denkern im achtzehnten Jahrhundert. Ihr Ideal, das sich im Klassizismus ausprägt, das den Blick beständig nach Griechenland und Italien zu richten zwingt, hat uns ungerecht oder gleichgültig gegen den eigenen reichen Besitz gemacht. Es hat lange Zeit zur Mode der Bildung gehört, wie Goethe zu räuspern und zu spucken, auf alles Mittelalterliche und Deutsche in der Kunst zu schelten und es formlos zu nennen; es hat zu den Irrtümern eines ganzen Volkes gehört, einem Idealbegriff mehr zu vertrauen als den Augen und dem lebendigen Gefühl. Die Deutschen haben sich befehlen lassen, was gut und schlecht, schön oder häßlich sei, weil einige große Männer ihr persönliches Empfinden zum Gesetz zu erheben trachteten; die Deutschen haben einen erhabenen Irrtum genialer Literaten heilig gesprochen. Und sie werden dafür nun gestraft, indem sie sich selbst künstlich arm machen. Ärmer, als sie selbst ahnen. Denn die Kunst ist immer ein Gleichnis des ganzen Lebens. Wer sich gewaltsam einem Teil der Kunst verschließt, der verschließt sich einem Teil des Lebens überhaupt.

Aus solchen Erwägungen heraus ist der Plan entsprungen, ein Gesamtbild der deutschen Kunst, ein Gesamtbild dessen, was deutsche Meister gemacht haben, in einer Sammlung von Monographien zu geben. Es fehlte bis jetzt eine solche Gesamtdarstellung. Zwar ist die alte deutsche Kunst nach vielen Seiten gründlich erforscht. Aber die Forschungsergebnisse sind immer nur in Spezialarbeiten niedergelegt. Es sind Arbeiten von Kunstgelehrten für Kunstgelehrte. Worauf es jetzt ankommt, das ist eine Darstellung, in der alle Forschungsergebnisse verwertet sind, die aber immer auf Ganzheiten zielt. Es gilt jetzt, zusammenzufassen und den tieferen Zusammenhang des von Natur Zersplitterten und schwer Übersehbaren zu zeigen, es gilt, Freude an der eigenen Art, Vertrauen dazu und das schöne Selbstgefühl der Leistungsfähig-

keit zu erwecken. Und da es nicht anders möglich ist, muß es mit Hilfe des Buchs geschehen, das immer der beste Freund des Deutschen war. Besser als das Buch ist freilich das Museum, und besser als das Museum ist der historische Standort des Kunstwerks. Anschauung ist immer allem aus zweiter Hand Kommenden vorzuziehen. Da die unmittelbare Anschauung aber, aus den oben dargelegten Gründen, so sehr erschwert ist, und auch weil die Zeitumstände sich ihr widersetzen, so muß die mittelbare Anschauung mit Hilfe der Abbildung und des Wortes an die Stelle treten. In Verbindung mit dem Insel-Verlag geben Professor Curt Glaser und der Verfasser eine Sammlung unter dem Titel dieses Aufsatzes heraus, von dem Wunsch geleitet, in leicht lesbaren Abhandlungen von der Hand der besten Kenner und Darsteller, worin alles Forschungsmaterial verarbeitet ist und die so aneinandergeknüpft sind, daß eine Gesamtübersicht möglich wird, das ideale Nationalmuseum deutscher Kunst einigermaßen zu ersetzen. Den Hauptmeistern sollen besondere Bände gewidmet werden. So wird Max J. Friedländer über Dürer, H. Wölfflin über Grünewald, Curt Glaser über Cranach, H. A. Schmid über Holbein, Hans Tietze über Altdorfer schreiben, und Pacher, Schongauer und Burgkmair werden ebenfalls gesondert behandelt werden, immer aber auch in Verbindung mit dem „Kreis“, in dessen Mittelpunkt sie stehen. Daneben wird in andern Bänden von den Schulen die Rede sein, wo die führenden Persönlichkeiten mehr zurücktreten, wo das Niveau wichtiger ist als das Individuum. Gelehrte wie W. Worringer, Walter Cohen, E. Redslob und andere haben es übernommen, über die Anfänge der Tafelmalerei, über die Altkölner Malerei, über die Nürnberger Malerei im 15. Jahrhundert usw. zu schreiben. Nach und neben der Malerei soll dann auch die Plastik behandelt werden; und es hoffen die Herausgeber und der Verlag, nach einer nicht allzu langen Reihe von Jahren so den Deutschen eine Kunst-

bibliothek vorgelegt zu haben, die als ein in schwerer Zeit errichtetes würdiges Monument angesprochen werden kann, die vielen Volksgenossen die Freude an sich selbst und den Gebrauch der eigenen Kräfte erhöht.

Denn dieses tut uns vor allem not. Abgesehen davon, daß neue Einsichten stets wertvoll sind, doppelt wertvoll, wenn sie die eigene Geschichte erklären helfen und im Dienste einer Synthese stehen, kann der Weg zu einer Europäisierung, zu einer kontinentalen Zusammenfassung großen Stils, wie sie heute von allen Seiten empfohlen wird, nur auf den Fundamenten des nationalen Selbstgefühls und der genauen Kenntnis der nationalen Kräfte erfolgen. Vorbedingung eines Europäertums, wie schon Nietzsche es forderte, ist nicht eine lakaienhafte Hingabe an Fremdes, ist nicht ein charakterloser Internationalismus, wie ihn Kolonialvölker haben, sondern ein sicheres Stehen und Gehen auf eigenem Boden. Völker von internationalem Einfluß sind stets national sehr gefestigt. Ein Blick auf Frankreich, auf England beweist es. Kein besseres Mittel gibt es, allen Völkern verständlich und verehrungswürdig zu werden, als die charaktervolle Eigenart. Um sie mehr als bisher zu pflegen, müssen wir besser noch als bisher wissen, wer wir sind, wie wir waren und ewig sein werden. Denn so nur können wir ermessen, was wir als Deutsche und als Europäer leisten können und darum leisten müssen.

* * *

GOETHE

GEDICHT

DÄMMRUNG senkte sich von oben,
Schon ist alle Nähe fern;
Doch zuerst emporgehoben
Holden Lichts der Abendstern!

Alles schwankt ins Ungewisse,
Nebel schleichen in die Höh;
Schwarzvertiefte Finsternisse
Widerspiegelnd ruht der See.

Nun im östlichen Bereiche
Ahn ich Morgenglanz und -glut,
Schlanker Weiden Haargezweige
Scherzen auf der nächsten Flut.
Durch bewegter Schatten Spiele
Zittert Lunas Zauberschein,
Und durchs Auge schleicht die Kühle
Sänftigend ins Herz hinein.

Aus den Chinesisch-deutschen Jahres- und Tageszeiten.

★ ★ ★

EIN BRIEF GOGOLS ÜBER SEINEN ROMAN „DIE TOTEN SEELEN“

Eine Übersetzung dieses Romans von H. Röhl erscheint demnächst im Insel-Verlag.

ICH verstehe nicht, wie du, ein solcher Menschenforscher und Menschenkenner, mir die gleichen törichten Fragen vorlegen kannst, auf die sich alle anderen so trefflich verstehen! Mehr als die Hälfte davon bezieht sich darauf, was der Zukunft angehört. Was für einen Sinn hat bloß diese Neugierde? Nur eine Frage, die du stellst, ist klug und deiner würdig, und ich wünschte, daß auch andere Leute sie an mich gerichtet hätten, obwohl ich nicht weiß, ob ich sie auch vernünftig beantworten kann; ich meine die folgende: woher es nur komme, daß die Helden meiner letzten Werke, besonders die der „Toten Seelen“, trotzdem sie nichts weniger als naturgetreue Porträts von wirklichen existierenden Menschen, und obwohl sie an und für sich sehr wenig sympathisch und anziehend sind, unserem Herzen dennoch so nahe stehen, wie wenn die Seele

bei ihrer Schöpfung beteiligt gewesen wäre? Noch vor einem Jahre wäre es mir peinlich gewesen, dir auf diese Frage zu antworten. Heute aber will ich es offen bekennen: die Helden meiner Werke stehen unserem Herzen darum so nahe, weil sie Schöpfungen der Seele, weil sie selbst Zeugen meiner seelischen Entwicklung sind. Um mich dir besser verständlich zu machen, will ich dir eine Definition von mir als Schriftsteller geben. Man hat viel über mich gesprochen und geschrieben und mich nach den verschiedenen Seiten meines Wesens zu ergründen gesucht, aber mein wahres Wesen hat man darum doch nicht ans Licht gebracht. Dieses kannte nur Puschkin allein. Er sagte mir immer, noch nie habe es einen Schriftsteller gegeben, der in so hohem Grade das Vermögen besaß, die Gemeinheit und Plattheit des Lebens mit so satten Farben zu schildern, die Hohlheit und Nichtigkeit eines gemeinen Menschen mit einer solchen Kraft zu zeichnen wie ich, so daß die ganze Kleinheit und Armseligkeit, die den meisten Menschen entgeht, jedem deutlich in die Augen springt. Das ist der Grundzug meines Wesens, und er fehlt in der Tat den meisten anderen Schriftstellern. Er hat sich mit der Zeit in mir noch vertieft, weil sich noch andere geistige Züge mit ihm verbunden haben. Aber das konnte ich damals nicht einmal Puschkin mitteilen. Dieser Grundzug hat sich mit besonderer Kraft in den „Toten Seelen“ offenbart. Die „Toten Seelen“ haben nicht darum in Rußland solch ein Grauen hervorgerufen und so ein Aufsehen erregt, weil sie irgendwelche furchtbare Wunden oder innere Krankheiten an den Tag gebracht oder ein erschütterndes Bild vom Triumph des Bösen und von den Leiden der Unschuld entworfen hätten. O nein. Meine Helden sind durchaus keine Bösewichter, wenn ich einem jeden von ihnen nur einen einzigen guten Zug mitgeteilt hätte, der Leser hätte sich sicher mit ihnen ausgesöhnt. Aber die Armseligkeit und Gemeinheit des Ganzen flößte

dem Leser Schrecken ein. Was ihn mit solch einem Grauen erfüllte, war dieses, daß bei mir ein Mensch kleinlicher und elender war als der andere, daß es unter ihnen auch nicht eine tröstliche Erscheinung, keinen einzigen Ruhepunkt gab, an dem man hätte aufatmen können, an dem der arme Leser sich erholen und Mut schöpfen konnte, und daß es einem, wenn man das Ganze gelesen hatte, so vorkam, als trete man aus einem dumpfigen Kellergewölbe wieder in Gottes freie Welt hinaus. Man hätte es mir eher vergeben, wenn ich irgendein malerisches Ungeheuer gezeichnet hätte, — die Jämmerlichkeit und Gemeinheit aber hat man mir nicht verziehen. Das, wovor der Russe erschrak, das war seine Nichtigkeit, sie war ihm weit schrecklicher als all seine Mängel und Laster! Ist das nicht eine außerordentliche Erscheinung? Fürwahr, dieser Schrecken ist etwas Herrliches! Wer einen solchen Ekel und Widerwillen vor dem Kleinen und Nichtigen empfindet, in dem liegt sicherlich das Gegenteil von aller Kleinheit und Nichtigkeit verborgen. Dies also ist mein größter Vorzug, und ich wiederhole, er hätte sich nicht mit einer solchen Kraft in mir entwickelt, wenn nicht meine eigene geistige Stimmung und die Geschichte meiner Seele hinzugekommen wären. Keiner meiner Leser wußte, daß er über *mich selbst* lachte, während er über meine Helden zu lachen glaubte.

Ich hatte kein einzelnes großes Laster, das all meine übrigen Untugenden um Haupteslänge überragte, ebensowenig wie ich irgendeine vorbildliche Tugend besaß, die mir ein besonders anziehendes Äußeres verliehen hätte, dafür aber vereinigte ich in mir alle Scheußlichkeiten, die es nur gibt, ich besaß zwar von jeder nur ein wenig; aber sie waren in solch einer Menge vertreten, wie ich es noch nie zuvor bei einem Menschen gesehen habe. Gott hat mir eine vielseitige Natur gegeben. Er hat mir bei meiner Geburt auch manche guten Keime eingepflanzt, der beste jedoch, für den ich ihm nicht

genug zu danken vermag, ist der Wunsch, besser zu werden. Ich habe meine schlechten Seiten nie geliebt, und wenn es die himmlische Liebe Gottes nicht so gefügt hätte, daß sie sich nur langsam und allmählich vor mir enthüllten, statt sich mir plötzlich und mit einem Schlage zu offenbaren, als ich noch keine Vorstellung von seinem unendlichen Mitleid besaß — dann hätte ich mich sicherlich erhängt. Aber in dem Maße, als ich sie in mir entdeckte, verstärkte sich durch eine wunderbare höhere Eingebung der Wunsch in mir, mich von ihnen zu befreien; es war ein außergewöhnliches seelisches Erlebnis, das mich dazu führte, sie meinen Helden mitzuteilen. Was dies für ein Erlebnis war, dieses darfst du nicht erfahren; wenn ich geglaubt hätte, daß es jemand nützen könne, hätte ich es längst bekannt gemacht. Von diesem Augenblick an begann ich, meine Helden über ihre eigene Gemeinheit hinaus auch noch mit meinen persönlichen Scheußlichkeiten auszustatten. Das geschah folgendermaßen: ich nahm eine schlechte Eigenschaft, die ich bei mir selbst fand, untersuchte, welche Formen sie in einem anderen Beruf, Stand oder Lebenskreise annimmt, versuchte es, sie als meine Todfeindin darzustellen, die mich aufs empfindlichste beleidigt hat, und verfolgte sie mit Haß, Spott und allem, dessen ich noch sonst fähig war. Wenn jemand all die Ungeheuer gesehen hätte, die meine Feder im Anfang erschuf, er hätte vor Entsetzen gezittert. Ich brauche dir nur zu erzählen, daß Puschkin, als ich ihm die ersten Kapitel der „Toten Seelen" vorlas (er hatte sonst stets gelacht, wenn ich ihm etwas vortrug, denn er lachte gern und von Herzen), immer finsterer und finsterer wurde, bis sich sein Gesicht zuletzt vollkommen verdüsterte. Als ich geendigt hatte, sagte er mit einem tiefen Schmerz in der Stimme: Gott, wie grauenhaft trostlos und traurig ist doch unser Rußland. Dieser Ausspruch überraschte mich. Puschkin, der Rußland so gut kannte, hatte nicht bemerkt, daß dies alles nur eine Kari-

katur, ein Produkt meiner Phantasie war. Und jetzt erst erkannte ich, was eine Sache bedeutet, die einem aus dem Herzen geflossen ist, was geistige Wahrheit ist, und in was für einer erschreckenden Gestalt man die Finsternis und den furchtbaren Mangel an Licht darstellen kann. Seit dieser Zeit dachte ich nur noch daran, wie ich den niederschmetternden Eindruck der „Toten Seelen" mildern könnte. Ich sah, daß vieles Schlechte des Hasses nicht wert, und daß es besser ist, es in seiner Nichtigkeit und Armseligkeit darzustellen, die in alle Ewigkeit sein Teil ist. Ferner wollte ich sehen, was die Russen sagen würden, wenn man ihnen ihre eigene Häßlichkeit und Gemeinheit vor Augen führte. Nach einem Plan, der mir schon lange vorschwebte, brauchte ich für meinen ersten Teil lauter kleine und armselige Menschen. Diese elenden Menschen sind jedoch keineswegs Porträts nach lebendigen Personen, ich habe vielmehr in ihnen die Züge all der Leute gesammelt, die sich für besser halten als die anderen; allerdings habe ich sie aus Generälen zu gemeinen Soldaten gemacht. Hier finden sich außer Zügen von mir selbst noch viele solche von meinen Freunden und sogar einige von dir. Ich werde dir das später zeigen, wenn die Zeit gekommen sein wird, bis jetzt ist das noch mein persönliches Geheimnis. Ich mußte allen guten Menschen, die ich kannte, alles Häßliche und Gemeine nehmen, das sie zufällig erworben hatten, und es ihren rechtmäßigen Besitzern wiedergeben. Frage nicht, warum der erste Teil von nichts anderem handelt als von Elend, Armseligkeit und Gemeinheit, und warum alle handelnden Personen, bis auf die letzte, so trivial und gemein sind. Die Antwort hierauf wirst du in den folgenden Bänden finden. Das ist das Ganze! Der erste Teil hat trotz all seiner Unvollkommenheiten seine Aufgabe erfüllt, er hat allen Menschen einen wahren Ekel und Widerwillen gegen meine Helden und gegen ihre Armseligkeit eingeflößt, er hat in uns etwas wie Schmerz und Unwillen

gegen uns selbst erzeugt. Fürs erste genügt mir das. Dies alles wäre mir natürlich noch viel besser gelungen, wenn ich mich nicht so sehr mit der Veröffentlichung beeilt, und wenn ich das Ganze noch sorgfältiger und gründlicher bearbeitet hätte. Meine Helden haben sich noch nicht völlig von mir abgelöst und daher auch noch nicht die rechte Selbständigkeit erlangt. Ich habe sie noch nicht fest genug auf den Boden gestellt, auf dem sie stehen sollten, noch sind sie nicht recht heimisch geworden in dem Kreis unserer Sitten, noch wurzeln sie nicht tief genug in dem eigentlich russischen Leben. Noch ist das ganze Buch nicht viel mehr als eine Frühgeburt, aber sein Geist hat sich doch schon unsichtbar verbreitet, und selbst sein verfrühtes Erscheinen kann mir dadurch nützlich werden, daß es meine Leser veranlassen kann, mir all meine Fehler nachzuweisen, die ich bei der Schilderung der gesellschaftlichen und privaten Verhältnisse Rußlands begangen habe. Wenn du zum Beispiel, statt mir unnütze Fragen zu stellen (mit denen du mehr als die Hälfte deines Briefes angefüllt hast, und die zu nichts führen, außer zur Befriedigung einer müßigen Neugierde), wenn du alle vernünftigen und sachlichen Bemerkungen und Einwände, die über mein Werk laut werden, deine eigenen sowohl, als auch alle möglichen fremden, die von klugen Menschen herstammen, welche gleich dir Erfahrung genug besitzen und mitten in einem tätigen Leben stehen, sammeln und ihnen eine Reihe von Anekdoten und tatsächlichen Begebenheiten beifügen wolltest, die in eurem Kreise oder in eurer Provinz vorgefallen sind — sei es nun, daß sie mein Buch in einem seiner Teile widerlegen oder bestätigen —, dann tätest du ein wahrhaft gutes Werk, und ich würde dir von Herzen dankbar sein. Wie würde sich dadurch mein Horizont erweitern! Wie würde das meinen Kopf erfrischen, und wieviel leichter würde die Arbeit vonstatten gehen! Aber das, worum ich bitte, will kein Mensch tun, niemand hält meine

Bitten für ernst und wichtig genug, und jeder respektiert nur seine eigenen; andere wieder verlangen Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit von mir, ohne selbst zu wissen, was sie verlangen. Und was soll bloß diese müßige Neugierde, diese törichte unnütze Hast, die, wie ich sehe, auch dich angesteckt hat? Sieh doch, wie in der Natur alles würdig und weise nach wohlgefügten Gesetzen vonstatten geht und wie vernünftig eines aus dem anderen folgt! Nur wir allein machen uns, Gott weiß warum, so viel unnütze Unruhe. Alles eilt und hastet wie im Fieber. Hast du dir denn deine Worte auch ordentlich überlegt? „Es ist absolut notwendig, daß wir den zweiten Band erhalten." Soll ich mich denn bloß deswegen, weil alle Leute mit mir unzufrieden sind, mit dem zweiten Bande beeilen? Das wäre doch ebenso dumm wie das, daß ich mich mit dem ersten zu sehr beeilt habe. Bin ich denn schon ganz um mein bißchen Verstand gekommen? Ich brauche diesen Unwillen und diese Unzufriedenheit ja. Wenn die Menschen unwillig über mich sind, werden sie mir doch wenigstens irgend etwas sagen. Und woraus schließt du nur, daß der zweite Band jetzt ein dringendes Bedürfnis geworden ist? Hast du etwa in meinen Kopf hineingeblickt, fühlst du, was das Wesen dieses zweiten Bandes ausmacht? Deiner Ansicht nach braucht man ihn jetzt, während ich glaube, daß er nicht früher als nach zwei Jahren erscheinen sollte, und auch dies bloß, wenn man die Umstände und den Gang der Zeit berücksichtigt. Wer von uns hat nun recht? Der, in dessen Kopf der zweite Band fertig dasteht, oder der, der noch nicht einmal weiß, was seinen Inhalt bildet? Was das jetzt für eine seltsame Mode ist, die neuerdings in Rußland aufgekommen ist! Der Mensch liegt selbst auf der faulen Haut, will selbst nichts tun und spornt die anderen zur Tätigkeit an; als ob jeder andere sich aus allen Kräften anstrengen müßte vor Freude darüber, daß sein Freund müßig auf dem Rücken liegt! Kaum erfährt man, daß

irgendein Mensch mit einer ernsten Sache beschäftigt ist, so treibt man ihn schon überall zur Eile an, und dann schilt man ihn noch, wenn er es schlecht macht; dann heißt es: Warum hast du dich so beeilt? Aber ich schließe meine Predigt. Auf deine kluge Frage habe ich geantwortet; ich habe dir sogar gesagt, was ich bis heute noch keinem einzigen Menschen gesagt habe. Glaube, bitte, nach diesem Bekenntnis nicht, daß ich ebenso ein Ungeheuer bin wie meine Helden. Nein, ich gleiche ihnen nicht. Ich liebe das Gute, ich suche es aus allen Kräften, und meine Seele glüht für alles Schöne und Hohe, ich liebe meine Schändlichkeiten nicht und klammere mich nicht an sie, wie meine Helden; ich liebe das Gemeine in mir nicht, das mich von dem Guten fernhält. Ich kämpfe gegen es an und werde gegen es ankämpfen, bis ich es ganz ausgetrieben habe, und dabei wird Gott mir helfen. Es ist ganz falsch, was törichte, weltlich gerichtete Menschen behaupten, daß der Mensch nur erzogen werden könne, solange er noch in der Schule sitzt, und daß er später keinen Charakterzug mehr in sich verändern könne; nur in einem törichten, weltlich gesinnten Schädel konnte ein so dummer Gedanke entstehen. Ich habe mich schon von vielen meiner Scheußlichkeiten befreit, indem ich sie auf meine Helden übertrug, sie in ihnen verspottete und auch andere zwang, über sie zu lachen. Ich bin schon manche von ihnen losgeworden, indem ich ihnen ihr verlockendes Äußeres, ihre ritterliche Maske nahm, dank der jedes von unseren Lastern keck durch die Welt geht, ich habe sie neben das Häßliche gestellt, das allen sichtbar ist. Wenn ich mich in der Beichte vor Ihm prüfe, der mich in die Welt gesandt hat und der mir befahl, mich von meinen Fehlern zu befreien, dann erkenne ich viele Laster in mir, aber es sind nicht mehr dieselben wie im vergangenen Jahr, eine heilige Kraft half mir, mich von ihnen zu befreien. Dir aber rate ich, diese Worte nicht unbeachtet verhallen zu lassen, son-

dern, wenn du meine Briefe gelesen hast, einen Augenblick allein zu bleiben, alles andere eine Weile zu vergessen und gründlich in dich selbst hineinzublicken, indem du dein ganzes Leben an dir vorüberziehen läßt, und dann die Wahrheit meiner Worte einer Prüfung zu unterziehen. In dieser meiner Antwort wirst du, wenn du näher zusiehst, auch eine Antwort auf deine übrigen Fragen finden, und du wirst erkennen, warum ich bisher dem Leser nicht auch die tröstlichen Erscheinungen gezeigt und mir keine tugendhaften Menschen zu Helden erwählt habe. Solche kann man nicht frei aus dem Kopfe erfinden. Solange man ihnen nicht im geringsten selbst gleicht, solange man sich nicht durch Hartnäckigkeit, Beständigkeit einige gute Eigenschaften erobert hat — wird alles, was die Feder niederschreibt, tot und leblos und von der Wahrheit entfernt bleiben wie der Himmel von der Erde. Ich habe diese Schreckgespenster nicht erfunden — diese Schreckgespenster haben meine eigene Seele gewürgt und gedrückt: nur was lebendig in meiner Seele lebte, ist frei aus ihr herausgeströmt.

Übertragen von Otto Buek.

* * *

NOVALIS

AN TIECK

EIN Kind voll Wehmut und voll Treue,
Verstoßen in ein fremdes Land,
Ließ gern das Glänzende und Neue
Und blieb dem Alten zugewandt.

Nach langem Suchen, langem Warten,
Nach manchem mühevollen Gang
Fand es in einem öden Garten
Auf einer längst verfallenen Bank

Ein altes Buch, mit Gold verschlossen,
Und nie gehörte Worte drin,
Und wie des Frühlings zarte Sprossen,
So wuchs in ihm ein innrer Sinn.

Und wie es sitzt und liest und schauet
In den Kristall der neuen Welt,
An Gras und Sternen sich erbauet
Und dankbar auf die Kniee fällt:

So hebt sich sacht aus Gras und Kräutern
Bedächtiglich ein alter Mann
Im schlichten Rock und kommt mit heiterm
Gesicht ans fromme Kind heran.

Bekannt, doch heimlich sind die Züge,
So kindlich und so wunderbar:
Es spielt die Frühlingsluft der Wiege
Gar seltsam mit dem Silberhaar.

Das Kind faßt bebend seine Hände:
Es ist des Buches hoher Geist,
Der ihm der sauern Wallfahrt Ende
Und seines Vaters Wohnung weist.

„Du kniest auf meinem öden Grabe“,
So öffnet sich der heilge Mund,
„Du bist der Erbe meiner Habe,
Dir werde Gottes Tiefe kund.

Auf jenem Berg als armer Knabe
Hab ich ein himmlisch Buch gesehn
Und konnte nun durch diese Gabe
In alle Kreaturen sehn.

Es sind an mir durch Gottes Gnade
Der höchsten Wunder viel geschehn,
Des neuen Bunds geheime Lade
Sahn meine Augen offen stehn.

Ich habe treulich aufgeschrieben,
Was innre Lust mir offenbart,
Und bin verkannt und arm geblieben,
Bis ich zu Gott gerufen ward.

Die Zeit ist da, und nicht verborgen
Soll das Mysterium mehr sein.
In diesem Buche bricht der Morgen
Gewaltig in die Zeit hinein.

Verkündiger der Morgenröte,
Des Friedens Bote sollst du sein.
Sanft wie die Luft in Harf und Flöte
Hauch ich dir meinen Atem ein.

Gott sei mit dir! Geh hin und wasche
Die Augen dir mit Morgentau!
Sei treu dem Buch und meiner Asche
Und bade dich im ewgen Blau!

Du wirst das letzte Reich verkünden,
Das tausend Jahre soll bestehn,
Wirst überschwenglich Wesen finden
Und Jakob Böhmen wiedersehn."

* * *

MARTIN ANDERSEN NEXÖ
PELLE DER EROBERER

(Für das Inselschiff geschrieben)

JA, es ist wohl an dem: die allgemeine Auffassung sieht in „Pelle dem Eroberer" ein autobiographisches Werk. Aber das ist nicht meine Schuld. Wer zuerst diese Betrachtungsweise

auf das Buch angewandt hat, weiß ich nicht; jedenfalls hat sie Beifall gefunden, ist allgemeingültig geworden. Und ich habe nicht protestiert, im Gegenteil mich über diese Auffassung gefreut, die mir ein Beweis dafür war, daß das Buch lebendig, erlebt wirkte. Wenn ich nun aber geradezu gefragt werde, muß ich ja wohl mit der Wahrheit herausrücken.

Vor einigen Jahren kam eines Tags ein Kopenhagner Arbeiter zu mir herausgefahren, um zu fragen, wo die Arche läge. Er habe seine ganze Ferienzeit dazu benutzt, um Kristianshavn kreuz und quer zu durchstreifen und die Arche zu finden; es sei ihm aber nicht gelungen. — „Wo liegt also die Arche?"

„Überall, wo kleine Leute in düstern, feuchten Kasernen voller Ratten und Mäuse, Wanzen und mit allem übrigen Elend der Armut zusammengepfercht sind. Kopenhagen ist voll derartiger Höhlen, und du bist selber mehrere Male in der Arche gewesen", antwortete ich.

Ach so — es war also nur etwas, was ich mir ausgedacht hatte! Der Mann war augenscheinlich enttäuscht.

Vermutlich wird es einem großen Teil meiner Freunde unter den Arbeitern ebenso ergehn, wenn sie erfahren, daß ich überhaupt sehr wenig vom Stofflichen in „Pelle dem Eroberer" erlebt habe, daß er im großen ganzen freie Dichtung ist — „eine Lügengeschichte", wie die Leute so etwas in meiner Kindheit nannten. Aber da kann nichts helfen.

Auf der andern Seite werden die Ästhetiker wahrscheinlich etwas mehr Respekt vor mir bekommen — und auch darein muß ich mich zu finden suchen. Bisher war ich einigermaßen davor bewahrt, zu dem, was Henrik Pontoppidan „die literarische Formschneiderzunft" nennt, gerechnet zu werden — mein bedeutendstes Werk war ja „nur" autobiographisch. Ich verspüre schon ein Jucken über den ganzen Körper!

Pelle kommt nach Bornholm, acht Jahre alt wie ich, und

wird Hütejunge wie ich auch — so viel ist im ersten Band gemeinsames Schicksal. Ich kam aus Kopenhagen zusammen mit meinen Eltern und Geschwistern und verlebte meine Kindheit in einer kleinen Provinzstadt; Pelle kommt mit seinem Vater aus einer abgelegenen Gegend Schwedens und verlebt seine Kindheit auf einem großen Gut. Der Steinhof ist ganz und gar Pelles Welt; ich selber hatte, als ich das Buch schrieb, mich noch nie auf einem größern Gute aufgehalten. Aber jeder Bornholmer kennt das Gut und weiß genau, wo es liegt — nur verlegen es einige nach dem Süden und andere hinauf in den nördlichen Teil der Insel.

Noch geringfügiger ist (äußerlich betrachtet) das Selbsterlebte im zweiten Band. Ich habe niemals in Kopenhagen als Handwerker gearbeitet, hatte daher keine Spur von persönlicher Kenntnis der Gewerkschaftsbewegung und kannte, als ich das Buch schrieb, keinen von den Führern der Arbeiterbewegung. Ich hatte also die Hände völlig frei, und der große Kampf beruht ganz auf innerm Erleben, das durch die Lektüre einiger alter Jahrgänge des ‚Sozialdemokraten' in Gang gesetzt wurde.

Nur für die Lehrjahre kommt in stofflicher Beziehung Selbsterlebtes in Betracht: die Schilderung der Schuhmacherwerkstatt und des jungen Meisters, teils auch die des alten Jeppe baut sich auf Wirklichkeit auf und hält sich in ihrer Nähe.

Einer älteren Dame aus der Bourgeoisie tat es leid, daß Vater Lasse tot war, sie hätte ihm sonst für den Rest seines Lebens eine Leibrente ausgesetzt. Es war mir nicht möglich, sie davon zu überzeugen, daß er noch lebt und in Zehntausenden von Exemplaren unter uns herumhumpelt. Vater Lasse ist ganz und gar ein erdichtetes Symbol, geschaffen, um eine Welt von verhudelten Greisen zu repräsentieren.

Und nun die Kraft? Hervorragende Kritiker haben darauf

aufmerksam gemacht, wie ganz und gar er aus dem wirklichen Leben gegriffen, wie zuverlässig und frei von aller symbolischen Bedeutung er ist. Hat er also gelebt? Ja, als das geniale Vermögen des Proletariats, als sein Überschuß an Kraft. Wie die Arche Generalnenner für die Höhlen der Armut und Vater Lasse für ihre ausgemergelten Getreuen ist, so „die Kraft" für die hoffnungslos emporstrebenden Kräfte innerhalb des Proletariats. Es war eine technische Notwendigkeit, alle Kasernen des Elends in einer Riesenkaserne zusammenzufassen, um den Stoff nicht zu zersplittern, und es war künstlerische Notwendigkeit, die vielen hoffnungslos ringenden Leben in diesem Einen — der „Kraft" — zu potenzieren. „Pelle der Eroberer" ist gewiß voluminös, aber die Welt, die er schildert, ist sozusagen unendlich, und in Wirklichkeit ist das Buch ungeheuer konzentriert. Fast jede seiner Gestalten hat sich in den Dienst eines Symbols stellen müssen.

Äußerlich betrachtet, habe ich sehr wenig von dem Buche erlebt, bevor ich es schrieb; etwas mehr davon habe ich erlebt, nachdem es erschienen war. Viele Männer und Frauen der Unterklasse sind zu mir gekommen und haben gefragt, woher ich ihr Leben kenne, da ich es Zug um Zug schildern konnte; der und jener Arbeiterführer ist gekommen und hat sich mit Pelle identifiziert. Und die Entwicklung der Dinge selber hat mir hier und da ein Kapitel des Buchs — in lebenden Bildern dargeboten.

Und trotzdem ist „Pelle der Eroberer" ein autobiographisches Werk, aufgebaut auf meiner eignen Entwicklung, meinem eignen Leben — nur nicht in äußerlichem Sinne. Wie hätte ich überhaupt Pelle schaffen können, den Träger der neuen Welt, ohne tief in mich selbst hineinzugreifen? In der Literatur waren alle die großen umfassenden Schilderungen menschlichen Entwicklungsgangs von bürgerlichen Männern, also den Männern einer sterbenden Zeit, geschrieben und be-

trafen bürgerliche Menschen; sie mußten negativ enden und in Pessimismus ausmünden. Sie erhoben den Anspruch, die Menschheit zu umfassen, galten aber nur für ihre Schlacken. Diese Schilderungen waren wenig befriedigend für einen, der von unten herauf kam und erst das Dasein beginnen sollte. Ich und die Meinen, wir hatten alles zugute und waren nicht gewillt, uns damit abspeisen zu lassen, daß die Welt alt und verbraucht sei — weil es die vorige Menschenschicht war.

So etwa sehn die Voraussetzungen von „Pelle dem Eroberer" aus: lebhaftes Gefühl, sich im Aufstieg zu befinden, und Protest dagegen, mit dem Verblühten zusammen über einen Kamm geschoren zu werden.

Die Gestalt Pelles — wie übrigens alle andern des Buches — mußte ich über mich selber formen; niemand kann am Ende aus anderm schöpfen als aus sich selbst. Dafür ist das auch ein unerschöpflicher Brunnen — wenn man nur genügend in die Tiefe geht.

Vielleicht ist doch das ausgeprägte Solidaritätsgefühl des Proletariats identisch mit einem tieferen Mitwissen, als man es in den übrigen Gesellschaftsschichten findet. Vor meinen Augen steht der typische Schicksalsverlauf der Unterklasse beständig als Selbsterlebnis; oft ist es mir unmöglich, meine eignen Erlebnisse aus denen andrer herauszusondern, und hab ich sie erst in Schilderung umgesetzt, so kann ich es gar nicht mehr. Es wird also leicht genug sein, mich auf Lügen zu ertappen.

Das Kristianshavn, das ich im zweiten Bande von „Pelle dem Eroberer" schildere, hab ich die ersten beiden Jahre meines Lebens erlebt; so alt war ich, als meine Eltern anderswohin zogen; und ich zählte erst acht Jahre, als sie die Hauptstadt ganz verließen. Trotzdem sind diese ersten Jahre mir ein sichrer Schlüssel zu der Arbeiterwelt der großen Städte gewesen. Ich glaube, ich könnte mich in jedem beliebigen Hinter-

haus der ganzen Welt mit verbundenen Augen zurechtfinden. Das ist eine Ortskenntnis, die tief in mir — unter aller Erfahrung — wie ein geheimnisvolles Mitwissen liegt, von dem ich keine Rechenschaft ablegen kann.

Auf diesem geheimen Mitwissen ruht zu einem wesentlichen Teil „Pelle der Eroberer“, und darin ist vielleicht der Grund dafür zu suchen, daß man dieses Buch zu einem in der Hauptsache autobiographischen Werke hat machen wollen. Das ist es also auch, aber in dem tieferen Sinne, daß die Erlebnisse des Proletariats durch Zeit und Raum innerlich auch die meinen sind; persönlich habe ich — es sollte überflüssig erscheinen, das hervorzuheben — nur sehr wenig vom Stofflichen meiner Arbeiten erlebt.

Man gestatte mir in dieser Verbindung darauf aufmerksam zu machen, daß die Geistesform des Proletariats wesensverschieden von der der höheren Gesellschaftsschichten ist. Das Individuelle ist nicht seine Sache — und auch nicht der Egoismus, für den es oft genug den Deckmantel abgeben muß. Der Proletarier baut seine geistige Kultur mehr auf Mitwissen auf als auf Selbstbetrachtung — Mitwissen ist überhaupt seine vorherrschende Fähigkeit. Deshalb sollen so viele als nur möglich mit in die Welt hinüber, die seine Träume schaffen — und deshalb formt er seine Lebenserfahrungen allgemeingültig, in Sprichwörtern. Zum Entgelt holt er Kraft aus den andern, ohne sich an die Person zu heften; was er sich aneignen kann, wird ganz sein Eigentum. Deshalb sind zum Beispiel die Dichter des Proletariats gern namenlos.

Diese Gemeinschaft in Leiden und Freude, dieses Mitwissen, das auf so wunderbare Weise die Unterklasse zu einem einzigen — mächtigen — Wesen macht, ist ja auch auf dem Wege, sich als weltumspannende Solidarität bewußt zu werden.

Ich habe meinen reichlichen Anteil an diesem Mitwissen

erhalten, und darauf gründet sich mein Anrecht, zu schreiben. Meine Fähigkeiten sind überhaupt die der Unterklasse — gehen von ihr aus und gehören ihr. Es ist zu meiner Verkleinerung gesagt worden, daß es mir niemals gelingen werde, den Proletarier abzustreifen; ich selber fühle das als ein Auserwähltsein.

In der Welt des kleinen Mannes ist kein Raum für Zufälle. Die verschiedenen Begabungen, die von ihm ausgehn, haben alle einen bestimmten Zweck, sie sind — wie die Fühlhörner der Schnecke — Kräfte, die er nach dem Licht und der Welt ausstreckt, um sie einzufangen. Oft genug haben sie getrogen und die reiche Ausrüstung, die er ihnen mühselig gegeben hat, benutzt, um sich auf die andre Seite zu retten und ihn in Stich zu lassen. Dann war er so weit wie vorher.

Die letzten Jahre haben ja hierin eine Veränderung erlebt; jetzt stehn „vorgeschobne Kräfte" der Unterklasse auf verschiedenen Posten — und haben ihren Ausgangspunkt nicht vergessen. Sie haben angefangen, den Drang des Proletariers nach einer Neuwertung zu realisieren — und die alten Maße passen nicht recht für sie. Die gute alte ästhetische Lebensanschauung wird auch nicht recht mit ihnen fertig; sie bringen sie zu oft in Gefahr.

Ach, die schwierige Ästhetik! Wie oft habe ich nicht zu hören bekommen, das Menschliche sei wohl in Ordnung, aber es hapere, gerade heraus gesagt, mit der Kunst!

Ich beuge mich in Ehrfurcht vor dem Spruch — aber lerne gewiß trotzdem nie, Feuer zu schlucken.

Aus dem Dänischen von Gustav Morgenstern.

* * *

MARCELINE DESBORDES-VALMORE

GEDICHTE

Endlich ist im Insel-Verlag die schon seit Jahren erwartete deutsche Ausgabe der Gedichte und Briefe von Marceline Desbordes-Valmore erschienen, jener Frau, die man ohne Überschwenglichkeit als Frankreichs größte Lyrikerin bezeichnen kann. Die Auswahl ist von Stefan Zweig besorgt und mit einer das Wesen dieser auch menschlich bedeutenden Dichterin liebevoll ausdeutenden Einleitung versehen worden. Die Übertragungen sind das letzte größere Werk der vor einigen Jahren gestorbenen Gisela Etzel.

An Hippolyte

NUN bist du da, mein Kind, mein junger Gast!
Seit einer Stunde da! Oh, wie erwartet,
Dein Leben wie erkauft! Kannst du dafür?
Nein, nein! Mein Schrei barg keinen Zorn zu dir.

Du, trugst du nicht schon Weh, bevor zum Tag
Du aufgewacht, und halfst du nicht dazu,
Daß wir uns endlich sehn? Mein Schatten du,
Du Kind aus meinem Sein geboren, das
In diesem Sein mich übermächtig hält,
Auch dir ward Schmerz in deiner engen Welt.

Des Tages trank mein Blick für dich die Sonne,
Ich ging des Nachts in deinen Kerker ein.
Aus meiner armen Seele suchte ich
Dir deinen Himmel aufzubaun und mied
Erinnerung an Böses wie ein Gift;
Ich wollte Gott erschaun, dich schön zu machen,
Dein Herz mit seiner Güte zu durchtränken,
Dem blinden Geist von seinem Licht zu schenken!

Vergiß das nicht: ich sprach zu dir von Gott;
Ich schuf dich aus Gebet, aus süßen Tränen,
Dein Ohr aus Echolaut der heiligen Stätte;
Vor unsrer Unrast barg ich dich lebendig
Und trug mein Weinen hin zur Abendsonne,
Damit du rein und lieblich würdest, wie
Die Blumen sind, und schritt gedankenvoll
In grünes Schilf, um mit lebendigen Quellen
Dir Trank zu geben, die sich kühl ergossen
Und unser beider Fieberglut umschlossen.

Weißt du, wie oft, allein in hoher Kirche,
Wie lang die hellen Engel uns besahn?
Bedächtig schreitend trug ich dich dahin,
Dich Unsichtbaren, ihre schönen Züge
In deine unbestimmte Form zu meißeln.
Ich habe recht getan! Kein Kind hat je
Vom Himmel so viel Himmel mitgenommen
In seinem tiefen Blick, und keine Stirn
Erstrahlte je so lebensvoll und licht.
Was solch ein kleines Antlitz Bilder birgt!
Von allem, was ich liebte, zeigst du mir
Die lieben Züge, und entschwundne Engel,
Wie viele lächeln mir nicht wieder zu
In deinem jungen Lächeln, Engel du!

Du warst das All! Ich hielt den Blick gesenkt,
Bedeckt von meiner Hand, und rief nach keinem,
Nach keinem in der grausam kalten Welt,
Mir Ruh zu geben, meinen Kopf zu stützen
Und meine Frucht vor Sturmeswut zu schützen.
Doch als ich meinen Blick in deinem Namen
Zum Himmel hob, da stahl dein Lächeln sich
In meine Tränen; in der bittern Woge

Erschien mir Gott und ließ in meiner Armut
Mich Mutter sein, und seligen Dank zu Gott
Barg nun des Weibes süßer Weheruf —
Des Weibes, dem Er einen Sohn erschuf.

Die Wiege, leer noch, gab den Stunden Leben;
Ein Engel atmete in mir durch Tag
Und Nacht; ich hegte sein Geschick, ich war
Sein gutes Haus, ich hielt ihn froh geborgen! ...
Wer könnte sterben, so voll Stolz und Sorgen?
Auch brach ich arm in meine Kniee nieder,
Als man mich hob — allein und allzu leicht —,
Und suchte nach der lieben kleinen Last;
Denn ob du noch so nah mir bist, nun trennt,
Die gestern eins wir waren — doch die Luft,
Und ich muß weinen und — verzeih, mein Leben!
Du, dieser Welt durch mich, für mich, gegeben!

Leb wohl! Ich bin nicht mehr die frohe Larve,
Darin die Seele meiner Seele lag
Neun Monde lang; doch wenn ich deiner Blüte,
Der zarten, Schutz gewesen bin, so kehre
Als Mann zuweilen heim in meine Hut.
Ich bin die Mutter: ein Band hielt uns beide,
Die Liebe wird die Liebe suchen gehn.
Trennt je die Erde, was der Himmel bindet?
Im Leben oder Tod — er hilft, daß eins zum andern findet.

Herbstsang

GEDENKST du noch, mein Herz, mein armes Leben,
Des bleichen Herbsttags, der so traurig schien?
Die Wälder seufzten und beklagten ihn,
Der zögernd nur sein Lebewohl gegeben.

Die Vögel sangen keine Zuversicht —
Ein kalter Reif bedrängte ihre Schwingen —
Und wie sie stumm an kahlen Ästen hingen,
Ersehnte man die Blüten und das Licht.

Ich war allein, dem lauten Fest enteilt
Und deinem Blick, um zur Vernunft zu finden,
Doch Schwermut der Natur ist nichts, das heilt,
Wird nur mit unsrer Schwermut sich verbinden.
Ziellos und hoffnungslos und ganz versunken,
Mit langsam scheuen Schritten ging ich hin:
Nun schien der Herbsttag schwül und feuertrunken,
Denn dein geliebtes Bild trug ich im Sinn.

Mit letzter Kraft entfloh ich deinen Ketten
Und meinte so, mich vor mir selbst zu retten.
Mein Auge aber, das in Tränen glühte,
Empfand ein Wirken, das herübersprühte;
Und durch den Nebel kam es auf mich zu,
Ließ mich in Schreck und Zärtlichkeit erbeben:
Vom neuen Sonnenglanz verklärt, umgeben —
Die Himmel öffnen sich — erschienest du!
Ich wagte nicht zu reden; tief betört,
Vom Zauber der Begegnung heiß benommen,
Vermocht ich nicht zu reden, wie verstört,
Daß deine Seele nun zu mir gekommen.

Doch als du meine Hand mit deinen Händen
Umspanntest und ein Schauer mich durchfloß,
Als Röte meine Stirne übergoß —
Mein Gott! wie flog mein Blut in heißen Bränden!
Nichts mehr von Flucht und gar nichts mehr von Grauen;
Zum erstenmal gestandest du dein Herz.

Mein eignes Leid verband sich deinem Schmerz,
Und meine Seele gab dir ihr Vertrauen.
Ich weiß es noch! Weißt du es noch, mein Leben?
Die köstlich süße Pein
Der Worte, dir von Schwermut eingegeben:
„Ich leide, doch dies Leiden muß vom Himmel sein!“

Vom Walde brach kein andrer Laut das Schweigen.
Der Tag war unsrer Tage hellstes Glück;
Ob nah am Schwinden, hielt er noch zurück.
Und seine Flucht schien deine anzuzeigen!
Das Licht der Welt beglänzte unsern Frieden,
Doch eine Wolke schlang sein Feuer ein —
In unsern Herzen, ewig jetzt geschieden,
Blieb nichts zurück als nur der Widerschein.

* * *

CHARLES BAUDELAIRE
MARCELINE DESBORDES-VALMORE

IST es uns nicht mehr als einmal begegnet, daß, wenn wir einem Freunde unsere Neigung, unsere Begeisterung für irgend etwas anvertrauten, zur Antwort bekamen: „Nun, das ist doch sonderbar! Das steht ja in völligem Widerspruch zu Ihren sonstigen Leidenschaften und Anschauungen!“? Und wir entgegnen dann: „Möglich, aber es ist so. Es gefällt mir; es entzückt mich, wahrscheinlich wegen eben dieses auffälligen Gegensatzes zu meinem eigentlichen Ich.“

So ergeht es mir mit Madame Desbordes-Valmore. Wenn der Aufschrei, der unverfälschte Seufzer einer erlesenen Seele, wenn die Hingabe und Verzweiflung des Herzens, wenn ursprüngliche Anlagen und Gaben — alles, was Gott als unverdiente Gnade schenkt —, wenn das genügt, um einen großen Dichter zu machen, so ist Madame Valmore eine große Dichterin und wird es immer sein. Es ist wahr, wenn man sich die Zeit

nimmt, dem nachzuspüren, was ihr fehlt, was durch Fleiß und Mühe erworben werden kann, so wird ihre Größe wesentlich beeinträchtigt. Doch selbst dort, wo ein Mangel an Sorgfalt, ein Holpern uns überlegte Menschen, die wir durchaus verantwortlich sind für unsre Nachlässigkeiten, ärgert und betrübt — selbst dann werden wir von einer plötzlichen, unerwarteten, unvergleichlichen Schönheit des Ausdrucks hingerissen und in den Himmel der Poesie erhoben. Nie war ein Dichter einfacher und aufrichtiger, nie ungekünstelter! Keiner hat diesen Reiz, diese Anmut erreicht, eben weil sie persönlich und eingeboren ist.

Wenn je ein Mann seine Gattin oder seine Tochter von den Gaben der Muse beglückt und geehrt sehen möchte, er könnte sich diese Gaben nicht anders und schöner träumen, als sie Madame Valmore beschieden waren. Unter der beträchtlichen Anzahl von Frauen, die sich heutzutage auf die Literatur geworfen haben, gibt es recht wenige, deren Tätigkeit nicht entweder der Kummer ihrer Angehörigen, ja selbst ihres Geliebten gewesen wäre (denn der zügelloseste Mann verlangt vom Gegenstand seiner Liebe eine keusche Zurückhaltung), oder aber eine Nachahmung männlicher Schwächen und Albernheiten, die bei der Frau abgeschmackt wirken. Wir kennen die schriftstellernde Frau als Philanthropin, als doktrinäre Priesterin der Liebe; sie verherrlicht republikanische Ideen oder andere Zukunftsträume, sie ist Anhängerin Fouriers oder Saint-Simons, und unsere schönheitsuchenden Augen konnten sich nie an dieses unschöne Systematisieren und Abzirkeln, an alle diese lästerlichen und ruchlosen Dinge (es gibt sogar Dichterinnen des Lasters), an diese entwürdigende Nachahmung männlichen Geistes gewöhnen.

Madame Desbordes-Valmore war Weib, war immer Weib und nichts als Weib; aber sie war die vollendete, höchste Personifizierung der natürlichen schönen Weiblichkeit. Ob sie



Felix Desbordes: Marceline Desbordes-Valmore
(Original im Musée de Douai)

vom sehnenden Verlangen des jungen Mädchens, von der traurigen Klage der verlassenen Ariadne oder der glühenden Inbrunst mütterlicher Barmherzigkeit singt — ihr Lied bewahrt stets diese köstliche Weiblichkeit. Da ist nichts Künstliches, nichts Angelehntes, nichts als das „ewig Weibliche", wie jener deutsche Dichter sagt. So hat Madame Valmore in ihrer Wahrhaftigkeit, in ihrer Echtheit ihren Lohn gefunden, das heißt einen Ruhm, der dem des vollendeten Künstlers nicht nachsteht. An den tiefsten Gluten des eigenen Herzens entzündet sie die Fackel, mit der sie in die geheimnisvolle Wirrnis der Empfindungen hineinleuchtet und unsere dunkelsten Erinnerungen der Liebe, auch der Kindesliebe, ans Licht hebt. Victor Hugo hat dem süßen Zauber der Häuslichkeit — wie allem, was er besingt — wundervollen Ausdruck gegeben; doch nur in den Dichtungen der glühenden Marceline findet ihr die mütterliche Innigkeit, die einige wenige unter uns Weibgeborenen in köstlichem Andenken bewahren. Wenn ich nicht besorgen müßte, man könne den Vergleich als eine Herabsetzung dieser verehrungswürdigen Frau ansehen, so würde ich sagen, ich finde in ihr die Anmut und unruhige Wachsamkeit, die Schmiegsamkeit und das Ungestüm einer Katze oder Löwin, die Mutter ist.

Es heißt, Madame Valmore, deren erste Poesien schon weit zurückliegen (1818), sei von unserer Zeit sehr schnell vergessen worden. Vergessen worden, von wem, ich bitte? Von denen, die nichts fühlen und daher nichts bewahren. Sie hat die großen und gewaltigen Eigenschaften, die sich dem Gedächtnis eingraben, die explosive Kraft der Leidenschaft, die in unsere Herzen einschlägt und sie mit fortreißt. Kein Dichter findet ungezwungener den einzig ersten Gefühlsausdruck, das unbewußt Erhabene. Wie einerseits das einfachste und selbstverständlichste Erarbeiten dieser feurigen Feder fremd und unmöglich ist, so ist anderseits das, wonach alle anderen müh-

sam ringen, ihr natürliches Teil; es ist ein immerwährendes neues Finden. So sicher und sorglos, wie wir eine Adresse schreiben, wirft sie die Kostbarkeiten aufs Papier. Eine mitfühlende und inbrünstige Seele, die sich — selbstverständlich ganz unbewußt — in jenem Vers erkennt und zu erkennen gibt:

„Solange man noch geben kann, kann man nicht sterben."

Empfindsame Seele, der das rauhe Leben unheilbare Narben eingrub, war es ihr vor allem, die sich ein Lethe ersehnte, gestattet auszurufen:

„Doch kann uns der Erinnerung nichts entheben —
Wozu, mein Herz, wozu das Sterben dann?"

Gewiß, niemand war berechtigter als sie, einem neuen Gedichtbande den Satz voranzuschicken:

„Gefangen lebt in diesem Buche eine Seele."

Selbst als der Tod erschien, um sie von dieser Welt, deren Leiden sie so tapfer getragen hatte, abzurufen und dem Himmel zuzuführen, nach dessen friedvollen Freuden sie so glühend verlangte, selbst da noch konnte Madame Desbordes-Valmore, die unermüdliche Priesterin der Muse, nicht verstummen, so immervoll von Schmerzensrufen und Liedern war sie, die sich ergießen wollten; sie bereitete einen weiteren Band Gedichte vor, dessen Inhalt Stück um Stück auf ihrem Schmerzenslager reifte, das sie seit zwei Jahren nicht mehr verließ. Sie, die ihr andächtig bei der Zusammenstellung dieser Abschiedsblätter halfen, haben mir gesagt, daß darin das ganze Feuer einer Lebensenergie zu finden sei, die nirgends so lebendig war wie im Leid. Ach! dies Buch wird nun als letzter, nachgelassener Kranz all den strahlenden anderen hinzuzufügen sein, mit denen eines unserer blühendsten Gräber geschmückt sein sollte.

Ich habe immer gern in der großen und sichtbaren Natur nach Beispielen und Gestaltungen gesucht, die mir zur Charakterisierung geistiger Erscheinungen und Eindrücke dienen

könnten. Ich stelle mir vor, wie die Kunst der Madame Desbordes-Valmore auf mich wirkte, damals, als ich sie mit den Augen des Jünglings durchblätterte, die bei empfänglichen Menschen so voll Glut und Scharfsichtigkeit sind. Diese Dichtung erschien mir wie ein Garten. Doch das ist nicht die großartige Würde des Versailler Parks, das ist auch nicht die mächtige Pose des selbstbewußten Italiens, das es so vortrefflich versteht, „Gärten zu errichten" (aedificat hortas); das ist auch nicht „das Tal der Flöten" oder das „Tänaron" unseres alten Jean Paul. Es ist ein schlichter englischer Garten, wundersam romantisch. Üppige Blumenstauden repräsentieren den überströmenden Gefühlsausdruck. Volle, reglose Weiher, die, auf dem umgestürzten Himmelsbogen ruhend, alle Dinge spiegeln, versinnbildlichen die tiefe, von tausend Erinnerungen erfüllte Resignation. Nichts fehlt diesem entzückenden Garten einer vergangenen Zeit, weder vereinzelte Ruinen, die sich in grüner Wildnis bergen, noch das fremdartige Grabmal, das uns an einer Wegbiegung überrascht, die Seele ergreift und an die Ewigkeit mahnt. Gewundene und düstere Alleen führen zu überraschenden Ausblicken, gleichwie der Gedanke der Dichterin nach allerlei wunderlichen Kurven die offene Fernsicht in Vergangenheit oder Zukunft auftut. Doch diese Himmel sind zu weit, um dauernd klar zu sein, und der Wärmegrad zu groß, um nicht Stürme zu entfesseln. Der Wanderer, der die gramverhüllten Fernen betrachtet, fühlt sein Auge feucht werden von hysterischen Tränen. Die Blumen neigen sich und erliegen, die Vögel reden nur noch flüsternd. Ein erster Blitz flammt auf, ihm folgt ein Donnerschlag: es ist die lyrische Explosion, und schließlich verleiht eine unvermeidliche Tränenflut all den niedergeworfenen leidenden und entmutigten Dingen von neuem Frische und Jugendkraft.

Aus dem Anhang zu dem Buche der Desbordes-Valmore, der die wichtigsten Zeugnisse der Zeitgenossen über die Dichterin umfaßt.

ALBERT EHRENSTEIN

STERBEN

I

GROSS war der Himmel, und ich war klein und kein Gott.
Da fuhren die Messer des Zweifels
In mich.

Keusch litt ich als Knabe.

Ich liebte die Erde, ich liebte die Welt.
Aber das Weib ist mir ins Gesicht gefahren
Mörderisch.

Ich bin gegangen an das Ufer des Meeres,
Brüderchen,
Mich im Salz zu ertränken.
Aber das Salzmeer hatte nicht Wasser genug.
Seicht und untief schlug es nur Schaum
Um meinen Schmerz.

Ich habe gelogen,
Ich habe betrogen,
Es war nur Zufall,
Daß ich nicht mordete.

Meine graue Nebelseele gleitet,
Reitet auf dem weißen Tränenrosse.
Durch des Waldes grüne Wellen
In des Todes roten Morgen.

II

Geld — dieser Kies ist auseinandergeweht,
Ruhm — welkes Blatt, das im Herbstwind sich bläht,
Liebe verleuchtet im Wetterlichtschein...
O, welches Glück — nimmer zu sein!

Ich habe über mich das Kreuz gemacht.
Ich bin ein alter Friedhof
Mit Sorgensteinen grau und gram.
Mich waschen fort die Wasser meiner Augen.

Ich habe keinen Wunsch.
Tief ist der Wald,
Tief ist der Fluß,
Tiefer das Grab.

★ ★ ★

MITTELALTERLICHES KLOSTERLEBEN

König Konrad im Kloster Sankt Gallen

ALS der König einen Tag und eine Nacht aufgeräumt verbracht hatte, bat er die Brüder in der Frühe um eine Konventsitzung, um sich in die Verbrüderung von Sankt Gallen aufnehmen zu lassen. Die Mönche stimmen alle dafür. Jedem von ihnen weist er für Kleidung ein Pfund Silber zu. Den Knaben ließ er bei dieser Gelegenheit und dann auch für alle Zukunft drei Spieltage geben. Dann ging er in die Kirche des heiligen Gallus, legte auf die Altäre feine Linnen [und machte dem Kloster reichliche Schenkungen, damit es, wie er Salomon gegenüber bemerkte, die Otmarswoche festlich begehen könne]. Und dann fügte er noch lächelnd bei: „Denn auch ich will heute, ein in die Verbrüderungsliste Eingetragener, mit meinen Brüdern speisen und unsere Bohnen aus dem Meinigen pfeffern.“

Schnell werden für den König auf dem Otmarsaltare Messen gelesen. Schon vor der gewöhnlichen Stunde geht es zum Mahle. Der Remter füllt sich. Der Tischleser kann kaum einen Satz vorlesen. Die Liebe, die nichts Unrechtes tut, vergaß gern einmal die Klosterzucht. Niemand sagt, dies oder jenes ist wider alles Herkommen, obwohl es früher niemand gesehen

oder gehört, nie ein Mönch solches im Hause erfahren. Wildpret- und Bratenduft steigt den Mönchen in die Nasen. Gaukler springen und tanzen, Saiten klingen. Des Gallus Remter sah noch nie so tobende Freude. Der König schaut bei diesem Lärme zu den altehrwürdigsten und strengsten Mönchen hin. Er lacht, da er manch ein Antlitz ob des seltsamen Treibens in Falten sieht. Am Abend begibt sich der König hinweg, Tränen und Lobpreis seiner „Mitbrüder" begleiteten ihn. Er versprach noch, wenn er das Leben habe, werde er ihnen weiterhin nicht bloß einmal Gutes tun.

*

Brief eines Mönches an eine gottgeweihte Jungfrau

DER hochberühmten Jungfrau, der Auserwählten Gottes, der Freundin der Heiligen, der Trösterin der Armen und Pilger N., der Braut Christi N., wünscht der demütigste Knecht der Knechte Gottes, in seinen unansehnlichen Gebeten Euer getreuer Fürbitter, Mönch N., Euch, der Rosengleichen, die Ihr im schneeweißen Glanze Eurer Schönheit prangt, glückhaftes Heil. Der Ruhm Eurer Würde wisse, o auserwählte Jungfrau Gottes, daß wir im Drange der Not diesen Bittbrief bis zu Eurer Gegenwart gelangen lassen. Wir stellen nämlich die demütige Bitte, daß, wenn es ein Woher, eine Möglichkeit oder eine günstige Gelegenheit gibt, Eure weite Güte ein Hemd wegen der Liebe Eures Namens uns zukommen zu lassen sich würdige, damit wir unser armseliges Körperlein hineinwickeln können. Vergelten wird es Euch der Herr, der gesagt hat: „Ich war nackt, und ihr habt mich bekleidet" und „Was ihr einem meiner Geringsten tut, das habt ihr mir getan." Wir werden dann ein getreuer Beter für Euch sein. Soweit unsere Kleinheit das Erbarmen Gottes für Euer Leben und Eure Gesundheit anzuflehen vermag, soweit wollen wir allen Eifer haben, wie es ja nur gerecht ist, eine

so ruhmvolle Frau, die Tochter der Engel, mit unseren Gebeten zu stützen. Lebe wohl, preiswürdige Jungfrau, jetzt und immer in ewige glückselige Zeiten.

*

Aus den Konstitutionen des seligen Wilhelm von Hirsau

Was man nur tun darf, wenn das Sprechen erlaubt ist

VERLÄSST man an einem Tage, an dem im Kloster gesprochen wird, das Kapitel, so sage zunächst niemand etwas. Kann einer lesen, so nimmt er ein Buch und setzt sich hin. Im Stehen aber rede er keineswegs. Wer spreche und was man spreche, es geschehe immer mit gedämpfter Stimme. Es darf nur von Geistlichem und solchen Dingen geredet werden, die man in diesem geistlichen Leben nicht entbehren kann. Man hüte sich auch, an einen Bruder, der auf der anderen Seite gegenüber oder sonstwie entfernter sitzt oder steht, das Wort zu richten. Braucht man etwas vom Kämmerer, so erledige man es vor allem in dieser Stunde. Wünscht einer seine Nägel zu schneiden, so sage er es dem Bruder, der neben ihm sitzt. Der muß zustimmen unter dem Spruche: „Mit Gottes Segen“, und hat man so ein „Segnet“ und „der Herr“ (segne) vorausgeschickt, dann schneide man dem Mitbruder die Nägel. Hat jemand sein Trinkgefäß und seine Schüssel zu spülen, so tue er es dort stillschweigend. Muß er sein Messer schärfen, dann besorge er es an dem Steine, der zu diesem Zwecke im Klaustrum an einer Kette hängt; er kann es aber auch an dem anderen, der im Waschraume ist, schleifen. Ist etwas an der Kleidung zerrissen und will er es flicken, so mache er es jetzt oder an seinem Bette in der Kukulle und im Pelzgewand sitzend. Zwei Kleider hat er nämlich, ist eines zerrissen, so flickt er es, wenn er das andere angezogen hat. Wünscht er

etwas von seiner Kleidung in die Sonne zu legen, so besorge er es jetzt, vergesse aber nicht, es vor der Kollation oder, wenn in der folgenden Nacht zwölf Lektionen sind, vor der Vesper wieder zu holen.

*

Aus des Mönches Adam Büchlein der Selbstgespräche

Der Mönch: Als ich die Welt verließ und zum Ordensleben kam, da hoffte ich, ich werde nun Frieden und Ruhe erreichen. Nun aber sehe ich gerade das Gegenteil. In Angst, Not und in größere Bedrängnis als draußen in der Welt bin ich hineingeraten...

Die Vernunft: So haben Mönch und Weltkind ihr Leid. Doch siehst du den Unterschied nicht gut. Du warst sicherlich, als du noch nach dem Fleische in der Welt lebtest, in größerer Not als jetzt, aber nun glaubst du, du wärest damals in geringerer gewesen. Du hast eben dazumal deine elende Lage nicht recht gefühlt. Je ungefährlicher dir zu jener Zeit dein Zustand erschien, desto bedenklicher war er... Jetzt aber, wo du das Teufelsjoch von dir geschüttelt hast..., verfolgt dich dein Feind in seinem Neide hitziger als ehedem... Wundere dich also nicht über deine Versuchungen, sondern kämpfe, damit du nicht von ihnen überwältigt wirst. Weißt du selbst nicht recht, wie du die Versuchungen überwinden magst, so zeige mir, welche dich am meisten ermüden. Meine Ausführungen werden dich dann belehren, wie du ihnen widerstehen kannst. Worin wirst du also versucht, und was denkst du?

Der Mönch: Ich denke an die Menge der zierlichen und schönen Weiber.

Die Vernunft: Was hältst du von ihnen? Wie malst du dir sie aus, und wie erscheinen sie dir in deinen Gedanken?

Der Mönch: Gar schön, sehr angenehm und sehr süß.

Die Vernunft: Wozu schön, angenehm und süß?

Der Mönch: Schön anzusehen, angenehm zu umarmen und süß zum Kusse.

Die Vernunft: Wie ist dir, wenn du so denkst?

Der Mönch: Mein Geist erseufzt, mein Leib wird aufgestachelt, mein Herz sehnt sich nach Stillung der Lust, und mein Fleisch jubelt.

Die Vernunft: Der Jubel ist gar sehr zu beklagen und zu beweinen. Warum jubelt dein Herz und Fleisch nicht vielmehr im lebendigen Gotte? Du solltest doch nicht wie ein Rabe, sondern wie eine Taube sein. Weißt du nicht, daß du einen bemalten Mantel zu halten wünschest, wenn du mit lüsternem Auge ein Weib ansiehst? Siehst du nicht, daß etwas Stinkendes birgt, was dir unerlaubterweise gefällt und dir als etwas Schönes erscheint? Wenn du ein zierliches Weib lustvoll zu umfangen begehrst, so wünschest du einen Seidensack voll von Dreck in deinen Armen zu halten. Ist auch der Sack angenehm zu berühren, so ist doch sein Inhalt für die Nase stinkend. Sieh, so sind die Weiber, von denen du denkst, daß sie schön, lieb und süß sind. Sie scheinen dir nur so, sie sind es nicht in Wirklichkeit.

Der Mönch: Gar sehr erfreuen mich Traurigen deine Worte, und sie belehren mich Unwissenden. Sie geben meinem schwachen Herzen Kraft. Du hast mir gezeigt, wie ich nicht allzu niedergeschlagen über solche Versuchungen sein darf; wie ich verachten muß, was da gleißt und süß zu sein scheint.

Aus dem von Johannes Bühler herausgegebenen Buche „Klosterleben im deutschen Mittelalter nach zeitgenössischen Aufzeichnungen", das demnächst in der Sammlung „Memoiren und Chroniken" erscheint.

* * *

OTTO FREIHERR VON TAUBE

ZWEI GEDICHTE

Zwei Bäume

DU stehst am Strom,
Du speisest deine Wurzeln aus den Quellen
Und läßt zum hellen,
Zum luftigen Dom
Die reiche Krone schwellen.
In Steppenland
Kaum eine Länge
Heb ich mein staubichtes Gestänge
Im Sonnenbrand.
Ich bete, daß die schöne Wolke weile
Und mich heile
Mit ihrer Schattenhand.

Gegen Winter im Moor.

Längs des Pfuhles
Weht das Rohr,
Wellen spritzen;
Wolliger Gischt
Flockt bis ins Moor.
Das Schilf ist gelb,
Die niedere Birke welkt,
Das Laub der Weide zerflittert.

Kraniche rufen zum Zug,
Sammeln sich hoch,
Wärmesüchtig,
Südwärts gereckt die Hälse. —
Fort ziehn sie heute.
Dann ist der letzte
Ruf des Lebens tot.

Nur noch das Rohr
In Pfuhl und Moor
Saust weiter fort
Mit seinem welken Sausen.
Und statt der Sommerfalter
Flattern über den braunen Grund
Vom Wasserschaum die Fetzen;

Bis auch das erfriert.

* * *

PETER HILLE

MARIA HIMMELFAHRT

UND sie lebten zusammen Erinnerung und Vorbereitung auf das Bereitete, die Mutter mit heilig Heldentum gewordenem Schmerz, ehrfürchtiger Sehnsucht voll nach dem Kinde, dem Sohne, der verklärt ihr Gott und Herr und Richter geworden war.

Und da die Erdenschicht der Himmelsmutter von den abtragenden Tagen ganz hinabgeholt war in das Reich, das nichts wird: die Vergangenheit, die nur in Träumen, in nachgeborenen Sinnen steht, stand Engeljubel auf der Wacht vor der festlich zarten Luft her bis hinauf zum heiligkeitverborgenen Kraftlichturquell. Wie ein Kranz legten sich kindliche Fittiche um des Gewandes lichtweichen Saum. Kindheitswichtige Wangen, lang vor Purpurlast, legten sich seitlich und lehnten still bewundernd sich auf. Und nun ging es empor.

Es lockten und holten und hoben die starkholden Klänge höher und höher durch die blausilberne Luft.

Und es ergoß sich ein grüßendes Licht in gewaltigen Garben: die Krone des Himmels.

Die der Verklärung zuschwebende Heilige fühlte es, das duf-

tende Licht sang wunderhold, aber noch verstand die Erdentlassene nicht diesen sinnreichen Sang.

Knabentraute Blicke, ehrerbietig sohnhaft grüßende Blicke halberwachsener Engel gestalteten Ehrfurcht; Ehrfurcht auch sprach der Ernst des sehnigen Leibes, die feste Anmut gedeihender Glieder. Hier sprach und diente der Strahlenleib. Aus den Engeljünglingen aber sprühte erkennende Vorahnung. Blitzende Harmonien wehrhafter Engel.

Nun jubelt schon wie einholend hernieder in den lichtstarkweichen holdgewaltigen Reigen des Lichtes der Seligkeit All.

Und immer näher wuchsen ihr entgegen die Arme des Himmels, und in ehrendem Jubel trat er aus seiner Pforte.

Und vor ihr stand wieder in seinem Strahlengeschwinge der Verkünder Gabriel:

„Königin des Himmels, sei gegrüßt!“

Dann faßte er ihre ergebene, frommschmale, sich fügende Hand und führte die frommvorsichtige Mutter der Heiligen ein in die Halle der Seelen.

Lieblichste Zartheit der Töne keimt auf und empor zu begeistert erschwungenen Blüten der Freude.

Jauchzend, wie eine Palme, wie ein Baum der Melodie, stand und starb in Höhe die Feier des singenden Himmels.

Blässe bezog noch einmal die Wangen.

Sie ruhete erst, ihre Augen schlossen sich, und ihre erdgewohnten Sinne sammelten sich für die Ewigkeit.

Nun stand sie im Schaum der Engel und lebte den Himmel und die stillen Jubelwonnen erhabener Macht.

Sie lebte sich eins mit allen, und sie sah und fühlte das tiefrote Leidensverklärungsfeuer, das aus der Gottheit kam.

Und zitternd sank sie nieder.

„Jesus, mein Sohn, mein Heiland, mein Gott!“

Dann aber erhob sie ihr Antlitz, ihre Arme wuchsen schräg und verlangend:

„Mein Kind!"

Sein schulterschöner Leib, der nur noch die Schönheit des Leidens weist, in Perlmutterweiche durchgeistigt, flimmert nun; da er sich vorbeugt, wachsen wie Trauben die tiefrotklaren Tropfen der Herzenswunde und kommen reichlicher über den lippenleuchtenden Rand.

Maria schrie auf, aber die klare Glut des menschenfeierlich gütig zarten Auges sagte ihr, daß nur Freude das Blut trieb und die stärker flutende Gnade: Gotteswonne.

Dann fühlte sie seine edellautere, jährot durchleuchtete Wundmalhand tief in ihrer durchsichtigen Seele, und sie hielt still, als sich der Reif der Gnadenmacht auf ihrem Haupt rückte, der weiche, wie duftiger Kranz kühlend belebende Reif. Und sein von Güte wie Schwermut überlastet geneigtes Wort klang: „Mutter, Königin des Himmels, der Gnade und der Milde, neben mir soll dein Platz sein und nah mein Ohr deiner Fürbitte Mund."

Da fühlte sie die tiefe Weihe in ihrer Würde und freute ihrer milden Macht sich und freute sich in Gott, daß das Wort Fleisch geworden war, in ihr und allen Menschen der Vollendung zu wohnen.

Nie hatte sie vordem gedacht, daß sie eine Krone zu tragen vermöchte, doch die war Gnade nur und Zeichen der Gnade, und so trug sie ganz das Wahrzeichen weiblicher Hilfe, trug es zur Rettung, zu Macht und Frommen der Bedrängten.

Und ihre Rechte trug als Herrscherzeichen die Lilie.

Um ihrer Ruhe Füße aber kauerten, lebendig trauter Schmuck, die Engel.

Und wieder keimt es tief auf, wird starker Ton und geht noch einmal über in die brausenden Jubelblumen, himmeldurchwogenden Willkommens.

Wie müde schloß noch einmal die so Empfangene die Augen:

noch empfand sie das lauter zu höchst verklärt Gewandelte wie in scharfem Rausch.

Und froh schon schwankte ihre Seele; die festlich bleiche, wundertätig holde Wundmalhand des Sohnes umschließt ihre Finger und gibt ihr Halt vor der Seligkeit, und ihre Sinne werden heilig.

Es zieht vorbei ringelhaarig um die klare Stirn sich verneigende Engelsscharehrfurcht.

Nun ist sie, fühlt und sieht sich innerlich ganz: Maria.

Da, aus einem Antlitz leuchtet still selbstlose Treue, liebevoll verehrend, traulich voll heimischen Glückes, und dieses Antlitz sagt: Ich bin Josef.

Und sie freuen sich aneinander.

Die matronenhaft gütige, derbmilde Basenseele und der amtsschlichte Priestergeist mit frohstiller Miene: Anna und Zacharias!

Gottlohnend, voll kraftwilden, treuherzigen Feuers: Faustkampf der Buße — des stillen Priesters Sohn.

Und an die Sehnigheiße wallt die weiße, rosenscheindurchhauchte Liebesgestalt des anderen Johannes.

Die Blutrosen wie der frohe, sanfte Heldenblick, der Triumphblick des willig hingegebenen Lebens, ein frohruhender Siegesblick: Stephanus ist da.

Werkmannsfreude, wie Einer hat ein Haus gebaut und es ist ihm gelungen: so Petrus.

Wieder Einer, der hat angesiedelt und verpflanzt, ein edelbärtiger Weltbürger und Ordner von hüben und drüben: Paulus.

Auch der Himmel wächst. Das Reifen und Decken geistiger Glieder verklärter Jugend ist da, und bräutliche Stille, heiliges Forschen und Denken, Danken und Senden geistiger Güte: das ist der Himmel.

Das Wort war Fleisch geworden und hatte gewohnt in ihnen allen.

Nun waren auch sie Geist geworden und nachgegangen dem wieder Vergeistigten.

Und Liebesholdlaut reinster Engelstimmen war Gespräch und Tat und Duft und Wärme und Farbe, Leuchtkraft der innigsten Seele. *Aus dem „Mysterium Jesu".*

* * *

MITTEILUNGEN DES VERLAGS

So treten wir denn zum zweiten Male die Fahrt auf dem Inselschiff an, in der Hoffnung, daß es auf dem Wege zu unseren Freunden wiederum von günstigen Winden begleitet sei. Als erste Neuigkeit ist das Wiedererscheinen des „Insel-Almanaches" zu verzeichnen. Da er bereits seit geraumer Zeit in vieler Händen ist, so erübrigt es sich, über ihn nach Gestalt und Gehalt zu sprechen. Auch diesmal wieder bildet den Schluß ein Verzeichnis der wichtigsten Werke des Verlags. Gleichzeitig ist ein Gesamtkatalog erschienen. Sie beide geben die bis zum Ende dieses Jahres verbindlichen Preise an.

Unsere Klassiker-Ausgaben auf Dünndruckpapier, die sich erfreulicherweise immer mehr einbürgern, werden zum Weihnachtsfeste fast vollzählig vorhanden sein: Dickens in sechs, Goethe in sechzehn, Schiller in sechs, Schopenhauer in fünf und Storm in vier Bänden; die Kantausgabe, von der Band I, II, III und V lieferbar sind, wird im Frühjahr vollständig sein. An weiteren Dünndruck-Ausgaben liegen vor: Boccaccio, „Das Dekameron"; Jacobsen, „Sämtliche Werke"; Choderlos de Laclos, „Schlimme Liebschaften"; Friedrich von Stendhal (Henry Beyle), „Von der Liebe"; Adalbert Stifter, „Studien" und „Der Nachsommer".

Zu unserer Heineausgabe erscheint nun endlich auch der von Paul Neuburger mit größter Sorgfalt bearbeitete Registerband, der in Halbleinen für die Ausgabe in Halbpergament, in Halbleder für die Vorzugs- und Lederausgabe geliefert wird.

Unsere Vorzugs-Ausgaben sind inzwischen oder werden in den nächsten Wochen um die folgenden vermehrt: Büchners „Woyzeck", die „Briefe der Diotima" (vierter Druck der Januspresse), von denen beiden an dieser Stelle wiederholt die Rede war, ebenso wie von der Faksimile-Ausgabe von Goethes eigenhändiger Niederschrift der „Römischen Elegien"; Lessing, „Minna von Barnhelm" mit den Kupfern von Daniel Chodowiecki; Rainer Maria Rilke, „Das Stundenbuch" (erster Druck der Inselpresse); „Schwester Beatrix" mit Radie-

rungen von Felix Timmermans; „Tobia" mit den Steinzeichnungen (nicht Radierungen, wie es in Heft 5 hieß) von Max Liebermann. Die Novelle „Der Zwang" von Stefan Zweig mit den Holzschnitten von Frans Masereel ist schon vor einigen Wochen erschienen.

An Neuigkeiten können wir als seit unserem letzten Bericht vorliegend anzeigen: Ernst Bertrams Gedichtkreis „Straßburg"; Jakob Böhme, „Ausgewählte Schriften" (aus dem „Dom"); Dostojewski, „Der Idiot" (in drei Bänden); Insel-Bücherei Nr. 308—317. Neuausgaben gleich kommen die Bücher: Rudolf Kassner, „Englische Dichter", deren erste Auflage unter dem Titel: „Die Mystik, die Künstler und das Leben" erschien, und Karl Schefflers Essayband „Leben, Kunst und Staat", der durch Weglassen und Hinzufügen ein neues Gesicht bekommen hat.

Wir verzeichnen nicht erst die lange Reihe der Neuauflagen bis zum heutigen Tage, da unsere Freunde den besten Beweis von ihrer Existenz durch Nachfrage bei den Buchhändlern selbst einholen können.

Von Neuerscheinungen, die noch rechtzeitig vor Weihnachten vorliegen werden, nennen wir: René Arcos, „Das Gemeinsame" (mit 27 Holzschnitten von Frans Masereel); Johannes R. Becher: „Um Gott" (Gedichte; Arbeiter, Bauern, Soldaten: ein Festspiel; Klänge im Vor-Laut; Urach); „Der Born Judas". Band IV (Weisheit und Torheit); „Marceline Desbordes-Valmore. Das Lebensbild einer Dichterin" von Stefan Zweig; Curt Glaser, „Lucas Cranach" (mit 117 Abbildungen); N. W. Gogol, „Tschitschikows Reiseerlebnisse oder die Toten Seelen"; Ricarda Huch, „Alte und neue Gedichte"; „Klosterleben im deutschen Mittelalter"; Hetta Mayr, „Messiade"; Kurt Pfister: „Bruegel" (mit 78 Abbildungen); Friedrich Wilhelm Riemer, „Mitteilungen über Goethe"; Willy Seidel, „Der Buschhahn".

Von unserem großangelegten, die Weltliteratur umfassenden Unternehmen werden gleichzeitig mit diesem Hefte die ersten vierzig Bände der „Pandora", worüber Sonderverzeichnisse erschienen sind, und die ersten vier Bände der „Bibliotheca mundi" ausgegeben.

Über die noch zu erwartenden Neuauflagen bitten wir den Verlagskatalog zu Rate zu ziehen.

★

Zum Schluß haben wir noch die Verpflichtung, darauf hinzuweisen, daß in dem Gedicht „Deutschland" von Johannes R. Becher im „Insel-Almanach' durch ein bedauerliches Versehen der Druckerei eine Anzahl Zeilen durcheinander geraten sind. Es betrifft dies die beiden letzten Zeilen auf Seite 194 und die ersten sechs Zeilen auf Seite 195, die in Wirklichkeit der Zeile vier auf Seite 196 folgen.

★ ★ ★

D A S

I N S E L S C H I F F

*

* E I N E *

Z W E I M O N A T S S C H R I F T

*

ZWEITER JAHRGANG / ZWEITES HEFT

DEZEMBER 1920

*

Wir fragen nicht in eigensinngem Streite,
was dieser schilt, was jenem nur gefällt,
wir ehren froh mit immer gleichem Mute
das Altertum und jedes neue Gute.

Goethe

MAX KLINGER

DÜRER ALS KUPFERSTECHER

DAS Dürersche Blatt ruft in uns weder den Gedanken an ein übertragenes Bild hervor, noch scheint es farbige Eindrücke um ihretwillen zu übersetzen, noch läßt es uns die Empfindung des Fragmentarischen zurück. Es ist vollendet in sich! Was es gibt, wird so gedacht, wie es gegeben wurde, nach Abzug dessen, was die ewig unerreichbare Intention jedem Künstler vorenthält.

Nicht daß Dürer ohne farbige Vorstellung seine Arbeit in das Metall eingeschnitten hätte! Kein Mensch wohl ist imstande, sich freizumachen von dem einheitlichen Eindruck, den die Natur hervorbringt, und zu dem untrennbar ihre farbige Erscheinung gehört. Dürer wurde vielmehr durch seine Empfindung in eine Welt geführt, farbiger vielleicht, als die reale um uns. Doch so wechselnder, so unkörperlicher, so mit der

Wandlung der Vorstellung veränderlicher Art sind die Farben jener Welt, daß, wenn auch er selbst mit seinem inneren Auge sie sah, dennoch die äußeren Mittel nicht ausreichten, sie festzuhalten. Nur die Form, die Handlung, die Stimmung sind ihm faßbar. Denn die Farben, über die er verfügen könnte, würden seine Phantasie auf diese wirkliche Welt zurückführen. Eben diese jedoch überwand er. Die Zeichnung allein ist es, welche jene Eindrücke unberührt von unserem Alltagssinnen festzuhalten vermag.

Dies Dürersche Blatt repräsentiert die Zeichnung, welche eine Kunst für sich bildet, und welche einen Künstler zur Beherrschung voraussetzt. Ein solcher Künstler will keine andern Darstellungsmittel als Hell und Dunkel. Er will an die Farbe oft erinnern, aber nicht sie übersetzen. Er weiß, daß die wirkliche Farbe eben jene geistige Welt zerstören würde, welche von allen Künsten die Zeichnung allein mit der Kunst und Poesie gemein hat. Und es ist auffallend, daß diese Künstler, meist Maler, fast nie ihre eigenen Bilder reproduzierten, höchstens die anderer.

Es ist wohl wert, zu bemerken, welche Stellung die verschiedenen Zeichnungsarten im Leben nehmen. Durch die Natur seines Talents, die Schwierigkeit der Existenz und des Bilderverkaufs wird der Künstler zur einträglicheren Illustration geführt, die ihn bequemer ernährt. Andererseits gibt es eine enorme Menge, welche teils aus wirklichem Gefallen, teils aus gesellschaftlicher Notwendigkeit den Wunsch und Drang, nicht aber die Mittel hat, Originalkunstwerke zu besitzen. Diesem Bedürfnis kommt das bescheidenere Talent des Stechers entgegen. Man könnte also sagen, der Illustrator erwächst aus dem Geschäftsinteresse des Angebots, der Stecher aus dem der Nachfrage. — Die Zeichnung als Vorbereitung der Malerei entspringt der Notwendigkeit des Studiums. Nur allein das, was ich Griffelkunst nennen möchte, ist aus innerem Drange, dem

ein anderes Ausdrucksmittel Intensität und Freiheit rauben würde, geschaffen worden.

Ich kann mir ohne Abneigung denken, daß ein Künstler sein Leben mit Schaffen von Zeichnungswerken dieser letzten Art ausfüllte, ohne daß seine Persönlichkeit verkleinert erschiene, verglichen mit Malern und mit andern Künstlern. Er schafft vollgültige Kunstwerke, die eben nur auf diesem Wege entstehen können. Belege dafür sind z. B. Schongauer. Goya und Dürer verdanken ihren großen Namen fast nur ihren Stichen und Schnitten. Als Maler waren beide bei weitem weniger bekannt.

Aus: Malerei und Zeichnung (Insel-Bücherei Nr. 263).

* * *

HANS CAROSSA

DAS STÄDTLEIN AUF DER HAND DES HEILIGEN

AM Ostertag, als wir zum Dome gingen,
verlor ich mich von dem Geschwärm der Knaben,
und statt im Chor zu beten und zu singen,
ging ich allein durch Straße, Tor und Graben
den Wall entlang bis zur verschloßnen Pforte.
Dort war's zu mancher Stunde nicht geheuer.
Oft warnten uns die Mütter vor dem Orte.
Mich aber zog das alternde Gemäuer...
Ich forschte emsig, was dahinter wohne,
und mußte immer unbelehrt von hinnen...
Dagegen heut, mit holdem klarem Tone,
kaum daß ich pochte, sprang die Tür nach innen —
Erschrocken fast betrat ich nun die Schwelle,
ich stand in Tages grün gedämpftem Scheine,
in grauer oben offener Kapelle...
Efeu wuchs auf der Inschrift morscher Steine.

Ein Weib saß auf gestürztem Hochaltare
wie herrschend über das zerfallne Ganze,
uralt und schön... durch dichte weiße Haare
verzweigte sich lebendig dunkle Pflanze.
Ein junger Baum, umspielt von lichtem Falter,
stand neben ihr. Den hohen Leib umstrengte
geschupptes Silber, leicht geschwärzt vom Alter;
und wie sie nun vom Kinn die Hände senkte,
da ragten frei die Brüste durch dies Mieder.
Sie sah mich an und schüttelte gelassen
das Bäumchen, zwei Orangen fielen nieder,
schon sprang ich zu, die rollenden zu fassen,
als andere Gestalt mich stärker bannte,
die also neue Hoffnung in mir weckte,
daß ich mich nicht mehr nach den Früchten wandte: —
ein Heiliger, den vorher der Baum verdeckte,
stand aufrecht, angetan mit glänzigen Stoffen,
die sterngezierte Mitra auf dem Haupte...
Zwar als ich nah trat, merkte ich betroffen,
daß es ein Toter war, und doch, ich glaubte
es nicht... Er trug den Krummstab in der Linken,
die Rechte aber hielt er flach erhoben,
darüber sah man zwei Turmkuppeln blinken, —
ja unser ganzes Städtlein war da droben
auf seiner Hand erbaut, die Gassen alle,
der Markt, die Burg, die Tore bunt beschildet,
aus einem feinen farbigen Metalle
war all dies unbegreiflich nachgebildet,
sogar der Wall mit Zinnen und mit Brücken...
Auf Zehenspitzen leise leise gehend
schritt ich im Kreis, ich lachte vor Entzücken,
ich rief zuletzt, mit beiden Händen flehend:
„O Heiliger, schenk mir's doch, das hübsche Spiel!



Albrecht Dürer: Die Anbetung der Könige. Holzschnitt.

Was nützt es dir hier in der finstern Ecke?" —
„Nimm dich in acht, o Knabe, du wagst viel",
sprach nun die Frau. „Die Toten haben Zwecke,
die kennt niemand, nur Geister sehen Geister,
ich aber werde dich zur Freude führen —"
Ich folgte nicht, ich wurde nur noch dreister
und wagte schließlich gar, ihn anzurühren...
Neugierig, ob er wirklich leibhaft wäre,
umgriff ich eins der goldnen Handgelenke.
Er stand und hielt das Bild ins Ungefähre,
als böt er's jedem Kommer zum Geschenke.
Ich dachte schnell: Was brauch ich da zu fragen?
und nahm es einfach aus der Hand des Toten
und wandte mich, es flugs davonzutragen,
doch fand ich mir ein schlimmes Halt geboten.
Denn schreckhaft schwer wog nun in meinen Händen
das zierliche Gehäus... mit hellem Summen
begann's zu glühn... Feuer fuhr aus den Wänden...
Ich fühlte schaudernd jeden Wunsch verstummen...
Es war, als ob's mein Leben aus mir ziehe, —
da hob ich es mit meinem letzten Hauche
der großen Frau demütig auf die Kniee
und stürzte rücklings hin am Efeustrauche.

Sie aber gab dem Städtlein eigne Namen,
dann senkte sie's mit inniger Gebärde
in mich herab wie einen kostbarn Samen
und grub mich zu mit Früchten, Laub und Erde.
Ich lag in langem traurigem Erkalten,
doch immer wie durch schwarze glasne Scheibe
sah ich die dunkle Herrin Wache halten.
Auf einmal wuchs aus meinem schwachen Leibe
die Stadt empor zu großen Wirklichkeiten,

erst schwank und fahl, wie Wolkenform verschieblich,
dann flogen Engel her von allen Seiten,
die machten alles fest und echt und lieblich...
Und Stimmen sangen: Freue dich, o Knabe!
Wir helfen dir die goldne Stadt erbauen...
Was aber gibst du uns als Gegengabe?
Da stand ich auf, da lief ich voll Vertrauen
zum Dom zurück aus einsamem Gelände.
Und meine Mutter stand vor dem Portale.
Sie gab mir grüne Zweige in die Hände
und führte mich zum österlichen Mahle.

* * *

ALBRECHT SCHAEFFER

JOSEF MONTFORT

WAS den Menschen von allen Lebewesen der Erde unterscheidet, ist das Vorhandensein jenes noch immer unbekannten Dinges, dessen Wesenheit wir unter dem Namen einer Seele begreifen. Wir glauben, daß sie sei, wir kennen sie nicht; was wir von ihr wissen, das ist eben jenes Unterscheidende von Tier und Pflanze, das ich mit einem Worte: Entfaltung nennen möchte. Die Pflanze entfaltet sich; das ist ihr Wachstum; sobald sie nicht mehr wächst, entfaltet sie sich nicht mehr. Das Tier entfaltet sich — nicht über die Grenzen seiner leiblichen Bedürfnisse; sobald diese gestillt sind, tritt Ruhe ein in allen seinen Kräften.

Aber die Seele macht uns zu anderen Wesen; sie macht uns ruhelos. Sie ist die in uns gesetzte und unausgesetzt schwingende Spiralfeder der Unruhe, und ihretwegen kennen wir einen Zustand der Ruhe nicht. Auch das Tier träumt; aber seine Schlafträume bleiben wirkungslos oder unfruchtbar. Wir träumen, in uns ist ein beständig Träumendes, — Träumendes zu nennen, weil in keiner realen Wirksamkeit an sich

bestehend —, Träumendes, das sich in unserm Schlaf und im Wachen bewegt, unabhängig von Wachstum und Bedürfnissen; wir nennen's Gedanken und Gefühle; es sind aber nur Wünsche oder Hoffnungen und Befürchtungen. Sie suchen unaufhörlich nach Wirkung, nach Erscheinung, nach Tätigkeit. All unsre inneren Regungen, sie alle, die wir unser „Denken“ nennen, sind ein Denken der Seele oder ein Sinnen und Trachten der Seele nach Entfaltung. Denn unter allen lebendigen Wesen haben wir allein das Wissen vom Tode in der Form des Vorherwissens. Er ist der Magnetberg unseres Lebens, der Tod, der alle tödlichen Bestandteile in uns an sich zieht in einer geraden Bahn von dem Augenblick an, da wir die Seefahrt antraten. Und ich sage so: unser Wissen vom Tode, das ist unsre Seele. — Wir haben Wachstum; neun Monate im Leibe der Mutter, das ist unser Wachstum. Dann sind wir fertig; die Seele in uns ist schon da, aber sie schläft; noch vergehen zwei, drei, vier, fünf Jahre, während derer wir den Leib unsrer Seele auszubilden haben, im Übrigen tierischen Daseins, nämlich die Sprache. Wenn sie fertig ist, kam auch die Stunde, wo wir vom Tode zu wissen vermögen, und von nun an sind wir nichts mehr als Untertanen der Seele, dienstbar zu ihrer Entfaltung.

Dieselbe ist ohne Grenzen oder möchte es sein. Ihre Ursache — die Todesfurcht — hat sie lange vergessen. Aber ob es wissend, bedenkend, empfindend, ahnend, oder ob von alledem nichts: sie wird gelenkt von dem einen Wissen: daß Tod Stillstand ist; von der einen Angst: stillstehen zu müssen; von der einen Besorgnis: nur dieses nicht! — Und dies verleiht ihr eine höhere Lebenskraft, dies ist das Leben der Seele, die Unrast, die Furcht vor dem Einhalt, wuchernd über alles Maß der Bedürftigkeit — —

Nichts ist, was dich bewegt, du selber bist das Rad,
Das aus sich selbsten läuft und keine Ruhe hat.

Und ich sehe hier den einen Trieb unsers seelischen Lebens nach Vergessen der Möglichkeit jenes Stillstandes, nach Betäubung dieser Furcht.

Denn — diese Frage erhebt sich nun — was ist Furcht? Sie ist eine von allen übrigen unterschiedene Empfindung, die sich nicht auf ein gegenwärtig Seiendes, sondern auf ein zukünftig Mögliches bezieht. Das heißt jedoch, daß diese Zukunft sehr nahe sein kann, d. h. ein Ding kann schon gegenwärtig sein; wir haben von außerhalb schon alle mögliche Kenntnis davon; doch haben wir es noch nicht erfahren; obschon es für uns Dasein hat, hat es noch in uns kein seelisches Leben gewonnen.

Furcht also wäre zuerst das Gefühl der Gebundenheit an alles, was außer uns ist, ja auch an Dinge, die wir in uns selbst liegend wissen, deren mögliche Bewegung und Entfaltung wir nicht hemmen können oder sie nicht hemmen zu können ahnen, das ist fürchten. Die eigentliche Furcht aber besteht nicht in Ahnung, sondern in Gewißheit. Alle haben wir eingeboren das unweigerliche Wissen um jene Dinge, die — als erstes und letztes der Tod — über uns verhängt sind, denen wir preisgegeben sind als uns schädlichen, uns schmerzenden. Schmerz, das ist es, und Furcht ist nichts andres als Ohnmacht. Sie ist das Gefühl der Unabänderlichkeit eines Kommenden, der Unentrinnbarkeit, der Hülflosigkeit. Ohne Schmerz — wie Josef Montfort sagt — keine Furcht; Furcht ist Furcht vor dem Schmerz, Ohnmacht des Gebundenseins.

Diese Furcht war unendlich schöpferisch in uns; sie hat schlechthin alles geschaffen, und unter allem, was sie schuf, war das erste der Reiz, nämlich das einzig Feststehende für das Bewußtsein der Seele. Für das Bewußtsein, sag ich. Kein Ding ist seiend für sie, keines außer noch in ihr, das sie nicht erkannt hätte auf Neigung oder Abneigung, d. h. das nicht einen Reiz gegen sie ausgeübt hätte; was ihr gleichgültig bleibt, das ist nicht. Nur durch Neigung und Abneigung kann es

lebendig werden in der Seele, gewinnt es Sein, d. i. seelisches Leben. Beauftragt nun, wie wir sahen, zur ständigen Sichentfaltung, bezeigte die Seele ihre unendliche Schöpferkraft, ihre unendliche eigene und die Fruchtbarkeit der Dinge, indem sie nichts, außer ihr und ihr, unversucht ließ auf Neigung und Abneigung, auf Nutzen oder Schaden und im Schaden noch zu gewinnenden Nutzen. So ist, was alles entstand, so ist es entstanden. So wurde das Feuer erkannt und die Erde wohltätig gefunden; so der Acker gebaut und die Blume als lieblich erfahren; so das Tier erlegt oder gehegt, so das heilende Kraut und die nährende Rebe, so das bittere tödliche und so das süße, mit Leben berauschende Gift gefunden — in einem unaufhörlichen, nie sich erschöpfenden Rausche der Möglichkeiten und der Versuchungen. Versuchung, das ist's, und Reiz ist die Allmacht des Lebens.

Maßlos angelegt, wie oben gezeigt wurde, in der Unablässigkeit der Entfaltung, wurden wir maßlos in den Versuchungen; durchdrangen wir selber den Schmerz, die Traurigkeit, die Angst, das Grausen im Suchen nach Reizen; fanden wir so den vielleicht süßesten aller Reize, den des Grauens, und die Pervertierung, die Umkehrung war da. Alles Feindliche, Schmerz, Leiden, Furcht, Gebundenheit, Grausen, das Böse — wurde fähig des süßen Geschmacks an unserem Gaumen. Wir folgten nur der Verlockung. Es kam dahin, daß der Grauensanblick des gehenkten Leichnams Verlangen erregte, sich aufzuknüpfen, um möglicherweise zu erfahren, wie es sei, so zu sein. Denn das ist alles, was wir wollen: eindringen in das Andre. Wir vermögen es nicht — das ist der ewige Reiz —, wir sind gebunden an unsern Leib und sind doch mit der Seele gebunden an: das Andre. Um unser Leben mehr zu entfalten, möchten wir in tausendmal andres Leben eindringen — das ist die Schöpfung der Dichtung —, aber dies kann sich nur umgekehrt und nur seelisch vollziehn: das

Andre erlangt das seelische Leben in uns. Und der Reiz, der Zauber, das Wunder der Wundertat, der Verwandlung ist dieser allein, ein Ding zu sehn, daß auch ein andres Ding sein kann — Wasser zu Weine und Gott zum Schwan.

Wir sind gebunden; und aus Gebundenheit sind wir erfinderisch, schöpferisch, fruchtbar. Neben der genannten aber, der Erfindung des Reizes, war unsre vornehmste Schöpfung die der „höheren Mächte". Wir erkannten wohl, daß all unsre Gebundenheiten an das Tausenderlei zusammenflossen in eine, und aus der Erfahrung der mancherlei scheinbar wesenlosen und doch so wirkungsvollen Kräfte in der Natur, in uns selbst, gestalteten wir sie, die unbekannten Bindenden, selbst Ungebundenen, die Mächte, und wir unterwarfen uns ihnen. Gleichviel, wie der Verlauf, wie wir zuerst die feindlichen bösen, dann die guten herausschieden, oder wie sich aus Mächten die Allmacht, aus Dämonen die Gottheit verdichtete. Wir, alles prüfend, erforschend, niemals gesättigt und immer die Gewinste verlierend, gründeten in uns den Glauben an ein Unerforschliches, in das mit all unsern Sorgen, Ängsten, Leiden, Ohnmächten, Wünschen, Versuchungen, Bosheiten und Gutheiten unser Leben mündete, wie es ausging von ihm; in dem es, das ruhlose, beruht.

Von all dem hier Gesagten die Zusammenfassung oder die Quintessenz ist Josef Montfort. Das bedeutet, daß er es zum Teil als Erfüller oder Erleider, zum Teil als Offenbarer ist.

Um dies des Näheren zu erweisen, beginne ich mit der Feststellung, daß er eine Persönlichkeit oder ein Wissender ist; einer, der um das Wesen der Dinge und um das eigene weiß — gleichviel wie relativer Art solches Wissen nun sei —, als solcher herausgehoben aus der allgemeinen Zahl, weil durch sein Wissen leidend — denn auch er ist ein Leidender — am Wesen der Dinge, nicht an den Erscheinungen wie die Übrigen, die, obschon leidend mehr oder minder bewußt, doch ihres

Lebens mehr oder minder froh sind; oder sie leiden an der Dumpfheit, er leidet an der Klarheit. — In der Tat ist das ihm eigene und sein einziges Leiden dies: zu wissen und doch das Gewußte nicht ändern zu können; bei aller Verschiedenheit der Einzelerscheinungen also Gleichheit des Wesens mit dem der Allgemeinheit; die allgemeine Ohnmacht. Aber, wenn er auch vieles weiß, so bleibt es doch Wissen und ist noch nicht Sein; so bleibt auch er an die Erscheinungen gebunden und sieht sich zuerst freiheitlich. Denn er ist furchtlos; er fürchtet weder den Tod, noch den Schmerz, noch die Mächte. Er ist also empfindungslos gegen das Leiden, und weil er es an sich selber nicht erkennen kann, vermag er es auch nicht anzuerkennen an Andern, d. h. ihm fehlt Mitgefühl, er ist mitleidlos gegen fremden Schmerz, wenn er ihn sieht, grausam, wenn er ihn verursacht. In dieser Empfindungslosigkeit ist er ungebunden, ist frei, also dämonisch. Das giebt ihm die Dämonskraft der Unterwerfung Andrer, die Macht über ihre bindungbedürftigen Seelen — ein für allemal dargestellt in seinem Diener Li —, die Kraft, zu binden.

So ist er eine Ausnahme unter den Menschen, scheinbar; da er Mensch ist, im Wesen wie in der Erscheinung, kann er auch keine Ausnahme sein. Zwar fehlen ihm die Reizungen der Andern, durch die ihr Einzel- und ihr gemeinsames Leben besteht; an Stelle ihrer Vielfältigkeit erhielt er den einen Reiz, er der Furchtlose, den, alle die Möglichkeit dazu anscheinend enthaltenden Dinge zu prüfen, oder an ihnen sich selbst zu versuchen auf die Furcht hin. Seine Beschaffenheit ist aber die, sich nicht fürchten zu können, bevor er stirbt; folglich ist sein ständiges Streben nach dem einen, dem Erzreiz, zur Erfolglosigkeit verurteilt; er bleibt sich wirkungslos, das ist unfruchtbar. Dargestellt wird auf diese Weise sein innerstes Wesen der Unfruchtbarkeit, welches, wie gezeigt wurde, darin besteht, daß die Dinge für seine Furchtlosigkeit reizlos sind,

kein seelisches Leben in ihm erlangen können, also auch unfruchtbar bleiben. Da nun im Fruchtbarmachen Andrer die Gemeinsamkeit unsers Lebens besteht, so erhellt daraus, was er selber erkennt: seine Unsittlichkeit im Kern.

Übrigens wird die Wirkungslosigkeit seiner Erscheinung in jeder der Erzählungen des Buchs dargestellt, da er allezeit als Zuschauer erscheint, höchstens als Mittel zur Beförderung fremden Geschehns — so in den Tanzenden Füßen und im Pasada —, zuletzt, beim beginnenden Verfall im Traugott etwa so, wie wenn jemand einer Hinrichtung gefühllos beiwohnte, der dann erfährt, daß der ums Leben Gebrachte sein Bruder war, und nun den Schauder im brüderlichen, im eigenen Marke spürt.

Josef Montfort — auch dies ist nicht seinetwegen, sondern der Zusammenhänge wegen zu erläutern — ist nicht schlecht. (Was sich schon dadurch erweist, daß er — Liebe zu erwecken imstande ist, einerseits, und daß er angenehm vorgestellt werden konnte.) Was er hat, ist nur der Schein von Schlechtigkeit — aus den bösen, grausamen, grauenhaften Verknüpfungen heraus. Er ist allerdings unfruchtbar — dargestellt im „bösen Blick“, in der Magnetie der Vernichtung, in der Bewirkung von Grausen und Verödung, wohin er kommt; und er ist in seiner Unfruchtbarkeit auch unsittlich. Aber dies ist sein Wesen oder sein Schicksal, sein Verhängnis, nicht sein Wille. Wie dieser ihm freiblieb, zeigt sich in dem Umstand, den er selber mit Worten nennt, da er weiß, daß das Grausen an sich allgemeiner Natur ist, nicht gut, nicht böse; daß das Ergrausen vor dem Bösen, vor der eigenen Untat ganz gleich dem Entzücken ist vor der Erscheinung eines Wunders oder eines Engels; und daß er nur das Grausen will, gleichviel woraus es quelle. Der Unfruchtbare, das ist es, fühlt sich leblos; Leben zu erwecken unfähig, bleibt er selber lieblos kalt, und alles, wonach er trachtet, was ihn in der unablässigen und

fruchtlosen Rastlosigkeit erhält, die er bekam an Stelle der wirksamen Rastlosigkeit der Andern, ist dies: daß einmal ein Ding in ihn eingehe zu wahrem seelischen Leben; in dem er selber lebendig werde. Alle Übrigen haben diese, die wirkliche Form des Lebens, und — um die Worte Lis zu gebrauchen — „und da nun ... das einzige und letzte Verlangen jedes Menschen darin bestehen muß, so zu sein, wie alle andern Menschen sind, — so ... mußte es ... sein letzter und einziger Wunsch sein, zu empfinden, wie alle empfinden; das Grausen zu empfinden, sich zu fürchten." Dies Grausen eher auf der schwarzen als auf der lichten Seite des Daseins zu vermuten und zu suchen, macht ihn selbst nicht schwarz oder schlecht, denn es liegt nicht nur in seiner eignen, sondern in der menschlichen Natur überhaupt. —

Wir Menschen sind jeder für sich eine andre, dem Wesen nach aber gleichförmige Mischung aus zum Teile gleichlautenden, zum Teil einander widersprechenden Bestandteilen. Je mehr nun der gleichlautenden sich zusammenschließen zu einem Block, und je mehr sie es verstehn, die widersprechenden — nicht zu unterdrücken, sondern zu bändigen, das ist zu kultivieren, auch ihre Kraft heranzuziehn und zu verschmelzen zu gemeinsamer guter Arbeit im Block: um so mehr entsteht, was wir als Charakter erkennen und als Persönlichkeit. Was aber zuzeiten entsteht, ist weder diese noch jener, sondern der Doppelgänger.

Nicht, wie er im allgemeinen erscheint, ist der Doppelgänger einseitiger, und zwar dämonisch verderblicher Natur; vielmehr vermögen alle guten, heilsamen, fruchtbringenden Kräfte eines Menschen sich zusammenzuschließen zur Gestalt des dichtenden Genius, zum Doppelgänger vom freien Wesen. Denn unsre ganze Freiheit ist diese — in andre ähnliche Worte von G. O. Knoop gefaßt —: der Unabhängigkeit von unseresgleichen und des Gebundenseins in der Freiheit Gottes. Gott

ist der Freie, und um so größer ist unsre Freiheit, je mehr der göttlichen Kräfte in uns wirkend und fruchtbar sind, je mehr unser Tagewerk nicht dem alltäglichen Bedarf unterliegt, sondern bestimmt wird von Gesetzen der Seele. So geht dann wohl in der Mischung, die wir sind, die Spaltung vor sich: Gebundene im Alltag, sind wir Freie im Mantel des Doppelgängers. Was das Stärkere in uns ist, ob gut, ob böse, das wird zu Gestalt. Dies ist ein Daseinsgesetz. Mordlust haust etwa in Manchem; wo sie schwillt, andre Kräfte, Triebe, Nötigungen in sich hineinreißt, erscheint die Gestalt: der Mord, der Ermordete, der Mörder. Überwiegt die liebende Gewalt, wird die Gestalt des Liebenden, des Heiligen, des Apostels erscheinen. Was die Oberhand in uns gewinnt, das ist die Wirklichkeit; was Gestalt in uns gewinnt, das ist der wirkliche Mensch; und deshalb ist der Doppelgänger der Wirkliche, und der Künstler der Wirkliche, und Gott der Wirkliche.

Giebt es Doppelgänger, so ist klar, daß Josef Montfort einen haben muß; giebt es einen edlen und einen gemeinen, einen freien und einen unfreien Doppelgänger, so ist ohne weiteres klar, welcher Art Josefs Doppelgänger sein muß. Der als der Freieste Erscheinende, Josef, ist der am engsten Gebundne in Wirklichkeit. Zwar unabhängig von seinesgleichen, war er in seinem Bewußtsein auch unabhängig von den höheren Mächten des Leidens und des heiligen Grausens. Er war leblos. Aber er fühlte sich leblos, er fühlte als unerträgliche Fessel nichts so wie eben seine Ungebundenheit, denn indem er immer wieder das Grausenmachende suchte, war er aufs innigste dran gebunden, war es sein einziges Trachten, darin einzugehn, wirklich zu werden. (So mußte, was die Darstellung anbelangt, seine Erlösung in der Vernichtung des Doppelgängers bestehn, als worin, da der selbe Doppelgänger seine eigene, Josefs, Gestalt hatte, zugleich die Erfüllung des Grausens bestand: in der Erscheinung des eigenen Ichs, wie

es stirbt.) Daß er es nicht zu werden vermochte, lag in seiner Natur. Er blieb unvermögend und unfruchtbar, wirklich der Doppelgänger. Darum suchte er ihn, suchte ihn mit Haß, weil er sich an ihn gebunden fühlte und fühlte, daß der alles im Überfluß hatte, was ihm fehlte, das Grausen, das Leben in der Furcht. Der kleine Josef konnte seinen Bruder quälen und alsbald davon ablassen, weil er einsah, daß es ihm nichts nutzte, ihm zu dem nicht verhalf, was er suchte; der Doppelgänger hätte mit den Lippen geschmatzt bei den brüderlichen Qualen. Das war es: Josef hatte Phantasie; die will das seelische Leben; den phantasielosen Doppelgänger sättigte die dumpfe Wirklichkeit. Josef wußte um die Wahrheit, die eigentliche Heiligkeit des Grauens; weil er aber nur wußte und nicht hatte, wünschte, aber nicht war, so hatte der Doppelgänger alle Wirklichkeit und hatte sie in der niedrigsten Form, weil er in sie, d. h. den geschlossenen Block der vorzüglich wirkenden Triebe, auch die andern hineinzog. Weil aber bei ihm alles umgekehrt war wie bei Josef, so wurden in den Hauptstrom der Angst, der Reizungen des Grauens, als sie wirklich wurden, auch die Fluten der Empfindungslosigkeit und andre hineingezogen und ins Böse verkehrt, zur Grausamkeit also, zur Wollust am fremden Schmerz, zur Ruchlosigkeit. Er war der Knecht des Grauens, und Josef, den der schaffende Dämon aus einem guten Diener Gottes zum Ungebändigten, Willkürlichen geschaffen hatte, erhielt den Knecht an die ächzende Seele gebunden, bis er ihn herunterriß, bis er sich mit den Zähnen hineinwühlte und, gebadet in Grausen, aufbrannte in seiner Wirklichkeit.

Worauf er sich denn abwenden konnte und auf der andern Seite seines Lebens — als Erlöster die Erlösung rein zu empfinden — den andern Doppelgänger in seiner schlafenden Unschuld liegen sehn, in der Gestalt des furchtsamen Li. — Ist es unwahrscheinlich, daß ein Mensch zwei Doppelgänger

haben soll? Nun, Josef war groß genug und sonderbar genug eingerichtet, um sich in drei Teile spalten zu können, und auch wieder klein genug, um die dritte Hälfte nur mit dürftigem Wissen zu sehn. Denn Li ist die Verkörperung der Furcht; von ihr sagt Josef, daß er nur in sehr seltenen Fällen und nicht mehr als den Hauch einer Ahnung gehabt habe. Um so schwächer also ihre Wirklichkeit in Josef, um so stärker in Li, und eine verstärkte ist eine äußerst furchtsame Furchtsamkeit, wie diejenige Lis, was zu beweisen war.

Josef Montfort ist nicht, wie man nach dem Augenschein annehmen möchte, mit einer dunklen Gestalt heraustretend aus den lichten oder etwa „hellenisch" genannten meiner übrigen Dichtung. Man kann ihn mit Recht nicht einmal dunkel nennen, sondern er ist nur verdunkelt; und er ist weiter nichts als eine dunklere, weil in die „okkulten" Zusammenhänge gestellte Wiederholung der Odysseusgestalt des Göttlichen Dulders.

Beide nämlich sind gleichen Wesens in der Ruhelosigkeit oder Unbehaustheit im Suchen nach dem Einen, nach Ruhe, nach Heimat. Beide sind gleichen Schicksals in der Verurteilung zur Vergeblichkeit, da einer wie der andre sein Ziel erst im Tode erreicht; in der Unfruchtbarkeit sind sie's trotz mächtiger Bildung, trotz ausdauernder Anspannung ihrer Kräfte, trotz großartiger Leistungen. Verflucht zur Furchtlosigkeit, wie sie sind, bringen sie mit sich Grauen und Zerstörung. (Siehe das Gedicht „Faiakische Fahrt" im Göttlichen Dulder!): alle Gefährten des Odysseus müssen zugrunde gehn, Penelope vergeht einsam, Nausikaa erkrankt in der Jugendfrische, Kalypso klagt, die eigene Sippe wird ermordet, selbst im Volk der Toten stiftet er Verwirrung, und als ewiges Symbol seiner Unfruchtbarkeit durchbraust sein Leben die Salzflut, die unter seinen Füßen heraussprudelt, wo er steht. Beider Furchtlosigkeit ist die gleiche, die ma-

gische, der Kausalität enthobene Furchtlosigkeit: Odysseus bleibt unerschütterlich in der Höhle des Kyklopen, bei den Lotosessern, der Kirke, und zu vielen anderen Malen, und was ihn bis ins Mark erschüttert unter dem Schattenvolk, ist nur die Verfluchtheit des eigenen Ich. Die Gleichheit N. b. ist nicht von der platten Art äußerlicher Züge; Odysseus vermag sich zu fürchten; aber seine Furchtlosigkeit im Wesenskern, das Unterscheidende seines Fürchtens von der Furchtsamkeit der Andern, stellt sich dar in seinem Umgang oder im Kampf mit den Göttern, den höheren Mächten, mit denen er unerschrocken spricht oder die er bekämpft wie seinesgleichen. Odysseus ist als Heros von magischer Natur, d. h. nicht eingereiht in die Kausalität; sein Wesen von heldischer Art kann nicht erklärt werden. Das gleiche ist bei Josef der Fall, von dem schlechthin gesagt wird, daß er furchtlos beschaffen sei; begründet, erklärt wird es nicht. Beider Furchtlosigkeit, wie gesagt, ist die gleiche und ist eigentlich Unempfindlichkeit. Denn: was sie Beide heldischen Wesens sein läßt, Ausnahmen unter den Menschen, Freie von der gemeinen Kausalität, das ist die magnetische Gebundenheit an den einen Punkt, der magische Zwang des Suchens nach Heimat, dem unterliegend Josef schweift und Odysseus schweift durch Länder und über Meere. Ein magischer Zwang, denn wer beauftragte sie? Es war ihr Wesen, ihr Müssen, ihr Geschick. Diese Starrheit der Fesselung ist es, die sie Beide so unempfindlich macht gegen das eigene Leid und das fremde. Während das Dämonische ihrer Natur die undämonischen Seelen ihnen unterwirft, in die weicheren Schicksale, die ihnen nahekommen, ihr Bildnis prägt, überall Gefolgschaft, Staunen, Gehorsam, Liebe erzwingt, ohne Absicht ihres Willens, bleiben sie selber lieblos, mitleidlos, kalt, leer, unfruchtbar für sich selber. (Odysseus zu Kalypso: „In mir ist nichts als eine Grausamkeit, Und von der leb ich ...") Im Übrigen sei wiederholt:

die Ähnlichkeit ist Verwandtschaft des Wesens, die sich kundgibt in der Erscheinung, jedoch ohne Zwillingshaftigkeit der Züge im Einzelnen. Hingedeutet sei deswegen nur auf den Doppelgänger, der freilich auch dem Odysseus nicht fehlt, Pallas Athene, die hülfreiche Gottheit, die Vergottung des freien Geistes. Denn Josef, in seinem Bewußtsein der Freie, hat zum Doppelgänger den Gebundnen, ihn Beschwerenden; Odysseus, in seinem Bewußtsein der Geknechtete, hat den freien Gott zum Doppelgänger, den Errettenden. — Wundervoller hat übrigens nie die Unerschütterlichkeit, die durchs Leben dauernde Unwandelbarkeit einer schicksalvollen Seele Erscheinung gewonnen, als die, freilich von mir nicht erdachte, Unwandelbarkeit des Odysseus im Zauber der Kirke, die in meinem Gedicht nur versichtlicht ist.

Zum Beschluß:

„In einem guten Gedicht", sagt Schlegel, „muß alles Absicht und alles Instinkt sein." Wie ist das möglich? Es ist nicht möglich; ich wenigstens kann es nicht erklären, ich kann nur, da ich das Wort allerdings für wahr halte, dies sagen: daß der Instinkt des Dichters so zu sein habe, daß er insgeheim um die Absichten weiß und sie zu enthüllen versteht, indem er nur sich enthüllt. Ganz falsch nämlich wäre es, anzunehmen, von alledem, was ich an „Absicht" auf diesen Seiten dem Josef Montfort entzog, habe irgend etwas, als ich das Buch schrieb, meine bewußte Absicht gebildet. Im Gegenteil habe ich in früheren Jahren diese Dinge niemals oder nie in Zusammenhängen gedacht oder gar in bezug auf mich selbst. Ich habe nur gedichtet; wie der Meister im Gleichnis des Tschuang-Tse sagt: „Da erschien mir der Glockenspielständer", so erschien mir Josef Montfort, und indem ich die Erscheinung beschrieb, wurde die Dichtung. Wie jene Absichten sich darin verdichteten, ist mir unbekannt; nur über den Eingangspunkt weiß ich etwas, d. h. über die Entstehung

der Form, und kann es dem, der daran teilnimmt, folgendermaßen erklären.

Wie ich selten eine mir neuartig — in formaler Hinsicht — erscheinende Dichtung zu lesen vermag ohne den Wunsch, auch einmal dergleichen zu bilden, so war dies auch mitunter der Fall beim Lesen von sogenannten „Gespenstergeschichten", zumal der Poe'schen (neben denen Hoffmanns übrigens den einzigen mir bekannten), und einige der im Montfort erzählten Fabeln bildeten sich aus solchen Wünschen. Gestaltet habe ich sie bei ihrer Entstehung ihrerzeit nicht, und zwar aus dem folgenden Grunde.

Liebe, jener magische Reiz oder die unerforschliche Anziehungskraft, welche die Dinge und uns miteinander verbindet, ist das Urelement aller Fruchtbarkeit, die Wurzel aller zeugungskräftigen Regungen, die Wurzel der Dichtung, ohne die sie kein wahres Leben erreicht. Wer das Grausen darstellen will, so daß es lebendig, daß es wirklich erscheint, der muß es lieben, — so wie E. A. Poe und E. T. A. Hoffmann in solcher Anziehungskraft dran gebunden, ja hineingezogen waren, daß sie Leben nur in ihm hatten. Möge freilich ein jeder tun, wozu es ihn treibt. Was mich betrifft, so hatte ich einzusehn, daß mir das Recht fehlte, dergleichen zu machen, der ich zum Grausigen oder nicht Geheuren in dieser gespenstischen Gestalt nicht die Neigung Josef Montforts habe, sondern nur eine spielerischer Art.

Nachdem ich dies mehr als einmal bedacht und vergessen hatte, zeigte sich eines Tages wunschhaft aus der Lektüre von Poe die Fabel der Tanzenden Füße; und nun, bei der Suche nach einer Gestalt, in der sie sich darstellen ließe, „erschien mir" die Josefs, die bereits in einer anderen Dichtung vollkommenes Leben hatte, übrigens aber ohne jenen Kern des Grausigen, den er in diesem neuen Augenblick erst gewann. Er also, der bereits gezeugt, der leibhaft war und meine Liebe

hatte, zog an sich die eigentliche Liebensnotwendigkeit, die dem grausigen Element zu gelten gehabt hätte, — und auch kaum daß er erschien, hatte sich bereits Li zu ihm gesellt, war die Dichtung innerlich kristallisiert, waren früher entworfene Fabeln an Josefs Lebendigkeit leibhaft geworden und war ich, war mein Instinkt an der Arbeit des Erdichtens und Verdichtens; und erst als diese vollendet war, wurde mir der Blick frei, zu erkennen, was ich gemacht, auf welche Weise ich mir geholfen hatte, meine Unbefugnis, mich mit dem schwarzen Stoff zu beschäftigen, in Befugnis zu verwandeln. Nämlich: ich selbst habe keine wirkliche Beziehung dazu, d. h. daß ich kein wirkliches Grausen erfahren habe; deshalb wurde Josef der Furchtlose, der es auch nicht erfährt und nur die Beziehung des Wünschens und Suchens dazu hat. Da sich aber nun in einer Dichtung das Grausenerregende nicht darstellen läßt ohne Objekt, das erregt wird, so hätte Josefs Unerschrockenheit seine eigne Entstehung im Keim vernichtet, wenn nicht gleichzeitig emporgekeimt wäre die zarte Pflanze Li, zitternd in einer ebenso maßlosen Bangigkeit, wie sein Herr unverzagt war. Maßlos mußte sie freilich sein, denn eine positive Gestaltung hätte wiederum jene Wirklichkeit des Grausens in mir gefordert, die mir fehlte; Li dagegen zeigte sich superlativisch, übertrieben, von mir aus gesehen im Schein der Ironie.

So war mir denn zu erkennen, was ich freilich mehr als dies eine Mal habe einsehen müssen: daß die tatsächliche Leistung eine ganz andre geworden war, als in meiner bewußten Absicht gelegen hatte. Denn was ich plante, das war, Gespenstererzählungen zu schreiben; aber das konnte nur mein Spielgeist; was ernst in mir war, bewirkte den Ernst oder die Wirklichkeit Josefs, dazu die von Li und einigen andern Gestalten wie Pasada oder Slaby, das besagt, eine gewisse Ernsthaftigkeit mancher Gehalte, erkennbar sich ablösend vom

Stoff, von der gespielten Fabel. Und endlich, indem Josefs Furchtlosigkeit sich formte, zog sie in diese Form die Zahl jener Absichten hinein, von denen mein Instinkt, nicht mein Bewußtsein, ahnte; die ich auf diesen Blättern — ich hoffe mit einem Schein von Wahrheit — zu erläutern versuchte.

* * *

OSCAR WILDE
DAS HURENHAUS

WIR fingen Schritte auf von Tanz,
wir schritten hin im Mondesglanz
und blieben stehn am Hurenhaus.
Von drinnen durch den Wust und Schwall
drang zu uns her mit schrillem Schall
das „treue liebe Herz" von Strauß.

Wie ein grotesker Mummenschanz
phantastisch flog ein Schattentanz
an den verhangnen Fenstern hin.
In einem schwarzen Wirbel schwang
zu Hörner- und zu Geigenklang
sich Tänzer mit der Tänzerin.

Wie eine Puppe an der Schnur
schob sich bisweilen durch die Tour
ein dünn umrissenes Skelett.
Dann faßten sich die Paare schnell
und tanzten zeremoniell
ein feierliches Menuett.

Bisweilen zog ein Gliedermann
ein Weibphantom zu sich heran,
bisweilen klang Gelächter her,

und mit der Zigarette trat
von Zeit zu Zeit ein Automat
zur Tür heraus, als lebte er.

Dann zu der Liebsten sprach ich: „Sieh!
Die Toten schwenken hier die Knie,
Staub tanzt mit Staub hier, Brust an Brust!“
Sie aber hörte nur den Strich
der Violine und entwich:
die Liebe trat ins Haus der Lust.

Da ging ein Riß durch die Musik,
der Tanz brach ab im Augenblick,
der Schwarm zerstob wie Laub im Wind,
und an den stillen Häuserreihn
kroch silberfahl der Dämmerschein
wie ein verlornes Kind.

Übertragen von Hedwig Lachmann-Landauer.

* * *

STEFAN ZWEIG

DIE UNTERIRDISCHEN BÜCHER BALZACS

(Mit einem Faksimile)

Die Natur- und Kunstwerke lernt man nicht kennen, wenn sie fertig sind. Man muß sie im Entstehen aufhaschen, um sie einigermaßen zu begreifen.
Goethe an Zelter.

DIE Bewunderung Balzacs, die in den letzten Jahrzehnten sich nicht nur in seiner Heimat, sondern auch bei uns mächtig gesteigert hat, wendet sich nicht, wie bei den meisten Dichtern, einzelnen erlesenen Meisterwerken entgegen, sondern in erster Linie der Gesamtheit, der ungeheuern und fast unbegreiflichen Breite seines Werkes. Balzac ist ein Genie der Fülle und der vielleicht größte Heros der dichterischen Arbeit. Solange man

ihn bloß qualitativ einschätzt, findet man Analogien; wendet man aber die Einstellung des Blicks und läßt ihn rein numerisch die Anzahl der Menschen umschauen, die jener aus seinem einzig wachen Gehirn in die Welt gestellt — es sind über zweitausend —, die Millionen einzelner tatsächlicher Kenntnisse des praktischen Lebens und der Zeitgeschichte, die unvergleichliche Kenntnis aller städtischen und landschaftlichen Eigenarten Frankreichs, faßt man schließlich bloß äußerlich die sechzig bis siebzig Bände zusammen, die er in einem Vierteljahrhundert aus seinem kolossalischen Körper in die Welt geschleudert, so steht man vor diesem Phänomen in Bewunderung ohnegleichen. Nicht als literarisches Phänomen wertet man dann seine Erscheinung, sondern als elementares, wie den Ausbruch eines Vulkans, den unablässigen, stets aus sich selbst gespeisten Niedersturz eines gigantischen Wasserfalls und begreift an diesem Beispiel zum erstenmal in seinem wörtlichen Sinn das Wort von der ‚unerschöpflichen' Phantasie. Zu Balzacs Lebzeiten verbreiteten seine Gegner, daß er, ähnlich wie der ältere Dumas, nur den geringsten Teil seiner Romane selbst schreibe und die meisten von mißbrauchten jungen, begabten Schriftstellern stammten, die er dann bloß revidiere und um des besseren Verkaufs willen mit seinem hochbezahlten Namen versehe: so unfaßbar war das Phänomen seiner Produktivität. Glücklicherweise sind Balzac aber Zeugen erstanden in seinen eigenen Manuskripten, die etwas noch viel Ungeheuerlicheres offenbart haben, nämlich daß Balzac sein Riesenwerk nicht einmal, sondern drei-, vier-, fünf- oder sechsmal geschrieben und überarbeitet hat, daß sein dichterisches Werk mit allen seinen Urformen und Zwischenformen auf Hunderttausende beschriebener und von lebendigem Geiste belebter Blätter zu veranschlagen ist.

Die Romanmanuskripte Balzacs gehören zu den wertvollsten Offenbarungen des episch dichterischen Prozesses, es sind

Phänomene einzigartiger Natur, weil in ihnen der dichterische Reinigungs- und Gestaltungsprozeß, der sich doch sonst meist im Unbewußten, im Unsichtbaren vollzieht, dokumentarisch in allen Stadien des Überganges niedergelegt ist. Schon zu Balzacs Lebzeiten gingen dunkle Gerüchte von diesen seltsamen Zwischenwesen der Korrekturexemplare um, die, halb Manuskript und halb schon Druck, sich proteusartig verwandelten und immer mehr dem definitiven Bild entgegenformten. Aus den Druckereien trugen's die Setzer klagend den anderen Autoren zu, Vertraute sahen im Arbeitszimmer Balzacs von einem einzigen Romane zehn bis zwölf sorgfältig gebundene, voluminöse Bände mit Korrekturen in seiner Bibliothek stehen, und schon damals sagte Théophile Gautier, daß die Vergleichung der Manuskriptrevisionen Balzacs in all ihren einzelnen Schöpfungszuständen nicht nur eine interessante literarische Studie, sondern auch eine höchst ergiebige Lektion für alle jüngeren Schriftsteller sein würde.

Für diese zukünftige Studie, die einmal ein ganzes Geschlecht von Philologen an die Arbeit rufen wird, ist inzwischen das Material bereitgestellt. Balzac, der Schöpfer zahlloser monomanischer Figuren, hat (sein Schicksal ist reich an solchen Analogien zwischen Leben und Dichtung) noch als Toter eine der merkwürdigsten Monomanenfiguren durch seinen dichterischen Genius in die Welt gesetzt, nämlich den „Balzacomanen", den Menschen, der seine ganze Lebensarbeit einzig darin suchte, allen Manuskripten, Briefen, Artikeln Balzacs nachzuspüren und sie in seinen Händen zu vereinigen. Dieser fanatische Sammler, der Comte Spoelbergh van Loevenjoul, wohlbekannt allen Antiquaren von Brüssel und Paris, wohlbekannt auch den Philologen durch ausgezeichnete Studien, hat mit einem Eifer ohnegleichen alles, was handschriftlich von Balzac erreichbar war, aufgespürt und in seinem Besitz vereinigt. Er machte Tagereisen, um irgendwo

einen Brief, einen verlorenen Korrekturbogen aufzutreiben, er durchforschte die Druckereien, wo je ein Werk Balzacs in Arbeit gewesen war, er schnüffelte allen Redakteuren nach, die je mit ihm Beziehung hatten, und als bei jener berühmten Versteigerung der Möbel von Balzacs Witwe ein paar Kisten mit Handschriften zerbrachen und zahllose Blätter verschleudert wurden, sah man diesen seltsamen Mann durch Wochen bei allen Käsehändlern und kleinen Krämern der Umgegend nach einzelnen Blättern jagen, um sie zu erhaschen, ehe sie zu Düten gedreht und als Packpapier verwendet würden. So entstand allmählich eine Sammlung, welche in ihrer Einzigkeit sich vielleicht nur mit dem Weimarischen Goethe-Museum vergleichen läßt, und als sie Spoelbergh van Loevenjoul der französischen Akademie hinterließ, wurde ihr in Chantilly, in einem kleinen Schloß, endlich eine würdige Heimstatt bereitet. Dort in der stillen Straße, nahe den schönen Wäldern und den gepflegten Wiesen, inmitten der sanften Stille einer französischen Kleinstadt, ist nun das fiebrige titanische Werk für alle Zeiten bewahrt, zugänglich nur jenen, die ernstes Interesse an Balzac zu dokumentieren vermögen, und unvergeßlich allen, denen jemals staunend davor zu verweilen vergönnt war. Denn hier ist jedes einzelne Werk Balzacs in allen seinen Niederschriften und Entstehungsformen zu sehen, von der ersten flüchtigen Skizze an durch ein Höllenlabyrinth von Korrekturen, Revisionen bis zur endgültigen Fassung, und eben dadurch, daß man hier von Epoche zu Epoche das Werk im eigenen Material werden sah, empfand man wunderbar stark das Gefühl seiner schöpferischen persönlichen Gegenwart.

Nur wer ein solches Korrekturexemplar eines Werkes von Balzac gesehen hat, kann seine Arbeit und die Art seiner Arbeit wirklich ermessen. Sie sind die eigentlich wirklichen Manuskripte, weil die erste Niederschrift nur Skizze war, Brouillon, gleichsam das Sprungbrett für seinen gewaltigen Anlauf. Diese

erste Skizze sendete er meistens noch mit feuchter Tinte in die Druckerei, dort mußten dann ganz besondere „placards", das sind Fahnen, auf denen immer nur ein kleines Stück Text innerhalb eines gewaltigen weißen Raumes stand, für ihn angefertigt werden. Bisher war die Arbeit für Balzac und den Setzer verhältnismäßig leicht. Er hatte nur die leichtfließende, ein wenig weibische Schrift Balzacs, die in ihrer Hast oft das Wort abkürzte, zu entziffern und in Lettern zu setzen. Aber die Hölle begann für sie mit den Korrekturen. Denn nun, wenn der bewußte Künstler in ihm das Gedruckte vor sich sah, die Phantasmagorie, die der wütige Träumer in ihm im Fieber der Nacht hingeschrieben, so überkam ihn eine Art stilistischer Wut. Mit wilden Schlangenlinien stellte er die Worte um, schaufelte ganze Sätze weg, stopfte Absätze zwischen die Zeilen, überschüttete mit sechs oder sieben Seiten neuen Manuskripts die einzelnen Fahnen, ließ hundert Einschiebungen, die vergebens mit Ziffern und Zeichen versehen wurden, auf einem Blatt wirr durcheinander wirbeln, quer zwischen die einzelnen Fahnen wurde neues Manuskript gestopft, und was schließlich dem erschreckten Auge sich darbot, war ein hieroglyphisches Durcheinander, anscheinend sinnlos, von Zeichen und Zahlen. Kein Wunder, daß diese Korrekturbogen der Schrecken der Pariser Setzer wurden! Und es ist nicht eine freundliche Legende, sondern tatsächlich verbürgt und durch Dokumente belegt, daß die Arbeiter sich weigerten, mehr als eine Stunde Balzac zu setzen, und für diese eine Stunde doppelten Tarif verlangten. Einer schob die grausame Arbeit auf den andern, und es dauerte Jahre, ehe auch die Besten und Geübtesten von ihnen begannen, sich in diesem Hexensabbat der Worte und Zeichen wirklich zurechtzufinden. Aber wenn sie wirklich unter furchtbarster Mühe den neuen Druck hergestellt hatten (selbstverständlich mußte ein neuer Satz begonnen werden, denn der erste war rettungslos im wilden

Durcheinander untergegangen), so begann dasselbe Spiel zum zweitenmal. Noch einmal brach der heilige Zorn Balzacs über die eigene Arbeit herein, noch einmal schüttete er Zusätze, Ergänzungen, Verdeutlichungen in das gegossene Manuskript, noch einmal zerriß die zornige Tatze das lebendige Fleisch der schon gestalteten Arbeit, und so ging es drei- und viermal, bis schließlich in der Zeitschrift die endgültige Fassung erschien. Endgültig aber nur wieder für diese Zeitungsveröffentlichung, denn für die Buchausgabe kämmte und krempelte der ewig Ungenügsame von neuem jedes einzelne seiner Werke um, und sogar dann noch, als sie schon in Buchform erschienen waren, erneuerte er seine Arbeit von Neuauflage zu Neuauflage. Zwanzig gedruckte Seiten bedeuten also immer hundert unterirdische bei ihm, jedes Buch eigentlich zehn Bücher. Balzac hat als echter Sammler, der er war, von manchen Romanen alle diese Korrekturbogen vom ursprünglichen Manuskript bis zur Vollendung aufbewahrt und zusammenbinden lassen, und selbst die kleinste seiner Arbeiten gab dann einen oder mehrere voluminöse Bände, die er seinen liebsten Freunden zum Geschenk machte und die auch wirklich einzige Kostbarkeiten bilden, weil sie gleichsam sieben Texte übereinander sind. Diese unterirdischen Bücher Balzacs stellen die merkwürdigsten Amphibien zwischen Buch und Manuskript, zwischen Schrift und Druck dar, die man auszudenken vermag, sie sind das Lebendigste, was man vielleicht je an dichterischer und künstlerischer Arbeit in sinnlicher Form sehen kann. Denn alle die geheimnisvollen Zwischenstadien der werdenden Form, der allmählichen Gestaltung, die sonst im Unsichtbaren sich vollziehen, in Gehirngängen sich spurlos verflüchtigen, hier sind sie schwarz auf weiß chronologisch und psychologisch festgehalten und jedes dieser Schriftbücher ist nicht nur ein persönliches Dokument zur Arbeitsweise Balzacs, sondern überhaupt zum Kampf um die epische Form von der Genesis bis

zur Schöpfung. Ein Blick auf ein (hier beigefügtes) Faksimile-Blatt gibt kaum Ahnung von diesem Chaos der Phantasie, aber doch eine erste Idee der gigantischen Arbeit, die dieser heroische Mensch an jedem einzelnen Werk getan. Wir müssen ihm dankbar sein, daß er sie nicht zerstörte, denn nie hat ein Dichter die Tür seiner Arbeitsstube weiter aufgetan für die spätere Welt als Balzac durch diese einzigartigen Dokumente, die, solange sie noch unbenutzt und vereinzelt sind, bloß ein liebhaberisches Kuriosum, eine bibliophile Kostbarkeit darstellen, später aber einmal ein wichtiges Kapitel zur Genesis unseres Romans und der epischen Kunst aller Zeiten bilden werden. Hier wie überall sind eben die heroischen Leistungen der Vergangenheit die werdende Wissenschaft der Zukunft, und was wir, erschauernd und bewundernd, in diesen Hieroglyphen der Korrekturen jetzt kaum zu enträtseln vermögen, wird später einmal vielleicht ein klares Gesetz der Kunst und die kristallene Formel für die wundervoll komplexe Substanz seiner Erscheinung sein.

* * *

REGINA ULLMANN
SUSANNA

WIR Kinder spielten uns müde am offenen Fenster. Es war noch nicht der Tag gewichen, aber für uns die Stunde der Ruhe.

Meine Schwester sprach laut.

Da trat ein Mädchen ins Zimmer. Ihre Haare waren braun und lang geflochten. Das Kleid grau, die Schürze grau. Wir mußten schweigen; die Fremde sah so verständig aus. „Ich habe gehört, daß Kinder im Hause sind, darf ich mit euch spielen?"

Wir spielten, und als die Uhr achtmal schlug, nahm sie ihre Strickarbeit wieder in die Hand und ging in ihre Wohnung zurück.

Alsdann kam unsre Mutter nach Hause, und wir sagten ihr: „Die Susanna war da."

An der Hauswand, dem Garten zu, saß ich in jenen Jahren unzählige Male allein und träumte mit der Puppe in die Laubgänge hinein.

Einmal, als ich unsre Tür verschlossen fand, ging ich in den oberen Wohnraum.

Dort war Susanna. Sie stand am Küchenfenster und radierte in einer Zeichnung.

Ihre Mutter schnitt Brot für einen langen Tisch, jedes Stück an seinen Platz.

Ich sah sie diesmal für immer. Groß und hager, dunkel im Antlitz, und einfarbig, schwarz, das Gewand. Sie bot mir gütig ein Brot an, zur Vesperzeit. Dann ging ich wieder.

Um den nächsten Besuch war schon Weihnachten nicht mehr fern. Auf den Tisch warf eine Lampe grünen Schein. Um denselben saß die Familie. Die Mutter strickte, die Brüder zeichneten. Andere blätterten in Heften und Bildern darin.

Den Vater sah ich noch gar nicht. Ich ging also gleich auf den größten zu und bat im Flüsterton: „Heil' mir diese Puppe, der Kopf fiel weg." Und dann waren da ein paar Bildchen auf dem Notentisch, die schenkte er mir und klebte sie auf die erste Seite eines Albums. Es wurde stets im Flüsterton gesprochen. Selten hatte da eines dem andern etwas zu sagen. Es fiel mir auch nie ein, laut zu werden. Einmal nur lachte ich und knarrte dabei mit dem Fuße. Da stand der Mann auf am Haupte des Tisches und neigte mir sein weißes Haar zu und dröhnte: „Still!"

Wieder war alles für mich ausgelöscht, bis meine liebe Mutter sagte: „Du kannst jetzt wieder hinauf; die Susanna ist da."

Ich schaute in die Luft und fragte mich etwas in Gedanken.

„Sie hatte Scharlach, sie liegt im Bett."

Da war ein Zimmer mit zwei Betten. Nach dem Fenster lag Susanna. Ihre Augen waren noch gleich wie damals und die langen braunen Haare. Aber die Wangen waren blaß.

Tag für Tag saß ich an ihrem Bette, und wir plauderten das gleiche wie früher. Es saßen auch abwechselnd Geschwister in ihrem Zimmer, oder zur Kurzweil besuchten sie Nachbarinnen.

Und war die Stille wieder im Zimmer und der alte Friede, so zog ich oftmals ein Geschenklein aus der Tasche, das meine Mutter mir aus meinen Schätzen für sie eingesteckt hatte.

„Du hättest es wohl selbst gerne?" fragte mich Susanna allemal, ehe sie die Hand danach ausstreckte. Aber meine Freude für sie war so unverhüllt, daß wir gemeinsam alles besaßen.

Als ich wieder einmal in die Wohnstube trat, fand ich sie dort in der Ecke ihres Kanapees sitzen. „Es ist sichtlich besser," sprach ihre Mutter zu mir. Aber Susanna war mir still und ein wenig traurig. Als eine Zeit um war, führten sie ihre Schwestern wieder in ihr Zimmer zurück. Sie ging wie eine alte Frau und war auch verändert in ihrer Gestalt. Ja, danach konnte ich schon begreifen, daß sie nicht froh war. Wie sie dann endlich auf ihren Kissen ruhte, sprachen sie ihr von einem Fahrstuhl, den sie für die Zeit der Genesung ihr kaufen wollten.

Die Ärzte kamen. Zwei große, schwarze, und ich glaubte, das habe der Mann mit den weißen Haaren ihr angetan.

Ich ging hinunter und spielte am Brunnen, der vor dem Garten lag, „Frau Holle". Zu „Susi", so nannten sie meine Gespielin, kam ich wochenlang nicht mehr hinauf.

Zu einer frühen Morgenstunde im Frühling riefen mich ihre Geschwister wieder. Susanna saß aufrecht im Bett, mit rotbraunen Bäcklein, und tändelte mit bunten Stoffmüsterchen

und sang dazu. Wir waren alle so froh. Die Sonne war noch nicht brennend, sie leuchtete uns in die Seele.

Da trat ein Mädchen aus der Nachbarschaft zu ihr ein. Sie brachte eine feingliedrige Puppe mit gestricktem Jäckchen und Hütchen und sonstig schön genähter Puppenware, wie als Geschenk. Aber das wurde es nicht. Sie schob mich vom Bette weg und spielte der Susanna vor. Mich ärgerte ihre Geschicklichkeit und dabei ihr unruhvolles Wesen. Ich mußte immer an ihre roten Haare denken.

Sie kehrte sich an die frühe Sonne und sprach: „Susanna, morgen ist ja dein Geburtstag! Hast du keine Feier?"

Susanna schwieg. Aber die Mutter lächelte aus der Wohnstube herein, und wir ersahen daraus, daß uns allen ein Vergnügen werden sollte.

Die Nachbarin packte zufrieden ihre Puppensachen in den Arm und ging.

Hernach setzte sich die Mutter zu Susi ans Bett und sprach ihr von dem kommenden Tag.

„Wir lassen dir natürlich die Türe offen stehen."

Der Tag ging, und der Morgen kam und war gleich schön wie der erste.

Es standen Butterblumen und Vergißmeinnicht auf der Kommode und vielerlei Geschenke. Der Blumenstrauß war in aller Frühe von den Brüdern fern von der Stadt gebunden worden und der Gabentisch in heimlicher Freude gedeckt, ehe Susanna die Augen aufschlug. Das Lager betteten sie festlich weiß, und in das Haar flochten sie ihr rote Bänder.

Ein Märchenbuch, das sie jederzeit gern las, lag in ihren Händen. Sie waren alle still. Jedes hatte seine Beschäftigung.

Mit diesem kam der Nachmittag, und ihre dreizehn Gäste saßen in Festkleidern und weißen Schürzen um sie und plauderten. Sie erzählten aus der Schule und spielten Pfand und schmausten alsdann in ungetrübter Heiterkeit.

Man dachte gar nicht mehr, daß Susanna krank war. Die Kinder schleppten Stühle herbei und machten beim Klang eines Marsches ein wildes Spiel im Kreis.

Da man sie sachte aus der Stube trieb, kam der große, alte Vater nach Hause, mit einer mächtigen Schachtel im Arm. „Rate, Susi, was der Inhalt ist," sprach er zu ihr. „Aber doch nicht für mich?" sagte Susanna unsicher, bevor sie sich etwas denken konnte. Er holte eine große Puppe heraus mit blonden Haaren und blauem Halsschmuck und einem reichverzierten Hemdchen.

Dann ging er in seine Studierstube zurück. Die Kinder sagten ihr gleich darauf Lebewohl, und jedes wünschte nochmals gute Gesundheit.

Susanna hielt schwach die Puppe in den Händen. Sie packte sie unruhvoll ein und legte sie an ihr Bettende.

Dann reichte sie mir die Hand, daß ich gehen sollte oder schweigen oder nicht daran denken. Aber die Puppe schaute mir kalt durch die Holzwand, und ich regte mich nicht von der Stelle, während Susanna einschlief in Schweiß und Stöhnen.

„Die Susanna muß sterben." Das wußten wir, sie und ich, durch die Puppe.

Eines schlug eilig die Decke zurück, wechselte Tücher und brachte Susi wieder in einen ruhigen Schlaf. Aber die Puppe fiel herab und zerbrach.

Meine Mutter rief mich zum Abendmahl. Als ich unverhofft im Dunkel der Nacht die Augen aufschlug, war mir, als weinte jemand über mir, im Zimmer meiner Susi.

Morgens, ganz früh, war ich wieder bei ihr. Mit stummem Laut zeigte sie auf ein Öllicht; sie wollte es fern von sich haben. Das begriff man leicht. Aber sie hatte keine Sprache mehr. Noch stiller wurde es dort oben als zuvor, damit sie nicht daran denken sollte, daß sie stumm war.

Sie wurde taub. Kein Glied war mehr in ihrem Bann. Und die Augen erloschen.

Der Vater ging durch die Stube einher, zu Tode gebückt.

Da mochte ich wieder alles vergessen und saß mit meinem Spielzeug wie früher an der Hauswand, dem Garten zu.

Unsre Hausmagd lief mir einmal nach mit verweinten Augen und sagte: „Die Susi ist tot.“ Das wußte ich jetzt und ging auf die Straße und wartete auf meine Mutter.

Sie war mit einer Dame heiter im Gespräch, aber ich störte sie und sprach: „Mutter, die Susi ist tot.“

Ihr Schrecken genügte mir. Sie eilte nach Hause, und die Dame kehrte nachdenklich um. Sie schaute hinauf zu den geschlossenen Läden.

Aber mein Leid war noch nicht geheilt.

Am andern Tor standen die Brüder und Schwestern. Ich sagte es ihnen gleichfalls. Sie warfen die Schulbücher auf das Pflaster und eilten ins Haus. Und meine Schwester Helene kam. „Du, ich habe es den Kindern gesagt, allen. Die Susi ist tot.“ Sie wurde bleich, und dann sagte sie schonend: „Man sagt doch nicht tot, man sagt, sie ist gestorben.“

Dann lief sie mit mir auf den Straßen umher und sprach von anderen Dingen. Es ging ihr wie mir, die Seele war wirr.

Sie waren mir alle schon fremd, die Leute im Haus. Ich stellte mich an ihr Treppenfenster und schaute die Leidtragenden an, die ein und aus gingen, und die Kränze und die Trauerkarten, die in die Urne fielen; alles, was sonst meinem Herzen fernstand.

Ihre Mutter kam groß und schwarz heraus und fragte mich weinend: „Willst du die Susi noch einmal schauen?“

Sie lag im Sarg. Das wußte ich. Ich schüttelte mich und lief hinunter in den Garten.

An der Hauswand lag meine Puppe. Susi war immer so heiter gewesen. Ich dachte an sie.

Da bog ein Zug von Schulmädchen, schwarz gekleidet, um die Ecke. Ein Wagen voran.

„Die Susanna ist jetzt im Himmel."

Aber Helene wird auch bis Abend fort sein, der Kirchhof ist so weit. Es läuten die Glocken.

* * *

ARTHUR SCHURIG

DOSTOJEWSKI IN DRESDEN

1867, 1869—1871

BIS zu seiner Todesstunde hat Fjodor Dostojewski in seinem Arbeitszimmer einen großen Stich der *Sixtinischen Madonna* hängen gehabt, eines Bildes, das er über alle andern liebte und das ihn an glückliche Tage im deutschen Florenz erinnerte. In den älteren Biographien steht der zweimalige, zuletzt zwei volle Jahre währende Dresdner Aufenthalt nicht im rechten und wahren Lichte. Es wird da viel von Not, Elend und Einsamkeit, von engen Wohnungen in schmutzigen und niedern Häusern geredet. Der Ausländer kennt und liebt das friedsame, ungeschäftige Dresden seit den glänzenden Tagen Augusts, des Königs von Polen. Und viele fremdländische Dichter haben sich allein von ganz Deutschland in dieser durchgrünten Stadt wohlgefühlt. Es sei nur an Stendhal und an Ibsen erinnert. Vor fünfzig Jahren, als Dostojewski seine „Teufel" hier schrieb, war sie noch reicher als heute an schönen Gärten, Akazienalleen und reizenden Ausblicken auf die heiteren Hügel des Elbetales. Als bescheidenen Beitrag zur Dostojewski-Biographie habe ich mir das Vergnügen gemacht, seine Wohnungen in Dresden aufzuspüren.

Dostojewskis erster Aufenthalt fällt in die Monate April bis

Mitte Juni 1867. Es war seine Hochzeitsreise. Er hatte am 15. Februar (in zweiter Ehe) Anna Snitkin geheiratet. Es war keine *amour-passion*, die diesen Bund vorbereitet hatte. Dostojewski war nie ein Fraueneroberer. Es war vielmehr eine Art „literarische Ehe", wie Dostojewskis Tochter in ihrer eben erschienenen Schilderung ihres Vaters zu sagen sich berechtigt fühlt. Fjodor Dostojewski stand im 46. Lebensjahr, Anna im 19. Er war Litauer, also Germano-Slawe; sie ebenfalls keine Vollblutrussin; ihre Familie entstammt der Ukraine, aber Anna Dostojewski hatte durch ihre Mutter (eine Schwedin) einen starken germanischen Einschlag.

Die Reise führte über Wilna und Berlin. In Dresden begrüßte sie entzückender Frühling. „Der plötzliche Klimawechsel" — so erzählt die Tochter — „machte großen Eindruck auf meine Eltern. Sie aßen im Freien auf der Brühlschen Terrasse zu Mittag, hörten der Musik im Großen Garten zu und durchwanderten die malerische Sächsische Schweiz. Ihre Herzen taten sich auf. Jetzt, da keine mißgünstigen Verwandten mehr sich zwischen sie drängten, verstanden sie sich viel besser als vorher. Die Zuneigung, die meine Eltern füreinander empfunden hatten, wurde bald zur wirklichen Liebe, und endlich begannen ihre Flitterwochen. Meine Mutter hat diese zwei zauberhaften Monate niemals vergessen können. Später, in ihrer Witwenschaft, sooft sie nach ihren zahlreichen Aufenthalten an den Karlsbader und Wiesbadener Quellen ihre Kur beendete, verbrachte sie noch etliche Wochen in Dresden. Dann besuchte meine Mutter alle Orte, wo sie ehedem mit ihrem Gatten spazieren gegangen war, betrachtete aufs neue die Gemälde, die er in der berühmten Galerie bewundert hatte, speiste in den Restaurants, in denen sie dereinst zusammen ihre Mahlzeiten eingenommen, und träumte von Vergangenem bei den Klängen der Musik im Großen Garten ... Im Juli, als es in Dresden heiß ward, reisten meine Eltern nach Baden-Baden

ab. Das war kein glücklicher Gedanke, denn kaum hatte mein Vater die Roulette wiedergesehen, so wurde er auch schon von der Spielleidenschaft wie von einer Krankheit erfaßt. Er spielte, verlor und durchlief Augenblicke höchsten Glücks und tiefster Verzweiflung. Meine Mutter erschrak sehr. Als sie [1866, vor ihrer Ehe] den „Spieler" stenographisch niederschrieb, wußte sie nicht, daß sich mein Vater in diesem Roman selber geschildert hatte ..."

Der Winter 1867—68 wurde in Genf verbracht, wo dem Ehepaare das erste Töchterchen Sonja geboren ward und bald wieder starb. Annas Mutter, Maria Anna Snitkin, geb. Miltopeus, kam von Petersburg nach Genf. Den folgenden Sommer verlebte der Dichter mit seiner Frau in Vevey; die Mutter blieb in Genf. Dostojewski fühlte sich in der Schweiz durchaus nicht wohl; die Berge beengten ihn. „Sie erdrücken mich," klagte er, „sie verengern meine Ideen. Ich könnte in diesem Lande nichts Wertvolles schreiben." Dies war der Grund, warum beide im August 1868 über den Simplon nach Mailand gingen und von da (im Spätherbst) nach Florenz. Dostojewski liebte Italien, zumal die Lombardei. Erst Ende Juli 1869 verließ man die Arnostadt, in der Absicht, den Winter in Prag zu verbringen. Die Reise ging über Venedig, Triest, Wien. In Prag fand sich keine möblierte Wohnung, und so ward abermals Dresden der Wohnsitz, und zwar vom August 1869 bis zum Juli 1871.

Zuerst wohnte Dostojewski Viktoriastraße 5 (heute Nr. 9) im dritten Stock. Nach den Meldeamtsakten hat er sich am 26. August 1869 als „k. russischer Leutnant a. D. und Rentier Fedor von Dostoewski (!), geboren in Warschau" eintragen lassen. Das Haus ist noch im alten Zustande. Hier kam am 14. September 1869 des Dichters zweite Tochter, die heute in der Schweiz lebende Ljubow (= Aimée) Dostojewski, zur Welt.

Sie erzählt hierzu: „Der Besitzer der möblierten Wohnung [ein Lehrer namens Buck] machte Dostojewski darauf aufmerksam, daß er nach den Gesetzen der Stadt sich sofort auf die Polizei zu begeben und die Geburt seines Kindes anzumelden habe. Dostojewski beeilte sich denn und erklärte dem Beamten, daß er glücklicher Vater einer kleinen Tochter sei, die *Ljubow* heißen solle. Der Beamte begnügte sich mit dieser Mitteilung nicht und ließ meinen Vater Vor- und Nachnamen buchstabieren, sowie Alter, soziale Stellung und Geburtsdaten angeben. Dann ging er auf seine Frau über und fragte, wie deren Mädchenname laute. Ihr Mädchenname? Zum Teufel! Dostojewski erinnerte sich nicht daran. Umsonst durchsuchte er sein Gedächtnis; der Name tauchte nicht auf. Mein Vater setzte den Fall der Polizei auseinander [er beherrschte die deutsche Sprache völlig] und bat um die Erlaubnis, seine Frau zu Rat ziehen zu dürfen..."

Außer Dostojewskis Schwiegermutter kam auch alsbald Annas Bruder, Iwan Snitkin, nach Dresden. Auch er verblieb zwei Jahre daselbst und heiratete eine junge Dame der Dresdner russischen Kolonie. Von Einsamkeit kann demnach keine Rede sein. Dazu interessierten sich viele der zahlreichen Russen in Dresden für den Dichter, der als Autor der „Aufzeichnungen aus einem Totenhause", des „Spieler", „Schuld und Sühne" und des „Idiot" schon damals den Russen berühmt war. Seine Landsleute machten ihm Besuche und luden ihn in ihre Familien ein. Dostojewski fühlte sich in Dresden sehr wohl, war er doch in seiner Lebensführung durchaus Westeuropäer, und es kam ihm damals vor allem darauf an, gesund zu sein und arbeiten zu können. Seine Weltanschauung hatte sich im Zuchthause (1850—1854) völlig geändert. Ehedem einer der innerlich zerrissenen vaterlandslosen russischen Intellektuellen, die Rußland durch Anarchie und Nihilismus europäisieren wollten, hatte er erkannt, daß die westliche Zi-

vilisation, die sich der altchristlichen Lehre von der wahrhaften Menschenliebe ebenso wie der uneigennützigen Treue am Vaterland entfremdet hat, dem russischen, noch in Barbarei schmachtenden Volke keine Erlösung zu bringen vermag. „So war er“ — schreibt Aimée Dostojewski — „zum glühenden Bewunderer und leidenschaftlichen Jünger Christi geworden und hatte nun ein geliebtes Vaterland, dem er dienen konnte. Er brauchte nicht mehr die europäischen Schriftsteller nachzuahmen. Er konnte seine Stoffe aus dem russischen Leben schöpfen, der Bekenntnisse der Sträflinge, der Meinungen und des Glaubens unserer Bauern gedenken. Dieser Litauer hat das russische Ideal erfaßt; er beugte sich vor der russischen Kirche und vergaß Europa, um sich ganz der Schilderung der slawo-mongolischen Sitten unseres großen Landes hinzugeben...“ Eng verbunden damit war Dostojewskis unwiderrufliche Wandlung zum Monarchisten; er knüpfte die höchsten vaterländischen Hoffnungen an die Wiederaufnahme und Fortführung der alten byzantinischen Kultur. Voll orientalischer Mystik sah er die Urgrundlage des russischen Staates in der Heiligkeit seines weltlichen Oberhauptes, des Zaren.

Dostojewski litt nicht an Heimweh, wohl aber hegte er eine gewisse Furcht, Rußland nicht intensiv genug zu begreifen, wenn er dauernd in der Fremde bliebe. „Offenbar gab er sich Rechenschaft,“ meint seine Tochter, „wie wenig er Russe war. Mein Vater, der sich rühmte, Russe zu sein, war viel mehr Europäer als Turgenjew, Tolstoi und viele andre russische Dichter, die im Auslande gelebt haben, denn sie trugen Rußland im Blute und blieben ewig Russen, obgleich sie sich naiverweise für Westeuropäer hielten.“ Anna Dostojewski war es, die an Heimweh litt. „Sie haßte Deutschland, haßte alle Ausländer. Sie durchlebte Augenblicke der Verzweiflung bei dem Gedanken, daß sie vielleicht niemals mehr ihr geliebtes

Rußland wiedersehen werde. Sie verkümmerte in ihrer möblierten Wohnung zwischen Mann und Kind. Die Entbehrungen, die Verbannung, der Einfluß von Europa, das so viel ernster und schwerer ist als das kindliche Leben in Rußland, ließen sie vor der Zeit altern."

Am 14. April 1870 wechselte Dostojewski seine Dresdner Wohnung und zog nach dem Johannisplatz 15 II (heute Johann-Georgen-Allee 8), in ein damals herrschaftliches Haus; es wohnten zugleich Kammerherren und Oberste darin. Der Platz hatte alte Bäume; der Große Garten ist ihm ganz nah. Das Haus steht noch; es gehört jetzt einem angesehenen Baumeister, der es in gutem Zustande erhält. Am 15. Oktober 1870 fand abermals ein Wohnungswechsel statt. Die Dostojewskis zogen nach der Bürgerwiese 15 B, ersten Stock, wiederum in ein herrschaftliches Grundstück, noch mehr im Grünen. Heute ist das Haus — das sogenannte Dianabad, wie es bereits damals hieß — verschwunden und hat einem Neubau Platz gemacht; dieser führt die Hausnummer 22. Die vierte und letzte Dresdner Wohnung des Dichters war in der Moritzstraße 9 I. Über die Stelle dieses Hauses geht heutzutage die König-Johann-Straße. Es war ein altes düsteres Patrizierhaus. Der Umzug geschah am 15. April 1871.

An der Hand der Briefe Dostojewskis aus der Dresdner Zeit möchte man meinen, der Dichter habe in verzweifelten Geldverhältnissen gelebt. Alle älteren Darsteller des Lebens Dostojewskis erwähnen die Geschichte mit dem lächelnden Bankier, der versetzten letzten Hose und dem erschütternden Telegramm nach Petersburg. Es handelt sich um den damaligen Bankier Adolph Hirsch, Frauenstraße 4 parterre. In Wahrheit war die Sache nicht so schlimm. Ausdrücklich erklärt seine Tochter: „Die Biographen Dostojewskis legen den ewigen Klagen zu viel Bedeutung bei, die man in seinen Briefen an Verwandte oder intime Freunde findet. Man darf sie nicht tragisch

nehmen." Der Dichter war ein sehr nervöser Mensch, der gern klagte und sich gern trösten ließ, hierin ein richtiger Slawe.

Am 18. Juli meldete Dostojewski seine Abreise „nach Warschau" polizeilich an. Vermutlich ist der 19. Juli der Tag des Wegganges. Vier oder fünf Tage darauf kamen Dostojewski, seine Frau und sein Töchterchen wieder in Petersburg an.

* * *

GESCHICHTEN VOM RICHTER SMIDT

Der Nachwelt überliefert von A. K.

In einer unsrer alten Hansestädte lebte in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts ein Richter namens Smidt. Er war wohl der volkstümlichste Mann der Stadt, nicht nur weil er seit unvordenklichen Zeiten seines damals in jener Stadt mehr als anderswo durch Machtfülle verklärten Amtes waltete und einer alteingesessenen Familie angehörte, die dem Gemeinwesen manchen Ratsherrn und Syndikus geschenkt hatte, sondern vor allem weil er das Herz auf dem rechten Fleck trug und, was nicht gerade war, krumm nannte, weil er als Richter lieber seinen gesunden Menschenverstand zu Rate zog als die papiernen Paragraphen, den Vergleich mehr liebte als das Urteil und die trockenen Verhandlungen gern durch einen guten Witz würzte; denn er hatte von Haus aus Humor, und, was seltener ist, er duldete ihn bei andern.

Über diesen guten Richter nun waren schon zu seinen Lebzeiten viele heitere Geschichten und Anekdoten im Schwange, und nach seinem Tode häufte das Volk, wie es auch sonst bei seinen Lieblingen, es braucht noch nicht einmal der Doktor Faust oder Eulenspiegel zu sein, zu tun pflegt, auch fremden Witz und Humor auf ihn, so daß sich endlich ein ganzer Geschichtenkreis um seine Gestalt bildete. Einige von diesen Döntjes — wie man derlei an der Wasserkante nennt — wollen wir hier aufzeichnen, wie wir sie in unserer Jugend gehört

haben, ohne dafür einzustehn, daß sie alle wirklich vom Richter Smidt herstammen.

*

Ein Mann wurde wegen Verübung ruhestörenden Lärmes vor Richter Smidt geführt. „Wat büst du, min Jung?" — „Zigarrenmaker." — „Zigarrenmaker? Dre Doge!" Damit war die Verhandlung zu Ende. (Man muß wissen, daß die Zigarrenmacher damals ihrer geruhigen Arbeit zum Trotz ein unruhiges und neuerungssüchtiges Völkchen waren.)

*

Ein altes Fischweib war von Richter Smidt verurteilt worden, weil es einige Nachbarinnen mit höchst unflätigen Worten beschimpft hatte. Das tun die Fischweiber heute noch gern, wie man sich leicht überzeugen kann, wenn man in jener alten Hansestadt über den Fischmarkt geht. Aber das Fischweib hatte sich, was ja gleichfalls heute noch vorkommt, aufs Leugnen gelegt und setzte ihren Protest auf dem Flur vor dem Verhandlungszimmer kreischend fort: „Ick lot mi dat nich gefallen, ick will min Recht hebben, min Recht will ick hebben!" Plötzlich wurde die Tür aufgerissen, und Richter Smidt steckte seinen Kopf in die Spalte: „Wat willt Sä hebben? Ähr Recht willt Sä hebben? Von Recht kann hier gor keene Rede sin!" Und die Tür flog wieder zu.

*

Auf seinem allmorgendlichen Gang zum Rathaus, wo zu jener Zeit noch Recht gesprochen wurde, sah Richter Smidt eines Tages drei der Stadt verpflichtete Straßenarbeiter, die, statt ihr Werk zu tun, dem lieben Gott den Tag stahlen, sich auf ihre Schaufeln stützten und schwatzten (nicht von Politik übrigens, das tat man in jenen glücklichen Zeiten noch nicht). Als sich unserm Richter am nächsten Tage der gleiche Anblick bot, wurde er verdrießlich und knurrte, am dritten aber ließ er die unverbesserlichen Faulenzer durch einen Ratsdiener

vor seinen Richterstuhl holen und sagte: „Dscheder dre Doge!“ Die Arbeiter wußten nicht, wie ihnen geschah, und einer von ihnen schrie: „Wat schall dat denn, wi hebbt doch gornix dohn!“ — „Dscho grod dorum!“ sagte Richter Smidt mit vorgestrecktem Zeigefinger und ließ die Sünder abführen.

★

Bei Richter Smidt erschien eine alte Frau: „Herr Richter, min Söhn de deit nich god, könnt Sä em nich in't Hartmannshus (so hieß die Besserungsanstalt der Stadt) stecken?“ — „Wat haav he denn mokt?“ fragte Richter Smidt. — „Mokt?“ — „Dscho, ick meen, har he stohlen?“ — „Stohlen? Min Söhn stehlen? Ne, Herr Richter!“ — „Denn kann ick em nich bruken,“ sagte Richter Smidt, „stohlen mutt he hebben!“

★

Ein Mann hatte nach kurzem Wortwechsel einem andern eine Ohrfeige gegeben und stehenden Fußes eine ebensolche wiederbekommen. Aber der zuerst Geschlagene begnügte sich nicht mit dieser Vergeltung, sondern verklagte den Feind vor Gericht. Richter Smidt sah, daß bei der Sache nichts herauskam, und ging auf den Vergleich zu, denn bestraft müßten sie sonst beide werden, sagte er. Aber der Kläger machte geltend, daß er in der Notwehr gehandelt habe und daß der, welcher angefangen, jedenfalls schwerer bestraft werden müßte, und das sei ihm genug. Als kein Zureden half, sagte Richter Smidt: „Min Jung, du büst doch 'n Christ?“ — „Dscho, Herr Richter.“ — „Un du lest doch in de Bibel?“ — „Dscho, Herr Richter.“ — „Un dor steit doch schrewen, so dir einer einen Streich auf die linke Backe gibt, dem reiche auch die rechte dar. Du mußt doch dohn, wat in de Bibel steit!“ Der Kläger geriet bei diesem Argument endlich ins Schwanken, und den Augenblick pflegte Richter Smidt zu nutzen: ehe sich's der Mann versah, hatte er schon seinen Namen unter den Vergleich gesetzt. Aber zufrieden war er über den Ausgang nicht

und kraute sich am Kopf. Da klopfte Richter Smidt ihm auf die Schulter: „Min Jung, wenn di wedder mol eener wat deiht, denn hau em man wisse; wat doröwer in de Bibel steit, is all dumm Tüg.“

*

Ein Mann hatte einem Nachbarn, mit dem er in Feindschaft lag, einen Schabernack spielen wollen. Als er spät abends heimkehrte, schlich er sich auf die vor dem Hause des Nachbarn gelegene Veranda und verrichtete dort nachdrücklich seines Leibes Notdurft. Aber der Nachbar und seine Frau hatten das schändliche Tun durch eine Spalte des Fensterladens beobachtet; sie holten einen Nachtwächter, stellten das Geschehene fest und verklagten den Missetäter. Die Sache kam vor Richter Smidt. Er ließ sich den Fall genau auseinandersetzen, schmunzelte innerlich ein wenig und sagte: „Worum hebbt Ji denn dat Ding nich eenfach wegnomen, denn wär't doch in Ordnung?“ — „Dscho, Herr Richter,“ sagte der Kläger, „dat wull ick ok, ober dor seggt min Fru to mi, nä, seggt min Fru, dat bliwt dor liggen, dat is'n Freten for Richter Smidt!“

*

Es gibt noch viele Geschichten vom Richter Smidt, aber die andern, die wir kennen, sind etwas derb und eignen sich nicht gerade dazu, an dieser Stelle verewigt zu werden. Es mag also genug sein vom Richter Smidt; nur seine letzten Worte wollen wir zum Schluß noch aufzeichnen.

Richter Smidt gehörte — die besten Menschen haben ja ihre Fehler — zu den Vätern der alten Schule, die an ihren Söhnen, auch wenn diese selbst schon weiße Bärte haben, immer etwas aussetzen müssen: Laß das doch! Muscha nich! Laß dich da nich auf ein! Du verlierst da noch dein Geld bei, usw. Als nun Richter Smidt zum Sterben kam und, von all seinen Kindern und Kindeskindern umgeben, dalag, überschaute er im Geiste noch einmal sein langes Leben und sagte dankbar:

„Nu ward dat dscho woll Tid! Ick hebb min Deel von haart!“ Dann tat er einen tiefen Seufzer und fiel zurück. Sein ältester Sohn, der in letzter Zeit sich vom Vater ein wenig ferngehalten, da er des ewigen Zurechtgewiesenwerdens in seinem Alter satt war, beugte sich liebevoll über den Vater, um zu sehen, ob er vollendet habe. Aber da kam es mit letzter Kraft heraus: „Ümmer so nigierig, ümmer so nigierig!“ Dann starb Richter Smidt.

* * *

STEUERDRÜCKEBERGEREI VOR HUNDERT JAHREN

Diesen gewiß fingierten Brief veröffentlichte Heinrich von Kleist mit Zusätzen und einer Antwort, die hier wegbleiben konnten, in den „Berliner Abendblättern“ als Beispiel des Versuchs, das Luxussteueredikt vom 28. Oktober 1810 zu hintergehen.

Bruderherz!

Was klagst Du doch über die in dem Edikt vom 28. Okt. d. J. ausgeschriebenen neuesten Luxussteuern? Die Absicht und die Meinung, in der sie ausgeschrieben sind, lasse ich dahingestellt sein; sie ist eine Sache für sich. Die Auslegung aber kommt dem Publico zu; und je öfter ich es überlese, je mehr überzeuge ich mich, daß es Dich und mich gar nicht trifft.

Es ist wahr, ich halte zwei Kammerdiener und fünf Bediente; Haushofmeister, Kutscher, Koch und Kunstgärtner mit eingerechnet, beläuft sich meine Livree auf zwölf Köpfe. Aber meinst Du deshalb (denn der Satz im Edikt pro Mann beträgt 20 Tl.), daß ich 240 Tl. an die Luxussteuerkasse entrichten würde? Mitnichten! Mein Gärtner ist, wie Du weißt, eigentlich mein Vizeverwalter; der Koch, den ich bei mir habe, ursprünglich der Bäcker des Orts; beide sind nur nebenher Gärtner und Koch; der Kutscher, der Jäger auch, der Friseur nebst Kammerdiener, und zwei Bediente sind, so wahr ich lebe, bloße Knechte; Menschen, die zu meinem Hofgesinde gehören und die ich, wenn es not tut, auf dem Feld oder im Wald brauche. Da nun das Edikt (§ II. 10. a.) sagt,

daß Leute, die nur nebenher dienen, mehr nicht als die Hälfte des Satzes und Knechte gar nichts zahlen: so bleibt für mich nur der Haushofmeister und zwei Bediente als steuerpflichtig übrig: macht (à 10 Tl.) 30 Reichstaler oder drunter.

Ebenso, siehst Du, mit den Hunden. In meinen Ställen, die Wahrheit zu sagen, befinden sich zwei auserlesene Koppeln; Doggen die eine, echt englische, siebzehn an der Zahl; die andere besteht aus dreißig Jagdkleppern; Hühnerhunde, Teckel und dergleichen rechne ich nicht. Aber meinst Du, das Edikt sähe deshalb mich an mit 1 Taler pro Hund? Mitnichten! Diese Koppeln gehören meinem Jäger; und da das Edikt (§ II. 10. b.) Hunde, die eines Gewerbes wegen gehalten werden, von der Steuer ausnimmt: so bleibt für mich nur als steuerverfallen ein Pudel von der norwegischen Rasse, ein Mops und der Schoßhund meiner Frau: macht (à Hund 1 Tl.) 3 Tl., mehr nicht.

Ein Gleiches gilt von den Pferden! — Zwar, wenn es Markt ist, fährt meine Frau mit den vier holsteinischen Rappen nach der Stadt; das schwarze Silbergeschirr steht den zwei jungen Apfelschimmeln nicht übel, und der Fuchs und Braune gehn gut, wenn ich sie reite. Aber meinst Du, daß dies darum durch die Bank Reit- und Kutschpferde wären, die ich mit 15 Tl. pro Stück zu versteuern hätte? Mitnichten! die Pferde, das weiß jedermann, brauch ich im Frühjahr und bei der Ernte; und da das Edikt (§ II. 10. c.) von Gebrauchspferden nicht spricht: so prallt die Forderung auch hieher von mir ab, und ich zahle nichts.

Endlich, was die Wagen betrifft! — Zwar die zwei englischen Batarden, die ich kürzlich gekauft, werde ich, ob ich sie gleich in Kreisgeschäften zuweilen brauche, mit 8 Tl. pro Stück versteuern müssen. Aber den Halbwagen und die drei in Federn hängenden Korbwagen mit Verdeck? Mitnichten! Den Halbwagen, an dem ich kürzlich die Achse zerbrach, verbrenn ich oder verkauf ich; und von den Korbwagen beweis ich, daß ich vergangenes Jahr Heu und Strauchwerk damit eingefahren und die Fahrzeuge mithin Acker- und Lastwagen sind. Mithin geht der Kelch der Luxussteuer auch hier an mir vorüber; und es bleibt außer den Batarden nur noch eine zweirädrige Jagdkalesche übrig, die ich mit 5 Tl. (denn mehr beträgt es nicht) (§ II. 10. d.) zu versteuern habe.

Lebe wohl!

* * *

DIE ANORDNUNG UND AUFSTELLUNG EINER BÜCHEREI

verlangt mancherlei Vorsicht. Aber man muß die Vorsicht auch nicht zu weit treiben, wie das Stéphanie Félicité Ducrest de Saint-Aubin, Marquise von Sillery, Gräfin von G e n l i s getan hat. Die Bände ihrer Bibliothek waren nämlich nach dem Geschlecht der Verfasser getrennt, und damit jede Berührung der Bücher männlicher und weiblicher Schriftsteller vermieden wurde, blieb ein erheblicher Zwischenraum zwischen ihren Reihen. Allerdings hatte man solchen Takt von einer Dame zu erwarten, die auch ein ‚Dictionnaire critique et raisonné des étiquettes de la cour, des usages du monde, etc., Paris 1818‘ veröffentlichte. Wobei freilich nicht zu verschweigen sein wird, daß nicht allein diese ihre Anleitung zu feinen Lebensformen angezweifelt worden ist. Denn unter den nahezu hundert der Madame de Genlis verdankten Werken ist ihr, Hamburg 1796 erschienener ‚Précis de ma conduite pendant la révolution‘ nicht der langweiligste Beitrag zur Revolutionsliteratur. Es ist eben nicht einfach, seine Einrichtungen so zu treffen, daß sie über allen Zweifel erhaben bleiben, und Bücher so aufzustellen, daß jedes Mißverständnis ausgeschlossen wird. *G. A. E. B o g e n g*

* * *

MITTEILUNGEN DES VERLAGS

Vor allem möchten wir die Leser unserer Zeitschrift darauf aufmerksam machen, daß der erste Jahrgang des „Inselschiffs“ jetzt auch gebunden zum Preise von M 20.— in Pappband und M 36.— in Halbpergament geliefert wird, sowie daß auch Einbanddecken angefertigt worden sind, deren Preis M 5.— für den Pappband und M 10.— für den Halbpergamentband beträgt.

Allen denen, die das dichterische Schaffen Albrecht Schaeffers mit Aufmerksamkeit verfolgt und die Selbstcharakteristik seines „Josef Montfort“ in diesem Heft gelesen haben, wird es interessieren, zu erfahren, daß der große dreibändige Roman des Dichters „Helianth. Bilder aus dem Leben zweier Menschen von heute und aus der norddeutschen Tiefebene in neun Büchern dargestellt“ in aller Kürze erscheinen wird. An diesem Roman hat der Dichter acht Jahre gearbeitet, und schon dieser Zeitraum verrät uns, daß hier, wie im „Wilhelm Meister“, ein Erziehungs- oder Bildungsroman vorliegt. Nach des Dichters eigenen Worten handelt es sich in seinem Roman um den Gang einer

jugendlichen Mensch- und Mannwerdung, um einen intellektuell überlasteten Charakter, wie ihn unsere Zeit so oft gebiert. In sein Schicksal sind eine Fülle verwandter Naturen, junger und alter, männlicher und weiblicher Gestalt, verflochten, die allesamt helfend oder hindernd, Schuld bewirkend oder Schuld lösend an der Bildung seines Charakters beteiligt sind. Die Form ist die des Naturalismus bis an die Grenze der Konsequenz — Naturalismus aber (wohl verstanden!) als technisches Mittel und nicht als Stoffwahl gedacht, da „natürlich" oder „wirklich" hier nicht das sogenannt wirkliche Alltagsgeschehen ist, sondern allein das Reich der Seele und alles, was seine Kräfte darzustellen vermag mit den Dingen und Bildern unserer Erscheinungswelt. So ist dieser Roman anderseits auch eine expressionistische Dichtung, wenn Expressionismus soviel heißt wie daß jedes in der betreffenden Dichtung erscheinende Ding, bis zum alltäglichsten und kleinsten, Träger ist eines Ausdrucks und somit nicht herausfallend aus der seelischen Einheit des Ganzen.

Theodor Däubler rückt immer mehr in den Mittelpunkt der literarischen Diskussion. Da erschien es dem Verlag geboten, sein Hauptwerk „Das Nordlicht", das bisher nur in einer zahlenmäßig begrenzten und jetzt vergriffenen Ausgabe vorlag, wieder aufzulegen. Demgemäß wird es im Laufe des Frühlings als Dünndruckausgabe in zwei Bänden erscheinen.

Viele Freunde unserer Großherzog Wilhelm Ernst-Ausgaben haben es bedauert, daß diese nicht wieder in Ganzleder zu haben gewesen sind. Ihnen können wir mitteilen, daß wir uns entschlossen haben, auch die Ganzlederausgaben wieder aufleben zu lassen, freilich, was wir selbst am meisten bedauern, zu einem Preis, der den früher dafür gezahlten um ein Vielfaches übertrifft. Es wird dadurch allen Besitzern unvollständiger Exemplare Gelegenheit zur Komplettierung gegeben. Das gleiche gilt für unseren achtbändigen Storm, von dem wir bei Anlaß des inzwischen nötig gewordenen abermaligen Neudrucks nach Maßgabe der eingegangenen Meldungen die fehlenden Bände auf starkem Papier nachdrucken lassen werden.

Unser Lenau steht kurz vor seiner Vollendung: der sechste Band wird bestimmt im ersten Viertel des nächsten Jahres erscheinen. Vom Hölderlin kann nunmehr auch mit Sicherheit gesagt werden, daß er im Jahre 1921 vollständig wird.

Ein Seitenstück zu unserer Storm-Ausgabe auf Dünndruckpapier wird in unserer Keller-Ausgabe erstehen; auch wird dieser Dichter nunmehr seinen Einzug in die Insel-Bücherei halten.

DAS

INSELSCHIFF

*

* EINE *

ZWEIMONATSSCHRIFT

*

ZWEITER JAHRGANG / DRITTES HEFT

FEBRUAR 1921

*

Und was wir heute sammeln und gestalten,
Das wird der Morgen schonungslos zerstreuen;
Doch wollt ihr einen süßen Kern erhalten,
Dürft ihr euch nicht zu sehr der Schalen freuen;
Wenn sich der Geist der Geister will entfalten,
Wird unablässig er das Wort erneuen.
Wir aber müssen bei der Arbeit lauschen,
Wohin die heilgen Ströme wollen rauschen!

Gottfried Keller

HUGO VON HOFMANNSTHAL

BEETHOVEN

1770—1920

EINHUNDERTUNDFÜNFZIG Jahre sind ein gewaltiger Zeitraum, gemessen am Leben des Menschen. Die Nation aber mißt mit anderen Maßen, und jenes Damals ist ihr ein Gestern. Damals war über der deutschen Nation eine Zeit wie junger Morgen, aufsteigend gegen hohen Mittag. Die Stunde im Leben des Volkes, die heute geschlagen hat, wüßten wir kaum zu benennen. Aber wir müssen sie auswarten und fest und ruhig in ihr stehen: das ist unser Teil.

Mozart war da, und hier in diesen Gemarken, wo sich das neue und alte Europa berühren, an diesem Grenzstrich zwischen römischem, deutschem und slawischem Wesen, hier war die

Musik entstanden, die deutsche Musik, die europäische Musik, die wahre, ewige Musik unseres Zeitalters, die volle Erfüllung, natürlich wie die Natur, unschuldig wie sie. Aus den Tiefen des menschlichsten der deutschen Stämme hervorgestiegen, trat sie vor Europa hin, schön und faßlich wie eine Antike, aber eine christliche, gereinigte Antike, unschuldiger als die erste. Aus den Tiefen des Volkes war das Tiefste und Reinste tönend geworden; es waren Töne der Freude, ein heiliger, beflügelter, leichter Sinn sprach aus ihnen, kein Leichtsinn; seliges Gefühl des Lebens; die Abgründe sind geahnt, aber ohne Grauen, das Dunkel noch durchstrahlt von innigem Licht, dazwischen die Wehmut wohl — denn Wehmut kennt das Volk — aber kaum der schneidende Schmerz, niemals der Einsamkeit starrendes Bewußtsein.

Für ewig hatte dieses junge Volk der Deutschen, das späteste in Europa, das neugeborene aus dem Grab eines dunkeln Jahrhunderts, seine Stimme gewonnen, und ihr Wohllaut fließe ewig durch die aufeinanderfolgenden Geschlechter hin und sei gesegnet und das Volk erkenne in ihm den innersten Klang seiner frommen und freudigen Seele: aber wer ist Beethoven, daß wir trotz Mozart ihn heute feiern, in der dunklen, ungewissen Stunde, als einen, der keinem weicht; daß wir heute sagen: Jener war der einzige, Er aber war der Gewaltige?

Nicht länger in diesen neueren Zeiten bleiben die Nationen eine Einheit in sich, wie wir uns die Alten denken oder die großen Völker des Orients: wie ein einziger metallener Stab das ganze Volk, einen vollen Ton gebend unterm Hammerschlag des Schicksals; am wenigsten sie, die zerklüftete von Anbeginn, die deutsche. Myriaden Seelen lösen sich von der innigen Gemeinschaft und bleiben, Gelöste, ihr doch schwebend verbunden: unantiken Gepräges, die neueren Menschen, Vorväter uns und Brüder zugleich, denn wir sind für dieses Geschlecht wiederum, was sie für ihres waren: die Geistigen; nicht die

Blüte der Nation, wer wagte das zu sagen ohne Scham? — auch nicht das Herz, aber doch wohl ihr Flügel, mit dem sie sich hebt über den Abgrund der Sonne entgegen. Nichts war würdig an ihnen, zu bestehen, wofern sie sich abtrennten im Letzten von der Wesensart des Volkes, und doch war Vereinzelung ihnen auferlegt. Furchtbar war und ist ihr Geschick, an ihnen aber hängt doch das Geschick der Nation, und sie sind die Erbvollstrecker der Jahrhunderte. Hin und her geworfen zwischen großem Stolz und Schwachmut, zuzeiten dünken sie sich Göttersöhne — Schöpfer, das ungeheure, fast lästerliche Wort dünkt ihnen nicht zu groß, die Fülle zu malen, die sie in sich tragen; dann aber stürzen sie wieder dahin wie Ikarus. Das Stumme, Ungesellige der Nation, in ihnen ward und wird es zur glühenden Qual. Sie verzehrten sich im Gefühl der unmitteilbaren Fülle. Mitten unter den Menschen waren sie einsam wie die Eremiten. Ihrem Drang zu genügen, kam Werther, der maßlos Liebende, Faust, der maßlos Begehrende; für sie warf Schiller Gestalt auf Gestalt in die Welt, die dem Gesetz der Welt das Gesetz des eigenen einzelnen Herzens entgegenstellte, und hieß in kühnen Reden hochsinnig Gestalt die Gestalt überbieten; für sie horchte Herder, begabt mit maßloser Gewalt des Ohres, in die Jahrhunderte und in die Völker. Aber ihrem Drang war der Werther unzulänglich, der Faust gab ihnen nicht das Letzteste; über Herders Ohr ging ihre Begierde hinaus, das Unhörbare zu erhorchen, und Schillers Gestalten waren die Beredsamkeit ihrer Träume, nicht der Nerv ihrer Taten. Denn dieser Beredsamkeit letztes Ziel war Politik, und danach stand ihnen nicht im tiefsten der Sinn, dazu waren sie zu unreif und zu überreif immer wieder. Sie ringen um das lebendige Wort und um die lebendige Tat, sehnen sich nach dem Unerreichlichen: daß das Wort und die Tat eins sei. Mozarts Klänge waren ihren drangvollen Herzen zu erhaben in ihrer Harmonie und zu irdisch

friedevoll. Sie wollten den Redner, der ihr Zerklüftetes in eins brächte und das Übermaß der Empfindung reinigte und heiligte; den Priester, der ihr Herz hinauftrüge vor Gott wie ein verdecktes Opfergefäß; den Wortführer — aber wie sage ich es? sie wollten den Priester ohne Tempel, den Wortführer gewaltig wie Moses und doch beschwerten, behinderten Mundes; sie wollten den Redner, das Unsägliche zu sagen. Ihre ganze Inbrunst ging auf das, was unerfüllbar schien. Da rief der Genius der Nation noch einen: da trat Beethoven hervor.

Er trat herein in Haydns und Mozarts Welt, wie Adam hereintrat zwischen die vier Ströme des Paradieses. Er glich den Engeln und war nicht ihresgleichen, frommen, aber störrischen Gesichtes: er war der erste Mensch. Sein Verhältnis zur Musik war nicht mehr unschuldig, es war wissend. Das singende, gleichsam mit Menschenstimme sprechende Orchester unter seinen Händen sang nicht mehr reinen Wohllaut, verklärte Harmonie der Schöpfung: es sang eigensinnig des einzelnen Menschen Lust und Weh. Jeder Musiksatz war ein Thron der Leidenschaft. Ihm war Brust und Stimme gegeben, das Heilige aus seinen geheimen Wohnsitzen zu rufen, und er rief es zu sich, dem Einsamen, mit ihm zu ringen und mit ihm zu spielen. Einsam führte er ein tönendes Gespräch mit dem eigenen Herzen, mit der Geliebten, mit Gott, ein stockendes Gespräch, oft ein erhaben-verwirrtes. Aus unzerbrochenem, im Aufruhr noch frommem Gemüt ward er der Schöpfer einer Sprache über der Sprache. In dieser Sprache ist er ganz: mehr als Klang und Ton, mehr auch als Symphonie, mehr als Hymnus, mehr als Gebet: es ist ein nicht Auszusagendes: eines Menschen Gebärde ist darin, der dasteht vor Gott. Hier war ein Wort, aber nicht das entweihte der Sprache, hier war das lebendige Wort und die lebendige Tat, und sie waren eins.

Sein Werk ist nicht volkstümlich und wollte es nicht sein. Aber es ist darin das, was vom Volk emporsteigt in die Einzelnen und dort aufs neue Wesen wird, so wie das ganze Volk ein Wesen ist, darum kann sich zwar das Volk in seinen Werken nicht erkennen, aber die einzelnen, die vom Volk abgelöst sind und zu ihm gehören, können ihr und ihres Volkes Wesen in ihm erkennen. Dem Mann aus dem Volk gleichend, hatte er eine unzerbrochene, unzerklüftete Seele. Aber er hatte, was das Volk als Ganzes nicht kennt und was die vielen nicht kennen, die das Wort meist trüglich im Munde führen: geistige Leidenschaft, und aus ihr machte er den Sitz der Musik. Stark war er und beherzt und mutig und unschuldig wie ein Kind; aber in Ahnung und Aufschwung konnte er sich erheben, wohin kaum je ein Mensch gedrungen war. Aufrichtig war er und wahr; alles im Bereich des Geistes hat er gefühlt und gekannt, nur nicht den Zweifel. Jede Regung des Gemüts hat er auszusprechen vermocht, nur nicht den Leichtsinn. Ganz war er: was ihn traf, das traf den ganzen Menschen. Sein Leib war stark und kraftvoll bis zur Derbheit und ausgestattet zu leiden, wie eines Propheten und Mittlers Leib. An dem Sinn, der ihm das Übersinnliche zubrachte, traf ihn die Prüfung und machte ihn ärmer als den gewöhnlichsten Menschen. Darin gleicht er dem Moses, der reden mußte mit Gott für sein Volk und ein Stammler war. Sein Leib und sein Geist waren eins, schließlich blickte sein gewaltiges, störrisches Antlitz genau wie seine Werke, und wo sein Leib ruht, da ist wahrlich eine geheiligte Stätte und das Grab eines Heroen. Ehre uns und Erhebung auf immer, die wir es umwohnen. Denn ihn trugen, so war es bestimmt, vom fernen Rhein zu uns her die Schritte; Mozart und Haydn, die unseren, traten ihm entgegen; unsere Landschaft hat ihm mit Rauschen der Bäume und Singen der Vögel das Herz gesänftigt, solange noch ein Laut der Welt in sein Inneres drang; auf unseren Boden hat er sich hingeworfen, in sich

hineinzuhorchen, und Grillparzer und Schubert haben seinen Sarg zu Grab getragen.

Feierlich ist dieser Augenblick, da wir eines solchen Menschen gedenken, und wie er unter uns herumging und wie wir den Fuß in die Stapfen seiner Füße setzen — und erhöht dadurch, daß er ein großes Volk in der Erniedrigung trifft. In der lichtlosen Stunde erglänzen die Geschmeide des Himmels, und unter diesen ist er. Es ist nicht die Stunde, Feste zu feiern, aber es ist die Stunde, sich zu sammeln und sich aufzuerbauen. Angegriffen ist diese Nation in ihrem Tiefsten, und unzerbrochen dennoch trägt sie, und trägt nicht knirschend, sondern in tiefen Gedanken. Verschuldung fühlt sie gegen den eigenen Genius und will ihr Herz emporheben über die Verschuldung. In den einzelnen sucht sie sich wieder herzustellen, der eigenen unerschöpflichen Tiefe dunkel bewußt, und wieder hängt an den einzelnen das Geschick und an der Jugend, ob sie sich würdig erweise. Abermals zeigt sich das Zeichen der im Tiefsten ungeselligen, unberedsamen Nation. Das Wort der gemeinsamen Sprache, das alle binden sollte zur Einheit, hält alle tausendfach auseinander wie Ketzer und Widerketzer. Die Nation hat im Geistigen nicht einerlei Sprache, so hat sie keinerlei. Ihr fehlt aber und abermals der Seelenmittelpunkt, so liegt sie da, ihres eigenen Daseins nicht mächtig und mit fremden, verworrenen Gedanken wie ein Krankes. Aber die einzelnen sind des Hohen noch eingedenk, und noch tragen sie in sich aufgebaut den Thron der geistigen Leidenschaft, von wo der glühende Gedanke, nach allen Seiten ausladend, hineilt, zu umfassen ein Ewiges, nie ganz zu Umfassendes. Dem Wort mißtrauend, sind sie unberedsam aus Keuschheit; in ihrem Herzen aber ist sprachlose Sprache, die über allen Sprachen ist, ist Wissen um alle Finsternisse des Daseins und dennoch Hoffnung bis an die Sphären.

In diesem feierlichen Augenblick treten sie ernst zueinander,

und wo ihrer nur zwei oder drei beisammen sind, da ragt über ihnen ein Haupt unausdeutbaren Ausdruckes, störrisch und fromm zugleich — templum in modum arcis —, ein Gottestempel in Gestalt einer Burg: Beethovens Haupt.

Wir gedenken seiner in dieser Stunde. Möge er in der gleichen Stunde unser gedenken und durch uns hinziehen mit dem Wehen seiner Kraft und seiner Reinheit.

* * *

GOTTFRIED KELLER

AN DAS HERZ

Willst du nicht dich schließen,
Herz, du offnes Haus!
Worin Freund' und Feinde
Gehen ein und aus?

Schau, wie sie verletzen
Dir das Hausrecht stets!
Fühllos auf und nieder,
Polternd, lärmend gehts.

Keiner putzt die Schuhe,
Keiner sieht sich um,
Staubig brechen alle
Dir ins Heiligtum;

Trinken aus den goldnen
Kelchen des Altars,
Schänden Müh und Segen
Dir des ganzen Jahrs;

Werfen die Penaten
Wild vom Herde dir,
Pflanzen drauf mit Prahlen
Ihr entfärbt Panier.

Und wenn zu verwüsten
Nichts sie finden mehr,
Lassen sie im Scheiden
Dich, mein Herz, so leer!

Nein! und wenn nun alles
Still und tot in dir,
O, noch halt dich offen,
Offen für und für!

Laß die Sonne scheinen
Heiß in dich herein,
Stürme dich durchfahren
Und den Wetterschein!

Wenn durch deine Kammern
So die Windsbraut zieht,
Laß dein Glöcklein stürmen,
Schallen Lied um Lied!

Denn noch kanns geschehen,
Daß auf irrer Flucht
Eine treue Seele
Bei dir Obdach sucht!

* * *

GOTTFRIED KELLER

DIE MISSLUNGENE VERGIFTUNG

In einem benachbarten Kanton lebt ein Apotheker, ein Mann, der früh und spät unter seinen Töpfen mit Latwergen, Pillen und Salben anzutreffen ist, dessen emsige Hand mit einer bewundernswürdigen Fertigkeit die Rezepturen komponiert, Extrakte destilliert, Posten einregistriert und überhaupt alles besorgt, was im Bereich seines Geschäfts nur vorkömmt; er



Eduard Süffert: Gottfried Keller. Zeichnung um 1840

besucht keine Vergnügungsplätze, gibt keine Gesellschaften und nimmt auch keine Einladungen an; er geht jahraus, jahrein in kein Wirtshaus und schmäht über jene, die abends nach vollbrachter Arbeit ihren Schoppen trinken. Seine teure Ehehälfte besorgt das Hauswesen; sie hat keine Magd, tut alles selbst, scheuern und putzen, kochen und braten, flicken und stricken, alles liegt ihr ob; auch sie besucht keine Teegesellschaften, keine Theater und Tanzpartien, sondern nur allwöchentlich mit ihrem Eheherren den Gottesdienst.

Diese guten Eigenschaften verlieren aber plötzlich sehr an Gehalt, wenn wir diese Leutchen schärfer aufs Korn fassen — der Hauptzug ihres Charakters ist Geiz und Mißgunst; es ist zwar nicht jener gemeine Geiz, der sich selbst keinen guten Bissen gönnt und lieber am Hungertuch nagt, als einen Kreuzer aus der schweren Geldkiste nimmt, um schwarzes Brot zu kaufen; nein, dieser schmutzige Geiz ist es nicht, denn er und seine Ehehälfte sind Leckermäuler, und die schönsten und besten Bissen zieren tagtäglich ihren Tisch, die besten Weine kitzeln ihren Gaumen, und den allerfeinsten Knaster dampft der Herr aus seinem Pfeifchen; handelt es sich aber darum, ihren Mitmenschen beizustehen, so ist des Apothekers Herz und Haus verschlossen, und der Arme und Bedrängte kann getrost an seiner Türe vorbeigehen, denn nicht ein Pfenning wird ihm gereicht.

Wenn wir vorhin sagten, daß er alles selbst tue, so ist dieses ein moralischer Zwang bei ihm, ebenso bei seiner Frau, denn kein Gehülfe, keine Magd kann es in seinem Dienst aushalten; er, so wie sie mißgönnen diesen jeden noch so karg zugemessenen Bissen; die elendesten Suppen, das schlechteste Brot ist mehr wie gut genug. Sein ganzes Dienstpersonal hatte sich demnach bis auf einen Kopf reduziert, dieser Kopf gehörte dem Lehrling an, einem gefräßigen, spindeldürren Burschen, der schon zweimal das Hasenpanier ergriffen hatte,

aber jedesmal wieder eingeholt wurde, weil ihn ein Lehrkontrakt auf vier Jahre fesselte. Dieser Bursche wurde daher im Laboratorium, im Magazin und in der Küche, je nach Bedürfnis, postiert, um die rohen Arbeiten zu verrichten.

Hans, so ist sein Name, war aber die Gefräßigkeit selbst, und wo es irgendwo was Eßbares gab, entweder um den Hunger zu stillen oder aber um den Gaumen zu kitzeln, da waren seine fünf Finger zum Griffe bereit. Unzählige Male hatte schon der braunlackierte Rohrstock des Apothekers seinen Rücken blau und grün durchgewalcht, und täglich zogen der Frau Prinzipalin magere Krallen tiefe, blutige Furchen in sein Gesicht; doch alle diese Mittel waren nicht kräftig genug, ihm den Kappzaum der Mäßigkeit anzulegen; seine Muskeln waren in steter Bewegung auch selbst dann, wenn sie nichts zu verarbeiten hatten; öfters lag er vorm Schlüsselloch und sah seine geizige Herrschaft ein köstliches Gericht verzehren; unwillkürlich waren dann aber auch seine Kiefer in auf- und abgehender Bewegung; gekaut mußte unser Hans nun einmal haben, und wäre es auch nur zum Schein.

Sein Lieblingsaufenthalt war das Magazin; hier wurde Kakau mit Zucker, Schokolade, Sirup, wohlschmeckende Latwergen, Honig u. s. f. mit einer Gier und Wollust geleckt, gekaut und verschlungen, welchen seligen Genuß er aber stets, wenn er ertappt wurde, mit dem Braunlackierten zu büßen hatte. Eine kleine Entschädigung fand er dann immer noch in einem Gefräß, wo sein Tyrann noch gar keine Ahnung davon hatte; es waren nämlich die weltberühmten Pâte pectoral von Georgé, Apotheker in Epinal. Diese waren als Kommissionsartikel in einer Kiste verpackt, von welcher er den untern Boden gelöst hatte, die Schachteln schichtweise von ihrem Inhalte säuberte und wie geschnitten Brot hineinwürgte. Diese Mahlzeit nannte er seinen Rekompens-Artikel; doch nur sehr ungerne machte er Gebrauch davon, nicht deshalb als ob sie

ihm nicht mundeten, sondern eine gräßliche Versuchung hatte er jedesmal zu überwinden, wenn er zu den Schachteln gelangen wollte. Auf dieser Kiste nämlich standen zwei große, weithalsige, wohlverschlossene weißgläserne Flaschen, in welchen nach seinem Dafürhalten die appetitlichsten, feinsten eingemachten Früchte sich befanden, und immer war es ihm, wenn er sie herunternahm, als müsse er hineinlangen, um seine Freßbegierde zu befriedigen; aber die verdammten Etiketten dieser Gefäße machten ihn zittern und zagen; grau und schwarz wurde es immer vor seinen Augen, wenn er das gräßliche Wort las: „Gift, Sublimat", und dann den grinsenden Totenkopf betrachtete, welcher darunter gemalt war: — „Nein, das ist jammerschade, daß diese herrlichen Früchte giftig sind", murmelte er dann vor sich hin, und stellte sie betrübt nach beendigtem Geschäfte wieder an Ort und Stelle.

Eines Morgens, es war Sonntag, als er eben seinem Rekompens-Artikel wieder tüchtig zusprach, tönte die grellende Stimme der Frau Apothekerin und beschied ihn in die Küche. Das böse Gewissen malte ihm schon die ausgestreckten Krallen der Hausxanthippe entgegen, als er die Treppe zur Küche hinabsprang und den letzten Knollen Gummi pectoral hinabwürgte, — doch hier erwartete ihn ein ganz anderer Anblick. Sein Tyrann stand da im zimmtfarbenen Saturrock, garniert mit blauen, stählernen Knöpfen, ein Paar enge Nankinghosen, weißseidene Strümpfe und beschnallte Schuhe; in seiner Hand prangte der bekannte Braunlackierte; neben ihm verweilte die Hauseule im zeisiggrünen Kleid mit großem Pelerinkragen, ihre Kräuel waren nicht zur Attacke ausgestreckt, sondern waren eben damit beschäftigt, aus einer Handvoll kleiner Geldmünzen die falschen und ungangbaren herauszusuchen, um sie, wie es gewöhnlich geschah, nach dem Gottesdienst in die Armenbüchse zu schieben.

„Hans," hub endlich der Apotheker an, „heute ist der

Geburtstag deiner nachsichtsvollen Prinzipalin, meiner lieben Frau, und deshalb besuchen wir heute gemeinschaftlich den Gottesdienst." „Und hier," nahm die Hausherrin das Wort, „hier ist Arbeit für dich, die du während unserer Abwesenheit verrichten kannst." Ein Schupf unter die kurzen Rippen zeigte ihm den Weg zum Feuerherd, wo ein Spanferkel ganz allerliebst am Spieße stak und schon einen angenehmen Duft um sich her verbreitete. „Hier, Bursch, ist das, was du vollbringen sollst; du drehst in einem fort den Spieß, gießest öfters Brühe nach und schürst die Kohlen; gib acht, daß nichts verbrennt, oder ich rupfe dir die Ohren rot und blutig." „Und auch ich tu dann das Meinige, Schlingel," rief der Herr, indem er den Stock über Hansens Kopf pfeifen ließ, „ich brate dich gleich jener Sau am Spieß; verstanden, he!" Unter solchen Drohungen verließ das fromme Paar das Haus. Nachdem das Schloß zweimal geknarrt und der Schlüssel den Rückzug genommen hatte, wurde es unserm armen Bratenwender wieder wohler ums Herz.

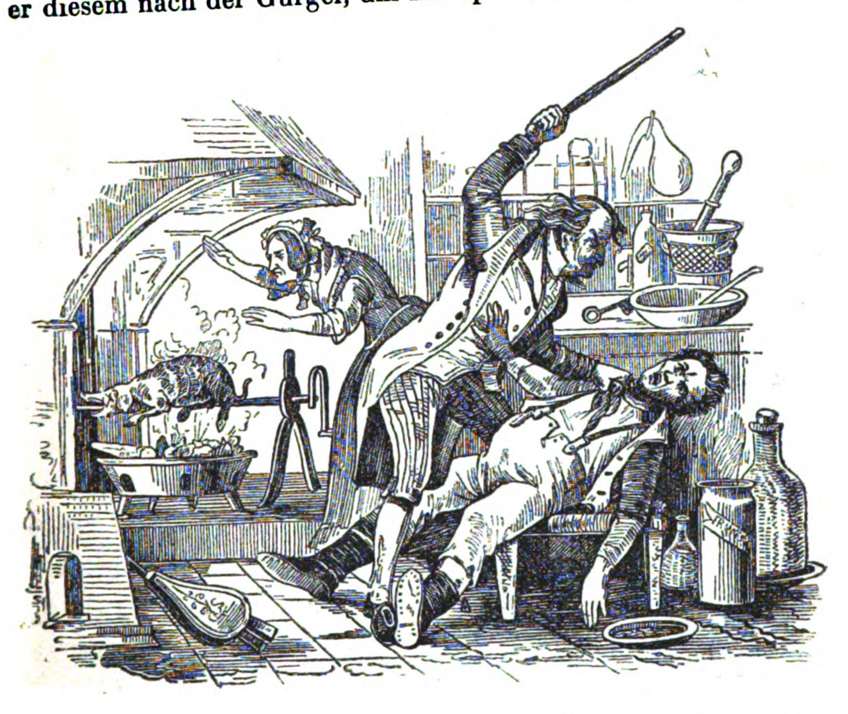
Die lieblichen Düfte, die gleich himmlischem Weihrauch seinen Geruchssinn bezauberten, machten endlich seinen Gaumen derart lüstern, daß seine Unterkiefer wieder in das unwillkürliche Kauen gerieten. Immer brauner und saftiger wurde das Säulein, und hunderttausend kleine Fettbläschen gleich echten Perlen hüpften und tanzten jubelnd, sich vereinigend und zerplatzend und wieder gebärend, auf der glatten Fläche umher, und es knisterte und knapperte und spritzte und zischte, als wälze sich eine kleine Welt voll Leben am Spießdorn um und um. Und der arme Hans, da saß er nun und drehte die Spindel und löffelte und tunkte und schürrte, und wie ein fein angerauchter Meerschaumkopf so braun, so glänzend und glatt war die Haut zur Kruste geschmort, und er saß da, den Mund voll Wasser und das stiere Auge fest auf das bratende Ferkelchen gerichtet. „Hat doch jeder Koch, jede Köchin das Recht, die von ihnen bereitete Speise zu versuchen,"

hob er für sich sprechend an, „warum soll auch ich nicht ein kleines Pröbchen kosten? Das Krüstchen da am hintern Schinken, was ohnehin zu hoch hervorsteht, wäre wohl nicht übel, die Stelle wird schon wieder braun und glatt." Gesagt, getan, und fort war das Krüstchen in Hansens bodenlosen Schlund. Es wäre ein frivoles Unternehmen, den Effekt zu beschreiben, den dieser Leckerbissen in Hansens Gaumen verursacht hatte; er saß da mit funkelnden Augen und schnalzender Zunge, und aus seinen Mundwinkeln triefte Fett im glänzend langsamen Zuge.

„Wer a gesagt, der sagt auch b, c, d dann hinten drein." Auch unserm in Wollust und Wonne aufgelösten Hans erging es nicht besser. Mit dem Genuß des ersten Stückchens hatte der Satan ihn schon beim Wickel gefaßt und flüsterte ihm beruhigend zu: „Friß du nur, du armer Schelm, du hast ja sonst nichts auf der Welt als deine Wassersuppe mit verdorbenem Brot und einen ewig blauen Rücken, hast ja auch gar keine freudige Stunde, drum nur noch dreist ein Krüstchen abgelöst, es wird ja ganz gewiß schon wieder braun, sei deshalb ohne Sorgen, niemand merket den Raub" — und Hans, der arme Hans ging in die Falle, der zweite Angriff war noch viel besser und die folgenden zum Entzücken gut, fort war endlich die ganze Kruste — „sie wird schon wieder braun, du Narr, sie färbt sich schon, nur immer zu", so klang's in seinen Ohren. Der Hauptbissen oder der Knalleffekt des ganzen Mahles waren die Öhrlein der Sau, diese knapperte Hansens Gebiß mit einer Behaglichkeit zusammen, daß er alles rings um sich vergaß: er lebte in einem Wonnetaumel, der seinen Geist, gleichsam wie zwischen Schlafen und Wachen, gefesselt hielt. Die lüsternsten Freßvisionen tanzten unablässig vor seinen Sinnen; bald war es ihm, als befinde er sich unter den Gästen der Hochzeit zu Cana und verschlinge eben eine ganze Pastete von gehackten Kapaunen, während der Oberkoch

im rotgalonierten Scharlachfrack mit Beihülfe von noch vierzehn Unterköchen damit beschäftigt war, eine ungeheure Schüssel gerade vor ihm auf den Tisch zu placieren, worauf sich ein ganzer gebratener Ochse in aufrechter Stellung befand — und ihm sei die Aufgabe gestellt, diesen Koloß bis auf das nackte Bein zu verzehren. — Einmal kam es ihm sogar vor, als sei er eine von den sieben mageren ägyptischen Kühen und habe Reißaus genommen und befinde sich eben jetzt in einer üppigen Kornquader, wo er nach Herzenslust seinen gräßlichen Hunger stille. — — Unter solchen Träumereien war endlich das ganze Schweinchen aufgezehrt, da ließ Hans noch einmal seinen trunknen Blick vom Kopf bis zum Steiß hinüberstreifen, ob nicht irgendwo ein Stückchen unbeachtet geblieben sei, — doch o weh, diese Forschung warf ihn gleich einem zerschmetternden Blitz in die Wirklichkeit zurück, denn er gewahrte das noch unbeachtet gebliebene, stockgerade herausstehende braunglänzende Schwänzchen, das ganz getreu, nur im verkleinerten Maßstab, so aussah, wie der braunlackierte Imperativ seines Herrn. — Die Kapaunpastete, der ganze gebratene Ochse und die üppige Kornquader waren verschwunden, und jetzt erst sah er das häßliche Gerippe der abgenagten Sau vor sich, und es grinste ihn an, als wolle es sagen: Jetzt Freund, jetzt kommst du an meiner Stelle an den Spießdorn. Das war dem armen Hans zu viel: nun stand es fest und unabwendbar vor seiner Phantasie, daß der Apotheker ihn zuerst halbtot schlagen und dann am Spieß braten werde. Nein, diese Marter ist zu groß — sterben mußt du nun doch einmal, nun so sei es denn in Gottes Namen, ich will mir lieber selbst einen plötzlichen Tod bereiten — ich will Gift nehmen. Und Hans holt die zwei großen gläsernen Flaschen herunter, setzt sich bequem hin und stopft und würgt die delikaten Früchte hinunter. — „O köstliches Gift, schade, daß du tötest“, ruft er aus und sinkt ermattet am Herd nieder, hier erwartet er den

Tod, der aber durchaus nicht erfolgen will. Da knarrt die Haustüre, und gleich einer Salzsäule, mit erhobenem Stocke, weit aufgerissenen Augen und offenem Munde steht der Apotheker da, er glaubt zu träumen, da fällt sein Blick auf Hans, dieser lächelt ihm noch sterbend zu, und mit einer Wut fährt er diesem nach der Gurgel, um ihn apfelweich durchzubläuen.



Da lallt Hans mit schwacher Stimme: „Lassen's, Herr, lassen's, ich bin gleich tot, lassen's nur, ich habe mich vergiftet!" Da fährt der Apotheker entsetzt zurück. „Was, vergiftet, vergiftet, womit, mit was denn?" „Herr, die delikaten Sublimatfrüchte, beide Gläser, Herr, beide Gläser leer, Herr!" „Da soll dich ja der Teufel holen, du verfluchter Halunke, auch noch meine herrlichen Früchte hast du verschlungen?" Und Hieb auf Hieb fiel auf Hansens Rücken, bis er, trotz dem besten Rostbeaf, weich geplutzt war. „Oh ich Tor," jammerte der

Apotheker, „ich glaubte meine Früchte zu retten, als ich eine Giftetikette darauf klebte, und doch sind sie durch die gefräßige Bestie verzehrt worden."

Wenige Minuten nachher sehen wir unsern vergifteten Hans mit einem tüchtigen Gerbemittel im Leib und einem wohlapplizierten Tritt zur Haustüre des Apothekers hinausfliegen.

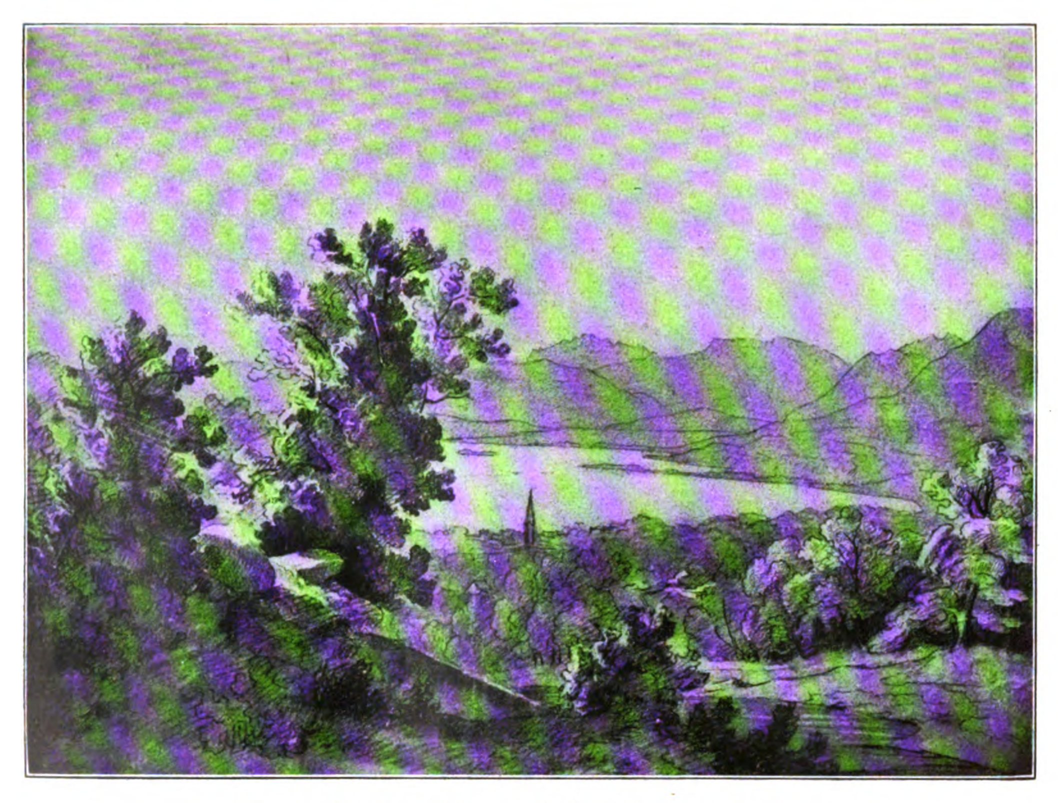
* * *

EMIL ERMATINGER

DIE ENTSTEHUNG VON GOTTFRIED KELLERS SCHWANK „DIE MISSLUNGENE VERGIFTUNG"

ENDE Juni oder anfangs Juli 1846 — ein paar Wochen vorher waren seine „Gedichte" erschienen — hat Gottfried Keller in Chur die Bekanntschaft des bündnerischen Politikers Friedrich Wassali gemacht, der damals den Bündner Kalender herausgab, und nach seiner Rückkehr nach Zürich hat er ihm eine Erzählung für seinen Kalender in Aussicht gestellt. Die kleine Novelle ist ohne Verfassernamen im Jahrgang 1847 erschienen. Jakob Bächtold wollte sie, wegen der stofflichen Ähnlichkeit mit dem Anfang von „Kleider machen Leute", in dem Schwank: „Der Schneider, welcher den Herrn spielt" erkennen. Dagegen habe ich wahrscheinlich zu machen gesucht, daß nicht die Schneidernovelle, sondern die „Mißlungene Vergiftung" Kellers Kalenderbeitrag sei.

Ausschlaggebend waren für mich vor allem folgende Gesichtspunkte: erstens die Unterzeichnung dieses Beitrages mit K.; alle andern Stücke des Kalenders sind ungezeichnet, stammen also offenbar von dem Herausgeber. Zweitens das Motiv des Hungerns und der Eßfreude eines jungen Menschen, sowie die groteske Anschaulichkeit, mit der dieses Motiv ausgemalt ist. Wer die Phantasien eines Redakteurs in den Hunds-



Gottfried Keller: Richtersweil. Getuschte Kreidezeichnung
(München 1840–1842)

tagen aus Kellers Münchner Zeit und die spätern Schilderungen ähnlicher Situationen in „Kleider machen Leute“ und „Spiegel das Kätzchen“ kennt, muß auch bei der „Mißlungenen Vergiftung“ an Keller denken. Und endlich, wer erkennt nicht in dem Anfang des Schwankes eine bis ins Stilistische reichende Verwandtschaft mit den „Drei gerechten Kammachern“? Meine Annahme ist, soviel ich sehe, von niemand mit ernsthaften Gründen widerlegt, vielmehr seither der Schwank als Kellers Eigentum angesehen worden. Ich bin nun heute in der Lage, auch die Quelle bekanntzugeben, aus der das zweite Motiv der Erzählung, eben die mißlungene Vergiftung, stammt.

Zu Beginn des Jahres 1880 erinnerte Gottfried Keller Ida Freiligrath daran, wie ihm im Sommer 1846 Ferdinand einen Brief von Clemens Brentano auf seiner traulichen Stube, in seinem roten Schlafrocke, vorgelesen habe. Dabei müssen sich die beiden Freunde über Brentano unterhalten haben. Keller selber kannte den Romantiker bereits gründlich, wie schon das in der Sammlung der „Gedichte“ erschienene Sonett auf Clemens Brentano, Kerner und Genossen zeigt, und er muß auch Brentano besonders hochgehalten haben; denn als Freiligrath im Juli 1846 Zürich verließ, schenkte er Keller zum Abschied eine hübsche Radierung, die Clemens Brentano darstellte. Was mag der Anlaß zu der Vorlesung von Brentanos Brief, den Freiligrath schon seit sechs Jahren besaß, und dem Gespräche über den Romantiker gewesen sein? Ich vermute, es waren Brentanos köstliche Märchen, die damals, von Guido Görres aus dem Nachlaß herausgegeben, in zwei Bänden im Cottaschen Verlage erschienen. Wenigstens hat Keller von allen Werken Brentanos die Märchen vorzüglich geschätzt. Er rühmt sie in der Heidelberger „Grille“: „Die Romantik und die Gegenwart“ vom Juni 1849. Er hat sie selber als einziges Werk Brentanos in seiner Bibliothek besessen und muß sie, trotz seiner Geldknappheit, bald nach ihrem Erscheinen gekauft

haben; denn die Schriftzüge einer von seiner Hand stammenden Druckfehlerberichtigung im Vorwort (I S. XXIV: „Ort“ in „Ohr“) scheinen mir in die vierziger Jahre zu weisen.

Und aus einem Märchen Brentanos stammt nun auch das Motiv der mißlungenen Vergiftung.

In der Geschichte von dem „Schulmeister Klopfstock und seinen fünf Söhnen“ läßt Brentano den vierten Sohn, Pinkepank, erzählen, wie er bei einem Apotheker als Gehilfe im Dienst gestanden habe. Einmal muß er einem Kinde für seine kranke Mutter Pillen bereiten. Er will dem Kinde etwas recht Gutes geben, nimmt weißen Zucker aus einer Büchse, rollt die Pillen darin hin und her und läßt auch das Kind von dem Zucker kosten. Wie es fort ist und er die Büchse wieder an ihren Ort stellt, merkt er, daß er sich versehen hat: auf dem Gefäß, in dem er Zucker gewähnt hat, steht mit großen Buchstaben: „Bleizucker“. Nun rennt er in seiner Verzweiflung dem Kinde nach, findet es aber nicht mehr. Er läuft zur Apotheke zurück und beschließt, von dem nämlichen Gifte zu essen, um zu sterben: „Ich stürzte nach der Büchse hin und riß sie auf und aß in der Verzweiflung alles, was darin war; aber auf einmal kam der Apotheker heraus mit einer großen Süßholzwurzel in der Hand und kriegte mich beim Schopfe zu fassen und prügelte mich ganz abscheulich und rief immer dabei: „Oh! Du naschhafter Zuckerschlecker! Da hast du auch Süßholz dazu, du Bengel!...“ Ich aber rief immer dazu: „Oh! Herr Prinzipal! Schlagen Sie mich tot, um Gottes willen schlagen Sie mich tot, wenn das Gift mich nicht schon umbringt.“ — Der Herr Prinzipal aber war schon ganz müd und sprach: „Was redest du von Gift, du Narr!“ — „Ei!“ sagte ich, „war denn kein Bleizucker in der Büchse, es steht ja darauf geschrieben?“ — „Nein, es war Zucker darin,“ sagte der Prinzipal, „ich werde dir Bleizucker dahin stellen, du unachtsames Naschmaul! Daß du mir die Leute vergiftest; ich habe alle

solche Sachen unter Schloß und Riegel liegen, damit kein Unglück geschieht, und in allen Büchsen, wo hier Gift darauf geschrieben steht, ist nichts als weißer Zucker, damit ihr mir das Naschen sein lasset."

Die Parallele ist, wie mir scheint, schlagend. Hier und dort ein Apothekergehilfe, der sich, um der Strafe wegen eines Fehltrittes zu entgehen, vergiften will, nach der Flasche oder Büchse greift, in der etwas Süßes, aber Vergiftetes steckt, und der dadurch gerettet wird, daß der Prinzipal, um sich vor der Naschhaftigkeit des Angestellten zu schützen, eine irreführende Giftetikette auf dem Gefäß angebracht hat. Und beidemal wird der Gehilfe oder Lehrling von dem Apotheker gezüchtigt und zum Hause hinaus praktiziert. Wenn vielleicht zwei Dichter, jeder auf eigene Faust, das Motiv der irreführenden Giftinschrift hätten erfinden können, sie wären doch kaum zugleich beide auch auf den Zug gekommen, daß der Missetäter ein Apothekergehilfe ist. Gottfried Keller muß das Motiv von Brentano haben.

Aber nun stellt sich noch ein ernstes Bedenken in den Weg. Die Geschichte von dem Schulmeister Klopfstock steht im zweiten Bande der „Märchen", und dieser zweite Band trägt auf dem Titelblatt die Jahreszahl 1847. Gottfried Keller aber muß seinen Schwank schon 1846 geschrieben haben. Wie ist diese Schwierigkeit zu heben? Man kann annehmen, Freiligrath habe ihm das Märchen aus mündlicher Überlieferung erzählt; denn Brentanos Märchen liefen im Freundeskreise lange von Mund zu Mund, bevor sie gedruckt waren. Einfacher aber ist die Annahme der Vordatierung des zweiten Märchenbandes. Und diese Annahme entspricht denn auch der Wirklichkeit. Auch der zweite Märchenband war schon 1846 auf dem Markte. In dem Cottaschen „Anzeiger" im Monatsblatt der Allgemeinen Zeitung, Nr. 12 vom Dezember 1846, werden — worauf mich Eduard von der Hellen freundlich aufmerksam machte — beide Bände der Brentanoschen Märchen-

sammlung vom Verlage zu Weihnachts- und Neujahrsgeschenken erstmalig empfohlen.

Nimmt man nun an, daß der erste Band im Sommer, der zweite im Oktober oder November erschienen und auch in Zürich zu haben gewesen ist, so muß Keller bei seiner durch Freiligrath genährten Liebe zu Brentano sofort nach diesem wichtigen posthumen Werke des Dichters gegriffen haben. Damit bekommen wir auch einen zeitlichen Anhaltspunkt für die Abfassung seines Kalenderschwankes: November 1846. Es paßt ausgezeichnet zu seiner Art, zu arbeiten, daß er, nachdem er Anfang Juli Wassali die Erzählung versprochen, die Niederschrift bis auf die allerletzte Frist hinauszog.

* * *

PINDAR

NEMEA 6

DIESES Gedicht auf einen Knabensieg für die vornehme aiginetische Familie der Bassiden fällt etwas aus der üblichen Form des Siegesliedes heraus: es enthält keine breite Mythenerzählung und beginnt mit einem fast philosophisch gehaltenen Eingangsteil. Dessen Sinn ist: Obwohl Götter und Menschen an Macht so verschieden sind, stammen doch beide aus einem gemeinsamen Mutterschoß. Das Edelste am Menschen, das 'Angeborene' (= Charakter + Schicksal), steht der göttlichen Allmutter Erde nahe. Denn sie gibt in verschiedenen Jahren verschiedenen Ertrag, und das altberühmte Geschlecht der Bassiden hat erst nach längerer Pause wieder einen Schößling hervorgebracht, den Knaben Alkimidas, der durch einen Wettspielsieg den alten Glanz erneuert. Mit dieser Gedankenführung ist die Wendung zur prunkvollen Aufzählung der gleichfalls wechselvollen bisherigen Wettspielergebnisse des Alkimidas und anderer Bassiden gegeben. Mit Vers 45 wendet sich Pindar zu

der lockenden, leichten Aufgabe, die Insel Aigina zu preisen. Leicht zu besingen und schon oft besungen ist sie, weil die Aiakiden von dort stammen, besonders Achilleus, der den Aithiopen Memnon getötet hat. Der Schlußteil Vers 55–66 gilt wieder den zahlreichen Siegen des Knaben Alkimidas, wobei auch der Ringkampflehrer Melesias nicht vergessen wird.

Alkimidas
dem aiginetischen Knaben – dem Ringer

Eins ist der Menschen,
eins der Götter Geschlecht; doch von einer einzigen Mutter
entsprossen
atmen wir beide. Aber uns trennt die gänzlich verschiedene
Macht, da das Eine nichts ist, aber der eherne Himmel ein ewig
sicherer Sitz
bleibt. Dennoch gleichen in etwas,
sei es in des Geistes Adel oder in der Natur, wir den
Unsterblichen,
wissen wir gleich nicht weder bei Tag noch bei Nacht,
nach welchem Ziel
uns das Schicksal zu laufen geschrieben hat.

Und jetzt
beweist Alkimidas, daß man sieht, das Angeborene
steht nahe den fruchttragenden Äckern, die wechselnd
einmal jährliches Leben den Männern aus den Feldern geben, 10
einmal wieder rastend Kräfte sammeln. Es kam doch
aus Nemeas lieblichen Spielen
der jugendliche Wettkämpfer, der dieser Stiftung des Zeus
nachgehend
jetzt erscheint
als kein fangloser Jäger im Ringen,

denn in die Spuren des Praxídamas setzte er seinen Fuß,
gleichen Bluts wie sein Ahne.
Der hat als Olympiensieger den Aiakiden
zum ersten Male Zweige gebracht vom Alpheios,
und, fünfmal am Isthmos bekränzt
und zu Nemea dreimal, endigte er die Vergessenheit, 20
die über Sokleides lag, der der älteste
von Hagesimachos' Söhnen war.

Denn ihm
kamen drei Preisträger zum Gipfel des Ruhmes,
die die Kampfesmühen kosteten. Mit Gottes Gunst
hat noch kein anderes Haus der Faustkampf gemacht
zum Walter von mehr Kränzen in diesem Winkel, von ganz
Hellas. Ich hoffe
mit solch großem Wort habe ich das Ziel getroffen,
wie von einem Bogen schnellend. Richte auf diesen, o Muse,
den Fahrtwind
deiner rühmenden Verse!
Denn den abgeschiedenen Männern

tragen Sänge 30
und Sagen ihre schönen Taten weiter.
Des haben die Bassiden nicht Mangel, das altberühmte
Geschlecht,
sie laden eigene Siegeslieder auf ihr Schiff und sind imstande,
den Pflügern der Pieriden
vielen Hymnos zu bieten um ihrer glänzenden Taten
willen. Denn auch in der gesegneten
Pytho hat, die Hände mit dem Riemen umwunden, gesiegt
einst Blut
von diesem Haus,
Kallias, der gefiel

den Sprossen der Leto mit der goldenen Spindel, und erstrahlte
an der Kastalia
am Abend in der Chariten Gewimmel.
Und die nie ermüdende Meeresbrücke hat bei der Umwohner
stierschlachtendem dreijährlichem Fest den Kreontidas 40
geehrt in Poseidons Bezirk.
Und das Laub des Löwen hat ihn einst
als Sieger überdacht unter den schattigen
uralten Bergen von Phlius.

Glatt sind
allwärts für Erzähler die Wege,
dies ruhmreiche Eiland zu schmücken. Denn ihnen
schufen hochragenden Stoff die Aiakiden, die großes
Heldentum wiesen,
und es fliegt über die Erde und durch das Meer von weither
ihr Name; auch zu den Aithiopen
schwang er sich, da Memnon nicht heimkehrte. Als schwerer 50
Streit
fiel über sie
Achilleus, der niederstieg von dem Wagen,

als er der schimmernden
Eos Sohn tötete mit der Wucht
des grimmigen Schwertes. Dies haben schon Frühere
gefunden, eine Fahrstraße; ich folge aber auch selber mit
Sorgfalt.
Doch was am Fuße des Schiffes stets sich an Wogen wälzt,
heißt es, bewegt von allem am meisten
das Herz. Mit willigem Rücken besorge ich zwiefache Bürde
und komme als Bote,
der kündet, als fünfundzwanzigsten habe diesen

Jubel von den Wettspielen, die sie die heiligen nennen,
Alkimidas gereicht 60
seinem berühmten Geschlecht — zweimal freilich bei des
Kronios Bezirk,
o Knabe, hat dir geraubt und dem Polytimidas
das voreilig fallende Los die Blüten von Olympia —
und einem Delphin an Schnelle im Meere
gleich möchte ich nennen Melesias,
den Zügelhalter der Hände und Leibesgewalt.

Anmerkungen

16 Der Stammbaum der erwähnten Mitglieder der Bassidenfamilie ist folgender (vom Vater auf den Sohn): Hagesimachos—Sokleides—Praxidamas—Theon—Alkimidas.
33 „Pflüger der Pieriden" = Dichter.
39 Die isthmischen Festspiele.
44 Nicht die Berge sind uralt, älter als andere, sondern die Stadt.
64 Das bezieht sich auf die Lehrkunst des Melesias.

Aus der soeben erschienenen neuen Übertragung durch Franz Dornseiff.

★ ★ ★

THEODOR DÄUBLER

ALBATROS

VOGEL, du spannst deine siegreichen Flügel aus; zwei sichergereimte Sicheln. Des Mondes erstes Erscheinen im Abendhimmel trägst du, und des Mondes Abschiednehmen im grauen Geheimwerden des Morgens erhebst du, Albatros, wiegend und gewiß, verspielt in deinen Ernst, wolkenhoch durch den wolkenlosen Azur überm tropischen Ozean. Dazwischen, Vogel, ist das Wissen der Welt; du witterst kaum deine Fahrt und den Flug; doch im Leib bleibt und verweilt es, das Wissen der Welt: eingedichtet in des Blutes warmem Auf und Ab gibt es dich kund. Du selbst, Albatros, bist die Verleiblichung der urgewußten Geburt eines feingesichelten Flügelpaares. Die

Weisheit der Welt aber heißt: alles Geschaffene hat seinen Rücklauf; der Mond wahrt und offenbart zugleich diesen aller Welt kundgegebenen und dennoch geheimnisvollen Kern der Schöpfung. Wenn wir zum Monde emporblicken, so werden wir getäuscht: aber wo du, Mensch, dich dem Monde hingibst und enthüllst, da fühlst du den Menschen als das Wesen, das von allen Sicheln anwachsender und dahinsterbender Monde, urhaft, in sich selbst, als seine eigne Vorgeburt zerwühlt wird. Denn wir haben Mondungen für die Erde mitgebracht. Wer zur Welt kommt, sammelt Abfälle seiner fehlgeschlagnen Schaffung des Mondes. Darum stirbt der Leib so schnell ab. Ist doch der Mond selbst eine Totgeburt. Sichtbar uns allen sichelt und siecht er dahin, sichelt und siecht er immer wieder empor zu sich selbst und dann abermals aus sich selber herab: unser Mond! Aber dein Schicksal, Mensch, bleibt festgeschmiedet und dennoch ein Lied: bloß wenn du singst, Dichter, wird es ersinnbar: wir bauen es auf in der Strophe! Und die Katastrophe kommt immer von selbst: unweigerlich ergießt, ereignet sie sich in den demutvoll dichterisch Schauenden. Die Gerechtigkeit, nicht du, Sänger, befügt sich zum Reim.

Der Mond auf seinem Rundgang verdinglicht die Symmetrien im Kosmos: der Mensch entsteht, um sie geistig zu vertreten. Der Beweis, daß ein Wissen die Welt verwaltet, in dem grundbestimmt festbleibt, daß auf das erste Erscheinen der Sichel nach Neumond ein Verschwinden der Sichel vor Neumond folgt und zu ihm gehört, findet vor uns Anschauenden seinen Ausdruck durch das Vorhandensein von Vögeln. Sang, Reim, Flügelpaar werden zum Gegebnen: die erste Sichel ist zugleich die letzte Sichel: weil und wo ein Vogel ist. Jeder Augenblick „Sichel“ beim Aufgehen in den Mond hat auch seinen Gegenaugenblick „Sichel“, beim Dahinbleichen aus dem Vollmond. Daher die vielen verschiednen Vögel. Der Albatros

erfüllt die größte Spannweite: in ihm verkörpert sich die erste und die letzte Sichel: daher kann er einen Monat lang kreisen, ohne zu erlahmen. In seiner Wesenheit wiegt sich das furchtbar sicherste Wissen über die Dinge: sein ganzes Unterunssein ist das Entzücken im All, daß auf ein erstes Versprechen eine ganz ebenbürtige Antwort erwartet werden muß! Vögel, die den beiden Halbmonden, dem aufsteigenden und dem abnehmenden, näher flughaft werden, flattern mehr als sie fliegen; sie versinnbildlichen daher auch mit weniger Sicherheit das Vertrauen in die entlegensten Symmetrien im Kosmos. Der Albatros jedoch verwaltet heiligen Glauben über den Meeren. Er ist die verkörperte Unermüdlichkeit. Überdies gebietet sein Wesen über die Besternung des Leichtbeschwingten, die den übrigen fliegenden und flatternden Vögeln nach rhythmischer Abstufung mangelt.

Du, Albatros, und das geschmeidig gereimte Lied, ihr beherbergt in der Seele alle Mondmöglichkeiten bis zum Vollmond und zugleich vom Vollmond abwärts bis zu eurer, der geschliffenen Sichel ebenbürtigen Schwingenschmiegsamkeit. Es tauchen auch in euch alle Sterne und Sternzeichen auf und nieder. Sogar die Milchstraße ist im Albatros vorhanden, nur wird sie dauernd vom Schwingeschwang der Sicheln überstrahlt. Der Augenblick „Neumond" entgeht jedem Vogel, denn er findet weder Reim noch sangbaren Ausdruck. Er bedeutet Freiheit. Die hat bloß das Ich. Und das Ich beschwingt die Welt. Auch du, Vogel, drehst dich um uns, die wir ein Ich sind: sogar der Mond! In unserm Augenblick, mehr ist es nicht, herrscht die Milchstraße, siegen die beiden Polarsterne, besteht der Mensch. Das Ich bestimmt sich und die Sterne, daher kommt es, daß kein Mensch fliegen kann. Hingegen fliegen von allem Anfang an Monde um den Menschen herum: der Mann vollbringt seine ersten Taten: sie heißen Vögel und der Mond. Das Weib weicht bereits vom Manne etwas ab, denn es wohnt

ihm mondhafte Schmiegsamkeit inne. Es wird vielleicht einmal fliegen. Jedenfalls viel eher als der Mann. Der Mann verschmäht ja den Flug. Er siegt, singt, reimt, ahmt das Fliegen nach, um dem Weibe zu gefallen: das Ich besteht. So überlistet, erhöht auch der Mann, als Schwan oder Taube verkleidet, seine willige Welt: das Weib. Das sind aber auch lauter leichter begreifliche Vollmondtiere. Zumal der Schwan. Nicht weich ist hingegen der Albatros: in ihm gebiert sich bereits die schmiegsame Anspannung zum Stahl. Der Degen, auch ein treffliches Sichelgeschenk, wurde im Augenblick des Aufblitzens der Idee Stich, Gegenstich, im Manne sofort nach Neumond entdeckt. Zwei gekreuzte Degen entsprechen, ebenso wie die Schwingen des Albatros, einem bis zur höchsten Genauigkeit hinaufgewagten Reimpaar. Der Säbel fuchtelt schon mehr durch die Luft; er wurde um Vollmond herum erfunden und entspricht als Verkörperung des Gedankens Hieb, Gegenhieb, mehr flatternden Flügeln. Der Albatros hat kein Ich: er ist bloß im Schwung gehaltenes Weltwissen. Den Dahinsegelnden begleitet er rastlos. Nur einmal im Monat berührt er den Schaum der Welle oder sein Weibchen. So, eine verleiblichte Antwort auf die Frage: was tut der Mond? ist der meerbekreisende Albatros.

Dieses Stück ist der zweiten Auflage des Buches „Mit silberner Sichel“ zugewachsen.

* * *

JOHANNES R. BECHER

AN GOTT

GELIEBTER Gott, gib, daß ich mich verschweige.
Daß wunder-sanft du in den Arm mich löst.
Du schlürfst mich aus. Ich aber geh zur Neige.
Dein Schwert tut wohl, wenns auch das Herz durchstößt.

O Gott, der du sooft mit Pracht und Gaben seltenster Fülle
Mich unverdient umschüttet und bescherst:
Tritt jetzt hervor aus rissiger Wolken-Hülle,
Daß du den Letzten unserer Schar bekehrst.

Barmherziger Gott! Die Zeit: wie blutverdunkelt!
Es quillt kein Trost. Vermauert jede Stadt.
Der Mensch verstockt. Sieh, deine Leuchte funkelnd
Sie färbt mich fahl durch trübe Scheibe matt.

Hier hocke ich. Verwüstet. Tot. Im Leeren.
Zu oft geboren. Ach zu früh erhofft.
Sinnlos gebärend. Ratlos mich verzehrend.
Verwittert. Arg verkettet. Trunken oft.

Was aber hilfts o Gott, wenn immer bald von unten
Aufsteigt erneut ein Saft der Traurigkeit.
Und sickert bitter ins Gefäß. Nichts will mir munden.
Grausamer Gott: setz Retter solcher Zeit!

... wir bänden doch so gern die goldenen Garben
Und schritten auf und ab im Duft des Korns.
Und schmückten bunt uns mit des Himmels Farben ...
Laß deinen Zorn! O öffne deinen Born!

Daß wir uns wieder unter Felsen freuen,
Die kühl verschatten mittags ein Gesicht.
Und uns des Abends ungebrochener Treue
Einschlafen süß in weicher Furche dicht.

Schön ist ein Dorf, wenn jauchzend das Gesinde
Im Tanz sich auf den Sommer-Wiesen dreht.
Ein Kind, es lacht. Gesäugt von deinem Winde.
Das Land durchwürzt. Grundloses Rosen-Beet.

O Bucht des Südens! Wo die Flöten springen
Von Berg zu Berg! O Vogel-Reich, das in den Lüften
lärmt.
... daß ich die Quelle fände. Und vollbringe!
Entschöpfte mich, ertränke ungehärmt.

Da schwillt zum Wald der Weizen deiner Felder.
Ein Strahlen-Netz glüht überm Nacht-Geäst.
Preßt einst der letzte Tropfen aus der Kelter
Ruft schon dein Dichter auf zum Ewigen Fest.

Hoch über uns lenkst du den Zug der Tiere.
Wir: grenzenlos verwaist und wahnverstört.
Denn Blumen wässerst du. Die jungen Stiere
Sie brüllen laut, doch nie so ungehört.

Mein Gott, wo bist du?! Ach, um nichts mehr sinnen.
Vergrab dich still. Vielleicht wards längst zu spät.
Vielleicht fegt Regen morgen uns von hinnen.
Dein Feuer frißt und deine Sichel mäht.

Vielleicht staut jetzt sichs kurz vor einem Ende.
Würg-Engel groß: er kauert schon zum Sprung.
— Anbeten stumm. Zerfalten nur die Hände —
Braun flockt der Mond. Komm, tiefste Dämmerung! ...

Dann aber bärsten plötzlich alle Räume.
Dein Brunnen rauscht. Tag stürzt und Nacht vorbei.
Rings um die Stirn der Schläfer Blaue Träume.
Dein Weißer Stern hängt in den Lüften frei.

Aus dem soeben erschienenen Buche „Um Gott“.

* * *

FRITZ BERGEMANN

DIE RÜBEZAHL-SAGE

DIE Entstehung der Rübezahl-Sage ist ziemlich dunkel. Wohl hat sich die wissenschaftliche Forschung um die Aufklärung dieses Geheimnisses bemüht, aber ihre Mittel reichten nicht aus dazu. Bei anderen, verwandten Sagenstoffen war sie in dieser Beziehung glücklicher: die Entstehung der Faust-Sage z. B. hat sie vollkommen aufgeklärt, auch über das Aufkommen der Eulenspiegel-Geschichten genügend Licht verbreitet. Aber freilich lagen hier die Verhältnisse für die Forschung auch günstiger; denn die Volksbücher vom Eulenspiegel und Faust, an sich schon bedeutend älter als das erste Buch vom Rübezahl, knüpfen an mehr oder minder historische Personen an, deren man habhaft werden konnte — wer hingegen war Rübezahl?

Die literarischen Zeugnisse für die Rübezahl-Sage reichen nicht über die Mitte des 16. Jahrhunderts zurück. Nur der Name ist als deutscher Personenname in der Form *Rubezagel* schon im 13. Jahrhundert belegt und auch als Ortsname nachweisbar. Was aber ist damit gewonnen? Nur die Erkenntnis, daß dieser Name deutscher Herkunft ist. Schon dessen Rechtmäßigkeit jedoch wird von einigen Quellenschriften bestritten, und wenn hier auch die glaubwürdigere Überlieferung für den deutschen Namen entscheidet, so sind sich doch über dessen Bedeutung selbst die deutschen Gelehrten noch heute uneinig. Man gibt zwar allgemein zu, daß die heutige Namensform nur ein volksetymologisches Produkt ist, dessen zweiter Bestandteil *zahl* aus dem Worte *zagel* zusammengezogen und später vom Volke nicht mehr verstanden worden ist. Im übrigen aber stehen sich zwei Meinungen gegenüber. Die eine nimmt als letzte Grundform für den Namen das Wort *Rübenzagel,* d. h. Rübenschwanz, an und sieht in dem so bezeichneten Geist

nichts als einen Alraunen, ein Wurzelmännchen; so noch 1914 Georg Hüsing in der „Zeitschrift für Volkskunde" (24. Jahrgang), der auf die zusammengesetzten Pflanzennamen *Katzenzagel* (Schachtelhalm), *Mäusezagel* (Myosotis), *Löwenzagel* (verderbt zu *Löwenzahn*) hinweist, aber übersieht, daß hier bei Pflanzennamen Zusammensetzungen von *zagel* mit Tiernamen vorliegen, während doch bei *Rübenzagel* der Schwanz zu einer Pflanze, der Rübe, gefügt worden wäre. Die andere, namentlich durch Konrad Zacher vertretene Richtung hat sich mit solcher Erklärung nicht zufriedengeben können; sie vermutet in dem ersten Bestandteil des Namens ein altgermanisches Wort *Riebe,* das vielleicht dem niederdeutschen *rive* (freigebig) oder dem althochdeutschen *hriob* (rauh) gleichkomme und auf irgendeinen germanischen Dämon deute — in Ortsnamen wie *Ribhain* (Taunus), *Riewenheiwet* (bei Niedersachswerfen), *Rübenau* (Erzgebirge) sei dieses Wort und sein Begriff noch erhalten. Hiernach wäre also Rübezahl ursprünglich mehr als ein Wurzelmännchen, er wäre eine, wenn auch niedrige, so doch altgermanische Gottheit, eines jener dämonischen Wesen, mit denen die germanische Phantasie so gut wie die Griechen und Römer Wald und Feld bevölkerte.

Solange diese etymologische Streitfrage nicht entschieden ist, kann aus der Namensdeutung für die Erkenntnis von dem ursprünglichen Charakter der Sage nur die Feststellung ihrer deutschen Herkunft gewonnen werden. Im übrigen müssen wir uns an die literarischen Zeugnisse halten, so spät sie auch einsetzen. Das Verdienst, sie aus der Fülle der deutschen und lateinischen Literatur des 16. und 17. Jahrhunderts ausgezogen und zusammengestellt zu haben, gebührt Konrad Zacher, den leider der Tod an einer weiteren Verwertung seiner Rübezahlforschungen gehindert hat. Jene Sammlung, in der „Festschrift zur Feier des 25jähr. Bestehens der Ortsgruppe Breslau des Riesengebirgsvereins" (1906), war das Letzte, was er uns

auf dem Gebiet der Rübezahlforschung beschert hat: rund dreißig Zeugnisse über Rübezahl, die den Büchern des Praetorius meist vorangehen und gerade deshalb so besonders wichtig sind.

Unter diesen von Zacher gesammelten Zeugnissen gibt es nun auch einige, die sich mit der Herkunft Rübezahls befassen und ihn als von auswärts eingewandert oder aufs Riesengebirge gebannt hinstellen. Nicht ernst genommen zu werden brauchen diejenigen von ihnen, die den Berggeist aus dem Tale *Roncevall* oder einem französischen Adelsgeschlechte *Ronsefall* stammen und den Namen *Rüben-* oder *Riebenzahl* aus jenen Namensformen verderbt sein lassen: diese abenteuerliche Idee findet zwar mehrere Vertreter, die aber sämtlich auf ein- und denselben Gewährsmann zurückgehn; der damalige Aufenthalt vieler welscher Goldsucher im Riesengebirge mag diese Hypothese gestützt, die nicht mehr verstandene Namensform des Berggeistes Deutungsversuche überhaupt veranlaßt haben. Wichtiger ist die Angabe des Tiroler Chronisten Matthias Burgklechner vom Jahre 1619, daß sich der Geist *Ruebzagel* „vor Jahren bei dem Goßleberischen Perckwerch und daselbst herumb am Harz, in dem Herzogthumb Braunschweig aufgehalten hat“ und sich erst „hernach in die Schlesj begeben, auf ain rinnghaltigs Perckwerch, haist das Risengepürg“. Danach wäre also die Rübezahl-Sage vom Harz in das Riesengebirge verpflanzt worden, und wenn man bedenkt, woran Drechsler in den „Mitteilungen d. schles. Ges. f. Volkskunde“ (Bd. VII, 1905) erinnert, daß die ersten Bergleute aus dem Frankenlande, der Goslarischen Gegend, stammten und wiederholt nach Nieder- und Oberschlesien einwanderten, so kommt die Behauptung Burgklechners, der sie sich doch gewiß nicht aus den Fingern gesogen hat, durchaus nicht so unwahrscheinlich vor. Dann wäre also, wie Drechsler hervorhebt, „der (schlesische) Berggeist unter und Rübezahl über Tage eine

und dieselbe mythische Gestalt ursprünglich", und verwandte Züge haben sie unzweifelhaft. Immerhin steht das Zeugnis Burgklechners vereinzelt da, und die Harzer Sagen haben uns nichts Beweisbares von dem Rübezahl-Mythus aufbewahrt.

Betrachten wir die gesamte Überlieferung vor Praetorius näher, so ist zunächst festzustellen, daß es damals eine allgemein anerkannte Namensform für den Berggeist noch nicht gegeben hat. Aber die weitaus häufigste Form (zwölfmal vertreten) ist *Riebenzahl*, und sie werden wir auch als die für den schlesischen Dialekt am meisten in Betracht kommende anzusehen haben. Formen mit dem noch nicht zusammengezogenen zweiten Bestandteil *zagel* kommen nur viermal vor *(Rübenzagel, Rubenzagel, Ruebzagel, Rabenzagel)*, und viermal ist auch schon die heute gebräuchliche Form *Rübezahl* vertreten, z. B. auch bei dem Schlesier Opitz, der an ihrer Verallgemeinerung also mitschuldig ist. Sonst stoßen wir noch auf die Formen: *Rübenzahl* (viermal), *Rûbenzal, Rubical, Rupicina, Rupert vom Zahn, Rübenzabel, Riphen Zabel, Ronsefall, Ronceval, Roy de valle* —; die Formen auf *zabel* stammen von Gelehrten, die den ersten Bestandteil des Namens auf das lateinische Wort *Riphaei* (*montes* = Riesenberge) zurückführen möchten und in dem zweiten das griechische Wort *ζάβολος* (für *διάβολος*) zu erkennen glauben.

Dieser Riebenzahl des 16. und 17. Jahrhunderts war nun aber durchaus kein Schemen, sondern der damalige Volksglaube sah ihn in leibhafter Gestalt und schrieb ihm bereits ein ganz bestimmtes Wesen und Wirken zu. Ob der Berggeist nur eine Abart des Teufels, ein Kakodämon oder ein Elementargeist wäre, darüber wurde nur von den Aufgeklärteren gestritten —: das Volk stellte ihn sich als Bergmännlein vor, und häufiger noch als Mönch, wozu wohl die Bergmannstracht die erste Veranlassung gab. Aber Riebenzahl ist überhaupt protëischer Natur, und so kann er, wie vielfach versichert wird,

auch in anderen Gestalten und selbst als Roß, Kröte, Rabe, Hahn, Uhu usw. erscheinen. Daß er der Besitzer und Hüter der Bergschätze ist, wird wiederholt hervorgehoben; aber er ist doch nicht mehr allein der Berggeist unter Tage, sondern auch auf dem Gebirge Herr seines Bereiches und sogar des Wetters mächtig —, ein Hochwasserunglück im Aupatal wird z. B. auf ihn zurückgeführt. Bösartig ist jedoch sein Charakter im allgemeinen nicht; er tut, nach ausdrücklicher Versicherung vieler Zeugen, nur dem Widerspenstigen sowie dem Spötter und Herausforderer etwas zuleide, denen er dann meist ein furchtbares Wetter auf den Hals schickt. Kurzweil treibt er freilich gern nach der Überlieferung: er gesellt sich zum Wanderer, führt ihn in die Irre und springt dann auf einen Baum und lacht; auch nimmt er den Leuten heimlich den Proviant weg und steckt statt dessen Kröten und Eidechsen an den Bratspieß, oder er legt schwere Steine in die Körbe und wartet, ob die Betroffenen ihn schmähen werden. Und nicht genug mit diesen allgemeinen Angaben, weiß uns mancher Zeuge sogar einzelne Geschichten und Streiche von dem Berggeist wiederzugeben; so u. a. Moscherosch in seinen „Wundergeschichten der Welt“ (1648), in denen er uns erzählt, wie man zur Zeit des Schwedenkrieges, da er in Schlesien war, von einem Waghalse sprach, der auf das Riesengebirge gestiegen und dort den Riesen Rübezahl mit Genossen kegelnd angetroffen hätte; einer hätte den Burschen zum Mitspielen aufgefordert, und nach Beendigung des Spiels hätte dieser einen Kegel mitnehmen dürfen, dessen Stoff sich später als pures Gold herausgestellt hätte. Das ist schon ganz im Stil des Praetorius erzählt, auch finden wir bei diesem fast dieselbe Geschichte in mehrfachen Variationen wieder.

Schon aus diesen skizzenhaften Darlegungen ersehen wir, daß bereits vor Praetorius die Rübezahl-Sage reichhaltig entwickelt war. Damit sind diejenigen Forscher endgültig wider-

legt, die behauptet haben, die Sage hätte im eigentlichen Volksglauben nie feste Wurzeln gefaßt. Im Gegenteil, Rübezahl ging lebendig um in der Volksphantasie, dergestalt, daß er auch auf der „Ersten Land-Charte vom Herzogthum Schlesien" (1561) nicht fehlen durfte: mit einem Greifenkopf und Hirschgeweih, einem dreiteiligen Schwanz und Bocksbeinen, in den Vorderpranken einen Bergstock haltend, so steht er da zwischen Schmiedeberg und der Koppe, ein seltsames Mischwesen, das in der Tat mehr einem Wappentier als dem gefürchteten Berggeist ähnlich sieht. Die Verballhornung des Namens beweist ja nun gleichfalls, daß man sich über die Herkunft Rübezahls nicht mehr klar war; im übrigen aber scheint man ihn doch nicht als einen Alraunen, sondern eher als einen Dämon der Gebirgsnatur empfunden zu haben, der, wenn er vielleicht auch nicht seinen Ursprung im Riesengebirge hat, doch mit diesem bereits festverwurzelt erscheint. Möglich auch, daß er im Anfang nicht mehr als ein Bergmännlein war, ein Geist nur der Bergleute, mit dem er so manches im Wesen und Auftreten gemein hat; dann aber muß diese Sage sehr bald zutage gekommen sein, die Kräuter- und Schätzesucher entwickelten sie in ihrem Sinn weiter, und war erst einmal das Bergmännlein zum allgemeinen Berggeist geworden, so ließen sich auf ihn auch Wesenszüge anderer germanischer und — angesichts der Mischbevölkerung und Nachbarschaft erklärlicher — slavischer Sagengestalten übertragen. Wie weit dieser Entwicklungsprozeß schon vor Praetorius gediehen war, können wir nicht ermessen, da die uns überkommene literarische Überlieferung nur als ein zufällig erhaltenes Abbild der mündlichen Fortpflanzung gelten kann; so viel aber ist selbst nach diesen zufälligen Zeugnissen gewiß, daß der Rübezahl des 16. und 17. Jahrhunderts bereits wesentliche Züge der Physiognomie besaß, die wir noch heut von ihm kennen.

Auf die weitere Ausgestaltung der Sage hat dann in der

zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts der bereits mehrfach erwähnte Leipziger Magister Johannes Praetorius (zu deutsch: Hans Schultze) eingewirkt. Er bemächtigte sich der Überlieferung und nutzte auch selbständig die Entwicklungsmöglichkeiten der Sage aus, um immer neue Bücher vom Rübezahl auf den Markt zu bringen. So entstand 1662 seine „Daemonologia Rubinzalii Silesii", die sich selbst zwar hauptsächlich über den Namen, Ursprung und Charakter des „Gespenstes" ausläßt, aber zwei „historische" Fortsetzungen im Gefolge hatte, die zu den 13 Historien des ersten Teils noch insgesamt 191 neue brachten; und 1672 erschien ein ganz „nagelneues" Buch, der „Satyrus Etymologicus", der außer hundert etymologischen Verirrungen auch wieder einen „Historischen Teil" mit 37 Geschichten enthält. Mit diesen Büchern hat sich Praetorius das Verdienst erworben, die Sagen vom Rübezahl zum erstenmal systematisch gesammelt und uns so erhalten zu haben. Freilich hat er sich dies Verdienst dadurch geschmälert, daß er auch Spreu unter den Weizen mischte, indem er eingestandenermaßen hinzuerfand. Wie weit er darin gegangen ist, das hat Karl de Wyl in seinen „Rübezahl-Forschungen" (1909) zu klären versucht. Im großen und ganzen darf man auch auf Grund dieser Untersuchung sagen, daß sich Praetorius um die Herbeischaffung des erreichbaren Materials redlich bemüht hat und außer der literarischen Überlieferung auch Leute aus der Gebirgsgegend, die von Rübezahl etwas zu erzählen wußten, herangezogen hat. Mancher kann ihm dabei einen Bären aufgebunden haben, und so mag manche Fälschung nicht einmal auf sein Konto kommen. Aber auch da, wo er selbst erfunden hat, geht er doch kaum über den Rahmen dessen hinaus, was der Volksglaube damals dem Berggeist zutrauen konnte: die Bereicherung der ursprünglichen Sage aus dem Faust- und Wagner-Buch, aus den Schwarzkünstlersagen und Gauklergeschichten, die Entlehnung von Eigenschaften des Wilden

Jägers, des Rattenfängers, Eulenspiegels usw., das alles lag bei der Wandlungsfähigkeit dieser Sagengestalt nahe und ist zum Teil wenigstens nicht erst Praetorius' Werk gewesen.

Praetorius' Anteil an der Fortpflanzung der Sage kann nicht hoch genug eingeschätzt werden. Selbst die Sammler, die nach ihm eigene Wege zu gehen versuchen, verdanken ihm doch die erste Anregung und können sich seinem Einfluß auch deshalb gar nicht entziehen, weil er ins Volk gedrungen ist und aus dem Volksmunde zurücktönt. Auch für die endgültige Wahl der Namensform *Rübezahl* war Praetorius entscheidend, der sie in seinem umfangreicheren Werk, der „Daemonologia", der echteren Form vorgezogen hat. Die Erklärung dieser volksetymologischen Namensform ergab sich von selbst, doch zählt Praetorius' Geist seine Rüben nach einem römischen Vorbild täglich aus Geiz: die Auffindung der gewiß volkspoetischen Begründung mit der Liebesgeschichte der Prinzessin Emma blieb Musäus vorbehalten. Aber die Grundstoffe zu Musäus' übrigen vier Legenden, der Geschichte von dem mit dem Galgentode bedrohten Schuhknecht, von dem Schuldner, dem Rübezahl aushilft, von dem armen Weibe und ihrem Glasersmanne, von dem Erlebnis der adligen Dame mit dem Kavalier Rübezahl — dieser Geschichten Hauptmotive konnte sich Musäus aus des Praetorius' Werken beschaffen. Schon bei Praetorius war in solchen „Historien" der Übergang von der kurzen Anekdote zur ausführlichen Erzählung vollzogen, und auch der moralische Zug, der jenen Legenden viel besser ansteht als der räsonnierende Ton, den erst Musäus hineingebracht, ist bereits bei Praetorius vorhanden und wahrscheinlich sogar sein Eigentum — wenigstens kennen wir aus der Überlieferung vor seiner Zeit den Berggeist noch nicht als das Prinzip obwaltender Gerechtigkeit.

Mit Praetorius ist die Entwicklung der Rübezahl-Sage zu einem gewissen Abschluß gekommen. Die nach ihm auftraten,

konnten seine Sammlung nur hier und da noch ergänzen, wie z. B. Casp. Gottl. Lindner in seinen „Historien“ (1736). Praetorius hatte noch mit abergläubiger Seele geschrieben und insofern noch produktiv wirken können. Nun scheint aber bereits der Bau der Kapelle, die 1681 auf der Koppe eingeweiht wurde, dem Volksglauben an Rübezahl einen schweren Stoß versetzt zu haben. Wenigstens lassen die Eintragungen der Bergbesteiger in die Koppenbücher, die Willibald Körber aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts in den „Mitteilungen d. schles. Ges. f. Volkskunde“ (1911) wiedergegeben hat, auf keine Furcht mehr vor dem „Gespenste“ schließen. So fristete denn der Berggeist nur noch in den Herzen der geistig Ärmsten unter dem Volke ein vor dem Spott der Außenwelt ängstlich behütetes Dasein, bis ihm Musäus zu einer poetischen Auferstehung in seinen Märchen verhalf, was auch die Volksphantasie neu anregte und die alte Sage hier und da wiederaufleben ließ.

* * *

RICARDA HUCH

KATZENPARADIES

LIEBES Kätzlein, totes und begrabnes,
Wirst du mir mit deinen goldnen Augen
Nie mehr keck und treulich ins Gesicht sehn,
Mit des Schwanzes Spitze klug umschreihend
Unsre heitren Seelenzwiegespräche?
Ach, es wird doch wohl am Jüngsten Tage
Sich ein Engelsbübchen, ausgerüstet
Mit der kleinsten silbernen Posaune,
Auf dein hübsch verziertes Hüglein stellen
Und dir blasen, daß du meinst, es riefe
Dich ein süß Miau aus Freundeskehle
Oder schmeichelnd etwa meine Stimme.

Ei, wie wird der alte Pelz, inzwischen
Ausgeklopft, gebürstet und gewaschen,
Sich um deine weißen Knöchlein schmiegen!
Ei, wie wonnig wird sich's klettern lassen
In den schlanken Paradiesesbäumen,
Deren blau und rote Blumen läuten,
Wenn dein Pfötchen auf den Ästen wandelt!
Aber, Katze, nach den bunten Vögeln,
Die im hellen Laube jubilieren,
Wird's alsdann dich nimmermehr gelüsten,
Noch auch nach den runden, glatten Mäusen,
Die auf Erden dir so prächtig schmeckten,
Und der Hund wird gar dein Kamerad sein,
Dem du tapfer einst entgegenfauchtest.
Doch, ist auch der Haß hinweggeläutert,
Liebe bleibt. Oft werd ich dich besuchen,
Aus dem großen Menschenparadiese
Fort mich stehlend, um mit dir zu spielen
In grasgrüner, ungemähter Wiese.
Wenn dann fern im Teich die sel'gen Frösche
Ihre transzendenten Chöre quaken
Und die Sterne auf dem Wasser tanzen
So geschickt, daß nicht ein Füßlein naß wird,
Werden wir in Träumerei versinken.
Weißt du noch? Das gab zu tun, das Leben!
Täglich waschen, täglich wieder schmutzig!
Und das Hungern! Und das Mäusefangen!
Nebenbuhlerschaften! Eifersüchte!
Und der Frühling! Und die Frühlingskätzchen!
Weißt du noch das eine Mal! Vier schwarze,
Eins nur, weiß gefleckt an Ohr und Pfoten.
März war's, und der Wind blies warm von Süden,
Und man roch im Gehn die feuchte Erde.

„Fünf Märzkätzchen haben wir im Hause,“
Sprach im Wandern ich zum lieben Freunde,
„Vier ersäufen wir, doch eins behalt ich,
Schön, mit weißem Fleck an Ohr und Pfoten,
Und ich will ihm deinen Namen geben,
Den ich gar so sehr zu rufen liebe.“
Doch das fünfte starb, das weißgefleckte,
Konnt's nicht lang beim lieben Namen rufen.
Ob es käme, wenn ich's jetzo riefe,
Ein verklärtes, auferstandnes Kätzchen?
Oder ob die Stimme Antwort gäbe,
Der mein Herz gelauscht an jenem Märztag?
Horch! wie damals, liebe, liebe Stimme,
Laß dich noch ein einzig Mal vernehmen,
Frohe Stimme, erdenluftdurchwürzte,
Kosende, voll Melodie!

Aus den soeben erschienenen „Alten und neuen Gedichten“.

* * *

JUSTUS MÖSER
EIN GUTES MITTEL WIDER DIE BÖSE LAUNE

Von einer Dame auf dem Lande

ICH muß Ihnen in der Geschwindigkeit eine Entdeckung mitteilen, die ich in der vorigen Woche gemacht habe. Mein Mann und ich waren so unaufgeräumt, als zwei Eheleute bisweilen sein können, wie sich eben Herr und Frau ... bei uns ansagen ließen. „Nun so wollte ich ...,“ fuhr mein Mann heraus, „man kann doch keinen Augenblick auf dem Lande allein sein! Es ist doch eben keine Zeit, um zu schmausen, da so viele arme Menschen Hunger leiden; und ich weiß nicht, was den Leuten ankommt, es sind ja erst vierzehn Tage, daß sie uns besucht haben.“ — „Und ich bin auch nicht imstande,“ stimmte ich

ihm grämlich bei, „einen Besuch anzunehmen, indem ich noch in meinem ersten Negligé und wahrhaftig außerstande bin, diesen Mittag einen Braten zu schaffen.“ Indessen, und da die Gäste schon vor dem Tore und zwei Meilen gefahren waren, mußten wir doch die Antwort sagen lassen: es sollte uns viele Ehre sein.

„Nun,“ sagte mein Mann, „das wird eine recht schöne Gesellschaft sein; ich bin nicht imstande, drei Worte zu sprechen, und du...“ „O,“ antwortete ich ihm, „hier ist nichts zu tun, als wir müssen beide eine Rolle spielen: ich will die allerliebste Frau, und du sollst den allerliebsten Mann agieren; wir wollen sehen...“ In dem Augenblick kamen unsere Gäste auf den Platz gefahren, und wir machten den Anfang unserer Rolle so vortrefflich, daß die guten Leute ganz entzückt darüber wurden. Die rührendsten Versicherungen der Freude über ihre Ankunft, die zärtlichsten Umarmungen, die schmeichelhaftesten Liebkosungen folgten einander ganz ungezwungen; und mein Mann, der durch diesen possierlichen Einfall fortgerissen wurde, gab mir nichts nach. Wir lachten beide über unsere Rollen von ganzem Herzen, und unsere Gäste, die dieses Lachen für lauter Zeichen der Freude über ihre Ankunft dankbar annahmen, drückten ihre Zufriedenheit mit gleicher Lebhaftigkeit aus; und ehe eine Viertelstunde vorüberging, waren wir alle so aufgeräumt, als wenn wir uns recht zum Vergnügen beieinander versammelt hätten. Der Mangel des Bratens wurde leicht ersetzt: das Negligé fand Beifall; und der Tag lief uns in dem Tone so fort, daß wir uns am Abend nicht scheiden konnten. Es war, als wenn sich auf einmal ein ganz neuer Geist unser bemeistert hätte, und was erst bloß Rolle war, hatte sich dergestalt in Natur verwandelt, daß wir wirklich alles dasjenige fühlten, was wir anfangs nur spielen wollten.

Was dünkt Ihnen, liebste Freundin, von diesem Mittel, sich in eine gute Laune, die wir so selten in unserer Gewalt haben,

zu versetzen? Sollte es nicht zu dieser Zeit, wo man oft so verdrießlich empfangen und so kaltsinnig entlassen wird, eine öffentliche Bekanntmachung verdienen? Die ganze Kunst scheint nur darin zu bestehen, daß man seine Freunde erst aufgeräumt und erkenntlich macht; und wird dieses gleich anfangs durch eine glückliche Verstellung erzwungen, so können wir selbst nicht unaufgeräumt und unerkenntlich bleiben, sondern müssen nach einer ganz natürlichen Harmonie mit einstimmen. Wir vergessen sodann das Mittel und schmecken nur die Süßigkeiten des Erfolgs.

Mein Vater, ein tiefsinniger Mann, der seine Hausrechnungen niemals nachsah, aber dagegen den Lauf der Kometen desto genauer zu berechnen suchte, den alle fünfhundert Hofnarren des Königs von Monomotapa nicht zum Lachen gebracht haben würden, pflegte sich alle Tage einmal in seinen Lehnstuhl zu setzen und so lange mit dem Munde zu lachen, bis er wirklich von Herzen lachen und seiner Lunge eine wohltätige Erschütterung geben konnte. Hier war also noch ein anderer Grund der veränderten Laune; und ich glaube, wenn man aus Mutwillen oder aus Überlegung sein Gesicht eine Zeitlang vor dem Spiegel zu freundschaftlichen Zügen übte, es würde diese Bewegung der Lachmuskeln auch eine glückliche Mitwirkung auf unser Herz hervorbringen.

Doch Sie können ohne dieses Mittel vergnügt sein; aber wir armen geplagten Hausfrauen mit unsern grämlichen Männern müssen bisweilen unsere Zuflucht zur Kunst nehmen, um die Falten zu verziehen, welche sich wider unsern Willen zu Runzeln aufwerfen wollen. Leben Sie indessen wohl und vergessen uns tragikomische Landleute nicht!

Ich bin

Amalia ...

Aus der von Karl Scheffler herausgegebenen Auswahl von Mösers „Patriotischen Phantasien“ (Insel-Bücherei Nr. 306).



Karl Roessing:

Illustration zu Gottfried Kellers „Der Schmied seines Glückes".

DIE VERWUNSCHENE TOCHTER

Slowakisches Volkslied

ZOGEN wohl drei Spieler,
drei schöne Trautgesellen.

Zogen übers Felde,
sprachen eins zum andern.

Sahen dort ein Holze,
Holz vom Rüsterbaume,
gut zu einer Geige.

Lasset es uns schlagen,
draus helle Geigen machen.

Werden daraus, werden
drei hellklingende Geigen.

Zum erstenmal sie schlugen,
das Holz gar tief erbleichte.

Zum zweitenmal sie schlugen,
das Holz gar bitter weinte.

Zum drittenmal sie schlugen,
das Holz zu sprechen anhub:

Schlagt mich nicht, ihr Spieler,
schöne Trautgesellen.

Bin ich euch kein Holze,
bin ich Blut und Leben.

Die Wurzel tut ausgraben,
zu meinem Vater tragen.

Dem Vater mein zur Freude,
der Mutter mein zu Leide.

Die hat mich verwunschen,
als ich Wasser schöpfte:

Bleib du, Tochter, bleibe
Rüster hochgerecket,
Blättchen breitgestrecket.

O unglückselige Mutter,
die verwünscht die Kinder.

Aus der „Slowakischen Anthologie" (Insel-Bücherei Nr. 103).

* * *

EINIGE BETRACHTUNGEN ÜBER DAS BUCH DER ZUKUNFT

DER Baumeister Vitruv beschreibt auch, wie der vornehme Römer wohnen soll. Bibliothek und Pinakothek gehören zur Einrichtung seines Hauses. Die Büchersammlung ist das Gegenstück der Gemäldesammlung. Die Bildung verlangt diesen Hausschmuck. Vielleicht hätte Vitruv, wenn er in unseren Tagen leben würde, beschrieben, inwiefern Bibliothek und Kinothek sich ergänzen müßten. Daß eine Anlage zur Vorführung beweglicher Bilder vorzusehen wäre. Und er hätte weiter geträumt: Es ist auch der Raum, in dem die Sprechmaschinen stehen, deren Scheiben und Walzen mit den Bildrollen in wohlanständiger Ordnung die Ikono-Phonothek zieren. Bei ihrem Ausbau darf nicht vergessen werden, daß sie nächstdem die Fernhörer und Fernseher aufzunehmen hat, das Rahmenwerk unserer großen Weltzeitungen. — — —

Verkündet das Zukunftsbild das Ende des Buches, das Ende der Literatur? Vielleicht, soweit das Buch der Träger des Schrifttums war, das sich dann anderer Ausdrucksformen bedienen will. Immerhin, auch das Buch wird nicht ganz und gar aus dem Schrifttum verschwinden, die Vergangenheit wenigstens gehört ihm. Indessen, die bedruckten Papiermassen sind dem Zerfall und der Zerstörung preisgegeben, das Gedächtnis der Menschheit, soweit sie es verkörperten, wird allmählich aufhören, wenn nicht anders für seine Erhaltung gesorgt wird als durch Aufbewahrung von Druckschriften. Hierzu kommen noch weitere Bedenken, so diejenigen wirtschaftlicher Art. Buchpreis und Raumnot zwingen den einzelnen zur Sparsamkeit, in den großen öffent-

lichen Sammlungen steigt die Bändezahl unaufhörlich, die Benutzung des Buches kostet trotz aller Bibliographie- und Bibliothekstechnik mehr und mehr Zeit, und der Buchgebrauch wird für diejenigen Leser, die sich nicht allein einem Buchgenuß hingeben können, die nach einer bestimmten Buchnutzung verlangen, ein ökonomisches Problem von erheblicher Vielgestaltigkeit.

Der Bibliophile muß zugeben: auch das Verhältnis von Buchleistung und Buchwert regelt sich aus wirtschaftlichen Gründen. Wenn eine Buchwelt-Wende eintritt, das Arbeitsmittel, das das Buch ist, in neuen Formen der Geisteswerkzeuge aufgeht, die besser und billiger sind, gehört ihnen die Zukunft. Und die Aneignung der alten Druckwerke, ihre Erhaltung durch erneuerte Buchformen, wird sich dann auch vollziehen. Das ist schon sehr ernsthaft erörtert worden in den Hinweisen auf das mikrophotographische Buch.

Das Beispiel gaben die Taubenpost-Briefe, die auf dünnen Häutchen ausgeführten Verkleinerungen gewöhnlicher Schreibvorlagen. So läßt sich auch die Buchseite photographieren, um dann durch den Projektionsapparat wieder lesbar zu werden. Das, worauf es ankäme, würden Organisation und Technik lösen. Die Vorteile zeigen sich. Eine Aufnahme des Bestandes der vorhandenen Schriftwerke erscheint möglich, die Universalbibliothek im Wortsinne und mit ihr zugleich die Auswahl der besten Bücher in ihren besten Ausgaben, die in mikrophotographischen Faksimile-Reproduktionen nach Belieben verbreitet werden können. Der Raumersparnis würde die Zeitersparnis gleichen. Die Benutzung der Zentralbibliotheken, der Bücher an entlegenen Orten, würde erleichtert sein, nicht allein der besseren Versendung wegen. Das mikrophotographische Buch läßt sich seitenweise verwerten. Auszüge werden rasch zu beschaffen sein, der Ballast dicker Bände einiger Seiten wegen wäre überflüssig, und das, was schon früher kritische Leser taten, die nur diejenigen Blätter ihrer auseinandergerissenen Bücher verwahrten, die ihnen der Aufbewahrung wert erschienen, könnte zur allgemeinen Gewohnheit werden. Es wird alte Bücher geben, die man nur seitenweise kauft. Lessing-Mendelssohns für die Ostermesse 1755 geplante Zeitschrift „Das Beste aus schlechten Büchern" bekäme einen neuen praktischen Sinn. Und die Bücher werden weit weniger veralten, anstatt der Neuauflagen werden dauernde Ergänzungen erscheinen, auf die man abonnieren wird wie jetzt auf die Zeitschriften. Die Fachbibliotheken werden sich nach einem Karto-

theksystem ausbauen, nach dem die Buch- und Seitentäfelchen untergebracht werden. Enzyklopädien gewaltigen Umfangs werden die Berichterstattung über die Ergebnisse der Wissenschaften haben.

Aber die Bequemlichkeit des Lesers? Darin liegt vorläufig eine Hemmung dieser Art Zukunftsbücher. Denn das mikrophotographische Buch setzt die Umständlichkeiten einer Projektionseinrichtung voraus. Und auch das Lesen durch Lupenvergrößerungen, die Buchphotogramme brauchten ja nicht übermäßig verkleinert zu werden, wäre wohl unhygienisch. Da ließe sich nun denken, daß die optische Technik Lösungen finden würde, bei denen vermutlich die Buchrolle, die man in Lesekästen einsetzt, wieder zu Ehren gebracht würde, oder aber, im Anfange einer solchen Entwicklung kämen als Lesemaschinen auch die Blätterbücher in Betracht, die sich über eine Drehrolle bewegen, wie man sie in den Frühzeiten des Kinematographen zur Darstellung beweglicher Bilder anwendete. Läßt sich erst nach Belieben das Filmband anhalten, vor- und zurückstellen, dann ist die Benutzung des Leseapparates gegeben, dann läßt sich die Buchrolle wie das Buch der Gegenwart da aufschlagen, wo man es will. Und dann wäre das bewegliche Bild auch zum Buchbild gewonnen. Aufnahmen in den natürlichen Farben könnten es noch verbessern, Einrichtungen des Leseapparates für stereoskopische Bilder wären selbstverständlich. Wobei schließlich auch der Handel auf Bereicherungen der neuen Buchform sinnen, Prachtausgaben mit optischen Effekten und Taschenausgaben der Lesemaschinen schaffen wird. Und ganz davon zu schweigen, welche weiteren Zukunftsmöglichkeiten sich bieten, wie die der Beschäftigung bisher beim Lesen nicht beteiligter Sinne, des Gehörs und des Geruchs. —

Man sieht, Entwicklungsrichtungen, die in Nebeln der Phantasie verschwinden, wurzeln trotzdem in bereits gewöhnlich gewordenen, vorhandenen Zuständen. Es wäre kaum noch ein Wunder, wenn die Buchoptik zur Wirklichkeit würde. Immerhin, sie führt auch zurück. Auf vorhandene Buchvorlagen, die sie vervielfältigen will. Oder aber die Dichtung und Wissenschaft der Zukunft verzichtet ganz und gar auf das geschriebene Wort. Das zu bedenken bleibe den Dogmatikern des Expressionismus überlassen. Die Biblio-Utopie wächst hier in die Weiten. Die einen werden das Buch mit der Natur versöhnen, die anderen die Denkmaschinen-Erfindung in den Bereich der Möglichkeiten ziehen wollen. —

Aber was bleibt dann vom Buche, wie wir es noch haben, übrig? Je mehr das Buch als anschauliches Versinnlichungsmittel, als Gedächtnisträger, als Hausgerät, als Zweckform aufgegeben wird, desto mehr wird es sich auf das Buchkunstwerk, auf das einer geistigen und künstlerischen Schöpfung errichtete graphische Monument zurückziehen. Solange die Menschen noch lesen, solange werden wir auch das gute und schöne Buch haben, wie wir es uns wünschen, und die Bereicherungen des Buches als eines Verständigungsmittels zwischen Menschen aller Völker und Zeiten brauchen mit einer Vermehrung seiner Vielseitigkeit, seines Wirkungsgebietes nicht zum Verzicht auf, soweit wir sehen, unersetzbare Vorzüge zu werden. *G. A. E. Bogeng*

* * *

MITTEILUNGEN DES VERLAGS

An erster Stelle des Berichts über die Neuerscheinungen unseres Verlags im neuen Jahre verdient die Vorzugsausgabe der Briefe der Diotima genannt zu werden, in der ein wahrhaft edler Gehalt die ihm gemäße äußere Gestalt empfangen hat. Wir bemerken gleich, daß im nächsten Monat die allgemeine Ausgabe erscheinen wird. — In die klassische Zeit unserer Literatur führen uns auch Friedrich Wilhelm Riemers „Mitteilungen über Goethe", die die Forschung von jeher als wertvolles Korrelat zu Eckermanns „Gesprächen mit Goethe" geschätzt hat. — Ein ganz einzigartiges Kulturbild entwirft der stattliche Band Klosterleben im deutschen Mittelalter, worin Leben und Art der bedeutendsten Orden im Wortlaut der Quellen dargestellt ist. — Das Buch über Marceline Desbordes-Valmore ist nunmehr, mit einer schönen Einbandzeichnung von F. H. Ehmcke versehen, erschienen. — Johannes R. Bechers neues Gedichtbuch Um Gott verrät schon im Titel eine den Kenner seines Schaffens nicht überraschende Wendung zum Religiösen. — Pindar ist vielen unserer Dichter gegenwärtig wie wenige Dichter des Altertums. Die Übertragung von Franz Dornseiff ist, wie wir unter Berufung auf namhafte Beurteiler sagen dürfen, eine Leistung von hoher Künstlerschaft im Nachempfinden eines schwierigen Originals. — Harry Graf Keßlers „Notizen über Mexiko" stellen eine gänzlich umgestaltete neue Auflage des 1903 erschienenen Buches dar. — Von der „Bibliotheca Mundi" sind weitere drei Bände (Stendhal, De l'Amour, Byron, Poems und Santa Teresa, Libro de su Vida) erschienen.

DAS
INSELSCHIFF
*
* EINE *
ZWEIMONATSSCHRIFT
*
ZWEITER JAHRGANG / VIERTES HEFT
APRIL 1921
*

Den Dichter seh' ich wandeln in der Mondnacht,
und hör' ihn flüstern unter den hohen Bäumen —
so süß! so süß!

Denn das ist Alles Dichtung,
womit ein Mensch sich seine Schmerzen lindert.
Alfred Mombert

HERMANN BAHR

STIFTER ALS LANDSCHAFTER

Daß wir diesem Aufsatz die Abbildung eines bisher nicht reproduzierten Gemäldes von Adalbert Stifter beigeben können, verdanken wir der Güte des Herrn K. Adolf Freiherrn Bachofen von Echt d. Ä., der uns eine Photographie des in seinem Besitz befindlichen Originals zur Verfügung stellte.

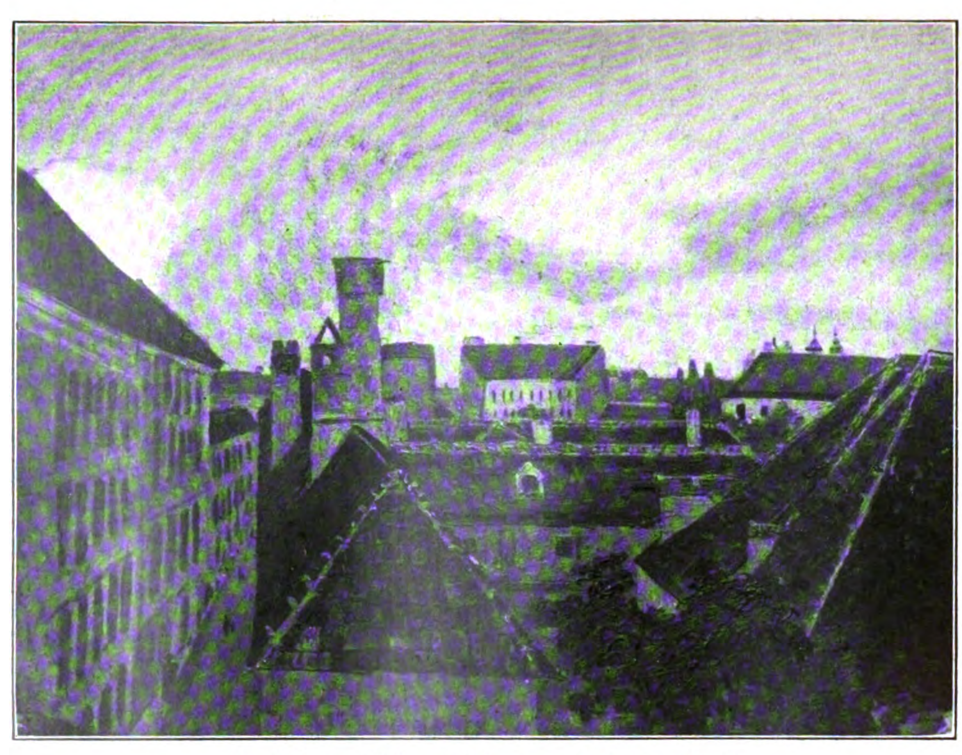
WENN Goethe lange zwischen Malen und Dichten sich nicht entscheiden konnte, so hat Stifter zunächst an seine Bestimmung zum Maler ganz fest geglaubt. Dichten trieb er nebenher, aus Liebhaberei, wie die Wissenschaften; seinen Lebensberuf aber sah der Jüngling in der Landschaftsmalerei. Der vierzehnte Band der Stifter-Ausgabe der Gesellschaft zur Förderung deutscher Kunst und Literatur in Böhmen enthält sein „Gesuch um Aufnahme in den Witwen- und Waisenpensionsfond bildender Künstler" (1844). Als „Behelfe seiner

Bitte“ bringt er da vor: „daß er in Wien ansässig ist und seit einer Reihe von Jahren die Landschaftsmalerei ausübt und von dem Ertrage derselben lebt, da er in keinerlei öffentlichem oder Privatamte steht“. Für die Ausübung seiner Kunst kann er folgende Tatsachen anführen: „Er hat in mehreren Jahren, mit Ausnahme der zwei letzten, verkäufliche Bilder in der hiesigen Kunstausstellung gehabt, wie er auf Verlangen mittels Katalogen ausweisen kann. Von diesen Bildern wurden manche von Privaten, und im Jahre 1841 eines vom Kunstvereine angekauft, worüber auch das Verzeichnis jenes Jahres beigebracht werden kann. Auch wird derselbe ein Bild, worüber er von übermorgen an verfügen kann, zur Einsicht des löblichen Vereines stellen, aus welchem ersichtlich werden wird, daß er sich seit längerer Zeit mit der Landschaftsmalerei beschäftigt hat. In letzterer Zeit hat der Gefertigte zwar einige kleine Versuche in der Schriftstellerei gemacht, aber er glaubt, daß ihm dies um so weniger hinderlich sei, als ein anderes Mitglied des löblichen Vereines, Herr Anton Ritter von Perger, auch als namhafter Schriftsteller bekannt ist.“ Er hat sich also auch, nachdem er den Dichter schon in sich entdeckt hatte, doch im Hauptamt noch als Maler gefühlt. So bringt ein 1847 in München erschienenes „Neues allgemeines Künstlerlexikon“ seinen Namen mit dem Zusatz: „Maler zu Wien, ein jetzt lebender Künstler. Er widmete sich dem Genrefache und ist auch als belletristischer Schriftsteller bekannt.“ Und sein Jugendfreund Emil Ranzoni hat ihn damals versichern hören: „Als Schriftsteller bin ich nur Dilettant, und wer weiß, ob ich es auf diesem Felde weiter bringen würde, aber als Maler werde ich etwas erreichen.“ Es scheint nur der Erfolg seiner Feder gewesen zu sein, der ihn aus äußeren Gründen umsatteln ließ. Er blieb übrigens im stillen der Malerei bis ans Ende seines Lebens treu. Er hat ein merkwürdiges „Tagebuch über Malerarbeiten“ geführt, worin er, auch als Pedant an

Goethe gemahnend, Tag um Tag sorgsam vermerkte, woran er gezeichnet oder gemalt und wie viele Stunden und Minuten er daran gezeichnet oder gemalt; und am Ende des Monats wird dann jedesmal auch noch genau die Summe gezogen, und es steht etwa März 1854: „An der Heiterkeit gezeichnet 18 Stunden, an der Heiterkeit gemalt 2 Stunden 42 Minuten, an der Bewegung gemalt 29 Stunden 28 Minuten, an der Vergangenheit gezeichnet 1 Stunde 56 Minuten, an der Vergangenheit gemalt 4 Stunden 36 Minuten." Der letzte Vermerk darin ist vom 24. August 1867; ein halbes Jahr vor seinem Tode. Da hat er noch von 7 Uhr 33 bis 8 Uhr 40 und von 2 Uhr 56 bis 3 Uhr 26, also eine Stunde und 37 Minuten lang, „an der Ruhe gemalt (Berge)". Und Friedrich Simony, der ihm zuerst im Hause Metternichs begegnet war und später zum Helden des Nachsommers Modell saß, hat in ihm auf den ersten Blick den geborenen Maler erkannt: „Mit einem in gleichem Grade sonst nur bei vollendeten Malern entwickelten Blicke vermochte Stifter jede halbwegs beachtenswerte Einzelheit der Landschaft alsogleich herauszufinden und sich zu eigen zu machen. Noch sehe ich ihn vor mir, wie er vor der bekannten schönen Felsengruppe hinter der Echernmühle plötzlich haltmachte und dieselbe nun mit Worten abzuzeichnen und zu malen begann und so lange mit der Sprecharbeit fortfuhr, bis eine allerliebste Skizze in seiner Gedächtnismappe fertig saß... Stifters Vortrag war ein fortgesetztes Zeichnen und Malen von Personen und Dingen in Worten." Wenn er dann dieses fortgesetzte Zeichnen und Malen in Worten nun aber auch in Farben versuchte, geriet es ihm nie zu Dank: dem Freunde Rosegger hat er einmal geklagt, „die Leinwand sei ihm wie ein Sieb, auf welchem nur das Grobe liegen bleibe, das Feine, Zarte und Wahrhafte aber durchfalle"; und an Baron Handel schreibt er: „Es ist ein eigenes Unglück, ich kann kein meiniges Bild lange in den Händen haben, ohne etwas auszubessern, und zwar

so lange auszubessern, bis ich das Bild wegwerfe." Derlei Seufzer hört man oft von Dilettanten, und zuweilen auch von den ganz großen Meistern.

Was mir von Zeichnungen und Gemälden Stifters unterkam, damit ergings mir immer seltsam. Ich erschrak zunächst. Es schien Dilettantismus, und von der ärgsten Art: forciert, sich übernehmend, gequält. Gerade diese Qual aber machte bei näherer Betrachtung den Eindruck, nicht ursprünglich, sondern im Malen erst entstanden, ja gleichsam dem Bilde von außen her aufgedrungen zu sein, wie wenn eine ganz unmittelbar ihrer Sache gewisse, frohgemut beginnende Hand mitten drin von einem Schulmeister, einem „Merker", durch Zurechtweisung um die Sicherheit und Unschuld ihrer Begabung und zur Verzweiflung gebracht worden wäre. In die natürliche Stimme dieser Bilder spricht auf einmal eine fremde drein: Angst, Angst, es nicht recht zu machen, nicht etwa sich selber nicht recht, sondern irgendeiner ihn geheimnisvoll bedrohenden, bedrückenden Forderung, Angst um die „Vedute". Man glaubt es diesen Bildern förmlich anzusehen, wie sich ihr Maler abschwitzt, um gegen sein eigenes besseres Gefühl, an dem er offenbar durch die Weisungen wohlmeinender „Kenner" irre geworden, das, was seiner ganz unmalerischen Umgebung für „malerisch" galt, seinem scheu gewordenen künstlerischen Gewissen aufzunötigen. Daß es ihm nie ganz gelang, daß all sein heißes Bemühn um „Veduten" vergeblich blieb, daß er unfähig war, die Natur zeitgemäß fälschen zu lernen, das gibt diesen Bildern ihren stillen, fast wehmütigen Reiz, irgendwie verraten sie noch, woran sie gehindert worden sind, irgendwie ist noch der erstickte geborene Maler darin zu spüren mit dem freien, großen, epischen Blick für das Gesetzmäßige, für den Zusammenhang der Landschaft, für das, was in ihr der Willkür menschlicher „Stimmungen" entrückt bleibt, für ihren ewigen Sinn, auch für ihre geologische Form, kurz: für die Land-



Aussicht aus Stifters Wohnung auf der Landstraße
Ölgemälde von Adalbert Stifter. 1839

schaft als ihren eigenen Ausdruck, nicht als unseren Eindruck. Und vielleicht gab Stifter doch nicht bloß seinen schriftstellerischen Erfolgen zuliebe den Beruf des Malers auf, sondern mehr noch, um endlich ungestört malen zu können in Worten, da man es ihn in Farben nicht ließ, und wir hätten es also dem unkünstlerischen Sinn seiner Epoche zu danken, daß er der größte Landschafter der deutschen Sprache geworden ist.

Die Landschaften im „Hochwald", im „Beschriebenen Tännling", im „Bergkristall" sind für mein Gefühl in der Weltliteratur das einzige, was sich mit den Landschaften Goethes, etwa mit der Harzreise, der Nähe des Geliebten, Ilmenau, doch auch den Landschaften der Wahlverwandtschaften, der Wanderjahre, an augenscheinlicher, ja sozusagen handgreiflicher, ganz unmittelbarer Gegenwart vergleichen läßt. Oder er schreibt einmal einen Aufsatz für einen Kalender über die Ruine St. Thoma und schildert da den Blick auf „das leuchtende Band der Moldau, wie es sich darstellt von einem Höhenpunkt desselben Waldzuges angesehen, aber etwa zehn Wegestunden weiter gegen Sonnenaufgang: durch die duftblauen Waldrücken noch glänzender, liegt es geklemmt in den Talwindungen, weithin sichtbar, erst ein Lichtfaden, dann ein flatternd Band und endlich ein breiter Silbergürtel, um die Wölbung dunkler Waldesbusen geschlungen — dann, bevor sie neuerdings schwarze Tannen- und Föhrenwurzeln netzt, quillt sie auf Augenblicke in ein lichtes Tal hervor, das wie ein zärtlich Auge aufgeschlagen ist in dem ringsum trauernden Waldesdunkel ... Dein staunender und verwirrter Blick ergeht sich über viele, viele grüne Bergesgipfel, in webendem Sonnendufte schwebend, und gerät dann hinter ihnen in einen blauen Schleierstreifen — es ist das gesegnete Land jenseits der Donau mit seinen Getreidehängen und Obstwäldern, bis der Blick endlich auf jenen ungeheuren Halbmond trifft, der den Gesichtskreis einfaßt: die Norischen Alpen. Der große Priel

glänzt an heiteren Tagen wie eine lichte Flocke am Himmelsblau hängend, — der Traunstein zeichnet eine blasse Wolkenkontur in den Kristall des Firmaments. Der Hauch der ganzen Alpenkette zieht, wie ein luftiger Feengürtel, um den Himmel, bis er hinausgeht in zarte, kaum sichtbare Luftschleier, drinnen weiße Punkte zittern, wahrscheinlich die Schneeberge fernerer Züge." Die Gewalt solcher Landschaften Stifters, der gesprochenen, nicht der gemalten oder gezeichneten, ist so groß, daß, wer, ihrer eingedenk, die Gelegenheit wahrnimmt, das „Original", das sie „nach der Natur" abbilden, kennen zu lernen, die Wirklichkeit, an ihrer Abbildung gemessen, dürftig, unzureichend, ja gewissermaßen in einem nur erst halbfertigen Zustand findet. In manchen Landschaften erreicht Stifter so die höchste Wirkung der Kunst, hinter der ja, dort wo sie sich vollendet, die Natur zurückbleibt. Es ist ihm zuweilen geglückt, eine Landschaft vom bloßen Versuch, in dem Natur doch immer stecken bleibt, sozusagen zur Urlandschaft emporzubringen, wie Goethe zur Urpflanze kam (die ja zwei Taten Goethes enthält: eine wissenschaftliche, die Goethe selber gar nicht bemerkt hat, bis ihn Schillers Ausruf: „Das ist eine Idee!" darauf aufmerksam machte, aber auch eine künstlerische, die wieder Schiller nicht bemerkte, nämlich: daß Goethe ja diese „Idee" nicht bloß hatte, sondern „sie sogar mit Augen sah!"). Es war der Maler Goethe, der zur Urpflanze kam, wie denn all sein Verdienst um Naturforschung recht eigentlich darin bestand, daß er künstlerisches Sehen in die Wissenschaft eingeführt hat. Richtiger: das Sehen des Zeichners. Ganz genau gesagt: das Sehen des deutschen Zeichners. Denn von Anfang an macht dies das wesentliche Merkmal deutscher Zeichner aus, die Welt mit Geistesaugen anzusehen. Sie machen wirklich jenes geheimnisvolle Wort vom „schaffenden Spiegel" wahr: sie werfen nicht nur das Bild der Erscheinung zurück, sie geben es ihr erst, sie bringen die wahre Ge-

stalt der Erscheinung aus ihr hervor, aus ihr und aus sich zugleich, was nur vermag, wer, nach Goethes Wort, „sich eins weiß mit der Welt und deshalb die objektive Außenwelt nicht als etwas Fremdartiges empfindet, das zu der inneren Welt hinzutritt, sondern in ihr die antwortenden Gegenbilder zu den eigenen Empfindungen erkennt". Und wieder ist es Goethe (in „Was wir bringen" von 1814), der uns auch den Grund davon sagt, nämlich daß

„Erdentiefen und des Himmels Sphären
Nur ein Gesetz der Menschenbrust bewähren."

Es ist dieselbe Gesinnung, aus der Kant das Sittengebot in uns und den gestirnten Himmel über uns in einem Atem nennen kann. Mit der Ahnung des Urbilds in jedem Abbild beginnt alles Zeichnen. Der vollkommene Zeichner würde nur noch Urpflanzen, Urlandschaften, Uraugen, Urohren, Urnasen sehen; Leonardo war zuweilen schon nahe daran. Dem Physiker wird die Welt zur Zahl, dem Zeichner zum Strich. Aber Zahl oder Strich, es ist immer dasselbe Gesetz, das damit anerkannt wird, anerkannt und aufgezeigt und mitgeteilt. Alle Wahrheit, alle Schönheit mündet ins Sittliche wieder, in dem sie wurzelt.

„Das Sittengesetz allein in seiner Anwendung ist Kraft!" schrieb Stifter gegen Hebbel, und „wenn wir nur in uns selber in Ordnung wären", heißts im Nachsommer, dann würden wir erst fähig, auch „die Unschuld der Dinge außer uns zu fassen". Dieser reine, stille, große Liebesblick für die Unschuld der Dinge wagt sich aber in seinen Bildern doch nie ganz hervor. Malen ist offenbar doch nicht die Muttersprache seines Gemüts gewesen. Erst in seinen Erzählungen tritt die Stifterlandschaft rein auf, von solcher Klarheit und doch so geheimnisvoll, in aller Einfalt von solcher Intensität, mit ihren Kinderaugen so monumental, daß sie dem Klassischen so nahe kommt wie sonst in der ganzen nachgoethischen Zeit vielleicht nur noch, in seinen letzten Werken zuweilen, Marées.

SHAKESPEARE

SONNET

TH' expense of spirit in a waste of shame
Is lust in action; and till action, lust
Is perjur'd, murderous, bloody, full of blame,
Savage, extreme, rude, cruel, not to trust;
Enjoy'd no sooner but despised straight;
Past reason hunted; and no sooner had,
Past reason hated, as a swallowed bait,
On purpose laid to make the taker mad:
Mad in pursuit, and in possession so;
Had, having, and in quest to have, extreme;
A bliss in proof, and prov'd, a very woe;
Before, a joy propos'd; behind, a dream.
All this the world well knows; yet none knows well
To shun the heaven that leads men to this hell.

* * *

PAUL ERNST

DER WEISSE ROSENBUSCH

DAS Schlachtfeld von Jena ist eine Hochebene von mehreren Stunden Umfang, in welcher verstreut eine Anzahl runde Vertiefungen liegen, wohl in Urzeiten durch strudelnde Wasser entstanden. In diesen Vertiefungen sind meistens die Dörfer und einzelnen Gehöfte gebaut, so daß die Bewohner mit einem begrenzten Blick aufwachsen, indessen der Wanderer, der oben auf der Ebene geht, von Häusern und Menschen nicht eher etwas sieht, bis er dicht vor einer solchen Vertiefung angekommen ist.

Am Vorabend der Schlacht, als der deutsche Heerführer die unheilvolle Bewegung vom Rande der Ebene rückwärts machte, ritt ein preußischer Leutnant mit seinem Burschen

in eine dieser Vertiefungen hinab, in welcher ein einsames Bauerngehöft lag, versteckt unter düsteren alten Kastanienbäumen. Um den Weg abzukürzen, der sich langsam wand, lenkten sie die Pferde quer über den Acker. Ein noch junger Mann, der hinter dem Pfluge ging, wickelte die Zügel um den Pflugsterz und trat ihnen entgegen, indem er grob ausrief, über seinen Acker gehe kein öffentlicher Weg. Der Offizier fragte: „Ihr seid der Bauer?“ und wie der andere bejahend antwortete, fuhr er fort: „Es gefällt mir, daß Ihr auf Eurem Recht besteht. Ihr werdet ein ordentlicher Mann sein. Führt uns zu Eurem Haus.“ Der Bauer faßte in den Zügel des Pferdes, lenkte es auf die Straße, und indem der Bursche folgte, kamen die drei auf den Hof. Der Offizier stieg ab und trat vorauf in das Haus; der Bauer hinter ihm; nach einer Weile kam der Soldat, der die beiden Pferde am Ring der Torfahrt festgebunden hatte.

Nachdem der Bauer noch seine Frau hatte rufen müssen, welche eintrat, indem sie die Hände an der blauen Schürze abtrocknete, begann der Offizier:

„Morgen ist die Schlacht, und es kann keiner wissen, wie es für ihn ausgeht. Durch einen Zufall habe ich mein Vermögen bei mir, tausend Louisdor in bar“ — er setzte einen leinenen Sack auf den Tisch — „und wenn ich falle oder gefangen werde, so geht das Geld für meine Familie verloren. Ich habe Vertrauen zu euch, daß ihr nicht die Hinterbliebenen eines Deutschen, der auch für euch kämpft, um ihr bißchen Armut betrügen werdet. Hebt mir das Geld auf, so gut ihr könnt. Bleibe ich am Leben, so hole ich es selber wieder ab, falle ich, so könnt ihr es meinem Burschen übergeben; kommt auch mein Bursche nicht, so bringt ihr es mit diesem Briefe nach Görlitz zu meiner Frau, sobald die Straßen wieder sicher sind.“

Nach diesen Worten schüttelte der Offizier dem jungen

Bauern die Hand, grüßte artig die Frau und verließ mit dem Burschen das Zimmer.

Der Bauer ging mit seiner Frau in den Keller, nahm von dem größten Sauerkrauttopf den Stein und die Brettchen herunter, mit denen der eingelegte Kohl beschwert war, schüttete den in einen leeren Topf, der für das Salzfleisch beim Schweineschlachten gebraucht wurde, verbarg den Beutel mit dem Gold unten in dem Sauerkrauttopf und füllte den Kohl wieder auf. Nachdem er die Brettchen und den Stein wieder an ihre Stelle gelegt hatte, wies er die Frau an, den übrigen Sauerkohl mit in die Küche zu nehmen, und ging nach oben.

In der Nacht, während Napoleon seine Geschütze den steilen Hohlweg auf die Hochebene schaffte und Davoust seine Kolonnen von der anderen Seite nach oben führte, wachte der Bauer aus schweren Träumen um das Geld auf. Langsam erhob er sich und zog sich an, dann ging er in den Keller hinunter. Da saß die Frau gekauert vor dem geleerten Topf und zählte die Goldstücke in ihren Schoß. Erschreckt schlug sie die Schürze über den Schatz, als der Mann hinter sie trat. Er sagte nichts. Nach langem Schweigen sprach sie: „Ein schönes Stück Geld, wir könnten jedem Jungen einen Hof hinterlassen.“ Er erwiderte: „Tu das Geld in den Topf. Wenn du als zweites ein Mädchen gehabt hättest, dann brauchtest du nicht solche Gedanken zu haben.“ Sie wischte sich mit dem Handrücken eine Träne aus den Augen, denn ihre Hände waren von dem Krautsaft besudelt, dann brachte sie alles wieder an seine Stelle.

Kanonendonner kam, Gewehrfeuer, Fliehende und Verfolger; der Hafer wurde zertreten; Tote und Verwundete lagen; die Verwundeten wurden aufgehoben; in der Nacht streiften viele auf dem Schlachtfelde umher, um den Toten die Kleider auszuziehen, auch nach Geld und Taschenuhren und Ringen zu suchen.

Am Abend des anderen Tages kam der Bursche, erschöpft und elend. Der Bauer setzte ihm ein Stück Speck, Brot und eine Flasche Schnaps vor. Der Soldat verlangte einen Arbeitsanzug des Bauern, er wollte das Geld nach Görlitz bringen. Der Bauer schüttelte den Kopf. Der Soldat, welcher ihn falsch verstand, sagte: „Es ist nicht Fahnenflucht; behalte ich die Uniform, so werde ich nur gefangen. Wenn ich das Geld abgeliefert habe, suche ich mein Regiment wieder auf. Ich bin ein ordentlicher Kerl, ich muß jetzt Unteroffizier werden." Der Bauer erwiderte ruhig: „Ich bin für das Geld verantwortlich; die Wege sind mir jetzt nicht sicher genug; ich bringe das Geld selber nach Görlitz, wenn es mir an der Zeit scheint." Der Soldat fluchte und trat auf den Bauern zu: „Hältst du mich für einen Spitzbuben?" Der Bauer zuckte nur die Achseln und sagte: „Ich bin verantwortlich." „Du Hund willst mir zu verstehen geben, ich will die Witwe meines Leutnants bestehlen?" schrie der Soldat und schlug ihm mit der geballten Faust ins Gesicht. Eine Spitzhacke stand dem Bauern zur Hand; er hatte einen neuen Stiel aus Hornbaumholz hineingefaßt statt des alten rotbuchenen, der gesprungen war. Er ergriff die Hacke und schlug den Soldaten auf den Kopf. Der Mann fiel um, ohne einen Laut zu sagen. Er kniete nieder, nahm seinen Kopf in die Hand. In der Tür stand die Frau, lautlos die Hände über sich zusammenschlagend. „Faß an!" rief er ihr zu. Sie trug den Toten an den Füßen, er an der Brust; er wendete sich zu dem alten Brunnen, der nicht mehr gebraucht wurde, weil die Eltern durch den Genuß des Wassers erkrankt und gestorben waren, während er als Knecht auf einem anderen Hof gedient hatte. Er schob den Leichnam vornüber auf den Rand und stürzte ihn hinunter. Vom Bau im im vorigen Jahre lagen noch Steine und Sand in der Hofecke; bis nach Mitternacht karrte er davon herbei und stürzte nach; indessen hatte die Frau, weinend und leise für sich mit zittern-

der Stimme ihre Unschuld beteuernd, die Blutspuren in der Stube aufgescheuert.

In den folgenden Jahren kamen häufige Mißernten, so daß trotz der hohen Preise viele größere und kleinere Landwirte schlecht standen. Nach den Befreiungskriegen folgten dann die Jahre der niedrigen Preise, und mit ihnen eine schwere Notlage der Gutsbesitzer und auch der Bauern. In dieser ganzen Zeit, welche etwa ein Menschenalter währte, mußte mancher Besitzer um billigen Preis verkaufen und mit dem weißen Stabe von seiner Väter Hofe ziehen, und mancher schlaue Mann wurde reich, wenn er gerade bares Geld zur Verfügung hatte. Unser Bauer kaufte langsam Feld um Feld, Weide um Weide, wie sich die Gelegenheit bot; er kaufte auch um ein Billiges einen ganzen Hof; und als er starb, etwa in der zweiten Hälfte der Fünfzig, da besaß er mehr als ein mittelmäßiger Rittergutsbesitzer. Er hinterließ seine Witwe und die beiden Söhne, welche nun im Anfang der Dreißig standen. Kurz nach seinem Tode verlobten sie sich mit zwei Erbtöchtern, deren Väter in derselben Gegend begütert waren.

Es war ein neuer Pastor in die Gemeinde gekommen, in welche unser Hof eingepfarrt war. Als der mit seiner Frau die Witwe besuchte, da lud diese die Pastorin für den nächsten Sonntag zu einer Lustfahrt in ihrem leichten zweisitzigen Wägelchen ein. Der älteste Sohn kutschierte und zeigte mit der Peitsche die Äcker, Felder, Weiden und Wiesen, welche ihnen selber gehörten oder ihren Schwiegereltern. Mehrere Stunden fuhren sie so, und der Frau wurde zum ersten Male die Größe ihres Besitzes klar. Sie rühmte ihren Reichtum gegen die Pastorin und sprach von ihrem verstorbenen Mann, wie er ein fleißiger Kirchengänger gewesen sei, und wie ihn die Regierung eigentlich hätte zum Amtsvorsteher wählen müssen, und da sprach sie vom Segen des Himmels; aber wie sie das Wort sprach, da tauchte die halbvergessene Erinnerung an das Ver-

brechen ihres Mannes in ihr auf, und sie verstummte plötzlich. Dann seufzte sie nach einer Weile und sagte, der älteste Sohn sei jähzornig, er gleiche ganz seinem Vater, und zuweilen habe sie Angst, daß Gott sie durch ihn strafen werde; dabei weinte sie einige Tränen. Der Sohn drehte sich um und gab ihr einen groben Verweis; verlegen lächelnd sprach sie zu den Pastorsleuten: „Er ist gut zu mir, er meint es nicht so böse, wie es klingt." Der Sohn gab den Pferden einen Peitschenschlag, daß sie plötzlich stark anzogen.

Nun wurde in dieser Zeit ein alter Schäfer bettlägerig, der seit langem für die Gemeinde gehütet hatte. Wie er merkte, daß es an das Letzte ging, ließ er den Pastor rufen, um ihm ein Geständnis zu machen und sein Gewissen zu erleichtern.

Damals, nach der Schlacht, als die Heere sich entfernt, hatte er seine Schafe, so viele ihm geblieben waren, auf die zerstampften Haferfelder geführt, wie auch die Gänse in den Hafer geschickt wurden, damit von der zerstörten Frucht, die oftmals selbst mit der Sichel nicht mehr geerntet werden konnte, wenigstens noch etwas genutzt wurde. An einem mit Schlehdorn bewachsenen Rain, mitten in den Dörnern, hatte er die Leiche eines preußischen Leutnants gefunden, welche in ihrem Versteck übersehen sein mochte. Von Habgier getrieben, untersuchte er die Kleider des Toten, aber er fand nur eine Brieftasche mit Briefen und Aufzeichnungen. Einen goldenen Trauring wagte er nicht abzuziehen, denn die Hände waren schon etwas angeschwollen. Von Angst getrieben, ging er die folgende Nacht mit Hacke und Schaufel an die Stelle und begrub den Leichnam; dann betete er über dem Grabe. In seinem Garten hatte er einen großen weißen Rosenbusch; von diesem hackte er einen kräftigen Trieb heraus und pflanzte ihn in die lockere Erde des Grabes, nachdem er in der Umgebung die Schlehen vernichtet hatte.

Die Brieftasche legte er zu Hause ins Schapp; und obwohl

sie ihm gar nichts nützen konnte, lieferte er sie doch nicht beim Amtsvorsteher ab; er erzählte auch niemandem von der Geschichte, weil er wohl wußte, daß er eine verbrecherische Absicht gehabt hatte bei der Durchsuchung des Gefallenen. So waren die Jahre vergangen, und er hatte die in Papier gewickelte Brieftasche immer an ihrer Stelle liegen lassen. Nun, auf dem Totenbette, wurde die Angst seines Gewissens größer als die Furcht vor einer Strafe oder Beschämung, und er erzählte dem jungen Pastor alles, indem er ihm die Brieftasche übergab. Sie war aus violettem Leder, trug auf silbernem Schild ein Wappen und wurde durch ein nunmehr verrostetes stählernes Schloß zusammengehalten, das nicht durch einen Schlüssel zu öffnen war, sondern durch das Verschieben eines kleinen Stiftes, welcher als Dorn des Schlüsselloches erschien. Der Pastor übergab die Tasche nebst einer Darstellung der Erzählung dem Amtsgericht; hier stellte man Nachforschungen an und fand bald die überlebende Witwe des vor dreißig Jahren Gefallenen; sie bewohnte zwei kleine Zimmer in demselben Hause in Görlitz, wo sie mit ihrem Gatten eine große Wohnung innegehabt hatte.

Die Frau des Gefallenen hatte damals einen Brief erhalten, der am Tage vor der Schlacht geschrieben war. In diesem drückte der Offizier seine starken Befürchtungen über den Ausgang der Schlacht und des Krieges überhaupt aus. Um seine Familie für den Fall seines Todes sicherzustellen, hatte er einen umstrittenen Erbschaftsanspruch verkauft, den nach seinem Ableben eine alleinstehende Frau schwerlich hätte durchsetzen können, besonders in den schwierigen Zeiten, die er voraussah. Die bare Summe in Gold, welche nach menschlicher Berechnung unter diesen Verhältnissen den Wert seines Vermögens am besten darzustellen schien, hatte er einige Tage vorher erhalten; er mochte sie keinem Bankhaus anvertrauen, scheute sich auch, einen Boten mit ihr in die Heimat zu

schicken, und so schrieb er ihr denn, er werde das Geld während der Schlacht einem zuverlässigen Mann zur Aufbewahrung übergeben, der es ihr bringen werde, wenn er selber fallen sollte.

Seit diesem Brief hatte die Frau keine Nachricht wieder von ihrem Gatten erhalten, dem sie kaum fünf Monate vorher angetraut war. Sie saß am Fenster ihres kleinen Stübchens, wo auf der Kommode alte Tassen und gravierte Glasbecher standen, und wo die sorgsam geschonten Stühle aus der guten Stube von den Eltern ihres Gatten an der Wand aufgereiht waren; sie nähte und stickte die Wäsche für das Kind, welches sie erwartete; und als nach der Schlacht alle Nachrichten ausblieben und der Name ihres Gatten unter den Vermißten angegeben war, da zog sie ein schwarzes Kleid an, das sie schon im Schrank hängen hatte, und häufige Tränen verdunkelten ihre Augen, daß sie oft aufhören mußte zu nähen, und mancher Tränentropfen fiel von ihren schönen Wimpern auf die kleinen Hemdchen des Säuglings.

Dann wurde das kleine Mädchen geboren und füllte die stillen Wände mit seinem Geschrei, und die kleinen Sorgen um das Kind verdeckten den großen Kummer; das Kindchen wuchs heran, und die Erhebung gegen die französischen Unterdrücker bereitete sich vor; die arme Mutter gab ihren goldenen Trauring her für das Vaterland und tauschte einen eisernen Ring ein; das war das einzige Stück aus kostbarem Metall gewesen, das sie noch gehabt hatte, alles andre Entbehrliche hatte sie gleich nach der Geburt verkauft, damit der Erlös das kleine Kapital vergrößere, das sie noch besaß; dann schnitt sie ihr schönes blondes Haar ab und verkaufte es und brachte das Geld zu der Sammelstelle; und wie dann die Heere ins Feld zogen und die Schlachten geschlagen wurden, da zupften ihre und des Kindes Hände unermüdlich Charpie, die sonst allerhand feine Stickarbeiten machten für ein mäßiges Geld.

Wie die Tochter zur schlanken Jungfrau heranwuchs und sie selber gebückter wurde, da kam eine neue Heiterkeit in ihr Gesicht und über die feinen Furchen ihrer Stirn. Der Sohn eines alten Regimentskameraden ihres Gatten, ein tüchtiger junger Offizier, reichte dem Mädchen die Hand; bald kamen Kinder, welche lustig und lärmend die Treppe zu dem stillen Stübchen der lächelnden Großmutter hinauftobten; und so verfloß ein Menschenalter nach dem schweren Schlag, welcher die Frau getroffen hatte.

Als sie dann vom Amtsgericht in Jena das Paket erhielt mit dem Geständnis des Schäfers und der alten Brieftasche, welche sie einst als Braut dem Verstorbenen geschenkt, da wurde sie so erschüttert, daß sie tagelang das Bett hüten mußte. Wie sie sich gefaßt hatte, da eröffnete sie alles ihren Kindern und fragte sie um Rat, was sie tun sollte, denn sie fühlte den heißen Wunsch, wenigstens das Grab ihres Gatten zu besuchen, welches in der Aussage des Schäfers genau bezeichnet war. Die Brieftasche enthielt ihre fünf letzten Briefe, eine Locke ihres Haares und zwei eingeheftete Pergamentblätter, auf welche man damals flüchtige Aufzeichnungen mit Bleistift machte, die man mit Brotrinde leicht abwischen konnte, wenn man sie nicht mehr brauchte. Die meisten Aufzeichnungen, welche ja nur das Gedächtnis des Besitzers entlasten sollten, bestanden aus unverständlich abgekürzten Worten und aus Zahlen; die letzte Niederschrift war eine Adresse — die Adresse des Bauern, welchem der Leutnant das Geld übergeben hatte; unter dem Namen stand vermerkt in Zahlen: tausend, und dahinter das damals übliche Zeichen für Louisdor.

Nachdem der Sohn diese Niederschrift lange betrachtet, erklärte er der alten Dame, er werde sie auf ihrer Reise, welche er durchaus natürlich und gerechtfertigt finde, ohnehin begleiten; und dabei wolle er mit ihr Nachforschungen nach dem Mann anstellen, dessen Name hier aufgeschrieben sei; denn

er halte es nicht für unmöglich, daß der Verstorbene damals diesem sein Vermögen anvertraut habe.

Wie die Dame sich erholt und der Offizier Urlaub erhalten hatte, reisten dergestalt die beiden nach Jena und zogen auf dem Amtsgericht alle Erkundigungen ein. Der Schäfer war inzwischen gestorben, indessen hätte er auch Wesentliches nicht mehr bekunden können. Der Amtsrichter, dem der Offizier seine weitere Vermutung mitteilte, erkannte sofort die aufgezeichnete Adresse, denn der Name des wohlhabenden Bauern war durch allerhand Kaufhandlungen dem Gerichte vertraut; und er wußte gleich zu berichten, daß allerdings allgemein aufgefallen war, wie der Mann ohne sichtbare Ursachen zu so großem Wohlstand gelangt sei. Die Angelegenheit bewegte ihn so, daß er die beiden bat, ihn und seinen Sekretär mitzunehmen und zuerst die Witwe aufzusuchen, ehe sie zu dem Grabe führen, damit man vielleicht aus der Überraschten eher ein Geständnis ziehe; gesetzlich sei freilich wegen der Verjährung nichts mehr zu machen.

So nahmen sie also einen Wagen in ihrem Gasthof; der Sekretär stieg zu dem Kutscher auf den Bock, der Amtsrichter setzte sich zu den Herrschaften, und in kaum zwei Stunden fuhr man in den Bauernhof ein.

Die Witwe wie die beiden Söhne waren auf dem Hof. Der älteste Bruder hatte eben Gras eingefahren; die Sense steckte noch in der Fuhre fest, die Pferde waren schon abgeschirrt; der jüngere Bruder war auf dem Boden und maß Korn ab. Die Witwe führte die Fremden in die Stube, die Brüder folgten, gespannt auf die Ursache des Besuches.

Der Amtsrichter fragte die Frau, nachdem der Sekretär sich mit Aktenpapier und Schreibzeug am Tische niedergelassen hatte: „Ist der Bursche des preußischen Leutnants, der Ihnen die tausend Louisdor zur Aufbewahrung übergab, nach der Schlacht wieder bei Ihnen gewesen?“

Der Frau schwindelte vor Schreck, und unbesonnen erwiderte sie, was sie in ihrer Angst während der ersten Jahre immer leise vor sich hingesagt hatte: „Es kann ihn niemand haben kommen sehen."

„Ihr habt ihn im Keller begraben?"

„Im Brunnen", sagte sie, noch immer bestürzt.

„Was, ihr habt also doch einen Menschen gemordet?" schrie der jüngere Bruder; denn der plötzliche Reichtum des Vaters hatte seinerzeit allerhand Gerüchte erzeugt, und wie das so geht, waren die nicht weit von der Wahrheit entfernt, und von Kindheit an hatten sie den Brüdern in den Ohren geklungen.

Die Frau erhob sich. „Ja, was ist denn das? Was wollen denn die Herrschaften?" kam es über ihre bebenden Lippen, die vergeblich Festigkeit zu zeigen suchten.

„Schwatze nicht, Mutter, wenn du etwas weißt", sagte finster der ältere Sohn.

„Schweigen Sie!" donnerte ihn der Amtsrichter an.

„Die Alte ist halb blödsinnig, sie hätte schon längst unter Kuratel gemußt", antwortete der Sohn.

Der Amtsrichter wies die beiden aus dem Zimmer, um die zusammengesunkene Frau unbeeinflußt verhören zu können.

Draußen auf dem Hof standen sich die Brüder gegenüber.

„Ich will nichts von dem Sündengeld", sagte der Jüngere.

„Willst du vielleicht Knecht bei mir spielen?" antwortete der andere.

„Ich gehe nach Amerika, wo mich keiner kennt."

Rasend vor Wut ergriff der andere die Sense und hieb auf den Jüngeren ein; mit einem furchtbaren Aufschrei stürzte der zu Boden. Der andere ließ die Sense fallen und wischte sich über die Stirn; der Bruder verdrehte die Augen; er hatte ihn ermordet.

Die Knechte waren auf dem Felde. Nur die Kuhmagd stürzte



aus dem Stall; aus dem Haus kamen die Fremden, die zitternde Mutter geführt von dem Amtsrichter. Wie sie vor dem Lebenden stand und ihn verständnislos ansah, sagte der: „Da wird das Blut bezahlt.“ Dann ging er ruhig durch die starr stehenden Menschen zur Stalltür und schritt mit festen Tritten die Bodentreppe hinauf; als man sich über alles klar wurde und ihm nachfolgte, war es zu spät; er hatte sich an einer Dachlatte erhängt.

Die Mutter erlangte ihre Besinnung nicht wieder.

Nach den Erinnerungen alter Leute fand man später im Hofe die Stelle, wo der Brunnen gestanden hatte; man räumte ihn aus und traf unten Knochen, Zeugfetzen, Uniformknöpfe und Schuhe des ermordeten Soldaten.

Die alte Dame war von dem Schrecklichen so mitgenommen, daß sie wieder über eine Woche das Bett hüten mußte; sie wurde von ihrem Schwiegersohn gepflegt. In der Stadt hatte sich das Gerücht von ihrer Geschichte verbreitet und allgemeine Rührung erzeugt; der Bürgermeister ließ vor dem Gasthaus, in dem sie lag, Stroh auf die Straße legen, damit sie nicht durch das Wagengeräusch gestört werde; Blumen und Früchte wurden von Unbekannten geschickt, und viele Bürger erkundigten sich täglich in eigener Person bei dem Wirt nach ihrem Befinden.

Sobald sie sich etwas kräftiger fühlte, verlangte sie das Grab ihres Gatten endlich zu besuchen. Der Arzt meinte, daß bei der Herzkranken ein Versagen oder Aufschieben ihres Wunsches ebenso gefährlich sein könne wie seine allzufrühe Befriedigung, und so gab er seine Erlaubnis, daß sie mit ihrem Sohne schon jetzt die Fahrt unternahm.

Jener Schößling der weißen Rose, welche in Thüringen so häufig auf den Kirchhöfen gepflanzt wird, daß man sie auch Kirchhofsrose nennt, hatte sich in den langen Jahren zu einem sehr großen Busch entwickelt von einer solchen Schönheit,

daß er in der ganzen Gegend bekannt war. Der Wagen war auf der Landstraße gefahren bis zu der Stelle, wo sich der schmale Feldweg abzweigte, welcher zu dem Raine führte und dann an ihm entlang lief. Das Feld war jetzt mit Gerste bestanden, die eben begann gelb zu werden; auf dem geringen Boden war sie nicht sehr üppig gekommen; aber Kornblumen und Mohnrosen machten das Feld freundlich und heiter. Der Rosenbusch stand in seiner schönsten Blüte; viele Hunderte von kleinen weißen Rosen waren halb oder ganz aufgebrochen an den oberen Enden der langen, gebogenen Ruten; die Dame war müde, der Offizier setzte sie sorgsam auf einen breiten Stein, der gerade unter dem Busche lag. Ein Hänflingsnest mit Jungen war mitten in den dornigen Zweigen; der alte Vogel, mit einem Körnchen im Schnabel, saß eine Weile ängstlich wartend wenige Schritte von ihnen auf einem kleinen dürren Stecken; als er sah, daß er sich nicht fürchten mußte, flog er eilig zum Nest, und das Geschrei der bittenden Jungen erscholl.

Unbeweglich und still standen die Gerstenähren, schon leise sich neigend harrten die Kornblumen und hingen die leuchtenden Mohnrosen. Eine Lerche, welche im Felde nistete, flog wie ein Pfeil schmetternd in die Höhe.

Die Dame sagte ganz leise: „Hier ruht es sich schön"; dann wurde sie plötzlich dem Sohn, welcher sie aufrecht sitzend hielt, schwer im Arm; eine heitere Ruhe war in ihrem gütigen Gesicht; ein Herzschlag hatte sie getroffen.

Man begrub sie unter dem weißen Rosenbusch, neben ihrem Gatten, welcher ihr vor dreißig Jahren vorangegangen war; ein niedriger Stein, der zwei verschlungene Hände aufweist, wurde zu ihrer Erinnerung gesetzt.

Noch heute blüht der Rosenbusch über dem Grabstein; eine verworrene Erinnerung, daß zwei treu Liebende hier begraben liegen, die nach langen Jahren vereinigt wurden, hat sich im

Volk erhalten, und es ist ein Glaube der Liebenden geworden, daß sie zu dem Grabe gehen und jedes eine Rose brechen und im Gesangbuch aufheben muß, denn so lange die vertrocknete Rose dauert, so lange dauert auch ihre Liebe.

* * *

CHARLES BAUDELAIRE
(geboren am 9. April 1821)

LES PLAINTES D'UN ICARE

LES amants des prostituées
Sont heureux, dispos et repus:
Quant à moi, mes bras sont rompus
Pour avoir étreint des nuées.

C'est grâce aux astres non pareils,
Qui tout au fond du ciel flamboïent,
Que mes yeux consumés ne voient
Que des souvenirs de soleils.

En vain j'ai voulu de l'espace
Trouver la fin et le milieu;
Sous je ne sais quel œil de feu
Je sens mon aile qui se casse;

Et brûlé par l'amour du beau,
Je n'aurai pas l'honneur sublime
De donner mon nom a l'abîme
Qui me servira de tombeau.

*

Übertragung von Rainer Maria Rilke

DIE bei den Dirnen trafen
es glücklich, sind satt und frei:
mir brachen die Arme entzwei,
weil ich bei Wolken geschlafen.

Schuld sind im Himmelsgefild
die Sterne ohnegleichen,
kann, verzehrt, ich nichts mehr erreichen,
als von Sonnen ein Bild.

Unmöglich, daß ich erringe
des Raumes Mitte und End;
irgendein Blick, der brennt,
bricht mir, ich fühl es, die Schwinge;

und vom Drang nach dem Schönen versengt,
werd ich nicht bis zum Stolz mich erheben,
meinen Namen dem Abgrund zu geben,
der als Grab mich empfängt.

* * *

NEUE GOETHE-WORTE

Die soeben erschienene neue Ausgabe von Friedrich Wilhelm Riemers „Mitteilungen über Goethe" scheidet aus den beiden starken, dickleibigen, mit einer Unmenge von Zitaten und mit allerlei philologischem Kleinkram beschwerten Bänden des 1841 erschienenen, heute vergriffenen und nicht leicht zugänglichen Originalwerkes alles aus, was Quellenwert und lebendiges Interesse nicht mehr besitzt, ohne aber die eigentümliche Anlage und den apologetischen Grundcharakter zu verwischen. Die Zeugnisse des nahezu dreißigjährigen mündlichen Verkehrs zwischen dem Meister und seinem treuen Gehilfen, die Tischreden und Aphorismen, die Goethes Maximen und Reflexionen so reich und wertvoll ergänzen, treten zum ersten Male in geschlossenem Zusammenhange in Erscheinung. Für die Textgestaltung konnte der Herausgeber Riemers umfangreichen handschriftlichen Nachlaß benutzen, dessen wesentlichste Teile sich in der Sammlung Kippenberg in Leipzig und im Goethe- und Schiller-Archiv in Weimar befinden. Zahlreiche Berichtigungen und Vervollständigungen des Wortlauts der Goethischen Aussprüche, sowie genauere Datierungen ließen sich dadurch ermöglichen. Einen besonderen Wert verleihen der Neuausgabe eine Reihe bisher ungedruckter Aussprüche Goethes, die aus den Riemerhand-

schriften der Sammlung Kippenberg dem alten Bestande eingefügt wurden. Die Einleitung gibt ein knappes Lebensbild des „wunderlichen Individuums", als das Riemer sich gern bezeichnete, ein erklärendes Namen- und Sachregister erhöht die Brauchbarkeit des mit dreiundzwanzig ganzseitigen Abbildungen geschmückten Bandes.

Als Kostprobe mögen einige der bisher unbekannten Aussprüche Goethes folgen, in denen der Meister von sich selbst, seinem Leben und seiner Lebensart spricht.

4. Mai 1811

„SPRACHE wirklich das Höchste, die höchste Äußerung der Vernunft und des Bewußtseins.

Man sollte nicht mehrere (Wort-)Sprachen lernen, sondern alle Kunst-Sprachen, Musik, Malerei und dergleichen, wodurch der Mensch sein Inneres kundgibt; damit man zuletzt auch in der eigentlich genannten Sprache etwas zu reden hätte, als welche, wie ein höheres Bewußtsein, über jene alle noch hinausgeht und diese selbst wieder zu Wort bringt."

*

22. Februar 1812

Was die Madame Du Deffand von Walpole [in den Lettres à Horace Walpole et à Voltaire] bemerkt: er habe nur esprit, wenn er von bonne humeur sei, fand Goethe sehr wahr und auf sich selbst anwendbar (wie wohl auch auf alle Menschen).

*

„Mensch eine Doppelnatur, deren beide Seiten gleiche Rechte haben und sich im Gleichgewicht halten sollen. Nun verdammt man die eine und begreift nicht, daß man dadurch der andern die Mittel nimmt, zu wirken, ja zu sein."

*

„Stolz erkennt und strebt ein höhres Ehrwürdiges. Dünkel zieht alles Ehrwürdige herunter und läßt nichts für besser gelten."

„Die Verständlichkeit des Stils ist gleich der Genießbarkeit von Speise und Trank. Was hilft das kostbarste Essen mit seltsamen Zutaten und Zubereitungen, wenn man es nicht genießen kann."

*

„Was man in der Jugend wünscht, das hat man im Alter genug." Altes Sprichwort. Er habe sich nur Bewußtsein gewünscht.

*

„Wer zum Bewußtsein seiner Fehler gelangt, wird meistens darein verliebt und möchte sie um Himmels willen nicht ablegen. Ich mag meine Schnöckerei um die Weiber, die mir gefallen, nicht ablegen, ob ich gleich weiß, daß sie zu nichts führen kann und mir sonst schädlich ist."

*

Goethe pflegte zu sagen: es sei schade, daß man das Leben nicht zweimal leben könne.

Auch von seinem Schreiber Geist führte er das Beispiel an, daß dieser, wenn er etwas nicht recht gemacht und darüber zurechtgewiesen, sich damit ausgeredet: Er habe es erst einmal gemacht.

*

Goethe sprach einmal zu mir von der Vernunft, daß sie am wenigsten Freiheit gewähre, oder daß die Vernünftigen am wenigsten frei wären.

*

„In eine Dichtung einen Sinn hineinlegen! Als wäre von einem Bonbon die Rede, das in die bunte Schale mit rebus verziert, eingewickelt, allein verspeist wird."

*

„Die Welt kann nur durch die gefördert werden, die sich ihr entgegensetzen. Wer sich ihr akkommodiert, ist für alles tüch-

tige Leisten verloren. Die Nachgiebigkeit gegen sie macht untätig. Sie paralysiert den, der ihre Meinung, ihre Urteile respektiert."

*

„Nur in mittleren Zuständen findet Menschenhilfe und Teilnahme statt und ist uns wohltätig, in allen äußersten sind wir auf uns selbst gewiesen. Entschluß und Tat müssen wir allein vollbringen. Vorher mag man uns beraten, hinterher beklagen, das Meiste, Größte und Beste müssen wir doch selbst und allein tun."

*

26. September 1813

„Liebe und Verehrung (Ehrfurcht) wollen unbedingt sein."

*

Oktober 1813

Seine Stube kommt ihm vor wie Diogenes' Faß.

*

27. Oktober 1813

„Es hat niemand außer seinem Metier Gegenwart des Geistes."

*

1821

„Dichtung ist sinnliches Resumé der Lebenserfahrung."

★ ★ ★

ALBRECHT SCHAEFFER

DEM GEIST OTTO BRAUNS

ACH, und mit beschwingten Füßen,
Ach, auf blitzenden Sandalen,
Tragend übervolle Schalen
Alles Hohen, Reinen, Süßen:
  Treten Götter volles Leuchtens
  Plötzlich aus dem Himmel vor!
  Unser Auge, sie befeuchtens,
  Sie ertauens, das gefror.

Nein, wir sind noch nicht verlassen!
Seht, es kam ein feurig Reiner!
Leben Götter, war der einer,
Der im Sturm und doch gelassen,
   Sicher seiner Himmelskräfte,
   Liebend sich herabgenaht,
   Ins Getriebe, ins Geschäfte
   Flechtend seine goldne Tat.

In das grausige Gespinste,
Das aus unsern Tagen fließend,
Das aus unsern Händen sprießend,
Öd aus tausend Toden grinste:
   Sehet, seht die goldnen Fäden,
   Die er zaubrisch drein verflocht!
   Wollen fassen, küssen jeden,
   Staunen, was ein Gott vermocht.

Seines vollen Daseins Fülle,
Diese bracht er, nichts als diese,
Und da wogte schon die Wiese,
Und die Knospe brach die Hülle.
   Mit dem Flammenfinger streifend
   Über das erschrockne Herz,
   Macht' ers grünend, blühend, reifend,
   Weich wie Wolke, stark wie Erz.

Falke aus den Wolkentälern,
Beutemacher, Sturmverwandter,
Königssprosse, Flügelpanther,
O wie blitzten blank und stählern
   Deiner Fänge Wehren droben
   Über unsern Häuptern her!
   Wolken, wo du abgestoben,
   Trieben leicht ins offne Meer.

Trieben, abgetaute Schollen,
In des Frühlings heilige Bläue,
Während feuriger aufs neue
Unsre Herzen atmend schwollen.
Er, der seine Bahn vollendet,
Kehrte bald ins Firmament,
Weil es, ewig wie es brennt,
Ewig neue Götter spendet.
Und wir stehn, vom Glück geblendet,
Gläubig im Advent.

* * *

STENDHAL

GEDANKEN EINES SONDERLINGS

Im Jahre 1886 schrieb Nietzsche: „Stendhal ist das letzte große Ereignis des französischen Geistes, dem auch jeder billig denkende Ausländer die ersten Ehren zollen muß... Es hat zweier Menschenalter bedurft, um ihm nahe zu kommen, wer aber mit feinen, verwegenen Sinnen begabt ist, neugierig bis zum Zynismus, Logiker aus Ekel, Rätselrater und Freund der Sphinx gleich jedem rechten Europäer, der wird ihm nachgehen müssen." Seitdem ist Henri Beyle immer mehr in dem Weltbewußtsein aufgegangen und der Beylismus eine Lebensnorm jener verstreuten Gemeinde aristokratischer Geister geworden, die sich vor den andringenden Gemeinplätzen und Begriffsverallgemeinerungen einer mechanistischen und materialistischen Weltanschauung durch Absonderung und gesteigerte Pflege ihres Ich schützen wollen. Die unter dem Titel „Das Leben eines Sonderlings" soeben erschienenen autobiographischen Fragmente, hingekritzelt in der flüchtigen Laune, es dem von ihm geliebten Benvenuto Cellini gleichzutun, erstrecken sich auf die Jahre 1786—1800 und 1821—1826, sind aber in der vorliegenden deutschen Ausgabe, die wir dem hingebungsvollen Fleiße Arthur Schurigs verdanken, durch Stendhals Tagebücher von 1800—1814 und zahlreiche Stellen aus seinen Briefen, Büchern und seinem zum Teil noch ungedruckten Nachlaß ergänzt. Merkwürdige zeitgenössische Berichte über ihn, sowie amüsante Auszüge aus Polizeiakten sind am Schlusse beigegeben.

WAS ist denn mein Ich? Ich weiß es nicht. Eines Tages in dieser Welt aufgewacht, finde ich mich an einen Körper, einen Charakter, ein Schicksal gebunden. Soll ich mich vergeblich abmühen, sie zu ändern, und inzwischen versäumen zu leben? Das hieße sich zum Narren machen. Ich unterwerfe mich ihren Mängeln. Ich unterwerfe mich meinen aristokratischen Instinkten, nachdem ich zehn Jahre lang, und zwar in ehrlicher Überzeugung, gegen alles Aristokratische gepredigt habe.

*

Ein großer Trost ist der Gedanke, daß man nicht alles auf einmal genießen kann. Man faßt eine hohe Meinung von sich, wenn man die Überlegenheit erkennt, die man in einer Hinsicht hat. Der Geist erhebt sich bei dieser Betrachtung. Man vergleicht sich mit denen, die unter einem stehen. Man bekommt gegen sie ein Gefühl der Überlegenheit. Später verdrießt es einen, wenn man sieht, daß sie in der oder jener Betätigung, die den Hauptgegenstand ihres Fleißes bildet, mehr Erfolg haben als wir. Es wäre auch zu grausam, wenn derselbe Mensch in jeder Beziehung die Überlegenheit hätte. Ich weiß nicht einmal, ob das augenscheinliche Glück, das man dabei hätte, nicht sehr schnell durch die Langeweile getrübt würde. Man muß indessen darnach trachten, sich diese Überlegenheit anzueignen, weil sie, wenn auch niemals absolut, doch mehr oder minder stets vorhanden und zumeist die Quelle des Erfolges ist. Überdies gibt sie uns ein Gefühl der Sicherheit, das den Erfolg fast immer entscheidet.

Mein Geist, der nie ruht, läßt mich immer nach einer Schulung Ausschau halten, die meine Erwartungen rechtfertigen kann. Sobald sich eine Gelegenheit bietet, mich zu unterrichten und zu unterhalten, habe ich das Bedürfnis, mir vorzuhalten, daß ich mir weltmännisches Wesen aneignen muß, um innerhalb der Genüsse eine Wahl zu treffen. Wie kann

ich mich also wundern, daß ich im Umgange mit Frauen linkisch bin und keine Erfolge bei ihnen habe, daß ich nur dann in der Gesellschaft glänze, wenn man ganz vernünftig redet oder wenn die Unterhaltung jene großen Gebiete der Charaktere und Leidenschaften berührt, die mein fortwährendes Studium bilden.

*

Unglücklich, überaus beklagenswert ist, wer kalten Herzens ein Gelehrter ist! Ach, was nützt es mir zu wissen, ob die Sonne um die Erde kreist oder die Erde um die Sonne, wenn ich beim Lernen dieser Dinge die Freude an Sonne und Erde verliere? Darin liegt die Torheit so sehr vieler Leute.

*

Wenn man die Liste der großen Männer durchgeht, so bemerkt man, daß die armen Völker immer ruhmliebender und an großen Menschen reicher waren als die wohlhabenden Nationen. Die armen Völker sind die glücklicheren, weil sie Ideale haben, und es gibt auf Erden nur einen Weg zum Glück: das Spartanertum. Je mehr materielle Bedürfnisse ein Mann hat, um so mehr unterjochen ihn die Despoten.

*

Die Melancholie ist die Erzieherin des Genies. Eine große Seele, die erfaßt hat, was himmlische Freuden sind, erwartet solche vom Leben und harrt auf sie, wenn sie sie nicht gleich findet. Die kühlen und nüchternen Seelen, die in riesiger Überzahl da sind, können dergleichen weder fühlen noch nachempfinden. Die große Seele hält sich für unglücklich, sie klagt bei sich selbst: Ich hätte Besseres verdient! — und die süßen Tränen der Melancholie übermannen sie. Aber die Freuden ihrer Sehnsucht werden durch die Trauer, sie nicht finden zu können, nur noch zauberischer. Man malt sie sich bis ins einzelne aus und wird dadurch fähig, sie schildern zu können.

Diesen Vorgang haben Jean-Jacques Rousseau, Racine, Shakespeare, Virgil und alle sensiblen großen Genies durchgemacht. Gesellen sich dazu hervorragende Fähigkeiten und echte Ideale, dann können die schönsten menschlichen Kunstwerke entstehen.

Alle empfindsamen großen Maler haben die Melancholie überwinden müssen. Man spürt sie in den Köpfen des göttlichen Raffael ebenso wie in den Landschaften Poussins. Wenn man selbst die rechte Stimmung hat, verdankt man gerade diesem Elemente die höchste Illusion; man braucht dann nichts aus sich in das Bild hineinzutragen. Leider fehlt den meisten Künstlern der rechte Blick für das wahrhaft Große. Was für Gemälde hätte Raffael gemalt, wenn er statt der ewigen dummen Heiligen Familien wirkliches Leben dargestellt hätte.

*

Sind die Akademien, wie man sie heutzutage hat, imstande, Genies zu ermutigen und geniale Errungenschaften jedweder Art zu fördern, zum Ruhme und Reichtum der Völker? Es ist zu bezweifeln. Was haben die Akademien als Körperschaften bisher vollbracht? Die Tassos verfolgt und an den Corneilles herumgenörgelt!

Es bedarf also eines Gesetzes, das, ohne das Genie zu binden, genialen Menschen das Leben erleichtert und sie auf die Allgemeinheit wirken läßt. Im großen und ganzen wird die Arbeit des Einzelnen von der Gesellschaft nach ihrem Nützlichkeitswert entschädigt. Es ist aber allgemein anerkannt, daß die erdrückende Mehrheit der Menschen nicht fähig ist, die Arbeit des Genies richtig einzuschätzen. Der Mensch der Masse und des Durchschnitts versteht und bewundert immer nur das, was sich nur ganz wenig über das Mittelmaß erhebt.

*

Einst, wenn ich einsam war, träumte ich von Liebesabenteuern, die mehr zart und romantisch als schmeichelhaft für

meine Eigenliebe waren. Jetzt bin ich nicht mehr so töricht. Nach und nach habe ich erfahren, daß man vor allem Ichkult treiben und die eigene Leidenschaft als das unheilvollste aller Übel verbergen muß. Diese schöne Erkenntnis ließ mich gelegentlich vielleicht weniger linkisch erscheinen, obwohl ich das immer sehr war; aber sie hat mir meine reizenden Reiseträumereien geraubt. Jetzt denke ich an die Kunst und die Feldzüge Napoleons. Letzteres stimmt mich traurig.

Ich sehe mich mitten in einem Zeitalter des Überganges, das heißt der Mittelmäßigkeit. Wenn es kaum erst zur Hälfte vorüber ist, wird die Zeit, die für ein Volk so träge und für einen einzelnen Menschen so flüchtig dahinrollt, mir zum Abtreten winken.

Ich war viel törichter, aber viel glücklicher, als ich — schon ein großer Junge, der amtliche Unterschriften leistete — immer und ohne jemandem etwas davon zu sagen, an Leidenschaften dachte, die ich zu empfinden, zu fühlen und vielleicht zu erwecken wähnte. Die Erinnerung an einen nächtlichen Händedruck unter alten Bäumen verführte mich ganze Stunden lang zu Träumereien. Jetzt habe ich am eigenen Leibe erfahren, daß man, anstatt Genuß daran zu haben, Vorteil daraus ziehen soll, falls man nicht zwei Tage später Gewissensbisse verspüren will.

Ach, ich möchte beinahe wieder ein Narr sein, ein reiner Tor, der von der Wirklichkeit des Lebens nichts weiß, und wieder jenen holden dummen Träumereien nachhängen, die gewiß niemandem die Sonne nehmen.

Solange man imstande ist, eine Frau, das heißt ein dummes oder tückisch sich verstellendes Geschöpf wegen ihres bezaubernden Wesens und ihrer Unschuld zu lieben, solange man eine ganz und gar törichte Illusion zu hegen vermag: darf man lieben. Und das Glück liegt viel mehr im Lieben als im Geliebtwerden ...

AUS DER ANTHOLOGIA HELVETICA

In der „Bibliotheca Mundi“ wird binnen kurzem eine „Anthologia Helvetica“ erscheinen, ein Zusammenklang aller Schweizer Zungen in einer Auswahl ihrer schönsten Gedichte.

NOTKER BALBULUS

(Kloster St. Gallen)
(*gestorben 912*)

Sequentia de uno Martyre

QUID tu, virgo-mater ploras, Rachel formosa,
Cuius vultus Iacob delectat,

Ceu sororis aniculae
Lippitudo eum iuvet?

Terge, mater, fluentes oculos!
Quam dedecent genarum rimulae!

„Heu heu heu,
quid me incusatis fletus in cassum fudisse,
Cum sim orbata
nato, paupertatem meam qui solus curaret,

Qui non hostibus cederet
augustos terminos, quos mihi Iacob acquisivit,
Quique stolidis fratribus
quos multos (pro dolor) extuli, esset profuturus.“

Numquid flendus est iste,
Qui regnum possedit caeleste,

Quique prese frequenti
miseris fratibus apud deum auxiliatur.

HEINRICH VON LAUFENBERG

(gestorben 1460)

Geistliches Lied

ICH wölt, das ich da heime wär
und aller welte trost enbär.
Ich mein da heim in himelrich,
da ich got schauet ewenclich.
Wol uf, min sel, und richt dich dar,
da wartet din der engel schar!
Wan alle welt ist dir ze klein,
du kumest denn e wider hein.
Da heim ist leben one tot
und ganzi freud on alle not.
Da ist gesuntheit one we,
und wäret hüt und iemer me.
Da sint doch tusent jar als hüt,
und ist auch kein verdriessen nüt.
Wol uf, min herz und al min muot,
und suoch das guot ob allem guot!
Was das nüt ist, das schetz gar klein
und jamer alzit wider hein!
Du hast doch hie kein bliben nüt,
es si morn oder es si hüt.
Sit es denn anders nüt mag sin,
so flüch der welte valschen schin!
Und rüw din sünd und besser dich,
als wellest morn gen himelrich!
Alde, welt, got gesegen dich!
ich var dahin gen himelrich.

Zug ins Sundgau
(Mühlhauser Krieg 1468)
(*stark gekürzt*)

EIN liedli wil ich heben an:
wilde mär han ich vernan,
und wil man's d'eidgnossn nit erlan,
so muoßtend's aber in d'wite kan;
da muoßtend si stechen und schlan,
das man frilich wol kan verstan.
bumperlibum aberdran heiahan!

Do zugend wir über den Houwenstein ab,
meng breiter vierschrötiger Schwizerknab;
menger hat im seckel lützel hab,
het er vil, er käm sin wol ab!
truog uf der achsel ein breiten stab,
damit ein jeder guot werschaft hab.
bumperlibum aberdran heiahan!

Wir nit ung'fressen warend gsin,
vergangen was uns des hungers pin.
wir ruowtend derselben nacht neben dem Rin,
morndes kamend wir gen Kolmar hin;
da liefend wir in die keller in
und wurdend me wan halb voll win.
bumperlibum aberdran heiahan!

Do kamend wir zum wigerhus,
da namend wir die guoten krapfen uß,
daselben lebtend wir im sus;
etlich machtend zing quater dus,
damit zog das gelt zum seckel uß,
es machet mengem ein wilden grus.
bumperlibum aberdran heiahan!

Da kamend wir fürbaß ins Sundgöw hin,
da stachend wir nider meng feistes schwin,
wir stießend bränd zuo'n wänden in,
den rouch sach man ouch enet dem Rin;
die Brisgöwer dachtend: das mögend wild gäste sin,
got b'hüet uns, daß si nit kömend zuo uns hin,
bumperlibum aberdran heiahan!

Bumperlibum, unruow das kumt, was tuot uns?
donner blix hagel heiahan aberdran!
far nun für, hinder für, troll nahen, Peterman!
unser liden gat aber an,
und wil man uns sin nit erlan,
müeßend wir aber einmal in d'wite kan.
bumperlibum aberdran heiahan!

Der Dursli und d's Babeli

Es het e Bur es Töchterli,
mit Name heißt es Babeli;
es het zweui Züpfli, si sind wie Gold,
drum isch ihm au der Dursli hold.

Der Dursli lauft dem Vater na:
„O Vater, weit ihr mer's Babeli la?"
„Mis Babeli isch no vil zu chlei,
es schlaft das Jar no wol allei."

Der Dursli lauft in einer Stund,
lauft abe bis ge Soleturn,
er lauft die Gassen i und us,
bis daß er chunt vor 's Hauptmes Hus.

„O Hauptme, liebe Hauptme mi,
i will mi dingen i Flanderen i!"

Der Hauptme zieht de Seckel us
und git dem Dursli drei Taler drus.

Der Dursli geit do wider hei,
hei zue sim liebe Babeli chlei:
„O Babeli, du liebs Babeli mi,
i ha mi 'dungen i Flanderen i!"

Das Babeli lauft wol hinder 's Hus,
es grint ihm schier sini Äugeli us:
„O Babeli, tue doch nit eso,
i wott ja wider ume cho.

Und chum i über 's Jar nit hei,
so will i der schriben es Briefli chlei;
darinne soll geschribe sta:
I wott mis Babeli nit verla.

Und wenn der Himmel papirig wär
und jede Sterne-n-e Schriber wär
und jede Schriber hätt siebe Händ,
si schriebe doch miner Liebi keis End!"

Der Simelibärg

'S isch äben e Mönsch uf Ärde — Simelibärg!
— Und ds Vreneli ab em Guggisbärg
Und ds Simes Hans-Joggeli änet dem Bärg —
's isch äben e Mönsch uf Ärde,
Daß i möcht bi-n-ihm si.
U mah-n-er mir nit wärde — Simelibärg!
— Und ds Vreneli ab em Guggisbärg
Und ds Simes Hans-Joggeli änet dem Bärg —
Und mah-n-er mir ni wärde,
Vor Chummer stirben i.

I mines Büelis Garte (Simelibärg...),
Da stah zweu Bäumeli.

Das eini treit Muschgate,
Das andri Nägeli.

Muschgate, die si süeßi
U d'Nägeli räß.

I gab's mim Lieb z'versueche,
Daß 's miner nit vergäß.

Ha di no nie vergässe,
Ha immer a di dänkt.

Es si numeh zweu Jahre,
Daß mi han a di ghänkt.

Dört unden i der Tiefi — Simelibärg!
— Und ds Vreneli ab em Guggisbärg
Und ds Simes Hans-Joggeli änet dem Bärg —
Dört unden i der Tiefi,
Da steit es Mülirad.

Das mahlet nüt als Liebi — Simelibärg!
— Und ds Vreneli ab em Guggisbärg
Und ds Simes Hans-Joggeli änet dem Bärg —
Das mahlet nüt als Liebi,
Die Nacht und auch den Tag.

Emmentaler Hochzeitstanz

Die Braut:

BIN alben e wärti Tächter gsi;
Bin us em Hus, cha nümme dri,

Eh! nümme dri mir Läbelang.
Dr Ätti, ds Müeti, Brueder u Schwester u wän i ha,
Die mueß ig alli jetz verlah,
Mueß luege, wiė mer's dusse gang.
O du mi trüli wärte Schatz,
Jez chumen-i, hesch mer Platz?

Der Bräutigam:

Bisch frili e wärti Tächter gsi;
Muest äbe so ne wärti si,
E wärti si dir Läbelang.
Dr Ätti, ds Müeti, Brueder u Schwester u wän i ha,
Hätt' längist di gärn bi 'ne gha;
Un i ha beitet scho gar lang.
O du mi trüli wärte Schatz,
Chunst ändlig? I ha der Platz.

Die Gäste:

Juheie! ihr Burs und Meitscheni,
Hüt soll e Tag der Freude si;
Der Freude si mit Spiel u Klang!
D'Manne, d'Wiber, Jungi un Alti u jederma
Soll lustig si u Freud dra ha,
Mit Ässe, Trinke, Tanz u Gsang!
Juhe! sit lustig, sparet nüt,
Ihr trülige Hochzitlüt!

Alpsegen aus Sargans

(*gekürzt*)

AVE Maria!
Bhüet's Gott und der lieb heilig Sant Gall
Mit sinen Gottsheiligen all!
Sant Peter, nimm die Schlüssel wohl in die rechti Hand;
Bschließ wohl dem Bären sin Gang,

Dem Wolf der Zahn, dem Luchs der Chräuel,
Dem Raben der Schnabel, dem Wurm der Schweif,
Dem Stein der Sprung!
Bhüet üs Gott vor solcher bösen Stund,
Daß solche Tierli mögen weder kratzen noch byßen,
So wenig als die falschen Juden üsern liebe Herrgott bschyßen!
Bhüet Gott alles hier in üserm Tal,
Allhier und überall.
Bhüet's Gott und das walt Gott und das tue der lieb Gott!

Bonjour, Sylvie

(Patois du Jura)

BONJOUR, Sylvie!
Serviteur, Monsieur!
Que fais-tu seulette
Dedans ces verts prés?
I fel mè tyenonye,
I voaidj mé motons,
tyain lè neu ai-preutch
M'an vè an lè mâjon,

— Sont-ce là Sylvie,
Tes amusements?
Etant si jolie
N'as-tu point d'amants?
— K'âs ke vo me dite?
K'âs k's'â k'in aiman?
Djemê de mè vîe
Mè mèr m'an-é pèlê!

— Si ta mère, Sylvie,
Ne t'en parle pas,
L'amour si jolie
Ne te le dit-elle pas?

— K'âs ke vo me dite?
K'âs ke s'â k' l'amour?
Djemê de mè vîe
I n'è oyi si mo!

— Cruelle Sylvie,
Tu me fais languir!
Tu me désespères,
Tu me fais mourir!
— K'âs k'i porô fère,
Chir, po vo voiri?
Tschîe l'èpotityère
I vôs-irê tyeri.

— De l'apothicaire,
Non, je ne veux pas;
Mon cœur et ma vie
Sont entre tes bras.
— K'âs ke vo me dite?
Moi ki ne tin ran
Ke mè tyenonyate
Antortyê de yin!

* * *

FJEDOR DOSTOJEWSKI

PUSCHKIN

Rede, gehalten am 8. Juni 1880 in der Gesellschaft der Liebhaber Russischer Literatur zu Moskau

PUSCHKIN ist eine außerordentliche und vielleicht die einzige Manifestation russischen Geistes, sagt Gogol. Ich füge dem noch hinzu: und eine prophetische. Ja, in seinem Erscheinen liegt für uns Russen etwas zweifellos Prophetisches.

Puschkin erschien gerade zu Beginn unserer richtigen Selbsterkenntnis, die in der russischen Gesellschaft erst hundert Jahre nach den Reformen Peters des Großen zu keimen anfing, und sein Erscheinen trug viel zur Erleuchtung unseres dunklen Weges durch ein neues, leitendes Licht bei. In diesem Sinne ist Puschkin eine Verheißung und ein Hinweis. Ich unterscheide in der Tätigkeit unseres großen Dichters drei Perioden. Ich spreche jetzt nicht als Literarkritiker: ich berühre das Werk Puschkins, nur um meinen Gedanken von der prophetischen Bedeutung, die er für uns hat, zu erläutern und darzulegen, was ich darunter verstehe. Ich will jedoch nebenbei bemerken, daß die Perioden der dichterischen Tätigkeit Puschkins, wie mir scheint, keine scharfen Grenzen haben. Der Anfang des „Onjegin" gehört z. B. meines Dafürhaltens noch zur ersten Periode seines dichterischen Schaffens, das Ende aber zu der zweiten Periode, in der Puschkin schon seine Ideale in der heimatlichen Erde gefunden und mit seiner liebenden und seherischen Seele vollkommen aufgenommen und liebgewonnen hatte. Man pflegt auch zu sagen, daß Puschkin in seiner ersten Periode die europäischen Dichter: Parny, André Chénier und andere, besonders Byron, nachgeahmt hätte. Ja, die Dichter Europas hatten zweifelsohne einen mächtigen Einfluß auf die Entwicklung seines Genies, und dieser Einfluß bestand auch während seines ganzen Lebens. Und doch sind selbst die allerersten Gedichte Puschkins keine bloßen Nachahmungen, so daß auch in ihnen die außerordentliche Selbständigkeit seines Genies Ausdruck findet. In Nachahmungen findet sich doch niemals eine solche Selbständigkeit des Leidens und eine solche Tiefe der Selbsterkenntnis, wie sie Puschkin z. B. in den „Zigeunern" zeigte, einem Poem, das ich durchaus zu den Werken der ersten Periode seiner dichterischen Tätigkeit zähle. Ich spreche schon gar nicht von der schöpferischen Kraft und dem Ungestüm, von denen wir

niemals so viel vorfänden, wenn der Dichter bloß Nachahmer wäre. Im Typus Aleko's, des Helden der „Zigeuner", findet sich schon eine tiefe und starke, durchaus russische Idee, die später in so harmonischer Vollständigkeit im „Onjegin" wiederkehrt, wo fast der gleiche Aleko nicht mehr in phantastischer Beleuchtung, sondern in einer greifbar-realen und verständlichen Gestalt auftritt. Im Aleko hatte Puschkin schon den Unglücklichen, der auf heimatlicher Erde heimatlos umherzieht, den historischen russischen Märtyrer, der mit historischer Notwendigkeit in unserer vom Volke losgerissenen Gesellschaft aufkommen mußte, gefunden und genial gezeichnet. Natürlich hatte er ihn nicht bloß bei Byron gefunden. Dieser Typus ist richtig und fehlerlos gezeichnet, es ist ein ständiger Typus, der sich bei uns in Rußland für lange angesiedelt hat. Diese heimatlosen Russen irren auch heute noch obdachlos umher und werden wohl lange noch nicht verschwinden. Und wenn sie heutzutage auch nicht mehr zu den Zigeunern gehen, um im wilden und eigenartigen Leben ihre Weltideale zu finden und um im Schoße der Natur vom sinnlosen und verworrenen Leben der russischen intellektuellen Gesellschaft auszuruhen, — so verfallen sie in den Sozialismus, den es zu Aleko's Zeiten noch nicht gegeben hat, gehen mit einem neuen Glauben auf einen neuen Acker und bearbeiten ihn mit großem Eifer, gleich Aleko vom Glauben beseelt, daß sie durch ihr phantastisches Tun ihre Ziele und ein Glück erreichen, und zwar nicht nur für sich selbst, sondern für die ganze Welt. Denn der heimatlose Russe braucht gerade ein allweltliches Glück, um zur Ruhe zu kommen: billiger tut er es nicht, natürlich nur solange er sich auf die Theorie beschränkt. Es ist immer der gleiche russische Mensch, nur zu verschiedenen Zeiten. Dieser Mensch ist, ich wiederhole es, gerade zu Beginn des zweiten Jahrhunderts nach den großen Reformen Peters in unserer intelligenten, vom Volke losgerissenen Gesellschaft

aufgetaucht. Gewiß, eine erdrückende Mehrheit der russischen Intellektuellen hatte damals, zu Puschkins Zeiten, genau so wie jetzt, friedlich als Beamte an staatlichen Instituten, Eisenbahnen und Banken gedient, oder einfach auf jede mögliche Weise Geld verdient, oder sich sogar mit Wissenschaften befaßt und Vorlesungen gehalten — und das alles regelmäßig, träge und friedlich, mit Bezug von Gehältern, mit Preferencespiel und ohne die leiseste Absicht, in ein Zigeunerlager oder an einen anderen, unserer Zeit mehr entsprechenden Ort zu fliehen. Höchstens führen sie ab und zu liberale Reden „mit einem Stich in den europäischen Sozialismus", der jedoch schon einen gutmütigen russischen Charakter angenommen hat, — aber auch das ist nur eine Frage der Zeit. Was macht es, daß der eine noch nicht angefangen hat, Unruhe zu empfinden, während der andere schon die verschlossene Türe erreicht und sie ordentlich mit der Stirne angerannt hat? Alle werden ja zu ihrer Zeit dasselbe erleben, wenn sie nicht den heilsamen Weg des demütigen Verkehrs mit dem Volke betreten. Und selbst wenn es nicht alle erleben: es genügt, daß nur die „Auserwählten", der zehnte Teil der in Unruhe Geratenen so weit ist, damit auch die übrige große Mehrheit keine Ruhe mehr hat. Aleko versteht selbstverständlich noch nicht, seine Sehnsucht richtig in Worte zu kleiden: bei ihm ist alles noch irgendwie abstrakt, es ist nur eine Sehnsucht nach der Natur, eine Klage über die gebildete Gesellschaft, Tränen um eine Wahrheit, die irgendwer irgendwo verloren hat und die er unmöglich finden kann. Es ist darin auch etwas von Jean-Jacques Rousseau. Worin diese Wahrheit besteht, wo und worin sie zum Ausdruck kommen könnte und wann sie verloren worden ist, das weiß er natürlich auch selbst nicht zu sagen, aber er leidet aufrichtig. Der phantastische und ungeduldige Mensch erwartet die Rettung zunächst vorwiegend von äußerlichen Erscheinungen; so muß es ja auch sein: „Die Wahrheit ist wohl

irgendwo auswärts, vielleicht in irgendwelchen andern, z. B. westeuropäischen Ländern mit ihrem festen historischen Gefüge, mit ihrem feststehenden gesellschaftlichen und bürgerlichen Leben". Niemals wird er verstehen, daß die Wahrheit vor allen Dingen in ihm selbst ist, und wie sollte er es auch verstehen: er ist ja auf seiner eigenen Erde fremd, er ist seit einem ganzen Jahrhundert der Arbeit entfremdet, er hat keine Kultur, ist wie ein Institutszögling in vier Wänden aufgewachsen, er ist seltsamen mechanischen Obliegenheiten nachgegangen, je nach seiner Zugehörigkeit zu der einen oder andern der vierzehn Beamtenklassen, in die die gebildete russische Gesellschaft eingeteilt ist. Er ist vorerst nur ein losgerissener, in der Luft schwebender Halm. Und das fühlt er selbst und leidet darunter, oft sogar sehr schmerzvoll! Was ist denn dabei, daß er, obwohl er dem erblichen Adel angehört und höchstwahrscheinlich sogar Leibeigene besitzt, sich als freier Adliger die kleine Phantasie erlaubt hat, für die Menschen, die „ohne Gesetz" leben, zu schwärmen und eine Zeitlang mit einer Zigeunerbande einen abgerichteten Bären herumzuführen? Natürlich konnte ihm eine Frau, eine „wilde Frau", wie sich ein Dichter ausdrückte, noch am ehesten die Hoffnung auf einen Ausweg aus seiner Verzweiflung geben, und er stürzt sich, von einem leichtsinnigen, aber leidenschaftlichen Glauben beseelt, zu der Semfira: „Hier ist mein Ausweg, hier ist vielleicht mein Glück, im Schoße der Natur, fern von der Welt, hier bei diesen Menschen, die weder eine Zivilisation, noch Gesetze haben!" Was stellt sich aber heraus? Bei seinem ersten Zusammenstoß mit den Bedingungen dieser wilden Natur hält er es doch nicht aus und beschmutzt seine Hände mit Blut. Der unglückliche Träumer ist nicht nur für die Weltharmonie, sondern selbst für die Zigeuner ungeeignet, und sie jagen ihn fort, ohne Rache, ohne Haß, würdevoll und einfach:

Verlasse uns, du stolzer Mann,
Wild sind wir, kennen nicht Gesetze,
Wir richten nicht und töten nicht . . .

Das alles ist natürlich phantastisch, aber der „stolze Mann“ ist richtig gezeichnet und real. Als erster hat ihn bei uns Puschkin geschildert, und das soll man sich merken. Es ist wirklich so: wenn ihm nur etwas nicht paßt, so stürzt er sich über einen her und straft ihn für seine Kränkung; oder, was noch bequemer ist, er besinnt sich auf seine Zugehörigkeit zu einer der vierzehn Beamtenklassen und ruft vielleicht (solche Fälle hat es nämlich gegeben!) das strafende und tötende Gesetz an, nur damit seine persönliche Kränkung gerächt werde. Nein, dieses geniale Poem ist keine Nachahmung! Hier ist schon die russische Lösung der Frage, der „verdammten Frage“ im Sinne des Volksglaubens und der Volkswahrheit angedeutet: „Demütige dich, stolzer Mensch, und zerbrich vor allem deinen Stolz. Demütige dich, müßiger Mensch, und arbeite vor allem auf dem Acker des Volkes“ — das ist die der Wahrheit und dem Verstande des Volkes entsprechende Lösung. „Die Wahrheit ist nicht außerhalb deiner, sondern in dir selbst, finde sie in dir, füge dich dir selbst, bemächtige dich deiner selbst, und du wirst die Wahrheit sehen. Nicht in den Dingen ist diese Wahrheit, nicht außerhalb deiner, nicht irgendwo jenseits des Meeres, sondern vor allem in deiner eigenen Mühe an dir selbst. Wenn du dich besiegst, wenn du dich bändigst, wirst du so frei sein, wie du es dir niemals geträumt hast, und du wirst ein großes Werk beginnen und die andern frei machen und das Glück sehen, denn dein Leben wird voll werden, und du wirst endlich dein Volk und seine heilige Wahrheit begreifen. Die Weltharmonie ist weder bei den Zigeunern, noch sonst irgendwo, wenn du selbst ihrer unwürdig, böse und stolz bist und das Leben umsonst haben willst, ohne daran zu denken, daß du es bezahlen mußt.“ Diese

Lösung der Frage ist im Puschkinschen Gedicht schon sehr klar angedeutet. Noch klarer kommt sie im „Jewgenij Onjegin“ zum Ausdruck, einem nicht mehr phantastischen, sondern greifbar realen Poem, in dem das echte russische Leben mit einer solchen schöpferischen Kraft und Vollendung verkörpert ist, wie es sie vor Puschkin und vielleicht auch nach ihm noch nicht gegeben hat.

Onjegin kommt aus Petersburg, — selbstverständlich aus Petersburg, das war im Poem unbedingt notwendig, und Puschkin durfte einen so wesentlichen realen Zug in der Biographie seines Helden nicht unterdrücken. Ich wiederhole, es ist derselbe Aleko, besonders später, als er voller Sehnsucht ausruft:

> Ach, warum lieg in Paralyse
> Ich nicht wie Tula's Magistrat?

Aber am Anfang des Poems ist er noch zur Hälfte Geck und Salonheld und hat noch zu wenig gelebt, um am Leben völlig enttäuscht zu sein. Aber ihn besucht und plagt schon der

> Geheimer Langweil' edle Dämon.

In der ländlichen Einöde, im Herzen seiner Heimat ist er natürlich nicht bei sich zu Hause. Er weiß nicht, was er da treiben soll, er fühlt sich als Gast bei sich selbst. Später, als er voller Sehnsucht seine eigene Heimat und die fremden Länder durchwandert, fühlt er sich, als zweifellos kluger und zweifellos aufrichtiger Mensch, auch bei den Fremden sich selbst fremd. Auch er liebt zwar die heimatliche Erde, aber er glaubt an sie nicht. Er hat natürlich auch von den heimatlichen Idealen gehört, aber er glaubt an sie nicht. Er glaubt nur an die absolute Unmöglichkeit irgendeiner Arbeit auf dem heimatlichen Acker und sieht auf diejenigen, die an diese Arbeit glauben und deren es damals ebensowenig gab wie jetzt, mit traurigem Lächeln herab. Den Lenskij hat er ein-

fach aus Langerweile getötet: wer weiß, vielleicht aus Sehnsucht nach dem Weltideal, denn das wäre allzu russisch und ist sehr wahrscheinlich. Ganz anders ist Tatjana: sie ist ein gefestigter, sicher auf seinem Boden stehender Typus. Sie ist tiefer als Onjegin und natürlich auch klüger als er. Sie ahnt schon durch ihren edlen Instinkt allein, wo die Wahrheit ist, und das äußert sich auch im Finale des Poems. Puschkin hätte vielleicht auch besser getan, das Poem mit Tatjanas und nicht Onjegins Namen zu nennen, denn sie ist die eigentliche Heldin des Poems. Sie ist ein positiver und kein negativer Typus, der Typus einer positiven Schönheit, die Apotheose der russischen Frau, und sie wurde vom Dichter ausersehen, in der berühmten Szene der letzten Begegnung zwischen Tatjana und Onjegin die Idee des Poems auszusprechen. Man darf sogar sagen, daß ein so positiv schöner weiblicher Typus in unserer ganzen schönen Literatur nicht mehr vorkommt, vielleicht die Gestalt Lisas im „Adelsnest" Turgenjews ausgenommen. Die Gewohnheit, alles von oben herab anzusehen, bewirkte aber, daß Onjegin Tatjana gar nicht erkannte, als er sie zum erstenmal auf dem Lande, in Gestalt eines reinen, unschuldigen jungen Mädchens sah, das vor ihm sofort solche Scheu empfand. Er konnte nicht in dem armen Mädchen die Vollkommenheit und Vollendung erkennen und hielt sie vielleicht wirklich für einen „moralischen Embryo". Sie — ein Embryo, und das nach ihrem Brief an Onjegin! Wenn im Poem jemand ein moralischer Embryo ist, so ist es natürlich Onjegin selbst, das ist außer jedem Zweifel. Er konnte sie ja auch gar nicht erkennen: kennt er denn überhaupt die Menschenseele? Er ist ein abstrakter Mensch, ein unruhiger Träumer sein ganzes Leben lang. Er erkannte sie auch später in Petersburg nicht, in der vornehmen Dame, als er, wie er selbst in seinem Briefe an Tatjana sagte, „mit seiner Seele alle ihre Vollkommenheiten begriff". Aber es sind nur Worte: sie ging an ihm in

seinem Leben von ihm unerkannt und nicht gewürdigt vorüber. Wäre aber damals, bei ihrer ersten Begegnung auf dem Lande, zufällig der englische Childe Harold oder vielleicht sogar Lord Byron selbst anwesend, der Onjegin auf ihre bescheidene, scheue Schönheit aufmerksam machte, — dann wäre Onjegin natürlich erstaunt und entzückt, denn in solchen Weltschmerzträgern steckt zuweilen viel geistiges Lakaientum! Das geschah aber nicht, und der Sucher der Weltharmonie begab sich, nachdem er ihr eine Predigt gehalten und eigentlich doch sehr anständig gehandelt hatte, mit seinem Weltschmerz und mit dem aus dummer Bosheit vergossenen Blute an den Händen auf die Wanderung durch seine Heimat, die er dabei gar nicht sieht, und rief, vor Kraft und Gesundheit strotzend:

Jung bin ich, voller zähem Leben,
Wozu! Was kann das Dasein geben!

Dies verstand aber Tatjana. Der Dichter hat sie in den unsterblichen Strophen des Romans dargestellt, wie sie das Haus dieses für sie noch wundersamen und rätselhaften Menschen besucht. Ich spreche schon gar nicht von der künstlerischen Vollendung, unerreichbaren Schönheit und Tiefe dieser Strophen. Da ist sie in seinem Kabinett, sie sieht sich seine Bücher und andere Sachen an und bemüht sich, aus ihnen seine Seele zu begreifen, ihr Rätsel zu lösen, und der „moralische Embryo“ bleibt plötzlich nachdenklich, mit einem seltsamen Lächeln auf den Lippen, in der Vorahnung der Lösung des Rätsels stehen, und ihre Lippen flüstern leise:

Ist er nicht eine Parodie?

Ja, das mußte sie flüstern, sie hatte es erraten. Bei ihrer neuen Begegnung in Petersburg nach vielen Jahren kennt sie ihn schon vollkommen. Wer hat übrigens gesagt, daß das Leben am Hofe ihre Seele zersetzend beeinflußt habe und daß

die Stellung in der höchsten Gesellschaft und die Begriffe dieser Gesellschaft der Grund ihrer Weigerung, Onjegin zu folgen, gewesen seien? Nein, es verhielt sich gar nicht so. Nein, es ist dieselbe Tanja, die frühere, ländliche Tanja! Sie ist durch das glänzende Petersburger Leben nicht verdorben, sondern im Gegenteil — bedrückt, sie ist gebrochen und leidet; sie haßt ihre Stellung einer Salondame, und wer sie anders beurteilt, der versteht gar nicht, was Puschkin sagen wollte. Und sie erklärt Onjegin sehr bestimmt:

Doch bin ich eines andern Weib,
Dem ich auf ewig treu verbleib.

Das sagte sie als russische Frau, und darin liegt ihre Apotheose. Sie spricht die Wahrheit des Poems aus. Ich will kein Wort über ihre religiösen Überzeugungen sagen, über ihr Verhältnis zum Sakrament der Ehe, — nein, dies will ich nicht berühren. Aber ich frage: Weigert sie sich deshalb, ihm zu folgen, obwohl sie ihm selbst gesagt hat: „Ich liebe Sie", weil sie „als russische Frau"' (und nicht Südländerin, oder Französin) eines kühnen Schrittes unfähig ist und keine Kraft hat, ihre Fesseln zu zerreißen, keine Kraft, den Zauber der Ehren, des Reichtums, ihrer Stellung in der Gesellschaft, die Bedingungen der Tugend zu opfern? Nein, die russische Frau ist kühn. Die russische Frau folgt tapfer allem, woran sie glaubt, und sie hat es schon bewiesen. Sie ist aber „eines andern Weib, dem sie auf ewig treu verbleibt". Wem ist sie aber treu? Welchen Pflichten? Diesem alten General vielleicht, den sie nicht lieben kann, weil sie Onjegin liebt, und den sie nur deshalb geheiratet, weil „die Mutter sie unter Tränen angefleht" hatte und in ihrer gekränkten und verwundeten Seele damals nur die Verzweiflung und gar keine Hoffnung, nicht der leiseste Lichtschimmer, gewesen war? Ja, sie ist diesem General, ihrem Gatten, dem ehrlichen Menschen, der sie liebt

und achtet und auf sie stolz ist, treu. Mag die Mutter sie „angefleht“ haben; die Einwilligung gab aber sie und niemand anders, sie schwur selbst, ihm ein treues Weib zu sein. Und wenn sie ihn nur aus Verzweiflung geheiratet hat, jetzt ist er ihr Gatte, und ihre Untreue würde ihn mit Schmach und Schande bedecken und töten. Darf aber ein Mensch sein Glück auf dem Unglücke eines andern gründen? Das Glück liegt nicht nur in den Wonnen der Liebe, sondern auch in der höchsten Harmonie des Geistes. Womit kann man den Geist beruhigen, wenn man hinter sich eine unreine, grausame, unmenschliche Tat hat? Soll sie nur deswegen fliehen, weil sie ihr eigenes Glück sieht? Aber was kann es für ein Glück sein, wenn es auf fremdem Unglück begründet ist? Erlauben Sie mal: Stellen Sie sich vor, daß Sie selbst den Bau des menschlichen Schicksals errichten, mit dem Ziele, die Menschen letzten Endes zu beglücken und ihnen endlich Frieden und Ruhe zu geben. Und stellen Sie sich ferner vor, daß man zu diesem Zweck unbedingt und unvermeidlich auch nur ein einziges menschliches Wesen totquälen müsse, und ich sage noch mehr: ein gar nicht wertvolles, für manchen Geschmack sogar lächerliches Wesen, keinen Shakespeare, sondern einfach einen alten ehrlichen Gatten einer jungen Frau, an deren Liebe er blind glaubt, obwohl er ihr Herz gar nicht kennt, die er achtet, auf die er stolz ist, die sein Glück und seine Ruhe ist. Es gilt also, diesen einzigen Menschen zu entehren, totzuquälen und auf den Tränen dieses entehrten Greises das Gebäude zu errichten! Wollen Sie unter diesen Bedingungen den Bau aufführen? Das ist die Frage. Und können Sie auch nur einen Augenblick lang annehmen, daß die Menschen, für die Sie das Gebäude errichtet haben, einwilligen werden, von Ihnen dieses Glück zu empfangen, wenn im Fundamente dieses Baues das Leid eines wenn auch unbedeutenden, aber erbarmungslos und ungerechterweise totgequälten Wesens liegt, und nach Empfang

dieses Glückes ewig glücklich zu bleiben? Sagen Sie, konnte denn Tatjana mit ihrer erhabenen Seele, mit ihrem Herzen, das so viel gelitten hat, anders beschließen? Nein, die reine russische Seele entscheidet die Frage so: „Mag ich allein das Glück verlieren, mag mein Unglück unermeßlich größer sein als das Unglück dieses Greises, mag schließlich kein Mensch, und selbst dieser Greis nicht, von meinem Opfer erfahren und es nach Gebühr würdigen, — aber ich will nicht glücklich sein, nachdem ich einen andern zugrunde gerichtet habe!" Hier ist eine Tragödie, sie spielt sich auch ab, die Grenze läßt sich nicht mehr überschreiten, es ist zu spät, und so weist Tatjana Onjegin zurück. Man wird einwenden: Auch Onjegin ist unglücklich, sie hat den einen gerettet und den andern zugrunde gerichtet. Gestatten Sie, das ist eine andere Frage, vielleicht sogar die wichtigste im ganzen Poem. Die Frage, warum Tatjana nicht mit Onjegin gegangen ist, hat übrigens bei uns, wenigstens in unserer Literatur eine sehr charakteristische Vorgeschichte, und darum erlaubte ich mir, mich über sie so zu verbreiten. Am charakteristischsten ist, daß die moralische Lösung dieser Frage bei uns lange Zeit Zweifeln unterlag. Ich denke mir aber, selbst wenn Tatjana ihre Freiheit hätte, wenn ihr Mann gestorben und sie Witwe geworden wäre, selbst dann würde sie Onjegin nicht folgen. Man muß doch das ganze Wesen dieses Charakters verstehen. Sie sieht ja, was er ist; der ewig Heimatlose hat eine Frau, die er früher verschmähte, in einer neuen, glänzenden, ihm unerreichbaren Umgebung erblickt: diese Umgebung ist vielleicht das Wichtigste an der Sache. Das kleine Mädchen, das er einst beinahe verachtet, wird jetzt von der „Gesellschaft" verehrt, von den Kreisen, die für Onjegin, trotz seines auf die ganze Welt gerichteten Strebens eine schreckliche Autorität bedeuten, — darum stürzt er ja wie geblendet zu ihr hin! Das ist mein Ideal, ruft er aus, das ist meine Rettung, das ist das Ziel meiner Sehnsucht, ich

habe es übersehen, aber „das Glück war schon so nahe, so möglich!" Und wie früher Aleko über Semfira, so fällt er über Tatjana her, in seiner launischen Phantasie alle Lösungen suchend. Sieht denn Tatjana es nicht, hat sie ihn nicht schon längst durchschaut? Sie weiß ja bestimmt, daß er im Grunde genommen nur seine eigene neue Phantasie liebt und nicht sie, die nach wie vor bescheidene Tatjana! Sie weiß, daß er sie für etwas anderes hält, als was sie in Wirklichkeit ist, daß er vielleicht gar nicht sie liebt, daß er vielleicht überhaupt niemand liebt und keiner Liebe fähig ist, und wenn er noch so sehr leidet! Er liebt die Phantasie, aber auch er selbst ist eine Phantasie. Wenn sie ihm folgt, wird er ja schon morgen enttäuscht sein und seine eigene Leidenschaft mit Hohn ansehen. Er hat keinerlei Boden, er ist ein vom Winde herumgetriebener Halm. Sie aber ist gar nicht so: in ihrer Verzweiflung, in ihrer quälenden Erkenntnis, daß ihr Leben zugrunde gerichtet ist, hat sie immerhin etwas Festes und Unerschütterliches, worauf sich ihre Seele stützt. Es sind ihre Erinnerungen an die Kindheit, an die Heimat, an die ländliche Einöde, in der ihr bescheidenes reines Leben begonnen hatte, an „das Kreuz und den Schatten der Zweige" über dem Grabe ihrer alten Kinderfrau. Ja, diese Erinnerungen und Bilder der Vergangenheit sind ihr jetzt wertvoller als alles; diese Bilder sind das einzige, was ihr noch geblieben ist, aber sie retten sie vor endgültiger Verzweiflung. Und das ist gar nicht wenig, es ist sehr viel, denn es ist eine Grundlage, etwas Unerschütterliches und Unzerstörbares. Hier ist eine Berührung mit der Heimat, mit dem Volke und dessen Heiligtümern. Was hat aber er und was ist er? Sie wird ihm doch nicht bloß aus Mitleid folgen, nur um ihm Freude zu machen, um ihm aus unendlichem liebevollen Mitleid das Gespenst eines Glückes zu schenken, ganz sicher wissend, daß er schon morgen dieses Glück verspotten wird. Nein, es gibt tiefe und starke Seelen, die ihr Heiligtum, selbst aus unend-

lichem Mitleid, niemals bewußt dem Spotte aussetzen können. Nein, Tatjana konnte nicht Onjegin folgen.

Puschkin trat also im „Onjegin", in diesem unsterblichen und unerreichbaren Poem, als der große Volksdichter auf, wie es einen solchen vor ihm noch nicht gegeben hat. Er hatte auf einen Schlag, auf die treffendste und scharfblickendste Weise die Tiefe unseres Wesens, unserer über dem Volke stehenden Gesellschaft erfaßt. Puschkin, der den Typus des heimatlosen Russen vor unseren Tagen und in unseren Tagen festgestellt, dessen historische Schicksale und gewaltige Bedeutung für unsere künftigen Schicksale durch seinen genialen Spürsinn erraten und neben ihn den Typus der positiven und zweifellosen Schönheit in Gestalt einer russischen Frau hingestellt hat, dieser selbe Puschkin zeigte uns, natürlich wiederum als erster unter den russischen Schriftstellern, in den anderen Werken der gleichen Periode eine ganze Reihe schöner russischer Typen, die er im russischen Volke gefunden hat. Die höchste Schönheit dieser Typen ist ihre Wahrheit, eine zweifellose und greifbare Wahrheit, so daß man sie nicht mehr leugnen kann: sie stehen wie aus Stein gemeißelt da. Ich erinnere noch einmal daran, daß ich nicht als Literarkritiker spreche, und darum werde ich auch meinen Gedanken nicht durch eine eingehende literarische Wertung dieser genialen Werke unseres Dichters erläutern. Über den Typus des russischen Mönches und Chronisten könnte man z. B. ein ganzes Buch schreiben, um auf die ganze große Bedeutung dieser erhabenen russischen Gestalt hinzuweisen, die Puschkin auf der russischen Erde gefunden, die er geschildert, aus Stein gemeißelt und vor uns für alle Ewigkeit in ihrer zweifellosen, demütigen und erhabenen Schönheit hingestellt hat als ein Zeugnis des mächtigen Geistes des Volkslebens, welcher Gestalten von so unerschütterlicher Wahrheit hervorzubringen vermag. Dieser Typus ist gegeben, er steht fest, man kann ihn nicht mehr anzweifeln, man kann

nicht sagen, daß er nur eine Erfindung und Idealisierung des Dichters sei. Sie sehen ihn selbst und Sie geben zu, ja, er ist, folglich existiert auch der Geist des Volkes, der ihn geschaffen, folglich gibt es auch die lebendige Kraft dieses Geistes, und sie ist groß und unermeßlich. Überall hört man bei Puschkin seinen Glauben an den russischen Charakter und an dessen geistige Kraft heraus; und wo dieser Glaube ist, da ist auch eine Hoffnung, die große Hoffnung auf den russischen Menschen.

Auf Ruhm und auf das Gute hoffend,
Blick vorwärts ohne Bangen ich,

sagte der Dichter bei einem andern Anlaß, aber diese Worte kann man auf seine ganze nationale schöpferische Tätigkeit beziehen. Kein russischer Schriftsteller, weder vor ihm, noch nach ihm hatte sich so herzlich und verwandtschaftlich mit seinem Volke vereinigt wie Puschkin. Gewiß, unter unseren Schriftstellern gibt es viele Kenner unseres Volkes, die talentvoll, treffend und auch mit Liebe über unser Volk schreiben; wenn man sie aber mit Puschkin vergleicht, so sind sie alle, bisher nur mit einer, höchstens mit zwei Ausnahmen unter seinen späteren Nachahmern, nur „Herren", die über das Volk schreiben. Bei den begabtesten unter ihnen, selbst bei diesen beiden Ausnahmen, von denen ich eben sprach, kommt hie und da etwas Hochmütiges zum Durchbruch, etwas aus einem andern Milieu, aus einer anderen Welt, ein Bestreben, das Volk zu sich emporzuheben und es durch dieses Emporheben zu beglücken. Bei Puschkin finden wir aber eine echte Verwandtschaft mit dem Volke, die zuweilen an Rührung grenzt. Man lese nur die Geschichte vom Bären, dessen Bärin der Bauer getötet hat, oder besinne sich auf die Verse:

Schwager Iwan, wenn wir trinken...

und man wird verstehen, was ich sagen will.

Alle diese Schätze der Kunst und des künstlerischen Erschauens sind von unserm großen Dichter gleichsam als Fingerzeige für die nach ihm kommenden Dichter, für die künftigen Arbeiter auf dem gleichen Acker hingestellt. Man darf mit Bestimmtheit sagen: Hätte es keinen Puschkin gegeben, so gäbe es auch die späteren Dichter nicht. Jedenfalls wären sie, trotz ihrer großen Begabung, nicht mit solcher Kraft und Klarheit hervorgetreten, die sie später, schon in unseren Tagen zu zeigen vermochten. Aber es handelt sich nicht nur um die Poesie, nicht nur um das künstlerische Schaffen: hätte es Puschkin nicht gegeben, so wäre vielleicht niemals mit so unerschütterlicher Kraft (wie später, wenn auch nicht bei allen, sondern nur bei sehr wenigen) unser Glaube an unsere russische Selbständigkeit zum Ausdruck gekommen, unsere jetzt schon bewußte Hoffnung auf die Kräfte unseres Volkes und dann auch der Glaube an unsere kommende selbständige Bestimmung in der europäischen Völkerfamilie. Diese Bedeutung Puschkins kommt besonders klar zum Bewußtsein, wenn man sich in das vertieft, was ich die dritte Periode seiner künstlerischen Tätigkeit nenne.

Und ich sage wieder: Zwischen diesen Perioden lassen sich keine scharfen Grenzen ziehen. Einige von den Werken selbst dieser dritten Periode könnten auch ganz zu Beginn des dichterischen Schaffens unseres Dichters entstanden sein, denn Puschkin war stets ein ganzer und vollkommen ausgebildeter Organismus, der alle seine Keime in sich trug und sie nicht von außen empfing. Die Außenwelt weckte in ihm nur das, was schon in der Tiefe seiner Seele enthalten war. Dieser Organismus entwickelte sich aber, und die Perioden dieser Entwicklung lassen sich wirklich verfolgen, ebenso wie man in jeder von ihnen ihren besonderen Charakter und den allmählichen Übergang aus der einen Periode zu der nächsten feststellen kann. So kann man zu der dritten Periode jene

Gruppe seiner Werke zählen, in der vorwiegend allweltliche Ideen aufleuchten, in denen sich die poetischen Gestalten anderer Völker spiegeln und die Genien dieser Völker ihre Verkörperung finden. Einige dieser Werke erschienen erst nach dem Tode Puschkins. Und gerade in dieser Periode seiner Tätigkeit stellt unser Dichter sogar etwas Wunderbares, vor ihm Niedagewesenes und Unerhörtes dar. In den europäischen Literaturen hat es wohl kolossale künstlerische Genies gegeben: Shakespeare, Cervantes, Schiller. Aber man zeige mir unter diesen großen Genies nur ein einziges, das über eine solche allweltliche Resonanzfähigkeit verfügte wie Puschkin. Diese Fähigkeit, die wichtigste Fähigkeit unseres Volkstums teilt er eben mit unserem Volke, und gerade darin ist er in erster Linie Volksdichter. Die allergrößten europäischen Dichter vermochten niemals in sich das Genie eines fremden, vielleicht nachbarlichen Volkes, seinen Geist, die ganze heimliche Tiefe dieses Geistes und die ganze Sehnsucht seiner Sendung mit solcher Kraft zu verkörpern, wie es Puschkin vermochte. Im Gegenteil, wenn sich die europäischen Dichter an fremde Völker wandten, so kleideten sie sie meistens in ihr eigenes Volkstum und deuteten alles nach eigenem Sinn. Selbst bei Shakespeare ist es so: seine Italiener z. B. sind immer die gleichen Engländer. Puschkin hat als einziger unter allen Dichtern der Welt die Fähigkeit, in einem andern Volkstum aufzugehen. Da sind seine „Szenen aus dem Faust“, da ist „Der geizige Ritter“ und die Ballade „Lebte einst ein armer Ritter“. Man lese seinen „Don Juan“: stünde nicht Puschkins Name darunter, würde man niemals vermuten, daß es nicht von einem Spanier geschrieben ist. Was für tiefe, phantastische Gestalten finden sich im Poem „Das Gastmahl während der Pest“! Aber in diesen phantastischen Gestalten sieht man den Genius Englands; dieses herrliche Lied des Helden des Poems von der Pest, dieses schöne Lied Marys mit den Versen:

Unsrer Kinder Stimmen hallten
Durch der Schule Zimmerflucht —

ist ein englisches Lied, es ist die Sehnsucht des britischen Genius, sein Weinen, seine qualvolle Vorahnung seiner Zukunft. Man lese die seltsamen Verse:

Auf einer Wanderung ein wildes Tal durchstreifend...

Es ist eine fast wörtliche Wiedergabe der ersten drei Seiten des seltsamen mystischen Prosawerkes eines altenglischen religiösen Sektierers[1], — ist es aber nur eine Nacherzählung? In der traurigen und verzückten Musik dieser Verse fühlt man die tiefste Seele des nordischen Protestantismus, die Seele des englischen Ketzers, des uferlosen Mystikers mit seinem stumpfen, dunklen und unbezwingbaren Streben und mit der ganzen Schrankenlosigkeit seiner mystischen Träume. Wenn man diese seltsamen Verse liest, glaubt man den Geist der Jahrhunderte der Reformation zu spüren, man begreift das kriegerische Feuer des entstehenden Protestantismus, man begreift sogar die Geschichte selbst, und zwar nicht nur mit dem Verstand, sondern so, als ob man selbst dort gewesen wäre, das bewaffnete Heer der Sektierer gesehen, mit ihnen ihre Hymnen gesungen, in ihrer mystischen Verzückung geweint und an dasselbe geglaubt hätte, was sie glaubten. Da sind übrigens neben diesem religiösen Mystizismus die gleichfalls religiösen Strophen aus dem Koran oder aus „Frei nach dem Koran“: ist es nicht der Islam, ist es nicht der eigentliche Geist des Korans und sein Schwert, die einfältige Größe des Glaubens und seine drohende blutige Gewalt? Und da ist auch die Antike, da sind die „Ägyptischen Nächte“, die irdischen Götter, die über ihrem Volke thronen, den Genius des Volkes und sein Streben schon verachten, an das Volk nicht mehr glauben, in ihrer Lostrennung wahnsinnig geworden sind und sich in ihrer

[1] Bunyan.

letzten Langenweile an phantastischen Grausamkeiten, an der Wollust von Insekten, der Wollust der Spinne, die ihr Männchen verzehrt, ergötzen. Ich erkläre auf das bestimmteste, daß es einen Dichter mit einer solchen allweltlichen Resonanzfähigkeit wie Puschkin noch nicht gegeben hat, und es handelt sich sogar nicht um die Resonanzfähigkeit, sondern um ihre erstaunliche Tiefe, um die Umwandlung seines Geistes in den Geist anderer Völker, eine fast vollkommene Umwandlung, die ganz wunderbar ist, weil diese Erscheinung sich bei keinem andern Dichter der ganzen Welt wiederholt. Das finden wir nur bei Puschkin, und in diesem Sinne ist er, ich wiederhole es, eine noch nie dagewesene und unerhörte, darum auch, wie ich es nenne, prophetische Erscheinung, denn ... denn darin äußerte sich am stärksten seine national russische Kraft, die Volkstümlichkeit seiner Poesie, das Volkstum in seiner weiteren Entwicklung, das Volkstum unserer Zukunft, die in unserer Gegenwart schon enthalten ist, und es äußerte sich prophetisch. Denn was ist die Kraft des russischen Volksgeistes in seinen letzten Zielen anderes als das Streben nach Allweltlichkeit und Allmenschlichkeit? Als Puschkin ein durchaus volkstümlicher Dichter wurde, erfaßte er, sobald er nur mit der Kraft des Volkes in Berührung kam, die große kommende Bedeutung dieser Kraft. Hier ist er ein Seher und ein Prophet.

Was ist uns wirklich die Reform Peters des Großen, sogar nicht nur in der Zukunft, sondern auch darin, was schon war, was schon greifbar gewesen ist? Was bedeutete uns diese Reform? Sie war für uns doch nicht bloß die Aneignung europäischer Kleider, Sitten und Erfindungen und der europäischen Wissenschaft. Vertiefen wir uns in das Wesen der Sache. Gewiß, es ist sehr möglich, daß Peter diese Reform zuerst nur in diesem Sinne in Angriff nahm, d. h. in einem ausgesprochen utilitaren Sinne; aber später, bei der weiteren Entwick-

lung seiner Idee folgte er zweifellos einem gewissen heimlichen Instinkt, der ihn in seinem Werke zu künftigen Zielen trieb, zu viel gewaltigeren Zielen, als es der nächstliegende Utilitarismus ist. Ebenso hatte auch das russische Volk die Reform nicht aus bloßem Utilitarismus angenommen, sondern weil es durch seinen Instinkt zweifellos fast sofort ein gewisses anderes Ziel ahnte, das unvergleichlich höher war als dieser Utilitarismus, — es ahnte dieses Ziel, ich wiederhole es, unbewußt, aber dennoch unmittelbar und lebendig. Wir fingen ja damals sofort an, nach der lebendigsten Einigung, nach der allmenschlichen Vereinigung zu streben! Wir nahmen in unsere Seele nicht feindselig (wie es anscheinend hätte sein müssen), sondern freundschaftlich, mit vollkommener Liebe die Genien der anderen Nationen auf, aller zugleich, ohne dem einen oder andern Volke den Vorzug zu geben, durch unseren Instinkt schon fast beim ersten Schritt die Widersprüche unterscheidend und beseitigend, die Verschiedenheiten entschuldigend und anpassend, und zeigten schon darin unsere auch uns selbst erst eben zum Bewußtsein gekommene Bereitschaft und Neigung zu einer allmenschlichen Vereinigung mit allen Völkern des großen arischen Stammes. Ja, die Bestimmung des russischen Menschen ist zweifellos alleuropäisch und allweltlich. Ein wirklicher Russe, ganz Russe sein, heißt vielleicht nur (letzten Endes, ich bitte das zu unterstreichen) ein Bruder aller Menschen sein, ein Allmensch, wenn man so will. Unser ganzes Slawophilentum und Westlertum ist nur ein großes, wenn auch historisch notwendiges Mißverständnis. Dem echten Russen ist Europa und das Los des großen arischen Stammes ebenso teuer wie Rußland selbst, wie das Los seiner heimatlichen Erde, denn unser Los ist die Allweltlichkeit, und zwar keine mit dem Schwerte erkämpfte, sondern eine durch die Kraft der Brüderlichkeit und des brüderlichen Strebens nach einer Vereinigung der Menschen erworbene.

Wenn man in unsere Geschichte nach der Reform Peters eindringen will, so findet man schon Spuren und Andeutungen dieser Idee, dieses meines Gedankens, wenn man will im Charakter unserer Beziehungen zu den Völkern Europas, sogar in unserer Staatspolitik. Denn was tat Rußland diese zwei Jahrhunderte lang in seiner äußeren Politik anderes, als daß es Europa diente, vielleicht sogar in viel höherem Maße als sich selbst? Ich glaube nicht, daß dies nur auf der Unfähigkeit unserer Politiker beruhte. Die Völker Europas wissen gar nicht, wie teuer sie uns sind! In der Zukunft, ich glaube daran, werden wir, d. h. natürlich nicht wir, sondern die zukünftigen russischen Menschen alle ohne Ausnahme begreifen, daß echter Russe sein, nichts anderes bedeutet als: danach streben, die europäischen Widersprüche endgültig zu versöhnen, der europäischen Sehnsucht den Ausweg in der russischen allmenschlichen und allvereinenden Seele zu zeigen, in sie mit brüderlicher Liebe alle unsere Brüder aufzunehmen und schließlich und endlich vielleicht auch das endgültige Wort der großen allgemeinen Harmonie auszusprechen, der brüderlichen endgültigen Einigung aller Völker nach dem Gesetze Christi und des Evangeliums! Ich weiß, ich weiß allzu gut, daß meine Worte ekstatisch, übertrieben und phantastisch erscheinen können. Sollen sie es nur, ich bereue nicht, daß ich sie ausgesprochen habe. Das mußte ausgesprochen werden, besonders aber jetzt, bei der Ehrung unseres großen Genies, das gerade diese Idee mit seiner künstlerischen Kraft verkörpert hatte. Dieser Gedanke ist ja schon mehr als einmal ausgesprochen worden, und ich sage durchaus nichts Neues. Vor allen Dingen wird es als Selbstüberhebung erscheinen: „Wir und unser armes, rohes Land sollen eine solche Bestimmung haben? Uns ist es vorbehalten, der Menschheit ein neues Wort zu verkünden?“ Nun, spreche ich denn von wirtschaftlichem Ruhm, vom Ruhm des Schwertes oder der Wissenschaft? Ich spreche

ja nur von der Verbrüderung der Völker und davon, daß das russische Herz zu so einer allmenschlich-brüderlichen Vereinigung vielleicht mehr als die Herzen aller anderen Völker vorbestimmt ist, und ich sehe Hinweise darauf in unserer Geschichte, in unseren begabten Menschen, im künstlerischen Genie Puschkins. Mag unser Land arm sein, aber dieses arme Land „hat in Knechtgestalt durchschritten Christus selbst mit seinem Segen“.[1] Warum sollen wir auch nicht Sein letztes Wort fassen? Und kam Er denn selbst nicht in einer Krippe zur Welt? Ich wiederhole: Wir können wenigstens auf Puschkin hinweisen, auf die Allweltlichkeit, die Allmenschlichkeit seines Genies. Er verstand es doch, fremde Genien wie eigene in seine Seele aufzunehmen. In der Kunst, im künstlerischen Schaffen hat er jedenfalls dieses Streben des russischen Geistes nach Allweltlichkeit unzweifelhaft geäußert, und darin liegt schon ein großer Hinweis. Wenn unser Gedanke nur eine Phantasie ist, so kann sich diese Phantasie wenigstens auf Puschkin stützen. Hätte er länger gelebt, so hätte er vielleicht unsterbliche, große Gestalten der russischen Seele gezeigt, die unsern europäischen Brüdern schon verständlich wären, hätte uns den Europäern vielleicht viel näher gebracht, als wir es jetzt sind, hätte ihnen die ganze Wahrheit unseres Strebens gezeigt, und sie würden uns dann besser verstehen als jetzt, würden uns erraten und aufhören, uns so argwöhnisch und hochmütig anzusehen, wie sie uns jetzt ansehen. Hätte Puschkin länger gelebt, so wären vielleicht auch unter uns weniger Mißverständnisse und Streitigkeit als jetzt. Gott hat es aber anders gewollt. Puschkin ist in voller Blüte seiner Kraft gestorben und hat zweifellos ein Geheimnis ins Grab mitgenommen. Und nun enträtseln wir ohne ihn dieses Geheimnis.

Übertragen von Alexander Eliasberg.

---

[1] Aus einem Gedicht Tjutschews.

MITTEILUNGEN DES VERLAGS

Soweit die vorliegenden oder zu erwartenden Neuigkeiten des Verlags nicht schon durch die Beiträge dieses Heftes die Aufmerksamkeit unserer Freunde auf sich gezogen haben, sollen sie hier ihre Behandlung finden. Von den Vorzugsausgaben ist bisher nur kurz der brabantischen Legende Beatrix gedacht worden, die Friedrich Marcus Huebner aus dem Flämischen übersetzt und Felix Timmermans, den wir als Dichter in Deutschland eingebürgert haben, mit sechs Radierungen geschmückt hat. Beatrix ist die sündige Nonne, deren Stelle im Kloster die Jungfrau Maria viele Jahre hindurch vertritt; die Radierungen von Felix Timmermans stehen in ihrer köstlich naiv-komischen Art in anmutigem Gegensatz zu den frommen Gedanken und strengen Reimen der alten Erzählung. Die Vorzugsausgabe der Briefe der Diotima, die als vierter Druck der Januspresse erschien, ist vergriffen; ihr ist die mit der Abbildung einer Büste von Susette Gontard und zwei Faksimiles versehene allgemeine Ausgabe gefolgt. In die Mitte der Frühromantik hinein führen uns die Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders von Wackenroder und Tieck, die Oskar Walzel für uns herausgegeben und ausführlich eingeleitet hat. Jener unnennbare Himmel, das Unaussprechliche des religiösen Gefühls, das Novalis im Marienliede angedeutet hat, ist in diesem Buche der Kunst als ihrem angestammten Gebiete zuerkannt. Der Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter ist mit dem Erscheinen des dritten Bandes seiner Vollendung nähergekommen; der vierte Band, der den abschließenden Kommentar bringen wird, bedeutet für den gewissenhaften Herausgeber, Professor Dr. Max Hecker, noch ein schweres Stück Arbeit. Zu unserer Heine-Ausgabe ist nachträglich noch der seit langem in Aussicht gestellte, aber durch den Krieg unterbrochene Registerband erschienen, auf den wir, als unerläßliches Hilfsmittel bei der Benutzung der Ausgabe, deren Besitzer nachdrücklichst hinweisen. Unter dem Titel Funde und Forschungen ist eine Festgabe für Julius Wahle, den Direktor des Goethe- und Schiller-Archivs, zu seinem sechzigsten Geburtstag erschienen; sie enthält sechzehn Aufsätze der namhaftesten Gelehrten, deren Dank sich der Gefeierte als hilfreicher Freund in den langen Jahren seiner Tätigkeit am Archiv erworben hat.

Um zur neuzeitlichen Literatur überzugehen, ist an erster Stelle unsere Ausgabe der Sämtlichen Romane und Novellen Fjedor Dostojewskis in 25 Bänden zu nennen, die sowohl in Papp- wie in Halbleinenbänden geliefert wird. 17 Bände daraus enthält auch die Bibliothek der Romane, als neueste die Aufzeichnungen aus einem Totenhause und den Doppelgänger. Schaeffers „Helianth", von dem in den Mitteilungen des zweiten Heftes die Rede war, ist nunmehr erschienen und darf sich rühmen, bei Publikum und Presse steigende Anteilnahme zu erregen. „Alle Büchereien, die auf sich halten," so schreibt die Weser-Zeitung, „sollten den dreibändigen ‚Helianth' erwerben und eifrig ausleihen und Berufene aus ihm und über ihn Vorträge halten." An wichtigeren Neuauflagen, die an dieser Stelle ihre Erwähnung noch nicht gefunden haben, seien verzeichnet: die Dramen von Hans Sachs, wodurch die zweibändige Auswahl aus dem Schaffen des alten Meisters wieder vollständig wird; Rübezahl, die schönsten Historien von dem abenteuerlichen und weitberufenen Gespenst in der Fassung des Magisters Praetorius mit zahlreichen Holzschnitten der Ausgabe von 1738; Alfred Mombert, „Der Glühende" und „Aeon, der Weltgesuchte"; Rainer Maria Rilke, „Erste Gedichte", 10. bis 13. Tausend; Hans Carossas Erzählung Dr. Bürgers Ende. Zum Schluß wollen wir noch einmal auf den Übergang des Buches Otto Braun. Aus nachgelassenen Schriften eines Frühvollendeten in unseren Verlag aufmerksam machen; es gelangte soeben zur Ausgabe.

Groß ist die Zahl der gleichzeitig mit diesem Hefte erscheinenden neuen Bücher und wichtigen Neuauflagen. An erster Stelle nennen wir unsere Ausgabe von Gottfried Kellers Werken auf Dünndruckpapier, die der soeben in neuer, dritter Auflage vorliegenden Ausgabe von Theodor Storms Werken würdig an die Seite tritt. Unsere Kant-Ausgabe wird mit dem sechsten Band nunmehr vollständig. Vom Shakespeare werden Sturm und Sommernachtstraum erscheinen. Aus der ältesten deutschen Literatur bringen wir den Heliand mit den Bruchstücken der altsächsischen Genesis, in deutscher Übersetzung herausgegeben und eingeleitet von Andreas Heusler, das vollblütigste Denkmal der kirchlichen Dichtung aus der altdeutschen Zeit, wie ihn der Herausgeber nennt. Die Deutschen Meister werden mit dem Dürer von Max J. Friedländer um einen Band weitergeführt. Von den Brautbriefen

Wilhelms und Carolinens von Humboldt ist das 6. bis 9. Tausend erschienen. Albrecht Schaeffer legt uns ein neues Werk vor, den Gevatter Tod mit dem Untertitel „Märchenhaftes Epos in vierundzwanzig Mondphasen und einer als Zugabe." Phantastisches und Lebenswahres, Ernstes und Groteskes mischt sich hier zu einem bunten und figurenreichen Bild aus der Zopfzeit. Von Felix Timmermans lassen wir seinem lieblichen „Jesuskind in Flandern" den Roman Pallieter folgen, ein Buch, das man die Chronik eines schönen flämischen Jahres nennen könnte. Von Rilkes „Rodin" erscheint schon das 31. bis 35. Tausend. Der Druck des Stundenbuches auf der Inselpresse wurde soeben versandt. Von Ricarda Huch, deren neuestes Buch Entpersönlichung sich im Satz befindet, erscheint der Roman Die Verteidigung Roms in neuer Auflage. Von vielen gewiß mit großer Freude begrüßt werden die neuaufgelegten Märchen Andersens. Der von uns begründete Orbis literarum, von dem bisher die ersten Reihen der „Pandora" und „Bibliotheca Mundi" erschienen waren, wird nunmehr durch die ersten Bände der Libri librorum seine Abrundung erfahren. Sie werden das von Eduard Sievers herausgegebene Nibelungenlied, Dostojewskis „Raskolnikow" und Balzacs „Contes drolatiques" enthalten.

Im Druck befinden sich die neuen Auflagen von Goethes Briefwechsel mit Marianne von Willemer und der Gespräche Goethes mit Eckermann. Eine weitere Sammlung seiner kritischen Aufsätze veranstaltet Hermann Bahr unter dem Titel Summula. Mit einem neuen, großen Gedichtwerk tritt Arno Nadel auf den Plan, es heißt Der Ton und stellt das große, von der Zeit ersehnte Wagnis dar, Gott, den ersten, tiefsten und letzten Begriff, das allerletzte und heiligste Gefühl der Menschheit, noch einmal und aus unserm unendlich lebendigen Augenblicke heraus ins Licht zu schreiben, nicht durch Logik und System, sondern durch die Melodie des Erlebnisses. Rudolf Kassners Bücher Die Elemente der menschlichen Größe und Der indische Gedanke werden, in eines vereinigt, in Kürze erscheinen. Auch von Theodor Däublers Prosabüchern Lucidarium in arte musicae und Wir wollen nicht verweilen sind Neuauflagen nötig geworden. Von Rilkes „Geschichten vom lieben Gott" befindet sich das 24. bis 28. Tausend im Druck.

D A S

I N S E L S C H I F F

*

* E I N E *

Z W E I M O N A T S S C H R I F T

*

ZWEITER JAHRGANG / FÜNFTES HEFT
JUNI 1921

*

Und wenn mich am Tag die Ferne
blauer Berge sehnlich zieht,
nachts das Übermaß der Sterne
prächtig mir zu Häupten glüht —

alle Tag' und alle Nächte
rühm ich so des Menschen Los;
denkt er ewig sich ins Rechte,
ist er ewig schön und groß.

Goethe

RICARDA HUCH

AUS DEM BUCHE „ENTPERSÖNLICHUNG"

PERSÖNLICHE UND STAATLICHE WELTHERRSCHAFT

NIETZSCHE hat wundervolle Worte gefunden über den Mittag, wo die Welt vollkommen wird, weil der Mensch in ihrer Mitte sich selbst ganz geworden fühlt. Es ist der Augenblick, wo der Mensch monotheistisch wird, sich seiner selbst als einer Einheit bewußt wird. Goethe erlebte ihn in der Zeit seiner Beziehungen zu Frau von Stein, in jener Zeit, als er

ihr schrieb: „Übrigens habe ich glückliche Menschen kennenlernen, die es nur sind, weil sie ganz sind... das will und muß ich nun auch erlangen, und ich kann's." Es ist der Augenblick des Rundwerdens, des Sichschließens, verhängnisvoller, wunder- und gefahrvoller Augenblick. Schließt sich der Geist wirklich, so ist die Vollendung zugleich sein Tod, und aus dem höchsten Augenblick wird ein bleiernes, unentrinnbares Erwürgen. Denn es gibt nur dies beides: die Bewegung, die wir Leben heißen, kann sich runden, ohne sich zu schließen, oder sich schließen und zur Erstarrung des Todes führen. Der Mensch ist wie Gott eine Einheit in der Vielheit. Goethe erlebte die Wonne, ganz und sich selbst genügend zu sein; aber er erfuhr auch und sah ein, daß ein Einzelner nicht hilft, „sondern wer sich mit vielen zur rechten Stunde vereinigt". Nietzsche wollte sich selbst genügen und verlor dabei sich selbst. Wie über allen Vergleich entzückungsvoll muß dieser Mittagsaugenblick für Christus gewesen sein, in dem das Sichrunden des menschlichen Geistes überhaupt zum ersten Male wirklich wurde. Er war der Erste, der die Idee der ganzen Menschheit faßte, die furchtbar große Idee, daß die Menschheit eine Einheit bildet, sich schließen und enden kann; zugleich aber durchbrach er das Grab dieser Idee mit der Idee der Auferstehung, die durch ihn in Kraft trat. Das Ganze ist unsterblich, weil das Einzelne stirbt und aufersteht. Das Sterben ist ein Übergang, eine Verwandlung; Tod ist nur in der Erstarrung dessen, der sich vom Ganzen absondert, indem er sich auf sich selbst bezieht, weder wachsen noch sterben, sondern dauern will. Der Mensch als solcher, der bewußte Mensch, will Herrschaft und Dauer; der von Gott Berufene will die Herrschaft seiner persönlichen Kraft.

Kein großer Mann, der nicht die Idee der Weltherrschaft gehabt hätte: Alexander der Große und Cäsar, Karl der Große, Otto der Große, Gustav Adolf, Friedrich der Große, Elisa-

beth, Katharina, Napoleon, der sich als Nachfolger Karls des Großen betrachtete, alle kannten sie keine anderen Grenzen für ihr erträumtes Reich, als die ihnen durch den Widerstand anderer Kräfte gesetzt wurden. Dies muß so sein, weil der einsgewordene Mensch sich als Mitte der Welt fühlen muß. Allein alle diese Großen strebten nach persönlicher Herrschaft; mit ihrem Tode zerfiel das Reich, das ihre Phantasie getragen hatte. Die englische Idee der Weltherrschaft dagegen, das ist der wesentliche Unterschied, ist Staatsgrundsatz, sie beruht nicht auf einer persönlichen Kraft, sondern ist, von der sterblichen Person abgelöst, an den dauernden Staat geknüpft. Bacon gab die Losung aus, daß England darauf bedacht sein müsse, das Meer zu beherrschen, weil allein die Beherrschung des Meeres zur Weltherrschaft führe. Er selbst dachte nicht daran, sich persönlich dafür einzusetzen, noch tat es Jakob I., noch haben es die hannoverschen Welfen getan. Die englische Weltherrschaftsidee erzeugt nicht Helden und Heldentaten, sondern sie lauert allen Helden der Welt auf und stellt ihnen Fallen. „Während wir philosophieren," sagte Goethe, „gewinnen die Engländer die Welt. Sie tun es unter dem Deckmantel humaner Absichten." Eigentümlich ist es, wie die Helden anderer Völker, ich denke zum Beispiel an Blücher und Garibaldi, nirgends so gefeiert, buchstäblich auf den Händen von Volk und Adel getragen werden, wie in England. Jene beiden beförderten das englische Interesse, Blücher, indem er Napoleon, Garibaldi, indem er Österreich bekämpfte. Napoleon, der ihnen gefährlich war, brachten sie um, wie sie die Jungfrau von Orléans verbrannten.

Alexander, Cäsar, die deutschen Kaiser des Mittelalters, Kolumbus, Gustav Adolf waren Heroen, die ihren stürmischen Geist über die Welt aushauchten, die ihre Persönlichkeit wie eine Purpurfarbe durch den Erdkreis ergossen; England wie das alte Rom gingen und gehen schlechtweg auf einen prak-

tischen Zweck aus, auf Ausnützung anderer Länder, um sich selbst zu bereichern. Die englische Weltherrschaft duldet keinen Gegendruck, sie hält am Grundsatz des Gleichgewichtes im Abendlande fest, um den Kampf auszuschalten, auf dem doch die Entwickelung beruht.

Als ein Beispiel führe ich die Kämpfe Karls des Großen mit den heidnischen Sachsen an, der damit begann, sie seinem Gesetz unterwerfen zu wollen. In langen, hartnäckigen Kämpfen lernte er einsehen, daß er zugunsten des Freiheitstriebes dieses Stammes seinen Machtwillen einschränken müsse, und so wurde durch den Kampf und durch schwere Opfer auf beiden Seiten ein Maß des Rechtes zwischen Macht und Freiheit gefunden. Dieselbe Erfahrung machte Friedrich Barbarossa im Kampfe mit den Italienern; diese Helden endeten ganz anders, als sie begonnen hatten, sie lernten den Sonderwillen achten und begnügten sich, die Einheit innerhalb der Vielheit zu vertreten. Das Maß zwischen den individuellen Willenskräften kann nur durch Kampf gefunden werden, und zwar durch Kampf der ganzen Persönlichkeiten, die Körper eingeschlossen. Möglichste Aufhebung des Kampfes unter Beibehaltung des Herrschaftswillens ist der Grundsatz des bewußten Menschen, der seit dem sechzehnten Jahrhundert immer mehr um sich greift. Er mündete in Pazifismus und Völkerbund, der neuesten Erfindung des Satans, die an schlauer Verstellung und Gefährlichkeit alle seine bisherigen Leistungen übertrifft und deshalb wohl als sein letztes Aufgebot zu betrachten ist. Denn dieser Völkerbund will allen persönlichen Kampf aufheben, wodurch an sich schon alle Höherentwickelung, aller Lebenszweck aufgehoben und die Lebenskraft vollkommen unterbunden wäre, denkt aber nicht daran, die Weltherrschaftsgrundsätze aufzuheben, noch auch gewaltsame Mittel, wie zum Beispiel die Aushungerung der Völker, sondern er mästet den Wolf unter dem Schafspelze, bis dieser ihm eines Tages zu eng wird. Er

unterscheidet sich durchaus nicht von den Bolschewisten, welche gleichfalls ein Reich der allgemeinen Gerechtigkeit, des Glückes und Friedens durch gewaltsame Unterdrückung des individuellen Lebens, welches das Leben überhaupt ist, begründen wollen.

ÜBER DEN UNTERGANG DER VÖLKER

CHRISTUS, Luther, auch Goethe verkündeten den nahen Untergang der Welt, der Welt nämlich, deren Mittelpunkt sie waren: Christus den Untergang des Römischen Reiches, welches die Kulturwelt, die sich entwickelnde Welt überhaupt war; Luther und Goethe bezogen sich auf das Römische Reich Deutscher Nation, welches nachdem den Mittelpunkt der abendländischen Kultur gebildet hatte. Sollten die Führer eines Volkes, die sein Geschick im innersten Herzen tragen, es nicht strafen und warnen dürfen wegen seiner Fehler und Irrwege, die es ins Verderben führen? Warum denn rufen die Untergangsprophezeiungen, die in jüngster Zeit auftauchen, so große Entrüstung hervor? Ich glaube, daß man zwischen sehr verschiedenen Erscheinungen zu unterscheiden hat.

Wird der Untergang eines Volkes geweissagt auf Grund von Gesetzen, die unentrinnbar ablaufen müssen, so lehnt sich das Gefühl mit Recht dagegen auf. Etwas anderes ist es, wenn einer seinem Volke die Fehler vorhält, durch die es sich selbst, als freie, verantwortliche Persönlichkeit, zu vernichten im Begriff ist, und es auf den Weg der Erneuerung und des Lebens zu führen strebt. Zwar würde dieser vielleicht noch mehr Entrüstung hervorrufen als jener; aber die Geschichte wird früher oder später seine tragische Größe erkennen. Ein Volk muß niemals untergehen, außer wenn seine einzelnen Organe erstarren, so daß ein Zusammenwirken aller Organe, worauf das Dasein des lebendigen Organismus beruht, nicht mehr möglich ist.

Die Erlöser der Menschheit, Luther, Goethe, Schiller, Napoleon und die Jungfrau von Orléans, ja, alle, die von den Völkern als Helden und Retter verehrt wurden, haben eben dies Wunder vollbracht, daß sie ein erstarrendes, zerteiltes Volk zu neuem Leben vereinigten. Das Volk der Juden zwar hörte nicht auf Christi Stimme; aber die entseelte Menschheit fügte sich in seinem Namen wieder jung aus Trümmern zusammen. Ein Volk lebt, solange lebendiger Zusammenhang zwischen seinen Gliedern ist; solange ein Aufsteigen aus den bäuerlichen und handwerktreibenden Schichten nach den oberen ist und aus den oberen ein steter Samen in den mütterlichen Schoß der unteren niederfällt. Zentralisieren sich die Schichten und schließen sich gegeneinander ab, womit immer die oberen anfangen, so ist der Weg zum Untergange des Volkes eingeschlagen. Die obere, das ist die besitzende Schicht, stellt sich auf den einseitigen Standpunkt der Selbsterhaltung und betrachtet jeden als Empörer, der ihr eine Umwandlung zumutet, als wäre der bestehende Zustand ein geheiligtes Recht. Es tritt dann ein krankhafter Allgemeinzustand ein, wie wenn innerhalb des menschlichen Körpers der Kopf alles Blut an sich zieht und dadurch die Organe entseelt, welche die eigentlich lebenschaffenden sind. Wir sehen dann die merkwürdige Meinung herrschen, als wäre das lange Bestehende das an und für sich Wünschenswerte und Ehrwürdige und ein Beweis von Größe, Güte, Tüchtigkeit. Sowie die Menschen erstarren, treten sie zu Gott, der ein Gott des Todes, das heißt der ewigen Verwandlung ist, in eine ganz falsche Beziehung. Idealismus ist nicht Pflege des Bestehenden, seien es auch schöne Künste, Idealismus ist Opfernkönnen, sei es auch das Schönste und Teuerste. Weder für den Einzelnen, noch für ein Volk, noch für eine Klasse oder Organisation ist es rühmlich, sich lange unverändert zu erhalten; viel besser ist es, in junger Kraft unterzugehen, als unfruchtbar zu bestehen. „Bloß eine blut-

lose Bourgeoisie", sagt Gottfried Keller, „möchte bleiben, wo und wie wir sind, an dem halbverdorrten Zweige hangend mit der ganzen Last und seine paar Beeren benagend, bis er reißt und der ganze Klumpen in den Abgrund purzelt." Lernten wir doch unterscheiden zwischen dem gottgewollten Tode, der Verwandlung ist und zur Auferstehung führt, und dem gewaltsam festgehaltenen Leben, das der eigentliche Tod der Erstarrung ist. Nur solange wir uns als verwandlungsfähig erweisen, leben wir; unser Untergang besteht darin, daß wir in bequem gewordenen Zuständen erstarren. Es ist ein haarsträubendes Mißverständnis, daß gerade unsere besitzende Klasse, um sich im Bestehenden zu erhalten, Goethe und Schiller als Zeugen der Herrlichkeit der vergangenen Epoche im Munde führt. Goethe und Schiller hatten nichts zu tun mit der sogenannten Wilhelminischen Kultur und würden sich davon abgestoßen gefühlt haben. Bricht es nicht aus allen Werken Schillers mit tragisch-herrlichen Posaunenklängen: Das Leben ist der Güter höchstes nicht? Goethe, nachdem er sein Volk für reif zum JüngstenTage erklärt hat, schöpft Hoffnung aus dem Anblick kräftiger junger Soldaten und hofft, daß das Landvolk sich kräftig genug erhalten werde, „uns nicht allein tüchtige Reiter zu liefern, sondern uns auch vor gänzlichem Verfall und Verderben zu sichern. Es ist als ein Depot zu betrachten, aus dem sich die Kräfte der sinkenden Menschen immer wieder ergänzen und auffrischen". Dabei ist natürlich die Voraussetzung, daß ein lebendiger, organischer Zusammenhang zwischen dem Landvolk und den anderen Ständen bestehe. In Anbetracht, daß ein neuer Erlöser, wenn er wirklich käme, doch nur zum zweiten Male gekreuzigt würde, empfiehlt Goethe inzwischen zur Heilung Deutschlands weniger Philosophie und mehr Tatkraft, weniger Theorie und mehr Praxis und vor allen Dingen weniger Polizei, damit die Menschen von Kindesbeinen an die Courage haben, das zu sein,

wozu die Natur sie gemacht hat. Sollte aber dennoch ein Umsturz notwendig werden und erfolgen, so wird er als der Vorbote neuen Lebens begrüßt: „Ich ehre und liebe das Positive und ruhe selbst darauf, insofern es nämlich von uralters her sich immer mehr bestätigt und uns zum wahrhaften Grunde des Lebens und Wirkens dienen mag. Dagegen freut mich nicht etwa die Zweifelsucht, sondern ein direkter Angriff auf eine usurpierte Autorität. Diese mag Jahrhunderte gelten, denn sie schadet einem düstern, dummen Volke nicht, das ohne sie noch übler wäre daran gewesen; aber zuletzt, wenn das Wahre notwendig wird, um uns entschieden Nutzendes zu verleihen, da mag rechts oder links fallen, wer da will, ich werde mich darüber nicht entsetzen, sondern nur aufs genaueste aufmerken, welche Aussicht ich gewinne, wenn das alte Gehege zusammenstürzt."

In den Werken eines modernen englischen Dichters sehen wir, staunend und ergriffen, wie das kleine England damit endigt, in dem wunderbaren Indien, das es lange beherrschte, aufzugehen. Lange hat der Orient, unsere Wiege, stillgelegen unter der Schneedecke willentötender Weltanschauung, der Starrheit seiner Kasten und kluger Fremdherrschaft; vielleicht daß jetzt schon das schaffende Licht sich rührt, indessen über das Abendland die Schatten des nahen Winters fallen. Vieles deutet darauf: das immer tiefere, behagliche Sicheinwühlen in die Wissenschaft, die Ausbreitung der eisernen Maschen des Staatsnetzes, unsere Vorliebe für Systeme, unser Liebäugeln mit dem Buddhismus und dem Nirwana, unser eigensinniges Spielen mit dem Okkultismus, unsere fakirmäßige Langlebigkeit, unser Parteiwesen, die Zimperlichkeit unserer Gefühle, unsere Neigung zu klösterlicher Lebensflucht, unsere Scheu vor der schönen, blutwarmen Menschlichkeit des Christentums. Vielleicht daß das Leichentuch, das zugleich ein Schutz des Lebens ist, sich über uns ausbreitet, indes die

Heldensonne eines neuen Weltentages im Osten aufblitzt. Ist das aber ein Wunsch oder eine Prophezeiung? Ach nein; denn es ist vielmehr die Feststellung einer Tatsache. Der Schnee ist schon gefallen, und unser Puls schlägt kaum hörbar durch den Lärm unserer klappernden Betriebsamkeit. Wie lange unser Schlaf dauern wird, weiß ich nicht; aber ich weiß, daß das ewige Licht lebt und, wenn es Zeit ist, den Winter mit seinem Feuerschwert besiegen und die angeketteten Lebenswasser befreien wird.

* * *

CLEMENS BRENTANO

SONETTE AN WILHELMINE REICHENBACH

Diese Sonette sind den erst vor kurzem wieder aufgefundenen Briefen Clemens Brentanos an die schöne Bankierstochter Wilhelmine Reichenbach in Altenburg entnommen, die von einem Nachkommen der Adressatin für den Insel-Verlag herausgegeben wurden. Sie sind der unmittelbare Niederschlag eines von Brentano mit Leidenschaft und Ernst aufgefaßten Liebeserlebnisses, das jedoch auf seiten Wilhelmines nur Kühle und Abweisung erfuhr.

Bilden und verstehen

Waß wir in uns die tiefe Sehnsucht nennen,
Waß uns mit dunklen Wünschen still erfüllt,
Die tiefe Wärme, hohes Licht so mild,
Sind Elemente, die wir selten kennen

Die sich im Einzelnen geheim zertrennen,
Wie Licht in Dir, in mir sich Wärme hüllt,
Doch nimmer dringt ein Leben durch das Bild,
Wenn Licht und Wärme nicht als Flamme brennen.

Die Wärme in dem Herzen war so groß,
Daß ich ins kühle Mondenlicht gesehen
Nun brennet wild die Flamme mir im Schooß

Und endlich muß ein heilig Bild erstehen
Reißt ewig sich so Licht, als Wärme los
So einigt sich ja **Bilden** und **Verstehen**.

„Eine Liebe ist der andern wehrt"

Umhüllst Du Dich mit Ernst und tiefem Schweigen
Und sprichst von Kälte und von nicht verstehn
So sehe ich Dianen vor mir stehn
Und nimmermehr wird sich ihr Sinn erweichen,

Doch lieber möcht ich Phöben Dich vergleichen
Du bist so kalt und leuchtest doch so schön
Und hast Du freundlich mich nur angesehn
Sich Wunsch und Sehnsucht still in mir erzeugen

Endimion, möcht ich auf Lathmos lauschen
Die Wärme die mich heimlich lang verzehrt
Mit Phöbens kühlen milden Stralen tauschen

Hast Du mich Holde! freundlich doch belehrt
Und ewig wird Dein Ausspruch mich berauschen,
„Daß eine Liebe wohl der andern wehrt."

Offenbarung

So lange habe ich sie leiden sehen,
So lange brennt ihr Schmerz in meiner Brust
Und gierig trank ich selbst mit fromer Lust
Das Gift aus ihrer Wunden tiefen Wehen.

Zu allen Mächten drang mein kindisch Flehen,
Mir war in meiner Unschuld nicht bewußt,
Daß mit der Freiheit traurigem Verlust
Der Schönheit alle Mächte untergehen.

Sie sieht mein Leiden, spricht mit hohen Blicken
O wehe! Was ich Sinkende berühre
Ich fest umklammernd in den Abgrund führe.

Da sprach ich kühn: mit schmerzlichem Entzükken
Will ich an Deinem Grabe untergehen,
Will ich an Deiner Wiege auferstehen.

Sendung

Sie war vor mir so tief hinabgesunken
Und tief, so tief hinab mit ihr mein Sinn
Da sendet sie mich schnell zur Wiege hin,
Bis Auferstehung sie dem Tod entbunden.

Und an der Wiege brechen alle Wunden
Der Seele auf, vom zartesten Beginn
Wird ihres Lebens Bild mir zum Gewinn,
Mit Rosen und mit Dornen dicht umwunden.

Und sehnsuchtsvoll wandl' ich auf allen Wegen
Die sie betrat, und harre sie zu sehen
Doch nimmer, nimmer will sie auferstehen.

Da tritt ein tiefes Bild mir still entgegen
Aus Bildes Augen heil'ge Lichter drangen
Und spannen Nezze, nahmen mich gefangen.

Auferstehung und Metamorphose

O liebliche! wie schön bist Du erstanden!
Die Rose in sich selbst so tief verglühet
Ist hoch in Dir, Du Lilie erblühet
In der sich Form und Inhalt schön verbanden.

O zürne nicht, weil ich es Dir gestanden,
Daß der, der um die Rose sich bemühet
Aus ihr Dich Lilie erstanden siehet
O zürne nicht, hast Du es gleich verstanden.

Was in der Rose Sinnengluth verglommen
Muß in der Lilie geist'ger sich entfalten
Muß sich in Licht und reiner Hoheit heben.

Wie Form und Geist sich ewig näher kommen
So wechseln immer höher die Gestalten
Doch wohnt nur eine Liebe in dem Leben.

* * *

RAINER MARIA RILKE
DER TOTENGRÄBER
Novelle
(Geschrieben 1903)

IN San Rocco war der alte Totengräber gestorben. Es wurde täglich ausgerufen, daß die Stelle neu zu besetzen sei. Aber es vergingen drei Wochen, oder mehr, ohne daß jemand sich gemeldet hätte. Und da während dieser ganzen Zeit niemand starb in San Rocco, so schien die Sache auch nicht dringend zu sein, und man wartete ruhig ab. Wartete, bis an einem Abend im Mai der Fremde erschien, der das Amt übernehmen wollte. Gita, die Tochter des Podestà, war die erste, die ihn sah. Er trat aus dem Zimmer ihres Vaters (sie hatte ihn nicht kommen sehen) und kam gerade auf sie zu, als hätte er erwartet, ihr auf dem Gange, der dunkel war, zu begegnen.

„Bist du seine Tochter?" fragte er mit einer leisen Stimme, und legte ein fremdartiges Betonen auf jedes seiner Worte.

Gita nickte und ging neben dem Fremden her bis zu einem der tiefen Fenster, durch das von draußen der Glanz und die Stille der Gasse fiel, die im Abend lag. Dort besahen sie einander aufmerksam. Gita war so vertieft in den Anblick des fremden Mannes, daß ihr erst nachträglich einfiel, daß auch er, während aller dieser Minuten, als sie stand und ihn betrachtete, sie angesehen haben müsse. Er war hoch und schlank und hatte ein schwarzes Reisekleid von fremdartigem Zuschnitt. Sein Haar war blond und er trug es, wie Edelleute es tragen. Er hatte überhaupt etwas von einem Edelmann an sich, er konnte Magister sein oder Arzt; wie merkwürdig, daß er

Totengräber war. Und sie suchte unwillkürlich seine Hände. Er hielt sie ihr hin, beide, wie ein Kind.

„Es ist keine schwere Arbeit", sagte er; und obwohl sie auf seine Hände sah, fühlte sie das Lächeln seiner Lippen, in dem sie stand wie in einem Sonnenstrahl.

Dann gingen sie zusammen bis vor das Tor des Hauses. Die Straße dämmerte schon.

„Ist es weit?" sagte der Fremde und sah die Häuser hinunter bis ans Ende der Gasse; sie war ganz leer.

„Nein, nicht sehr weit; aber ich will dich führen, denn du kannst den Weg nicht wissen, Fremder."

„Weißt du ihn?" fragte der Mann ernst.

„Ich weiß ihn gut, ich habe ihn als kleines Kind schon gehen gelernt, weil er zur Mutter führt, die uns früh fortgenommen worden ist. Sie ruht dort draußen, ich will dir zeigen wo."

Dann gingen sie wieder schweigend, und ihre Schritte klangen wie *ein* Schritt in der Stille. Plötzlich sagte der Mann in Schwarz: „Wie alt bist du, Gita?"

„Sechzehn," sagte das Kind und streckte sich ein wenig, „sechzehn, und mit jedem Tage ein wenig mehr."

Der Fremde lächelte.

„Aber", sagte sie und lächelte auch, „wie alt bist du?"

„Älter, älter als du, Gita, doppelt so alt, und mit jedem Tage viel, viel älter."

Damit standen sie vor dem Tor des Kirchhofes.

„Dort ist das Haus, in dem du wohnen mußt, neben der Leichenkammer", sagte das Mädchen und wies mit der Hand durch die Gitterstäbe des Tores an das andere Ende des Kirchhofes hin, wo ein kleines Haus stand, ganz mit Efeu bewachsen.

„So, so, hier ist es also", nickte der Fremde und übersah langsam sein neues Land von einem Ende zum anderen. „Das war wohl ein alter Mann, der hier Totengräber war?" fragte er.

„Ja, ein sehr alter Mann. Er hat mit seiner Frau hier gewohnt, und die Frau war auch sehr alt. Sie ist gleich nach seinem Tod fortgezogen, ich weiß nicht wohin."

Der Fremde sagte nur: „So" und schien an etwas ganz anderes zu denken. Und plötzlich wandte er sich an Gita: „Du mußt jetzt gehen, Kind, es ist spät geworden. Fürchtest du dich nicht allein?"

„Nein, ich bin immer allein. Aber du, fürchtest du dich nicht, hier draußen?"

Der Fremde schüttelte den Kopf und faßte die Hand des Mädchens und hielt sie mit leisem, sicherem Druck: „Ich bin auch immer allein —" sagte er leise, und da flüsterte das Kind auf einmal atemlos: „Horch". Und sie hörten beide eine Nachtigall, die in der Dornenhecke des Kirchhofes zu singen begann, und sie waren ganz umgeben von dem schwellenden Schall und wie überschüttet von dieses Liedes Sehnsucht und Seligkeit.

Am nächsten Morgen begann der neue Totengräber von San Rocco sein Amt. Er faßte es seltsam genug auf. Er schuf den ganzen Kirchhof um und machte einen großen Garten daraus. Die alten Gräber verloren ihre nachdenkliche Traurigkeit und verschwanden unter dem Blühen der Blumen und dem Winken der Ranken. Und drüben, jenseits des mittleren Weges, wo bisher leerer, ungepflegter Rasen gewesen war, bildete der Mann viele kleine Blumenbeete, den Gräbern auf der anderen Seite ähnlich, so, daß die beiden Hälften des Kirchhofes einander das Gleichgewicht hielten. Die Leute, welche aus der Stadt herauskamen, konnten ihre lieben Gräber gar nicht gleich wiederfinden, ja, es geschah, daß irgendein altes Mütterchen bei einem der leeren Beete an der rechten Wegseite kniete und weinte, ohne daß dieses greise Gebet deshalb ihrem Sohne verloren ging, der fern drüben unter hellen Anemonen lag. Aber die Leute von San Rocco, welche diesen Kirchhof sahen,

litten nicht mehr so sehr unter dem schweren Tod. Wenn einmal jemand starb (und es traf meist alte Leute in diesem denkwürdigen Frühjahr), so mochte der Weg hinaus zwar immer noch recht lang und trostlos sein, draußen aber wurde es immer etwas wie ein kleines, stilles Fest. Blumen schienen von allen Seiten herbeizudrängen und sich so schnell über die dunkle Grube zu stellen, daß man meinen konnte, der schwarze Mund der Erde habe sich nur aufgetan, um Blumen zu sagen, tausend Blumen.

Gita sah alle diese Veränderungen; sie war fast immer draußen bei dem Fremden. Sie stand neben seiner Arbeit und stellte Fragen, und er antwortete; der Rhythmus des Grabens war in ihren Gesprächen, die der Lärm des Spatens häufig unterbrach. „Weit, aus Norden", sagte der Fremde auf eine Frage. „Von einer Insel", und er bückte sich und raffte Unkraut zusammen, „vom Meer. Von einem anderen Meer. Einem Meer, das mit dem eueren (ich höre es manchmal atmen tief in der Nacht, obwohl es mehr als zwei Tagreisen entfernt ist) wenig gemein hat. Unser Meer ist grau und grausam, und es hat die Menschen, die daran wohnen, traurig und still gemacht. Im Frühling trägt es unendliche Stürme herüber, Stürme, in denen nichts wachsen kann, so daß der Mai ungenutzt vorübergeht, und im Winter friert es zu und macht alle zu Gefangenen, die auf den Inseln wohnen."

„Wohnen viele auf den Inseln?"

„Nicht viele."

„Auch Frauen?"

„Auch."

„Und Kinder?"

„Ja, Kinder auch."

„Und Tote?"

„Und sehr viel Tote; denn viele, viele bringt das Meer und legt sie in der Nacht an den Strand, und wer sie findet, er-

schrickt nicht, sondern nickt nur, nickt wie einer, der es längst weiß. Es gibt bei uns einen alten Mann, der hat von einer kleinen Insel zu erzählen gewußt, zu der das graue Meer so viel Tote brachte, daß den Lebenden kein Raum mehr blieb. Sie waren wie belagert von Leichen. Das ist vielleicht nur eine Geschichte und vielleicht irrt sich der alte Mann, der sie erzählt. Ich glaube sie nicht. Ich glaube, daß das Leben stärker ist als der Tod."

Gita schwieg eine Weile. Dann sagte sie: „Und doch ist Mutter gestorben."

Der fremde Mann hörte auf zu arbeiten und stützte sich auf den Spaten: „Ja, ich weiß auch eine Frau, die gestorben ist. Aber die wollte es."

„Ja," sagte Gita ernst, „ich kann mir denken, daß man es will."

„Die meisten Menschen wollen es, und darum sterben auch die wenigen, welche leben wollen; sie werden mitgerissen, man fragt sie nicht. Ich bin weit in der Welt herumgekommen, Gita, ich habe mit vielen Menschen gesprochen und habe sie gefragt nach ihrem Herzen. Aber es war keiner unter ihnen, der nicht sterben wollte. Gesagt freilich, gesagt hat mancher das Gegenteil, und seine Furcht hat ihn darin bestärkt; aber was sagen die Menschen nicht alles. Dahinter war ihr Wille, der Wille, der nicht spricht, und der fiel, fiel auf den Tod zu, wie die Frucht vom Baum. Da gibt es kein Aufhalten."

So kam der Sommer. Und jeder neue Tag, der mit dem Erwachen der kleinen Vögel begann, fand Gita draußen bei dem fremden Mann aus Norden. Zu Hause warnte man sie, man tadelte sie, man versuchte Gewalt und Strafe an ihr, sie zurückzuhalten: es war alles umsonst. Gita fiel dem Fremden zu wie ein Erbteil. Einmal ließ ihn der Podestà rufen, und das war ein gewaltiger Mann mit einer breiten, drohenden Stimme. „Ihr habt ein Einsamkind, Messer Vignola", sagte der Fremde auf alle

Vorwürfe zu ihm, ruhig und indem er sich ein wenig verneigte. „Ich kann ihr nicht verwehren, bei mir und in ihrer Mutter Nähe zu sein. Ich habe ihr nichts geschenkt, noch versprochen, und mit keinem Wort hab ich sie jemals gerufen.“ Das sagte er ehrerbietig und sicher und ging, da er es gesagt hatte; denn es war nichts hinzuzufügen.

Jetzt blühte der Garten draußen und dehnte sich aus in seinen vier Hecken und lohnte der Arbeit, die um ihn getan worden war. Und manchmal konnte man früher Feierabend machen und auf der kleinen Bank vor dem Hause sitzen und sehen, wie es auf eine leise und erhabene Art Abend wurde. Dann fragte Gita, und der Fremde antwortete, und zwischendurch hatten sie lange Schweigsamkeiten, in denen die Dinge zu ihnen redeten. „Heute will ich dir von einem Manne erzählen, wie ihm seine liebe Frau starb“, begann der Fremde einmal nach einem solchen Schweigen, und seine Hände zitterten, eine in der anderen. „Es war Herbst, und er wußte, daß sie sterben würde. Die Ärzte sagten es; doch die hätten immerhin irren können; aber sie selbst, die Frau, sagte es lange vor ihnen. Und sie irrte nicht.“

„*Wollte* sie sterben?“ fragte Gita, weil der Fremde eine Pause machte.

„Sie wollte, Gita. Sie wollte etwas anderes als leben. Es waren ihr immer zu viele um sie her, sie wollte allein sein. Ja, das wollte sie. Als Mädchen, da war sie nicht allein wie du; und als sie heiratete, da wußte sie, daß sie allein war; sie aber wollte allein sein und es nicht wissen.“

„War ihr Mann nicht gut?“

„Er war gut, Gita; denn er liebte sie, und sie liebte ihn, und doch, Gita, berührten sie einander nicht. Die Menschen sind so furchtbar weit voneinander; und die, welche einander lieb haben, sind oft am weitesten. Sie werfen sich all das Ihrige zu und fangen es nicht, und es bleibt zwischen ihnen liegen

irgendwo und türmt sich auf und hindert sie endlich noch, einander zu sehen und aufeinander zuzugehen. Aber ich wollte dir von der Frau erzählen, welche starb. Sie starb also. Es war am Morgen, und der Mann, der nicht geschlafen hatte, saß bei ihr und sah, wie sie starb. Sie richtete sich plötzlich auf und hob ihren Kopf, und ihr Leben schien ganz in ihr Gesicht eingetreten und hatte sich dort versammelt und stand wie hundert Blumen in ihren Zügen. Und der Tod kam und riß es ab mit einem Griff, riß es heraus wie aus weichem Lehm und ließ ihr Angesicht weit ausgezogen, lang und spitz zurück. Ihre Augen standen offen und gingen immer wieder auf, wenn man sie schloß, wie Muscheln, in denen das Tier gestorben ist. Und der Mann, der es nicht ertragen konnte, daß Augen, die nicht sahen, offen standen, holte aus dem Garten zwei späte harte Rosenknospen und legte sie auf die Lider, als Last. Nun blieben die Augen zu, und er saß und sah lange in das tote Gesicht. Und je länger er es ansah, desto deutlicher empfand er, daß noch leise Wellen von Leben an den Rand ihrer Züge heranspülten und sich langsam wieder zurückzogen. Er erinnerte sich dunkel, in einer sehr schönen Stunde dieses Leben auf ihrem Gesichte gesehen zu haben, und er wußte, daß es ihr heiligstes Leben sei, das, dessen Vertrauter er nicht geworden war. Der Tod hatte dieses Leben nicht aus ihr geholt; er hatte sich täuschen lassen von dem Vielen, das in ihre Züge getreten war; das hatte er fortgerissen, zugleich mit dem sanften Umriß ihrer Profile. Aber das andere Leben war noch in ihr; vor einer Weile war es bis an die stillen Lippen herangeflutet, und jetzt trat es wieder zurück, floß lautlos nach innen und sammelte sich irgendwo über ihrem zersprungenen Herzen.

Und der Mann, der diese Frau geliebt hatte, hilflos geliebt, wie sie ihn, der Mann empfand eine unsagbare Sehnsucht, dieses Leben, welches dem Tod entgangen war, zu besitzen. War er nicht der einzige, der es empfangen durfte, der Erbe

ihrer Blumen und Bücher und der sanften Gewänder, welche nicht aufhörten, nach ihrem Leibe zu duften? Aber er wußte nicht, wie er diese Wärme, die so unerbittlich aus ihren Wangen zurückfloß, festhalten, wie er sie fassen, womit er sie schöpfen sollte. Er suchte die Hand der Toten, die leer und offen, wie die Schale einer entkernten Frucht, auf der Decke lag; die Kälte dieser Hand war gleichmäßig und stumm, und sie gab bereits völlig das Gefühl eines Dinges, welches eine Nacht im Tau gelegen hat, um dann in einem morgendlichen Wind rasch kalt und trocken zu werden. Da plötzlich bewegte sich etwas im Gesichte der Toten. Gespannt sah der Mann hin. Alles war still, aber auf einmal zuckte die Rosenknospe, die über dem linken Auge lag. Und der Mann sah, daß auch die Rose auf dem rechten Auge größer geworden war und immer noch größer wurde. Das Gesicht gewöhnte sich an den Tod, aber die Rosen gingen auf wie Augen, welche in ein anderes Leben schauten. Und als es Abend geworden war, Abend dieses lautlosen Tages, da trug der Mann zwei große, rote Rosen in der zitternden Hand ans Fenster. In ihnen, die vor Schwere schwankten, trug er ihr Leben, den Überfluß ihres Lebens, den auch er nie empfangen hatte."

Der Fremde stützte den Kopf in die Hand und saß und schwieg. Als er sich rührte, fragte Gita:

„Und dann?"

„Dann ging er fort, ging, was hätte er sonst tun sollen? Aber er glaubte nicht an den Tod, glaubte nur, daß die Menschen nicht zueinander können, die Lebenden nicht und nicht die Toten. Und das ist ihr Elend, nicht, daß sie sterben."

„Ja, das weiß ich auch schon, du, daß man nicht helfen kann", sagte Gita traurig. „Ich habe ein kleines weißes Kaninchen gehabt, das ganz zahm war und nie sein konnte ohne mich. Und dann wurde es krank, der Hals schwoll ihm an, und es hatte Schmerzen wie ein Mensch. Und es sah mich an

und bat, bat mit seinen kleinen Augen, hoffte, glaubte, daß ich helfen würde. Und endlich ließ es ab, mich anzusehen, und starb in meinem Schoß, wie allein, wie hundert Meilen von mir."

„Man soll kein Tier an sich gewöhnen, Gita, das ist wahr. Man lädt eine Schuld auf sich damit, man verspricht, und man kann nicht halten. Ein fortwährendes Versagen ist unser Teil bei diesem Verkehr. Und es ist bei den Menschen nicht anders, nur daß da immer beide schuldig werden, einer am anderen. Und das heißt, sich lieb haben: aneinander schuldig werden, nicht mehr, Gita, nicht mehr."

„Ich weiß," sagte Gita, „aber das ist viel."

Und dann gingen sie zusammen, Hand in Hand auf dem Kirchhof umher und dachten nicht, daß es anders sein könnte, als es war.

Und doch wurde es anders. Es kam der August und ein Tag im August, da die Gassen der Stadt wie im Fieber waren, schwer, bang, ohne Wind. Der fremde Mann erwartete Gita an der Kirchhofstür, bleich und ernst.

„Ich habe einen bösen Traum gehabt, Gita", rief er ihr zu. „Geh nach Hause und komm nicht wieder her, eh ich dich wissen lasse, daß du kommen sollst. Ich werde vielleicht viel Arbeit haben jetzt. Leb wohl."

Sie aber warf sich ihm an die Brust und weinte. Und er ließ sie weinen, so lange sie wollte, und sah ihr lange nach, als sie ging. Er hatte sich nicht geirrt; es begann ernsthafte Arbeit. Täglich kamen jetzt zwei oder drei Leichenzüge heraus. Viele Bürger folgten ihnen; es waren reiche und festliche Begräbnisse, bei denen Weihrauch und Gesang nicht fehlte. Der Fremde aber wußte, was noch niemand ausgesprochen hatte: Die Pest war in der Stadt. Die Tage wurden immer heißer und stechender unter den tödlichen Himmeln, und die Nächte kamen und kühlten nicht. Und Entsetzen und Angst legte sich

auf die Hände derer, die ein Handwerk trieben, und auf die Herzen derjenigen, welche liebten — und lähmte sie. Und es war eine Stille in den Häusern, wie am größten Feiertag, oder wie mitten in der Nacht. Aber die Kirchen waren erfüllt von verstörten Gesichtern. Und plötzlich begannen die Glocken zu läuten, alle, fuhren auf, brachen in Klänge aus: als hätten wilde Tiere die Glockenstricke angesprungen und sich verbissen in ihnen: so läuteten sie, atemlos.

In diesen schrecklichen Tagen war der Totengräber der einzige, der arbeitete. Seine Arme erstarkten bei den größeren Anforderungen seines Amtes, und es war sogar eine gewisse Frohheit in ihm, die Frohheit seines Blutes, welches sich rascher bewegte.

Aber eines Morgens, als er nach kurzem Schlaf erwachte, stand Gita vor ihm. „Bist du krank?"

„Nein, nein." Und er begriff erst allmählich, was sie, hastig und verworren, sprach.

Sie sagte, die Leute von San Rocco seien unterwegs, gegen ihn. Sie wollten ihn töten, denn „du, sagen sie, hast die Pest heraufbeschworen. Du hast auf der leeren Seite des Kirchhofes, wo nichts war, Hügel gemacht, Gräber, sagen sie, und hast die Leichen gerufen mit diesen Gräbern. Flieh, flieh!" bat Gita und warf sich in die Kniee, heftig, als stürzte sie von der Höhe eines Turmes. Und auf dem Wege war schon ein dunkler Haufe zu sehen, der schwoll und näher kam. Staub voran. Und aus dem dumpfen Gemurmel der Menge lösen sich schon einzelne Worte und drohen. Und Gita springt auf und fällt wieder in die Kniee und will den Fremden mit sich ziehen.

Er aber steht wie aus Stein, steht, und befiehlt ihr, hineinzugehen in sein Haus und zu warten. Sie gehorcht. Sie hockt im Haus hinter der Tür, und das Herz klopft ihr im Hals und in den Händen, überall.

Da kommt ein Stein, wieder ein Stein; man hört sie beide

in die Hecke schlagen. Gita erträgt es nicht mehr. Sie reißt die Türe auf und läuft, läuft gerade auf den dritten Stein zu, der ihr die Stirne zerschlägt. Der Fremde fängt sie auf, wie sie fällt, und trägt sie hinein in sein kleines, dunkles Haus. Und das Volk johlt und ist schon ganz nahe an der niedrigen Hecke, die es nicht aufhalten wird. Aber da geschieht etwas Unerwartetes, Furchtbares. Der kleine Schreiber mit dem Kahlkopf, Theophilo, hängt sich plötzlich an seinen Nachbar, den Schmied aus der Gasse Vicolo Sma. Trinità. Er taumelt, und seine Augen verdrehen sich auf eine seltsame Art. Und zugleich beginnt in der dritten Reihe ein Knabe zu schwanken, und hinter ihm schreit eine Frau, eine Schwangere, auf, schreit, schreit, und alle kennen diesen Schrei und jagen auseinander, wahnsinnig vor Angst. Der Schmied, ein großer, starker Mann, zittert und schüttelt den Arm, an dem der Schreiber gehangen hat, als wollte er ihn von sich schleudern, schüttelt und schüttelt.

Und drinnen im Hause kommt Gita, die auf dem Bette liegt, noch einmal zu sich und horcht.

„Sie sind fort", sagt der Fremde, der über sie gebeugt ist. Sie kann ihn nicht mehr sehen, aber sie tastet leise über sein gesenktes Gesicht, um doch noch einmal zu wissen, wie es war. Ihr ist, als hätten sie lange zusammen gelebt, der Fremde und sie, Jahre und Jahre.

Und plötzlich sagt sie: „Die Zeit macht es nicht, nicht wahr?"

„Nein," sagt er, „Gita, die Zeit macht es nicht." Und er weiß, was sie meint. So stirbt sie.

Und er gräbt ihr ein Grab am Ende des Mittelweges, in dem reinen glänzenden Kies. Und der Mond kommt, und es ist, als ob er in Silber grübe. Und er legt sie hinein auf Blumen und deckt sie mit Blumen zu. „Du Liebe", sagt er und steht eine Weile still. Aber gleich darauf, als hätte er Angst vor

dem Stillestehen und vor dem Nachdenken, beginnt er zu arbeiten. Sieben Särge stehen noch unbeerdigt; man hat sie im Laufe des letzten Tages herausgebracht. Ohne viel Gefolge, obwohl in dem einen, besonders breiten Eichensarg Gian-Battista Vignola liegt, der Podestà.

Alles ist anders geworden. Würden gelten nicht mehr. Statt eines Toten mit vielen Lebenden, kommt jetzt immer ein Lebender und bringt auf seinem Karren drei, vier Särge mit. Der rote Pippo, der das zu seinem Geschäft gemacht hat. Und der Fremde mißt, wie viel Raum er noch hat. Raum für etwa fünfzehn Gräber. Und so beginnt er seine Arbeit, und zuerst ist sein Spaten die einzige Stimme in der Nacht. Bis man wieder das Sterben hört aus der Stadt. Denn jetzt hält sich keiner mehr zurück; es ist kein Geheimnis mehr. Wen die Krankheit packt oder auch nur die Angst davor, der schreit und schreit und schreit, bis es zu Ende ist. Mütter fürchten sich vor ihren Kindern, keiner erkennt mehr den anderen, wie in ungeheurer Dunkelheit. Einzelne Verzweifelte halten Gelage und werfen die trunkenen Dirnen, wenn sie zu taumeln beginnen, aus den Fenstern hinaus, in Angst, die Krankheit könnte sie ergriffen haben.

Aber der Fremde draußen gräbt ruhig fort. Er hat das Gefühl: So lang er Herr ist hier, in diesen vier Hecken, so lang er hier ordnen kann und bauen, und wenigstens außen, wenigstens durch Blumen und Beete, diesem wahnwitzigen Zufall einen Sinn geben und ihn mit dem Land ringsherum versöhnen und in Einklang bringen kann, so lange hat der andere nicht Recht, und es kann ein Tag kommen, wo er — der andere — müd wird, nachgibt. Und zwei Gräber sind schon fertig. Aber da kommt es: Lachen, Stimmen, und ein Wagen knarrt. Der Wagen ist über und über mit Leichen beladen. Und der rote Pippo hat Genossen gefunden, die ihm helfen. Und sie greifen blind und gierig hinein in den Überfluß und zerren

einen heraus, der sich zu wehren scheint, und schleudern ihn über die Hecke auf den Kirchhof. Und wieder einen. Der Fremde schafft ruhig weiter. Bis ihm der Körper eines jungen Mädchens, nackt und blutig, mit mißhandeltem Haar, vor die Füße fällt. Da droht der Totengräber hinaus in die Nacht. Und er will wieder an seine Arbeit gehen. Aber die trunkenen Bursche sind nicht aufgelegt, sich befehlen zu lassen. Immer wieder taucht der rote Pippo auf, hebt die flache Stirne und wirft einen Körper über die Hecke. So stauen sich die Leichen um den ruhigen Arbeiter auf. Leichen, Leichen, Leichen. Schwerer und schwerer geht der Spaten. Die Hände der Toten selbst scheinen sich wehrend darauf zu legen. Da hält der Fremde an. Auf seiner Stirne steht Schweiß. In seiner Brust ringt etwas. Dann tritt er näher an die Hecke heran, und als wieder Pippos roter, runder Kopf sich hebt, schwingt er mit weitem Ausholen den Spaten, fühlt wie er trifft und sieht noch, daß er schwarz und naß ist, wie er ihn zurückzieht. Er wirft ihn in weitem Bogen fort, und senkt die Stirn. Und so geht er langsam aus seinem Garten, in die Nacht: ein Besiegter. Einer, der zu früh gekommen ist, viel zu früh.

* * *

RAINER MARIA RILKE

SCHLUSSSTÜCK

DER Tod ist groß.
Wir sind die Seinen
lachenden Munds.
Wenn wir uns mitten im Leben meinen,
wagt er zu weinen
mitten in uns.

* * *

NIKOLAUS LENAU

DER POSTILLON

Faksimile der eigenhändigen Niederschrift

Fräulein Lotte v. Gaertner auf die Reise mitgegeben.

Der Postillon.

Lieblich war die Maiennacht,
Silberwölklein flogen,
Ob der holden Frühlingspracht
Freudig hingezogen.

Schlummernd lagen Feld u. Hain,
Jeder Pfad verlassen,
Niemand als der Mondenschein
Wachte auf der Straßen.

Leise nur das Lüftchen sprach,
Und es zog gelinder
Durch das stille Schlafgemach
All der Frühlingskinder.

Zagend nur das Bächlein schlich,
Denn der Blüthen Träume
Dufteten so wonniglich
Durch die stillen Räume.

Munter war mein Postillon,
Ließ die Geißel knallen,
Über Berg und Thal davon
Frisch sein Horn erschallen.

Und von flinken Rossen vier
Scholl der Hufe Schlagen,
Die durchs blühende Revier
Trabten mit Behagen.

Feld und Wald im schnellen Zug
Kaum gegrüßt – gemieden,
Und vorbei wie Traumesflug
Schwand der Dörfer Frieden.

Mitten in dem Frühlingsglück
Lag ein Kirchhof innen,
Der den raschen Wanderblick
Hielt zu ernstem Sinnen

Hingelehnt an Bergesrand
War die bleiche Mauer,
Und das Kreuzbild Gottes stand
Hoch, in stummer Trauer

Schwager ritt auf seiner Bahn
Stiller jetzt und trüber;
Und die Rosse hielt er an,
Sah zum Kreuz hinüber.

„Halten muß hier Roß und Rad.
„Mag's euch nicht gefährden;
„Drüben liegt mein Kamerad.
„In der kühlen Erden!“

„Ein gar herzlieber Gesell!
„Herr, 's ist ewig schade,
„Keiner blies das Horn so hell,
„Wie mein Kamerade.

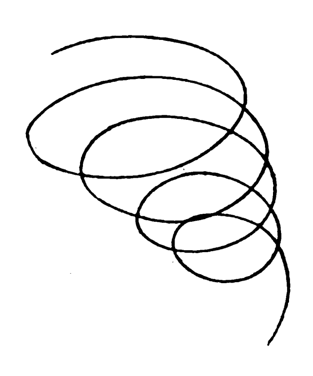
~~Und dem Kirchhof blies~~

„Hier ich immer halten muß,
„Dem dort unterm Rasen
„Zum getreuen Brudergruß
„Sein ~~treu~~ Leiblied zu blasen!“

Und dem ~~Kirchhof~~ Friedhof blies er zu
Frohe Wanderklänge,
Daß es in die Grabesruh
Seinem Bruder dränge.

Und des Hornes heller Ton
Klang vom Berge wieder,
Ob der todte Postillon
Stimmt' in seine Lieder. —

Weiter ging's durch Feld und Hag
Mit verhängtem Zügel,
Lang mir noch im Ohre lag
Jener Klang vom Hügel.



AUGUST STRINDBERG

DIE STOCKHOLMER SCHÄREN

DIE Stockholmer Schären haben mich stets besonders angezogen. Vielleicht weil meine Vaterstadt Stockholm und ihre Umgebung selbst einen Teil der Schären bilden. Der Mälarsee war ja ursprünglich ein Meeresarm, der durch Wasseradern bei Södertelge und Stocksund bei Stockholm mit dem Meere in Verbindung stand. Kedjeskär, das jetzige Ridderholm, bewahrte in seinem Namen das Andenken an seine ursprüngliche Natur, eine Schäre, ebenso wie eine Fahrt über den Mälarsee mit seinen Tausenden von Inseln und Inselchen an die Landschaft erinnert, die, ein Gemisch von Land und Wasser, sich östlich der Hauptstadt an sieben Meilen weit ins Meer erstreckt. Diese ganz zerklüftete Küstenstrecke ruht zum allergrößten Teile auf der Urformation: Gneis, Granit und Eisenerz, an welch letzterem nur Utö sich hinreichend ergiebig für die Ausbeute erwies. Pegmatit, eine Granitrarität, tritt hin und wieder in so großen Ansammlungen auf, daß es wegen des von den Porzellanfabriken verwendeten Feldspats gegraben wird.

Das Fehlen der jüngeren Formationen mit ihren horizontalen Lagerungen in hellen, leichten Farbentönen verleiht der Schärenlandschaft einen Zug von Wildheit und Düsterkeit, wie er der Urformation eigen ist.

Durch die losgerissenen, rohen, unregelmäßigen Blöcke werden die Umrisse der Landschaft auf den Höhen kamm- oder wellenförmig, und dort, wo das Meer seine Schleifarbeit verrichtete, flach, holperig, bucklig. Die teilweise Schiefrigkeit des Gneises setzt die Strandklippen auch den Sprengungen des Eises aus, so daß Grotten, Höhlungen und tiefe Spalten die Wildheit des Landschaftscharakters erhöhen. Dieser hat daher auch nie die Einförmigkeit der Kalk- oder Sandsteinfalaisen

an der französischen Nordküste. Diese Wildheit wird jäh unterbrochen von dem reichen Boden der Quartärperiode, mit seinem Muränenschutt und Glaziallehm, Schneckensand, Moosmull und vermodertem Tang. Die Ergiebigkeit dieses Bodens wird häufig noch durch die Abfälle der seit Jahrtausenden betriebenen großen Fischereien, welche auf den Versandungen reiche Moderschichten bilden, draußen auf dem Kobben aber durch den Guano der Seevögel erhöht. Auf dieser Erdschicht wachsen Föhren und Tannen; und verleiht die Gotik der Tanne den inneren Schären ihren ausgesprochenen Charakter, so wagt sich die abgehärtetere Föhre tief hinaus in die offene See. Dort auf den letzten Felsplatten krümmt sie sich in der Richtung der vorherrschenden Winde.

In den Talsenkungen ist das Wiesenland infolge der Ausschlämmung und des Salzwassers besonders prächtig, und die Naturwiese weist eine reiche Flora aller wilden Prachtgewächse des mittleren Schwedens auf, unter denen die Orchideen und der blaue Speik die vornehmsten sein dürften. Am Strande leuchten die Fackelblume, die Königskerze, im Walde gedeiht die Heidelbeere, in den Lichtungen die Preiselbeere, und in den Moosen ist die Sumpfbrombeere nicht selten. Den niedrig gelegenen Inseln mit besserer Humusart verleiht der Reichtum an Laubholz und Gebüsch einen besonders freundlichen Charakter. Die Eiche belebt hier mit ihren weichen Linien und dem so lichten Laubwerk die Nadelbaumlandschaft; und das Lieblichste, was man nur sehen kann, ist der Haag, diese Eigentümlichkeit des Nordens, eine Kreuzung von Wald, Unterholz und Wiese, wo unter einem Gemisch von Birken und Nadelbäumen die Haselnußsträucher Laubengänge über den Fahrwegen bilden, die man hier „Drogen“ nennt. Es sind geradezu Teile eines englischen Parkes, die man hier durchwandert, bis man endlich auf die Strandklippen mit den Tannen und Föhren auf dem Torfmoose und noch tiefer unten

auf die Sandablagerungen und Tanggürtel der Meeresbuchten stößt. Zieht sich ein Ausläufer der Bucht tiefer ins Land hinein, so umgibt ihn stets ein schöner Rahmen von Erlen und üppigen Schilfbänken.

Dieser Wechsel von Düsterem und Lachendem, von Armut und Reichtum, von Anmut und Wildheit, von Binnenland und Meeresküste ist es, der den östlichen Schären Schwedens etwas so Fesselndes gibt. Hiezu kommt, daß durch die größtenteils steinigen Ufer das Wasser klar und durchsichtig ist, und selbst so Fesselndes gibt. Hiezu kommt, daß durch die größtenteils steinigen Ufer das Wasser klar und durchsichtig ist, und selbst wo der Sand ins Wasser reicht, ist er so schwer und rein, daß ein Badender sich nicht zu ekeln braucht, wie an der französischen Nordküste, wo ein Seebad einem Schlammbade gleicht. Vielen Unannehmlichkeiten des offenen Meeres entgeht man hier, während man die meisten Vorteile des Binnenlandes genießt; ein großer Vorzug der östlichen Schären vor der abgeholzten öden Westküste.

Raubtiere von beunruhigender Art gibt es hier in der Tierwelt nicht. Der Fuchs, der Luchs, das Wiesel sind die grimmigsten. Glänzende Gelegenheiten zu Jagden bietet das Elen, das sich hier heraus geflüchtet und sein Standquartier in den Sümpfen und Waldungen der größeren Inseln genommen hat. Dachse, Hasen, Ottern und Seehunde tragen gleichfalls ihr Fell zu Markte, und die Hasenjagd auf der Bischofsinsel ist berühmt. Unter den Waldvögeln sind Birkhühner und Auerhähne sehr zahlreich, doch können die Einheimischen nicht Jagd auf sie machen, weil es ihnen an den geeigneten Hunden fehlt. Sie geben sich ausschließlich mit der Seevogeljagd ab, bei der sie sich vorzugsweise des Balban (Lockvogels) bedienen. Die streichende Eidergans wird dabei nicht geschont, die brütende hingegen sorgsam behütet, wenn auch ein oder das andere Ei bei einer längeren Jagdpartie als Proviant herhalten muß. Den

Gänsejäger, dessen Weibchen sich geduldig als Leghenne gebrauchen läßt, ködert man meist vom Holk aus.

Das Fleisch der Eidergans wird erst gut, wenn man die fette Haut abzieht und den Vogel eine Nacht in Milch liegen läßt. Es schmeckt dann wie Renntierfleisch und verliert gänzlich den tranigen Geschmack. Behandelt man den Gänsejäger, die Tauchente, das schwarze Wasserhuhn ebenso, werden auch sie ganz gut eßbar, besonders wenn man sie, wie die Ente, mit Petersilie spickt.

Der schlimmste Raubvogel der Schären ist der Fluß- oder Fischadler, der unter den Hechten in den seichten Gewässern der Schilfbuchten große Verheerungen anrichtet. Seltener zeigt sich der Seeadler, der am liebsten weiter draußen auf dem offenen Meere jagt. Sehr lästig und zuweilen gefährlich ist die überaus häufig vorkommende Ringelnatter, die ebensowohl in den Heidelbeersträuchern wie am Strande, man kann fast sagen so gut wie überall anzutreffen ist, und deren Dreistigkeit draußen auf den äußeren Schären so groß wird, daß sie hoch aufgerichtet schon Fischer angefallen haben soll, die aus den Booten ans Land steigen wollten. Das Volk schont sie nicht, obgleich es glaubt, sie sauge das Gift aus der Erde, auch zeigt der Schärenbewohner keine Verehrung des anderwärts heilig gehaltenen Tieres.

In diesem Gebiet der meerumspülten Ortschaften lebt nun eine Bevölkerung, die ihren Vermögensverhältnissen nach in drei Klassen eingeteilt werden kann: eine, die Ackerbau treibt, zumeist auf den großen Inseln ansässig; die Mittelklasse, die sich gleichzeitig mit Ackerbau und Fischfang beschäftigt; und endlich die eigentlichen Schärenleute, die hauptsächlich von Fischerei und Jagd leben, daneben aber eine Kuh, ein Schaf und einige Hühner halten.

Der Ackerbau ist, soweit er betrieben werden kann, durchaus nicht schlecht. Prächtiger Lehmboden gibt guten Weizen, und

selbst der kleinere Bauer hat noch immer etwas im Winkel für den Hausbedarf. Die Salzseeweiden sind berühmt, und durch die kali- und natronhaltigen Strandgewächse, neben denen den Kühen auch noch die grenzenlose Salzlake stets zu Gebote steht, wird die Butter vorzüglich.

Das Schaffleisch wird von dem kurzen Gras der hochgelegenen Strandwiesen fest und lecker, gerade wie das französische Présalé auf ähnlichem Boden. Hiezu kommt ein vergleichsweise mildes Klima, das jedoch von dem des Binnenlandes insofern bedeutend abweicht, als der Frühling später eintritt — zuweilen um volle vierzehn Tage später als zum Beispiel in Stockholm, so daß Sommergäste von dort das Knospen der Bäume in einem Jahre zweimal mitmachen können —; dagegen läßt auch der Herbst länger auf sich warten, da nun das erwärmte Meer als Wärmeleiter dient. Wie man behauptet, soll das Klima der Schären für den Ackerbau den Nachteil des trockenen Vorsommers und regnerischen Nachsommers haben. Die Saat- und Wachszeit leide dadurch unter Dürre, die Heu- und Erntezeit unter Regen.

Ein besonders mildes Klima hat die Gegend von Nynäs, wo der Efeu wild überwintert und der Wein häufig am Spalier reift.

Für den Fischer oder den eigentlichen Schärenmann sind natürlich die Produkte des Meeres von größter Bedeutung. Hier ist der Hauptfisch der Strömling, der im Frühjahr und Herbst in riesigen Netzen, welche auf Tiefgrund verankert liegen, gefangen wird. Mit den Schleppgarnen werden ferner auch Hechte und Barsche gefangen, wiewohl man dem Hecht auch mit der Stabangel, dem Barsch mit Netzen nachstellt. Die minderwertigen Flundern fängt man mit dem Netze, Aale werden bei Fackellicht gestochen oder in Fischreusen gelockt, während die Quabbe durch Keulenschläge auf das Eis, durch das hindurch man das garstige Schleimtier auf dem Grunde

liegen sieht, betäubt wird. Der Kühling bildet den Gegenstand eines ganz besonderen Sports, das „Badfischen“ genannt. Sobald nämlich im Spätsommer das Wasser der Buchten erwärmt ist, zieht der Kühling hinauf, um, wie man es nennt, zu baden. In dieser Zeit hält man von den Baumwipfeln der Landzungen Ausschau, und sowie der Kundschafter es im Wasser lebendig werden sieht, benachrichtigt er die Kameraden, die in ihren flachen Kähnen, die Ruder fest mit Wollstrümpfen umwickelt, damit die Fische nicht verscheucht werden, alsbald von beiden Ufern herbeikommen. Da wird nun das Netz vor die Mündung der Bucht gespannt, und zwar mit bestmöglichem Erfolg.

Die Bevölkerung dieser abgeschiedenen, wohlverborgenen kleinen Welt ohne jede regelmäßige Verkehrsverbindung scheint in vielfacher Beziehung sehr gemischt. Eine stete Auslese hat sich hier von selbst vollzogen, indem der intelligentere Teil der Jugend zur Marine, zum Lotsenamt, zum Zollwesen ging, die zurückgebliebenen stationären Geister das Gewerbe der Väter fortsetzten oder einen Dienst, sei es in Stockholm, sei es im Innern des Landes, suchten. Die Schären waren eben nie ein besonders günstiger Ort für die Gründung von Familien und von Wirtschaften, da das Land dem Feinde offen lag und Leben und Eigentum durch die entfernt wohnenden Hüter des Gesetzes keinen sonderlichen Schutz fanden. Es ist daher auch keine Spur von Lokalpatriotismus vorhanden, wenngleich der Einwanderer mit den gewöhnlichen Schwierigkeiten zu kämpfen hat. Mir will es — den Ortsnamen, den Typen und Sitten nach zu schließen — sogar scheinen, als hätten die Schären eine Art Zufluchtsort gebildet für allerlei Leute aus dem Innern des Landes, die guten Grund hatten, abgeschiedene Gegenden aufzusuchen. Ein selbständiger Dialekt ist nicht wahrzunehmen, wohl aber ein Gemisch von vielen Mundarten; und so manche einfache Sitten und Rechtsbegriffe des Naturzustandes

deuten darauf hin, daß hier draußen, der bürgerlichen Gesellschaft entrückt, sich ein Haufe ungeselliger, geordnetem Zusammenleben schwer zugänglicher Freiluftliebhaber, oder ganz einfach praktischer Widersacher eines regelrechten Militärdienstes und Zollwesens zusammengefunden habe. Bei der Geschichte des Erwerbes gewisser Inseln scheint es sich um Kapereien, zweideutige maritime Heldentaten, ja auch um königlichen Personen geleistete Privatdienste gehandelt zu haben, und die Grundbücher sollen stellenweise nicht ganz zuverlässige Auskünfte darüber geben, ob der Boden freies oder zinspflichtiges Gut sei.

Auch noch andere Zeichen finden sich, die auf Einwanderungen oder vielleicht auch nur auf räuberische Einfälle von Finnen, Esten, Russen und anderen Ostländern hinweisen.

Besonders gegen die Esten hegt man noch heutigentages entschiedenen Widerwillen, gegen diese Schattengestalten, die, selbst grau, auf grauen gespenstischen, wie aus alten zerfallenen Planken zusammengezimmerten, mit geflickten Kohlensäcken getakelten Fahrzeugen auftauchen. Legt solch ein fliegender Holländer bei einer Kobbe an, so pflegt der Fischer hinauszurudern und nachzusehen, ob das Feuer ordentlich verlöscht ist, und weit lieber nimmt er gegenüber diesen Vagabunden des Meeres, die mit oder ohne Grund im Verdachte stehen, Salz nach Rußland zu schmuggeln, die Branntweinflasche als die Büchse zu Hilfe. Einzelne Wohlhabende kommen wohl unter den Schärenbewohnern vor, doch die meisten haben mit Armut zu kämpfen, und manche leben im tiefsten Elend, sich im Winter von Salzlake, Heringsköpfen und Kartoffeln nährend. Der Beruf des Fischers, der dem des Spielers verwandt ist, veranlaßt nicht zur Sparsamkeit. Ein glücklicher Fang schenkt ihm an einem Tage ein Vermögen, und sofort stellt sich der Glaube an das Glück ein, mit seinen gefährlichen Folgen. Vom

Hüter des Gesetzes fern, hat Notwehr den Schärenbewohner sich sein eigenes Lynchgesetz schaffen lassen, und aus schlauer Berechnung spricht er lieber frei, als daß er verurteilt, wohl in der Hoffnung, wenn seine Stunde schlägt, selbst freigesprochen zu werden. Die Nachsicht mit den Missetaten anderer habe ich nirgends schöner ausdrücken hören, als es hier geschah, wo die Leute von dem „Fehltritte" eines Mannes sprachen, der seine Frau ertränkt hatte.

Der Schärenmann ist ein Einsiedler. Er hat weit zum Gerichtshause, hat zur Schule weit, weit zu den Nachbarn, weit zur Stadt. Der Badeort ist sein nächstes Zivilisationszentrum. Dort lernt er aber nur den Luxus und die Mißgunst gegen Menschen kennen, die er drei Monate lang Feste halten sieht; bekommt er doch nur solche, nicht aber die fronenden Mitglieder der Gesellschaft, die in der Stadt weilen, zu sehen.

In seiner Einsamkeit würde er, wenn er Anleitung hätte, ein Denker werden. Statt dessen wird er ein Phantast, und so geschickt er auch in seinem Beruf, so klarsehend er im Alltagsleben sein mag, er wird nur zu leicht eine Beute seiner subjektiven Eindrücke, wird zum „Hellseher", zum Sonderling und zieht falsche Schlüsse, Ursache und Wirkung häufig verwechselnd.

Hat er zum Beispiel einen Heller unter einen Stein geopfert und der Fischfang fällt ergiebig aus, so ist der Heller die mächtige Ursache. Er ist abergläubisch und steckt so voll Heidentum, daß die Symbole der christlichen Kirche ihm mit Beschwörungen, Besprechungen und allerhand Zaubereien gleichbedeutend sind.

Die Familie baut sich, wo keine ökonomische Berechnung mitspricht, den althergebrachten Sitten und einfachen Forderungen der Natur gemäß auf. Das Verhältnis zwischen den Geschlechtern ist ungezwungen, und die Ehe wird in der Regel mit dem Erscheinen des Kindes geschlossen, wenn nämlich

das Mädchen sich worthältig und der Gründung der Familie geneigt zeigt. Ist dies nicht der Fall, so entstehen mitunter schwere Verwickelungen, die mit dem Verschwinden des Kindes und anderen Mißlichkeiten enden — Verwickelungen, die aller Welt, nur nicht dem Länsmanne zu Ohren kommen. Er könnte übrigens auch, da keine Zeugen sich finden lassen, in der Sache nichts weiter tun.

Beginnen die Bande der Familie zu zerreißen und werden die Leidenschaften lange niedergehalten, so kommt es hier, wo der Nachbar fern, nicht selten zu schauerlichen Ausbrüchen der Naturgewalten, wobei es der an Tod und Verderben gewöhnte Schärenbewohner mit den Mitteln nicht so genau nimmt. Dann spielen sich dort draußen verschwiegene Trauerspiele ab, von denen man nur Andeutungen vernimmt. Da werden Bande des Blutes gesprengt, die Schranken übersprungen, und mit rauher Hand greift die Natur nach dem, was sie an sich zu reißen vermag. Für Hunger und für Liebe gibt es sodann nicht Rücksicht mehr, noch Gesetz.

Einleitung zu der in deutscher Sprache noch nicht veröffentlichten Novellensammlung „Schärenleute“ (Insel-Bücherei Nr. 332), worin, nach des Dichters eigenen Worten, im Gegensatz zu den „Leuten auf Hemsö“, die das Lichte, Lachende im Leben des Schärenbewohners schildern, die Halbschatten gezeigt werden. Die autorisierte Übertragung ist von Erich Holm.

* * *

HANS CAROSSA
AUS EINEM KRIEGSTAGEBUCH

11. November 1916.

VORMITTAGS um 10 Uhr, als die Sonne sehr grell gegen die feindliche Stellung fiel, wurde durch verwegenen Überfall mit einer Handvoll Leuten der 6. und 7. Kompanie den Rumänen Lespédii entrissen. Jetzt ist es 4 Uhr, und bereits

haben sie den siebenten Sturmlauf unternommen, um das Hügelchen zurückzugewinnen. Die Unsrigen rühmen die Todesverachtung der Gegner, sagen aber, daß es ihnen an Besonnenheit und Erfahrung fehle. Jedesmal, ehe sie ansetzen, hört man, wie drüben ein Führer eine Rede hält, worauf ein wilder Marsch ertönt, bei dessen Klängen sie heranrasen wie Trunkene. So läßt sich aus Musik, der reinen Kunst, ein Fluidum bereiten, das den Menschen über seine Grenzen hinaustreibt und mit dem Gefühl des Lebens dermaßen überlädt, daß er sich sehnt, es abzuwerfen.

Es ist vorauszusehen, daß die Fortschaffung der Verwundeten bis morgen stocken wird, und ich beschloß, noch einige Gruppen von Trägern anzufordern. Unwillig überließ mir der Adjutant das Telephon. Ich erfuhr, daß unser Divisionsarzt samt seiner Sanitätskompanie einem andern Frontabschnitt zugeteilt worden war. Die andern deutschen Stellen erwiderten mit vagen Vertröstungen, schon sah ich die mir anvertrauten Verwundeten der Erfrierung und dem Hunger ausgesetzt und wollte den Apparat verlassen, um beim Oberst Gehör zu erbitten, da lehnte an einer Fichte, schlank, leicht gebückt, mit klarer, steiler Stirne ein junger ungarischer Kadett neben mir, dessen kühle graue Augen mit einiger Teilnahme auf mich gerichtet waren.

„Darf ich Ihnen einen Rat geben?" sagte er, höflich grüßend. „Wenn Sie irgendwie Mangel haben, wenden Sie sich stets an den österreichischen Hauptmann Gebert in Bereczk. Er hilft immer..."

Der junge Mann glich eher einem stillen Gelehrten als einem Soldaten, vielleicht gerade darum faßte ich Vertrauen. Und wirklich, sehr aufgeräumt wie ein Kaufmann, der gute Geschäfte zustande kommen sieht, erwiderte der fern Gerufene: „Warum nur sechs Gruppen? Ich schicke lieber zwölf! Haben Sie genug Verbandstoff?" Ich bat um eine mäßige Menge, und

er versprach, ein Eselchen mit Kompressen und Binden beladen den Trägern bald nachzuschicken. „Bis 5 Uhr morgens ist alles bei Ihnen“, setzte er hinzu. Nie war ich froheren Herzens von einem Telephon fortgetreten. Leider aber war der unverhoffte jugendliche Schutzgeist, als ich mich wandte, um ihm Dank zu sagen, nicht mehr zugegen.

12. November. 6 Uhr morgens.

Da der Verbandraum längst überfüllt ist, haben wir die neuen Verwundeten in ein ganz nahes tiefes Tälchen gelegt und ein großes Feuer angezündet, um die Luft zu erwärmen. Die Toten werden auf einer moosigen Fläche zusammengetragen, etwas jenseits des Feuers, das sich unter dem Winde zu ihnen hinüberstreckt, wie um sie zu verzehren. Kurz vor Mitternacht kommt eine Meldung, daß die Rumänen von der Front zurückgezogen und durch ein russisches Regiment ersetzt worden seien.

Es wurde nun sehr still in der Tiefe, und nach 1 Uhr kamen auch keine Verwundeten mehr. Ich legte mich um 2 Uhr in das Zelt und schlief ein. Da hatte ich einen wunderlichen Traum. Auf einmal befand ich mich bei Anna und dem kleinen Wilhelm in unserm Wohnzimmer zu P. Es sah darin sehr kahl und ärmlich aus; fast alle Möbel waren entfernt, die Wände voller Sprünge, die Spiegel blind. Anna, mit magerem weißen Gesicht, lag in einem schlechten zerschlissenen Bett und sagte gelassen, fast heiter, daß sie schon lange nichts mehr zu essen hätten. Wilhelm saß an seinem Tischchen und schrieb auf einer Schiefertafel. Von Zeit zu Zeit legte er den Griffel weg, nahm ein Spritzkännchen, ging ans Fenster und begoß Pflanzen, die dort in Scherben wuchsen. „Was tust du?“ fragte ich. „Ich muß die Königsblumen gießen“, gab er mit großem Ernst zur Antwort und schrieb wieder. „Ja, das sind kostbare Blumen,“ sagte Anna, „schau sie dir an! Die meisten, leider,

verwelken, bevor sie zum Blühen kommen; die mittlere aber, die große, wird sicherlich aufgehen, das ist genug. Sie wird uns alles geben, was wir brauchen, Kleider und Schuhe, Brot und Wein." „Kleider, Schuhe, Brot und Wein", wiederholte das Söhnchen in singendem Ton, stand auf und begann wieder zu gießen. Ich betrachtete die Pflanze; es war eigentlich nur eine große blaßgrüne Knospe von unregelmäßiger Form, die aus einem behaarten weißen Stengel hervorwuchs. Sah man sie länger an, so konnte man in der Tat finden, sie gleiche einem unentfalteten grünen Figürchen mit winzigen gelben Kronenzacken. Und auf einmal war auch mir zumute wie jenen beiden, so verarmt und so voll rätselhafter Hoffnung. Zugleich aber fiel mir ein, daß ich ja Brot und Wein bei mir trug, echten Tokaier, den ich vor Wochen in Arad gekauft hatte, und herrliches weißes Brot aus Budapest — sogleich packte ich aus, rückte das Tischchen zum Bett, und wir aßen und tranken, enthielten uns aber jeder Liebkosung, ja jedes innigen Wortes, als hätten wir ein tiefes Wissen, daß wir nur Traumwesen waren und uns durch Berührung oder durch ein Übermaß gezeigten Gefühls zerstören konnten. Annas Wangen röteten sich, ihre Augen glänzten; der Kleine wurde sehr fröhlich, er sagte: „Ich will die Blume mit Wein besprengen, damit sie schneller wächst!" Er schüttete ein wenig auf die hohle Hand und ließ es auf die Knospe tropfen; diese wuchs gewaltig, auch prägte sich die Figur deutlicher aus — plötzlich, mit feinem Klingen, zuckte ein Licht, ein schmaler Strahl, purpurn und golden, zwischen Blättern hervor, der Knabe, entzückt und erschrocken, trat einen Schritt zurück — „Die Zeit ist da", rief Anna, ich aber hörte mich mit rauher Stimme angeredet und erwachte. Jemand hatte das Zelt geöffnet, ich sah den rötlich dämmernden Himmel, darüber hart funkelnd einen Stern, am Boden aber einen gebückten knieenden Mann in österreichischer Uniform, der mir eifrig und respektvoll

mit mühsamem Deutsch etwas zu erklären suchte. Raab, der herzutrat, sagte, es sei ein bosnischer Sanitätsfeldwebel, der Führer der eben eingetroffenen Verwundetenträger, der Mann lasse sichs nicht nehmen, er wolle deren Ankunft unverzüglich melden und um Befehle bitten. Ich beschloß, eine Gruppe für besondere Fälle bei mir zu behalten; die anderen bekommen Rast und Speise, dann beginnen sie ihren schweren Dienst. Es sind stämmige Männer in reifem Alter; sämtliche haben den sicheren federnden Gang, der dem Getragenen viele Schmerzen erspart. Auch das Eselchen ist schon da, ein rabenschwarzes mit weißen Ringen um die Augen, am ganzen Leibe noch dampfend von seiner frommen Mühsal. Alle sammeln sich darum, jeder streichelt es, jeder will sein Brot mit ihm teilen, und wie Völker alter Zeit sind wir nahe daran, das Unschuldig-Vernunftlose als das Göttliche zu verehren.

Drunten halten sie noch Ruhe. Manchmal, wie Gasperlen aus einem Sumpf, brodelt eine Schießmaschine. Die Verwundeten warten geduldig. Leichte Gifte lösen den Schmerz, und das große Feuer heizt weithin die Luft; sie flimmert wie fließendes Glas. Die Bosnier haben sich rings herumgesetzt; sie singen langtönige Lieder, in denen der Trochäus überwiegt. Ein starker Wind zerrt an den blauen Wurzeln der Flammen und wirft Funken und Fetzen brennenden Wacholders auf die Toten.

* * *

FELIX TIMMERMANS

DAS FEST

WÄHREND die andern im Garten auf und ab gingen und auf den Pastor warteten, stellten Pallieter, Charlot und Mariechen einen langen Tisch von Brettern auf Schrägbeinen im Schatten der Kastanie auf. Sie deckten ein blaukariertes Tischtuch dar-

über und belegten es mit hellgeblümten Tellern, glitzernden Gläsern, Messern, Löffeln und Gabeln.

Eine dichte Reihe von dickbestaubten Weinflaschen stand dunkel von einem Tischende zum andern: das sah aus wie hintereinander wandelnde Beginchen, und im Schatten lagen zwei große Fässer Bier.

Nach einer Viertelstunde kam der Pastor mit einer langen Tonpfeife langsam in den Garten. Alle setzten sich an den Tisch, und der blaue Schatten dämpfte die starken Farben ihrer rauschenden Kleider.

Während sie in Erwartung des Essens über dies und das plauderten, hielten einige vor ungeduldiger Eßlust schon den Löffel in der Hand und blickten, mit den Gedanken in der Küche, über die Wiesen und die Felder, die verlassen in der Sonne schimmerten.

Da kam Charlot mit der großen Suppenschüssel angelaufen. Sie schöpfte auf, schwieg dabei kein Ave-Maria lang still und suchte für jeden nach viel Klößchen.

Der Pastor schlug dann ein Kreuz und betete still. Die andern taten dasselbe, und Charlot blieb stehen, die Augen geschlossen und die fetten Hände über ihrem dicken Bauch gefaltet.

Dadurch gab es einen Augenblick feierlicher Stille, in die grell ein junges Hähnchen vom Misthaufen hineinkrähte.

Und dann fing das Geklapper der Löffel an und das Geschlabber der vielen Mäuler.

Als die Suppe alle war, wurden schon Pfeifen angesteckt, und dann stand Pallieter auf und sagte:

„Vettern und Kusinen von Charlot, ihr müßt hier all viel esse, denn wir haben viel gekocht, das muß alles all werden. Und darum sag ich, daß die vier Mensche, die am wenigsten esse, Strohhalm ziehen müsse, und daß der, der das kürzeste Endche zieht, mit dem bloßen Hintern in ein Teller Reisbrei gesetzt werden soll!“

Das wurde mit lautem Gelächter angenommen, und dann ward da gegessen und getrunken, wie auf einem Fest von Jupiter.

Niemand wollte die Schande erdulden, den lächerlichsten Teil seines Körpers zeigen zu müssen. Und die Männer und die Frauen, die stopften das Essen hinein, jeder wollte sein Bestes tun; der eine wollte nicht weniger leisten wie der andere.

Und es kam hintereinander im Überfluß: Steinbutt mit Kartoffeln, Schinken mit Bohnen, Kalbsbraten mit Spargel, kempische Hühner mit Salat, ein ganzes Spanferkel, mit einer Brille vor den Äuglein und einer Apfelsine im Rüssel, hundert Meter Wurst mit Weißkraut usw., und es wurde davon gegessen, aufgeladen und eingeschöpft, daß ihnen der Schweiß auf der Stirn stand und auf die Teller tropfte. Und um alles besser hinunterzukriegen, gossen sie beständig von dem kühlen Bier und dem feinen Wein durch die Kehle, ohne Glucksen und Schlucken, wie durch ein Ofenrohr. Es war ein Lärm und ein Durcheinander, und es wurde gelacht, wenn einer ein bißchen zu wenig aß, und im voraus Viktoria gekräht und gesungen.

Sonne und Schatten spielten auf den roten Gesichtern und glänzten hell auf den steifen Kitteln und den seidenen Halstüchern, und da draußen über der Hecke glitzerte die geschmeidige Nethe und streckten sich die ruhigen Sonntagsfelder. Süße Lieder hingen in den Bäumen, und der angenehme Duft des Gebratenen zog über das Feld.

Pallieter, der sich seinen Platz neben Mariechen gesucht hatte, wollte sich schief lachen, als er die fressenden Menschen sah.

Charel Verlinden, ein dicker Butteraufkäufer, ließ die Karbonaden mit Rübchen und Erbsen vorbeigehen. „Ich werd meinen Schaden gleich wieder einholen“, sagte er. Aber sie fingen alle an ihn auszulachen, und sie krümmten sich vor Vergnügen, daß sie sein großes Hinterteil zu sehen bekommen sollten.

Die Bäuche schwollen, und drei Leute standen wartend vor dem Örtchen. Und immerfort kam noch neues Essen dazu.

Ein junger Bauer wurde auf einmal blaß, lief hinter einen Baum, balkend wie ein Esel, erbrach sich und kam zurück mit „'s is nix!" Er trank sein Glas Wein aus und steckte sich eine neue Zigarre an. Mariechen warf Lubas ganze Stücke Fleisch zu, und der Herr Pastor sagte: „Trinken is auch Essen." Der fühlte sich beschützt durch seine Soutane und trank nur den alten, dunklen Wein.

Charlot konnte beinahe nicht mehr. „Ei, ich muß womöglich noch mit Strohhalm ziehn!" sagte sie. Da wurde aber einmal spitzbübisch gelacht, und man sang schon:

„Charlot is von der Brück ins Wässerlein gefalle!"

Es gab noch Krautspatzen mit Blumenkohl usw. usw. Eine angenehme Angst herrschte, und hundert Dummheiten wurden erzählt. Man trank immerfort, und der Wein stieg in die Köpfe. Aber dann kam das vorletzte Gericht: junge Tauben mit Kirschpudding. Stans gab ihrem Kinde mit dem Finger von dem Pudding, daß es sofort so rot wurde wie ein Indianer. Ein Knecht brachte eine zweite Schüssel, aber der Kleine von Stans schlug seine Pätschchen hinein, und der Teller fiel mit den Tauben in Stücken auf die Erde; zu vieler Freude, denn es gab wenige, die noch mit Appetit aßen.

Stans schüttelte ihr Kind darum, und der Kleine fing sofort an Mord und Brand zu schreien. Stans öffnete die Jacke, zwängte eine dicke, weiße Brust heraus und steckte sie in das mit Kirschsaft beschmierte Gesicht des schreienden Kindes. Der Kleine patschte seine fettigen Händchen darauf und fing an zu saugen. Das Rot aus seinem Gesichtchen klebte sofort auf ihrer weißen Brust.

Man wurde ausgelassen. Pallieter, der Mariechen neben sich fühlte, das schöne Kind, faßte sie um die Lenden und drückte mit seinem Kirschpuddingsmund einen Kuß auf ihre Wange,

auf der ein rotes Fleckchen blieb, und sogleich wurde alles, was Frau war, von den Mannsleuten geküßt. Es war ein Lärm und ein Gelächter, und hoch darüber klang das helle Krähen des Kindes. Stans vergaß die Brust wieder in die Jacke zu stecken, und die schwabbelte und wackelte mit, mit den Lachstößen ihres dicken Körpers. Gläser zerbrachen und rollten vom Tisch.

Die Sonne ging unter.

Aber da, auf einer Tragbahre, brachten zwei Mann die großen Teller mit Reisbrei. Von diesem Gericht hing alles ab. Jeder raffte seinen letzten Mut zusammen.

Eine magere Hexe und Pallieter aßen allein ihre Schüsseln leer. Und dann mußte Strohhalm gezogen werden zwischen dem Herrn Pastor, Mariechen, Charel Verlinden und Charlot. Das war eine ungeduldige Erwartung! Alle standen schweigend und nervös um Pallieter herum, und lauter Jubel brach los, als der dicke Butteraufkäufer das kleinste Ende zog.

Aber der dicke Bauer lief weg. „Halt ihn fest," rief Pallieter, „Charlot, bring den Teller." Die Bauern packten Charel, der zappelte wie ein Schwein, um loszukommen, und Charlot kam mit der riesigen Schüssel herangelaufen, aber sie lachte derartig, daß sie in die Röcke pißte und die Schüssel in tausend Stücke fallen ließ. Charel Verlinden tanzte vergnügt mit den Armen in der Luft herum, alles lachte, um einen Bruch davon zu kriegen, und Pallieter wälzte sich auf der Erde.

Erschöpft und ermüdet setzten sie sich auf den grünen Nethedeich, um auszuruhen, während die Sonne die Welt mit goldenen Strahlen umhüllte.

* * *

Als sie bis zum hellen Mondschein unter den niedrigen Zweigen von krummen Apfel- und Mispelbäumen gegessen und getrunken, gelacht und getanzt hatten, und als zum Schluß das kurze, schnelle Feuerwerk ihre Knochen durchzittert hatte,

nahmen sie mit viel Lärm und Geschrei Abschied von Charlot und zogen singend, mit Pallieter, der an Mariechens Arm auf einer Mundharmonika spielte, über den Wall und die Straßen nach dem Bahnhof.

Dort gab er den Weibsleuten allen ein paar knallende Küsse, bei Mariechen konnte er fast nicht aufhören und ließ sie nicht los, bis sie ihm versprochen hatte, binnen kurzem für ein paar Tage wiederzukommen.

Und so zogen sie fort, erhitzt und lärmend in ihren schönen Kleidern in ihr fernes Dorf, um morgen bei Sonnenaufgang schon wieder in schlechten Kleidern auf dem Mist und dem wachsenden Feld zu stehen und zu schaffen.

Und Pallieter fühlte, daß etwas von ihm mitging dorthin. Als er nach Hause kam, lag Charlot in der Küche mit dem feuerroten Kopf auf dem Tisch und schlief, den Rosenkranz und das Brevier neben sich.

Im Garten roch es nach verbranntem Papier von dem abgebrannten Feuerwerk. Der Mond schien und leuchtete auf Scherben von Flaschen und Tellern im Gras, auf das spritzende Fontänchen und die unordentlichen Gläser, das Eßgeschirr und die Früchte auf dem Tisch.

Pallieter fand es schön. Er setzte sich auf eine Bank und betrachtete es still.

Ganz fern in der Stadt war noch Kirmesmusik, und eine Nachtigall flötete dicht neben ihm. Er sah sie sitzen, mit dem Schwänzchen scharf im Profil auf der silbernen Mondscheibe abgezeichnet.

Sie flötete kurz, belauschte sich lang, aber jeder Ton war Gold wert. So saß Pallieter lange da mit dem Mondschein auf seinen Händen, und die Nacht sprach zu seinem Herzen.

Er ging hinaus.

Die Nethe war still, und nur hin und wieder leckte der Mond eine goldene Falte in das dunkle Wasser.

Die Wiesen lagen voll Dunst, und das Gras war naß vom Tau.

Die Stille war heilig.

Pallieter schritt langsam weiter, pflückte eine nasse Blume, die er zwischen den Zähnen wippen ließ, und sein Schatten wanderte mit ihm mit.

Er kam in das Feld, wo die Frucht regungslos in dem niedrigen Nebel stand.

Das Korn leuchtete, Sträucher bogen sich mondbeglänzt über mit weißen Blumen bewachsene Gräben, und die Birkenbäume raschelten mit ihren blinkenden Blättern, wie dünner Regen.

Er sah das weiße Hinterteil eines Kaninchens durch den Sellerie weghopsen, und ein bißchen weiter weg saß neben einem Holzhaufen im Gras ein Liebespaar und liebkoste sich schweigend.

Pallieter ging zur Seite, um sie nicht zu stören.

Nach all dem Rumoren und der äußerlichen Freude an diesem Kirmestag war er von dieser vollmondbeleuchteten Nacht ergriffen bis in die Seele, und das Herz schmolz ihm von ungekannter Güte in seiner Brust.

Er dachte an Mariechen, das gute und sanfte Mariechen, das er so schön fand wie ein Feld, deren Leib er umfaßt, deren Lippen er geküßt hatte.

Und er war voll Verlangen, daß Mariechen bei ihm sein möge, so ganz still, Hand in Hand, wie zwei brave Kinder.

Es war etwas in ihm, was er sich nicht erklären konnte, aber er ließ es ruhen, denn es war so süß für die Seele, wie eine kühle Kirsche für einen warmen Mund. Und an einem Tümpelchen, in dem der Mond stand, holte er die Mundharmonika aus der Tasche und seufzte und saugte solch zarte Silberklänge daraus, daß es klang, als wäre es der Mondschein, der sang.

Aus dem soeben erschienenen „Pallieter“.

ARNO NADEL

AUS DEM RELIGIÖSEN GEDICHTWERKE „DER TON“

Das Das

I

WAS ich von Gott im Tiefsten sprach,
Das ist das Das.
Das ist nicht menschlich mehr wie Gott,
Das sinnt nicht Plan, das schafft nicht Stoff und Leben,
Kaum ists das Andre noch —
Es ist das Das, nicht Gott vorbei, dahinter, —
Das Sein, das überm tiefsten Wort ist.
Es schaure Sein des Menschen, schaure nicht,
Ich künde dir das Ohne-Wort.
Was ich von Gott geredet,
Es fließt aus „Das“. „Das“ ist das Allerletzte.
Des Denkens Allerletztes nur,
Sonst tief das Tiefste, ohne Ohr und Auge,
Und über dem Gebet noch.
Der König überm König,
Das Sein, aus welchem sich das Können löst,
Selbst nicht mehr Sinn und Können,
Aus allem Nicht, das Sein des Seins.
Und sagt' ich: Ohne-Sein,
Auch dieses wär das Rechte.
Der Gott in Wahrheit ists,
Nicht mein, nicht dein Gott.
Die Macht in Wahrheit ists,
Nicht irgend Können mehr und Namen,
Nicht irgend Lehre mehr und Wesen.
Sprach ich die Worte, —
Als sie im Wirbel Reinstes malten,
Da stand das „Das“ dahinter,
Darüber und darinnen.

Nun red ich Aller-Ruhe das Geschehnis,
Nun stürzen alle Namen in das Heil,
Gott ist nun wahrhaft Gott,
Der Nahe sinnt in Gott das Das
Und fürchtet nicht.
Denn wahrhaft wärs zu fürchten,
Wenn nicht das Wort nunmehr noch besser gälte.
Gedenken bleibt in Gott.
Das ist die selige Vollziehung,
Das Das ist Schlußversenkung überm Sinn.
Gefährdung, Prüfung ohne Wort und Wissen.

2

Es ist des Könnens Können,
Denkt tief in Sicht und Lauschen:
Das Können ist Vollziehung,
Das Das ist Nichtvollziehung —
Was ists? — hier sagt man nicht: Ich weiß es nicht.
Hier weiß man nicht, hier ist das Ist.
Sprich „Gott" und sinne in Vollendung: Das.

3

Nicht anzurufen, auszusprechen,
Geburt im Schweigen für das Schweigen,
Im Schluß für alle Schlüsse.
Fährt einer in das Ende ein,
Wie selig wird er ohne Wissen,
Wie wonnig ohne Wonne!
Ruf endet, fängt von neuem an —
Könnt ich das Ganze werfen,
Ich täts und spränge in die Süße.
Ich kenn ihn, der mir folgen wollte.

4

Krümm dich nicht, weil du Gott gedacht.
Sieh, Gott ist Klang noch über Das,
Das ist das Einzige, Gott darin das Einzige,
Wort reicht nicht zu, weil Wort sich ganz vollzogen.
Kein Gegen ist, kein Zaudern.
Wir teilten Gott, ihn zu begreifen,
Und endeten im Ohneteil.
Da sprechen wir in Sorge: Das.
Sind wir die Seele des Gedenkens,
Dann fügen wir die Namen ineinander
Und enden, wo uns niemand folgt.

* * *

MAX J. FRIEDLÄNDER

DÜRER, DER SCHRIFTSTELLER

EINE Hauptsorge Dürers, von der die Jahre nach der niederländischen Reise bis zu seinem Tode am 6. April 1528 erfüllt waren, galt der Ausarbeitung und Drucklegung dreier Bücher. Die theoretisch lehrhafte Geistesart hatte fördernd und schädigend sein Kunstschaffen bestimmt. Um 1500 war er an die Eroberung des Sichtbaren gegangen mit messender und rechnender Bemühung um Proportion und Perspektive. Der Handwerker, der im Sinne der mittelalterlichen Übung aus Gewohnheit und dumpfem Gefühl seine Arbeit verrichtete, kämpfte sich zum Gelehrten durch, da er im Bereich gedanklicher Begründung und bewußten Tuns die ersehnte höhere Stufe der Kunstübung zu erreichen wähnte. Und nicht egoistisch und eitel, nur zur Förderung eigenen Schaffens, sondern zum Nutzen der Kunstgenossen, mit der ausgesprochenen Absicht, die deutsche Malkunst aus dunkler Tiefe zu heben, hat Dürer geforscht, die Humanisten befragt, und geschrieben. Die Drucklegung wurde seinem patriotischen



Albrecht Dürer:
Aus dem Holzschnitt der „Dreifaltigkeit“ (1511)

Lehreifer heilige Pflicht, zumal da Krankheit seine Arbeitskraft verringerte und die Furcht auftauchte, ein vorzeitiger Tod könnte die Mitteilung des Erkannten vereiteln.

Dürers handschriftlicher Nachlaß, der im British Museum zu London, in Nürnberg und in Dresden erhalten ist, läßt erkennen, daß nur ein Teil des Geplanten zur Ausführung gelangt ist, daß die drei gedruckten Bücher, mit denen der Meister zu Ende kam, so geschlossen und vollständig sie anmuten, doch Fragment sind im Verhältnis zu dem umfassenden Lehrbuch, mit dem er sich trug und das den Titel haben sollte „Speise der Malerknaben".

Das erste Buch, das Dürer herausgab, führt den Titel „Unterweisung der Messung mit dem Zirkel und Richtscheit in Linien, Ebnen und ganzen Körpern durch Albrecht Dürer zusammengezogen und zu Nutz allen Kunstliebhabenden mit zugehörigen Figuren in Druck gebracht im Jahr 1525". Ein Lehrbuch der Geometrie aufgebaut auf Euklid im Hinblick auf die Praxis der Kunstübung. Ähnlich gerichtete Wissenschaft hatten die Italiener im fünfzehnten Jahrhundert erfolgreich betrieben. In einigen Punkten war Dürer ihr Schüler, doch ist er nicht als übersetzender Kompilator vorgegangen, sondern hat jeden Satz erprobt und durchdacht.

Das Werk ist Pirckheimer gewidmet, dessen durch Jahrzehnte dauernde Freundschaft den Maler befähigt hatte, das abstrakte Thema als Schriftsteller zu bewältigen. Nicht nur den Malern, sondern auch den Goldschmieden, Bildhauern, Steinmetzen, Schreinern, allen Gewerken, die des „Maßes" bedürfen, hoffte Dürer eine Wissensgrundlage für ihr bisher zumeist gefühlsmäßiges Tun zu bieten.

Die Schrift ist durchaus nicht rein theoretisch. Der schaffende Künstler liegt mit dem Mathematiker in dauerndem Streite. Notwendigkeit und Willkür lösen einander ab. Der Meister beruft sich zwar auf Vitruvius, auf die klassische

Form, doch regt sich in ihm die malerische und phantasiereiche Tradition der deutschen Bauhütten und der gotischen Goldschmiedekunst so stark, daß seltsame und schrullige Baugebilde aufgerissen und als Muster geboten werden. Rein mathematisch werden Perspektive und Projektion gelehrt. Im übrigen aber denkt der Meister an das „deutsche Gemüt", an die individuelle Mannigfaltigkeit, an die Begier nach neuen Formen, und fordert die Künstler auf, aus seinen Erfindungen zu nehmen, was ihnen gefalle, und von sich aus nach ihrer Neigung zu verfahren. Zum größeren Teil ist der Text mit Beispielen anregend, zum kleineren Teil zwingend systematisch. Nur teilweise enthält der Band eine Propaganda der italienischen Renaissanceformen, wie mit der Konstruktion der Antiquabuchstaben, die auf einen italienischen Theoretiker, auf Luca Pacioli, zurückgeht. Im ganzen ist Dürer, wenn auch nicht so genial allseitig wie Lionardo, doch inkonsequent im Sinne einer Zeit, die zwischen ästhetischer und naturkundlicher Betrachtungsweise sauber zu unterscheiden noch nicht gelernt hat.

Das zweite Buch kam 1527 zur Ausgabe mit dem Titel „Etliche Unterricht zu befestigung der Stett Schloß und flecken". Wir staunen, den Maler in das fest abgegrenzte Gebiet des Ingenieurs eingreifen zu sehen. Was heute spielerischer Dilettantismus erscheint, war jener Zeit natürliche Anwendung bildnerischer Phantasie auf praktische Aufgaben. Die Anregungen genialer Maler förderten die Technik. Freilich mischte sich der Zweckhaftigkeit, also in unserem Fall der Festigkeit und Wehrfähigkeit des Bauwerks, eine dekorative Gefälligkeit bei und kreuzte mitunter die folgerichtige Nützlichkeit der Anlagen. Dürer geht empirisch und systematisch vor, er hatte Befestigungen in Oberitalien, in Deutschland und in den Niederlanden betrachtet, auch wohl aufgenommen, rundet aber nachdenklich das hier und dort stückweise Beob-

achtete zu einem Ideal. Die doppelte Umwallung der befestigten Stadt ist mit Rücksicht auf die Feuerwirkung und die Angriffsmethoden gestaltet mit rund herausgewölbten Basteien. Und die Bauart der Basteien mit den Abwehrgeschützen, mit Treppen und Unterständen ist im einzelnen begründet und anschaulich aufgezeichnet. Dürer greift weiter als ein militärisch geschulter Techniker. Er sorgt nicht nur dafür, daß die Stadt widerstandsfähig oder selbst uneinnehmbar sei, sondern sein menschenfreundlich bürgerlicher Sinn erwägt auch, wie sie im Interesse der Bewohner zu bauen sei mit Rücksicht auf längere Belagerung und Abschließung von der Außenwelt. Er entwickelt den Idealtypus einer Stadt, weist jedem Gewerk sein Quartier an und bedenkt die wirtschaftlichen und hygienischen Bedürfnisse. Der Plan ist echt reformatorisch und ein wenig utopisch. Gemeinhin handelte es sich darum, alte Städte zu befestigen oder ihre Ummauerung zu verstärken und zu verbessern, nicht aber eine ganze Stadt mitsamt der Befestigung neu anzulegen.

Dürers Buch zeugt von Scharfsinn und einer auf das Konstruktive gerichteten Anschauung, von Einsicht in das Kriegswesen, endlich für eine patriotisch organisatorische Gesinnung, die Erfahrung und Überlegung in den Dienst des Landes und der Gemeinde zu stellen bedacht war, hauptsächlich wohl im Hinblick auf die Türkengefahr. Wenn neben der Kanone in Dürers Ätzung von 1518 ein Türke erscheint, wahrscheinlich ein Gefangener, so drückt sich auch hier jene Zeitsorge aus.

Dürers drittes Buch wurde erst nach seinem Tode herausgegeben und trägt den Titel „Hierin sind begriffen vier bucher von menschlicher Proportion durch Albrechten Dürer von Nürenberg erfunden und beschrieben zu nutz allen denen, so zu diser kunst lieb tragen 1528."

Der Inhalt dieses Werkes ist mit des Meisters Kunstschaffen fest verbunden. Mindestens seit 1500 läßt sich der Grund-

gedanke, der in dem gedruckten Text lehrhaft als Vermächtnis an die Kunstgenossen entwickelt wird, praktisch angewendet in Zeichnungen, Gemälden und Kupferstichen nachweisen, hat jedoch Wandlungen durchgemacht. Der Meister versuchte bald so, bald anders zu einem befriedigenden und allgemein gültigen Ergebnis zu kommen, setzte immer wieder mit dieser Bemühung an, so daß die letzte Darstellung entschieden abweicht von den Regeln, die sich aus Konstruktionen früheren Datums ablesen lassen und auf denen z. B. die Gestalten von Adam und Eva in dem Kupferstiche von 1504 beruhen.

Der Grundgedanke, der tief in dem enthusiastischen Rationalismus der Zeit und in Dürers Geistesart wurzelt, läßt sich ungefähr so formulieren: die ersehnte Schönheit und Vollkommenheit des Menschenleibes beruht auf Größenverhältnissen, z. B. auf dem Verhältnis der Beinlänge zur Höhe des ganzen Körpers. Vermag ich die Zahlen irgendwie festzustellen, so bin ich imstande, mit Zirkel und Maßstab „schöne" Figuren hervorzubringen.

Die Durchführung des Gedankens stieß auf unüberwindliche Hindernisse. Zunächst ist die Messung nur auf unbewegte, in normaler Stellung aufgerichtete Leiber anzuwenden, so daß Dürer mit seinem natürlichen Streben, Bewegungen, Überschneidungen, Verkürzungen zu beobachten, in Konflikt kam. Ferner war des Meisters Teilnahme für das Charakteristische, Mannigfaltige, Individuelle so stark ausgebildet, daß eine zahlenmäßig feststehende Idealform ihn nicht befriedigen konnte. Sein ganzes Kunstschaffen war nicht auf das Ziel der „Schönheit" gerichtet, die Wohlgestalt, die er nicht gefühlsmäßig, sondern auf dem Umweg über Bücher und südliche Vorbilder mit Zirkel und Maßstab suchte, war ihm nur ein hin und wieder erwünschtes Kunstmittel, mit dem Gottvater und der Heiland geehrt wurden, so wie die Heiden einst ihre Gottheiten durch „schöne" Leiblichkeit ausgezeichnet hatten.

Dürers Kunstlehre widerspricht seiner Begabung. Es gibt nicht wenige Stellen in seinen Aufzeichnungen, wo sich diese Zwiespältigkeit äußert. Eben deshalb dauert es so lange, bis daß er mit seiner inkonsequenten und kompromißhaften Proportionslehre zu Ende kam. In dem gedruckten Buch zeichnet er schlanke und untersetzte Figuren und gibt für diese und jene Gestalten unterschiedliche Zahlen an. Damit aber ist, streng genommen, der Grundgedanke durchbrochen. Wenn nämlich zwei Zahlenreihen gelehrt werden, ist keine von beiden



Albrecht Dürer:
Aus einem Gebetbuch

verbindlich, da ja mindestens alle Zahlen, die zwischen den beiden Zahlen liegen, berechtigt erscheinen. Wenn es schlanke und untersetzte Figuren gibt, weshalb nicht auch mehr oder weniger schlanke in unendlicher Stufung? — Dürer hat andauernd über diese Dinge gegrübelt. Seine geistige Spannkraft offenbart sich darin, daß er nicht aufhörte zu lernen und von Euklid, von Lionardo, Pacioli, Alberti in sein System aufnahm, wessen er habhaft werden konnte und was ihm brauchbar erschien. Der zum Teil dunkle und verwickelte Weg geht im großen und ganzen von einem Ideal, einer Ge-

setzmäßigkeit zur empirisch gewonnenen Mannigfaltigkeit, ein wenig im circulus vitiosus. Wenn Dürer Körper und Köpfe nach der Natur aufnahm und die Maße nachträglich feststellte, wählte er freilich solche Naturformen, die ihm normal und gefällig zu sein schienen. Bei dieser Wahl entschied aber sein Geschmack, sein individueller Schönheitssinn. Mit dieser Methode konnte er als ästhetischer Gesetzgeber nichts erwerben, was er nicht schon besessen hätte. Schließlich wurde mit dem sehr erfolgreichen Buch etwas anderes erreicht, als ursprünglich in den Jahren jugendlicher Sehnsucht erstrebt worden war. Ein verschüttetes Geheimnis wurde nicht entdeckt, die Zauberzahlen allgemeingültiger Verhältnisse wurden nicht gefunden, wohl aber schuf sich Dürer eine Lehrmethode, mit der er seine Kunstform Schülern und Nachfolgern faßlich übermitteln und vererben konnte.

Aus der soeben als zweiter Band der Reihe „Deutsche Meister" erschienenen Darstellung.

* * *

ENNO LITTMANN

DIE NEUE INSEL-ÜBERSETZUNG VON TAUSENDUNDEINER NACHT

IM Deutschen fehlte es bisher an einer bis ins einzelne wortgetreuen und vollständigen Übersetzung des gewaltigen Werkes morgenländischer Erzählungskunst, das unter dem Titel „Das Buch von Tausendundeiner Nacht" so unendlich viele Märchen, Legenden, Fabeln, Parabeln, Anekdoten und romanhafte Erzählungen aus verschiedenen Ländern und Jahrhunderten enthält. Auch diejenigen deutschen Übertragungen, die das Ziel der Vollständigkeit zu erreichen suchten, blieben hinter ihrem Ziele zurück. Es ist aber für Literaturforscher und Kulturhistoriker wie für alle Gebildeten, denen es um ein wahrheitsgetreues Bild des mittelalterlichen Orients zu tun ist, not-

wendig, eine den Anforderungen moderner Wissenschaft entsprechende vollständige Übersetzung der Erzählungen von Tausendundeiner Nacht zu besitzen.

Der Engländer Burton, ein kühner Forschungsreisender und guter Kenner des Morgenlandes und seiner Sprachen, hatte es zuerst unternommen, Tausendundeine Nacht wortgetreu und vollständig ins Englische zu übersetzen; er hatte eine gewisse Freude daran, seinen prüden Landsleuten ein Ärgernis zu geben, und so hat er hie und da die Derbheiten des Originals noch verstärkt. Seiner Wiedergabe legte er einen möglichst vollständigen arabischen Text zugrunde, die Kalkuttaer Ausgabe vom Jahre 1839, die nach einer aus Ägypten stammenden Handschrift hergestellt war. Als der Insel-Verlag es unternahm, eine deutsche Übersetzung der Burtonschen Ausgabe zu veröffentlichen, erwarb er sich das Verdienst, zum ersten Male das Ganze ohne irgendwelche Auslassungen den deutschen Lesern zu bieten. Aber es war doch gewissermaßen nur ein Notbehelf; denn eine unmittelbar aus der Ursprache fließende Übertragung konnte dadurch nicht ersetzt werden. Als dann eine neue Auflage nötig wurde, beauftragte der Verlag mich, die bisherige Übersetzung mit dem arabischen Originale zu vergleichen und nach ihm zu verbessern. Die Aufgabe war schwerer und langwieriger, als ich mir vorgestellt hatte. Denn nicht nur mußten sämtliche Gedichte, bei denen ja der ursprüngliche Sinn durch die doppelte Übersetzung und den Reimzwang verdunkelt oder verloren gegangen war, und alle Beschreibungen in gehobener Prosa neu übersetzt werden, sondern auch die gewöhnliche Erzählung mußte vielfach geändert werden, teils auf Grund neuerer Forschungsergebnisse, teils um den Einfluß des Englischen auf den deutschen Stil zu beseitigen und ein unmittelbares Verhältnis zwischen arabischem Urtexte und deutscher Wiedergabe herzustellen. Von den sechs Bänden, die die neue Übersetzung umfassen soll, ist

der erste Band eine solche Umarbeitung der früheren Ausgabe; vom zweiten Bande jedoch ist das Ganze völlig neu übersetzt und niedergeschrieben worden.

Es ist augenblicklich unmöglich, einen „kritisch gesäuberten" Text des Originals herzustellen; dazu würde es einer jahrelangen mühsamen Einzeluntersuchung unter Vergleich vieler Handschriften bedürfen. Ebenso würden lange Vorarbeiten nötig sein, um ältere und jüngere Schichten überall genau voneinander zu scheiden und den ursprünglichen Bestand an Erzählungen mit Sicherheit zu gewinnen. Es konnte sich also vorläufig nur darum handeln, dem Vorbilde Burtons zu folgen, die Kalkuttaer Ausgabe getreu wiederzugeben und einige in ihr nicht vorkommende Geschichten, die besonders wichtig sind, nach anderen Quellen zu übersetzen. Freilich enthält die Kalkuttaer Ausgabe manche Schreib- und Druckfehler. Diese habe ich, soweit es mir möglich war, nach einer Kairoer Ausgabe vom Jahre 1907 oder nach eigenen Verbesserungen beseitigt.

Für die Prosa-Erzählungen habe ich folgende allgemeinen Grundsätze gelten lassen. Da der arabische Erzählungsstil vielfach sehr eintönig ist und immer die gleichen Wörter wiederholt, so habe ich in gewissen Fällen, um einen lesbaren deutschen Text zu schaffen, sinngemäße Veränderungen vorgenommen, die sich jedoch nur auf Äußerlichkeiten beziehen und die Sache in keinerlei Weise beeinträchtigen. Wenn im Arabischen eine Unterhaltung geschildert wird, so steht vor jeder direkten Rede ein „er sagte", „sie sagte", „ich sagte" usw. usw. Es wäre pedantisch und im Deutschen unerträglich, diese Ausdrücke jedesmal buchstabenmäßig wiederzugeben. Ebenso glaubte ich, die Wörter für „und", „da", „dann", „darauf" und ähnliche nicht immer sklavisch nachahmen zu sollen. Auch Hilfsverba wie „er stand auf und tat", d. h. „er fing an zu tun" oder einfach „er tat", und Hilfssätze, wie

„nachdem sie ihre Verse beendet hatte“ oder „nachdem er dies gehört hatte“, habe ich, wo sie zu sehr gehäuft waren, fortgelassen oder umschrieben. Wo die Übergänge einzelner Szenen der Erzählung zu andern durch stehende Formeln ausdrücklich bezeichnet sind, habe ich die Formeln sinngemäß mit abwechselndem deutschen Ausdruck wiedergegeben. Arabische Redensarten, deren wörtliche Übersetzung dem deutschen Leser unverständlich sein würde, habe ich sinngemäß übertragen, wie z. B. „Allah öffne!“, eine Redensart, die beim Handeln um den Preis gebraucht wird, durch „Biete höher!“, oder „Auf meinem Kopfe und meinem Auge!“ durch „Herzlich gern!“ usw. Der Araber beginnt seine Anrede stets mit einem Worte für „O“; dessen ewige Wiederholung ist im Deutschen störend, und daher habe ich es oft fortgelassen. Dagegen habe ich die Anrede „O mein Herr“ je nach der Absicht des Redenden durch „Lieber Herr“, „Hoher Herr“ oder ähnlich übersetzt und auch sonst oft das Wort „lieb“ für das das Wort „O“ in der Anrede hinzugefügt. Andere Zusätze zum Urtext sind nur in äußersten Notfällen gemacht worden. Wo die Komposition der Erzählungen Mängel aufweist, habe ich natürlich nicht eingegriffen, um den Eindruck des Originals nicht zu verwischen. In ganz seltenen Fällen, wie z. B. wenn zu Anfang der Erzählung vom fehlenden linken Auge, nachher aber vom fehlenden rechten Auge die Rede ist, habe ich das Versehen des Erzählers ausgeglichen. In derselben Weise bin ich verfahren, wenn verschiedene Formen desselben Namens miteinander abwechseln, sobald der deutsche Leser dadurch in Zweifel geraten könnte, wie z. B. bei Bahrâm und Bahramân. Wenn aber ein Held oder eine Heldin mehrere Namen trägt und diese der Abwechslung halber bald so bald so, einzeln oder verbunden, im Arabischen stehen, habe ich im Deutschen selten geändert. Im übrigen hat ja auch die Prosa-Erzählung ihren ausgeprägten Stil und ihre typischen Aus-

drucksweisen ebenso wie die erzählende Dichtung, und diese Eigenart durfte auch in meiner Übertragung nicht ganz verwischt werden.

Die Reimprosa ist gerade im Arabischen, der reimreichsten aller Sprachen, zu hoher Kunst ausgebildet worden. Den Deutschen ist sie seit langem durch Rückerts Übersetzung der Makamen des Hariri bekannt. Daß sie auch in Tausendundeiner Nacht eine große Rolle spielt, war aus den früheren Übersetzungen in europäische Sprachen nicht recht ersichtlich. Burton hat oft Versuche gemacht, sie im Englischen wiederzugeben; auch die deutsche Übersetzung seiner Ausgabe läßt das noch an manchen Stellen erkennen. Aber in ihrer ganzen Fülle und Mannigfaltigkeit tritt sie dort doch nicht hervor. Die Reimprosa entspricht etwa unserem gehobenen Prosastil; fast überall, wo ein schönes Mädchen, ein schöner Jüngling, ein üppiger Garten oder eine tobende Schlacht geschildert wird, oder wo in Rede und Gegenrede einzelne Sätze oder auch die ganze Rede hervorgehoben werden sollen, tritt Reimprosa ein. Daß an solchen Stellen auch seltene und hochtrabende Wörter gebraucht werden, ist selbstverständlich. Zuweilen kommt der Erzähler dann so in die Übung, daß er nicht mehr abbrechen kann und die Reimprosa auch noch anwendet, wenn der eigentliche gehobene Stil bereits zu Ende ist. Ich habe nun, um hier den ästhetischen Eindruck der arabischen Sprache im Deutschen nach Möglichkeit wiederzugeben, die Reimprosa in meiner Übersetzung fast durchgängig angewandt, wo sie im Urtexte steht.

Die vielen in den Text eingestreuten Gedichte sind mit besonderer Sorgfalt übersetzt. Ich habe, soweit es in meinen Kräften stand, Halbvers um Halbvers sinngemäß und wortgetreu zu übersetzen, in gebundene Form zu bringen und mit Endreim zu versehen gesucht. Um dies zu erreichen, habe ich im Deutschen den durchgehenden gleichen Endreim auf-

gegeben; denn wo dieser Zwang vorhanden ist, kann keine nur einigermaßen genaue deutsche Wiedergabe stattfinden, da uns zu wenig Reime von derselben Form zur Verfügung stehen. Ferner habe ich mich nicht sklavisch an die arabischen Versmaße gebunden, da sie sehr kompliziert sind und in modernen Sprachen doch nur mit großer Künstelei nachgeahmt werden können. Nur hin und wieder habe ich in kürzeren poetischen Stücken einfachere Versmaße im Deutschen beibehalten und dann auch meist den gleichen Endreim verwandt. In den meisten Fällen bin ich in folgender Weise verfahren. Für einen arabischen Halbvers habe ich stets eine deutsche Verszeile gesetzt; fast immer ist die Reihenfolge beibehalten, nur selten ist bei der Übersetzung die Folge der beiden Halbverse vertauscht. Immer entsprechen jedoch zwei deutsche Verszeilen, von denen die zweite den Reim enthält, einem arabischen Ganzverse. Für die längeren arabischen Versmaße habe ich freie Metren mit je sechs Hebungen gewählt, die ungefähr den Eindruck des arabischen Originals wiedergeben, bei kürzeren Metren solche mit fünf oder vier Hebungen; dabei ergibt sich zuweilen auch die gleiche Silbenzahl wie im Arabischen, aber das ist nur in wenigen Fällen beabsichtigt. Meist habe ich je zwei arabische Ganzverse im Deutschen aufeinander reimen lassen; daraus ergibt sich, daß den jeweiligen ersten Halbversen im Deutschen Verszeilen ohne Reim entsprechen. Nur zuweilen habe ich, wo es sich ungezwungen ergab, die Halbverse aufeinander gereimt; wenn jedoch ein Gedicht aus einer ungeraden Anzahl von Versen besteht, so sind im Deutschen die letzten beiden Halbverse stets gereimt, falls nicht, wie in einzelnen kürzeren Gedichten, der letzte Vers als Ganzvers im Reim den vorhergehenden Ganzversen angeschlossen ist. Ganz selten ist ein störender Vers ausgelassen; darauf ist dann in einer Anmerkung hingewiesen.

Die Überschriften der Erzählungen sind im allgemeinen

die gleichen wie in der früheren Auflage; sie weichen hin und wieder von den arabischen Überschriften ab, sind oft auch ganz neu hinzugefügt, sind aber stets so gewählt, daß sie dem deutschen Leser die Übersicht erleichtern. Auch in den Überschriften der Nächte schließt sich die neue Übersetzung äußerlich der früheren Ausgabe an, d. h. die Übergänge von einer Nacht zur anderen sind nach dem Arabischen übersetzt, und die Zahl der betreffenden Nacht steht mit kursiven Buchstaben im Texte, nicht als Überschrift.

Die Anmerkungen zur Übersetzung sind möglichst knapp gehalten; sie geben nur das Allernötigste zum Verständnisse des Textes oder arabischer Namen und Ausdrücke. Einzelne Anmerkungen sind in teilweise abgeänderter Gestalt aus der früheren Ausgabe herübergenommen, andere sind neu von mir hinzugefügt.

Bei der Umschrift der Namen habe ich für den Text der Übersetzung einen Mittelweg eingeschlagen, um den deutschen Leser nicht durch viele diakritische Punkte und Zeichen zu verwirren. Die verschiedenen s, t, d, h, k, z sind unbezeichnet geblieben; doch achte der Deutsche darauf, daß s stets scharf, z stets als weiches s zu sprechen ist. Von den langen Vokalen habe ich stets nur den, der den Ton trägt, durch einen Zirkumflex gekennzeichnet. So hat der deutsche Leser einen Anhalt zur ungefähren Aussprache der Namen. Im letzten Bande soll ein alphabetisches Namenverzeichnis in philologisch genauer Umschrift gegeben werden.

Möge das einzigartige Werk, dessen jetzige Gestalt im mittelalterlichen arabischen Ägypten wurzelt, das aber ein Niederschlag der Erzählungskunst mancher früheren Jahrhunderte ist, den deutschen Freunden des Morgenlandes in seinem neuen Gewande willkommen sein!

* * *

MITTEILUNGEN DES VERLAGS

Über das unseren Freunden durch die Auszüge in diesem Hefte von der Arbeit des Verlags bekannt Gewordene hinaus müssen wir hier die folgenden Neuerscheinungen und Neuauflagen nennen, deren Vorliegen im Laufe der nächsten Wochen wir mit Bestimmtheit voraussagen können: Hölderlins Werke, Band 4 (Briefe); Hermann Bahr, „Summula", ein neues Essaybuch des mit allen bedeutenden Erscheinungen der Zeit sich auseinandersetzenden Dichters; die Shakespeare-Ausgabe wird mit Was ihr wollt und König Lear fortgesetzt; vom Dom sind die Bände Hamann und Paracelsus zu erwarten; in der Sammlung Memoiren und Chroniken wird mit einem die Völkerwanderung behandelnden Bande ein neues, den meisten aus Schulerinnerungen nur ungefähr bekanntes Stück deutscher Vergangenheit gezeigt; die Bibliotheca Mundi wird um die Anthologia Helvetica und den Horaz vermehrt; die Insel-Bücherei bringt eine neue Reihe mit Werken von Jakob Böhme, Albrecht Dürer, Paul Ernst, Peter Hille, Hugo von Hofmannsthal, Ludwig Christoph Heinrich Hölty, Ferdinand Raimund, August Strindberg, Tibull und einem Unbekannten, der das Leben Kaiser Heinrichs IV. beschrieben hat. An neuen Auflagen verzeichnen wir als die wichtigsten: den ersten Band unserer Kant-Ausgabe, womit diese wieder vollständig lieferbar wird; eine Einzelausgabe von Goethes „Dichtung und Wahrheit" in der Großherzog Wilhelm Ernst-Ausgabe; Clemens Brentanos Frühlingskranz; die Nachtwachen des Bonaventura; die Blümlein des heiligen Franz von Assisi; Gottfried August Bürgers „Münchhausen" mit den Holzschnitten von Gustav Doré; Alfred Momberts „Schöpfung" und „Aeon vor Syrakus" (der dramatischen Trilogie dritter Band); Rudolf G. Binding, „Gedichte"; Ricarda Huch, „Der Kampf um Rom"; Rainer Maria Rilke, „Geschichten vom lieben Gott"; nach langem Fehlen Arthur Rimbaud, Leben und Dichtung, ein Buch, das die angefangene Linie der unbekannten französischen Klassiker wieder aufnimmt; Leo Tolstois „Krieg und Frieden". — Das Lenau-Faksimile verdanken wir der Besitzerin, Frau Anna Mack, einer Stiefenkelin jener Lotte von Hartmann, an die das Gedicht gerichtet ist.

DAS

INSELSCHIFF

*

* EINE *

ZWEIMONATSSCHRIFT

*

ZWEITER JAHRGANG / SECHSTES HEFT

AUGUST 1921

*

Ich leb und weiß nit wie lang,
ich stirb und weiß nit wann,
ich fahr und weiß nit wahin:
mich wundert, daß ich fröhiich bin.

Mittelalterlicher Spruch

SCHILLER
AN DIE FREUNDE

LIEBEN Freunde, es gab schönre Zeiten
Als die unsern — das ist nicht zu streiten!
Und ein edler Volk hat einst gelebt.
Könnte die Geschichte davon schweigen,
Tausend Steine würden redend zeugen,
Die man aus dem Schoß der Erde gräbt.
Doch es ist dahin, es ist verschwunden,
Dieses hochbegünstigte Geschlecht.
Wir, wir leben! Unser sind die Stunden,
Und der Lebende hat recht.

Freunde, es gibt glücklichere Zonen
Als das Land, worin wir leidlich wohnen,

Wie der weitgereiste Wandrer spricht.
Aber hat Natur uns viel entzogen,
War die Kunst uns freundlich doch gewogen,
Unser Herz erwarmt an ihrem Licht.
Will der Lorbeer hier sich nicht gewöhnen,
Wird die Myrte unsers Winters Raub,
Grünet doch, die Schläfe zu bekrönen,
Uns der Rebe muntres Laub.

Wohl von größerm Leben mag es rauschen,
Wo vier Welten ihre Schätze tauschen,
An der Themse, auf dem Markt der Welt.
Tausend Schiffe landen an und gehen,
Da ist jedes Köstliche zu sehen,
Und es herrscht der Erde Gott, das Geld.
Aber nicht im trüben Schlamm der Bäche,
Der von wilden Regengüssen schwillt,
Auf des stillen Baches ebner Fläche
Spiegelt sich das Sonnenbild.

Prächtiger als wir in unserm Norden
Wohnt der Bettler an der Engelspforten,
Denn er sieht das ewig einzge Rom!
Ihn umgibt der Schönheit Glanzgewimmel,
Und ein zweiter Himmel in den Himmel
Steigt Sankt Peters wunderbarer Dom.
Aber Rom in allem seinem Glanze
Ist ein Grab nur der Vergangenheit;
Leben duftet nur die frische Pflanze,
Die die grüne Stunde streut.

Größres mag sich anderswo begeben
Als bei uns in unserm kleinen Leben,

Neues — hat die Sonne nie gesehn.
Sehn wir doch das Große aller Zeiten
Auf den Brettern, die die Welt bedeuten,
Sinnvoll, still an uns vorübergehn.
Alles wiederholt sich nur im Leben,
Ewig jung ist nur die Phantasie:
Was sich nie und nirgends hat begeben,
Das allein veraltet nie.

* * *

HUGO VON HOFMANNSTHAL

GOETHES „WEST-ÖSTLICHER DIVAN"

Das Vortreffliche ist unergründlich, man mag damit anfangen, was man will.

Goethe

DIESES Buch ist völlig Geist; es ist ein Vorwalten darin dessen, was Goethe das „obere Leitende" genannt hat, und so ist etwas entgegen, daß es nicht ins Breite beliebt und verstanden sein könne. Freilich sind Worte daraus in jedermanns Munde und Stücke daraus durch die Musik in jedermanns Ohr, aber als Ganzes ist es, man kann sagen, wenig bekannt und in der Herrlichkeit seiner Zusammenfügung nicht von sehr vielen, dem Verhältnis nach, begriffen worden. Und doch ist es eine Bibel: eines von den Büchern, die unergründlich sind, weil sie wahre Wesen sind, und worin jegliches auf jegliches deutet, so daß des innern Lebens kein Ende ist. An diesem teilzunehmen aber bedarf es eines erhöhten inneren Zustandes, und nichts ist in unserer Zeit seltener geworden als auch nur die Forderung an uns selbst, diesen uns herzustellen.

Das Reine, Starke ist schwer zu fassen, eben um seiner Reinheit, um seiner Stärke willen. Das Bizarre fesselt den Blick, das schwächlich Gefühlvolle zieht uns hinüber, das Übertriebene drängt sich auf, das Leere noch und das Gräßliche haben ihre Anziehung: das Reine, Starke auch nur gewahr zu

werden, bedarf es der Aufmerksamkeit. So auch unter den Menschen: ist nicht, um der Menschen Bestes und Reinstes in sich zu nehmen, ein erhöhter Zustand nötig, den wir Liebe nennen? Dieses Wort führen die Dichter und die Halbdichter unablässig im Munde, ihre Geschöpfe sind mit ihm behaftet, aber sieht man näher zu, wieviel ist daran verworrene Begierde, ein düsteres, selbstsüchtiges Trachten, ja ein Mißverständnis; wie selten ist der reine Blick, das bereite Herz, der aufmerksame Sinn? Wer ein Buch wie dieses, einen Geist, ein Wesen, genießen will, der sei auch da und mit der Seele da. Es haben sich an ihm viele versucht, und es nicht genossen; die innere Trägheit war entgegen, Verworrenheit, Unaufmerksamkeit, der Zwiespalt des eigenen Wesens. Gespaltenes will das Ganze nicht erkennen, ein Gegenwille tritt dann im dunkelsten, kaum bewußten Bereich dämonisch auf, ein Urteil wird nicht reif, das Vorurteil wirft sich dazwischen. Ein solches Vorurteil haftet an diesem Buch, es ist platt und töricht, aber seit vielen Jahrzehnten beharrend; allmählich wird es weichen, denn das Vortreffliche hat Zeit, es bleibt in sich stets lebendig, und sein Augenblick ist immer. Das Vorurteil geht dahin, es habe sich Goethe, als ein im Herzen kühler, alternder Mann, grillenhaft dem Fremden zu-, dem Nahen und Eigenen abgewandt und habe das orientalische Gewand wie eine Vermummung übergeschlagen, so sei dies Buch entstanden, woran alles fremd und seltsam, bis auf den Titel.

Diesem mit Streitgründen entgegenzutreten, ist schwer, denn um einen solchen Kampf auszufechten, müßte man sich auf eine andere Ebene begeben — eben wie für Goethes Vaterlandsliebe —, und jeder bleibt gern, wo er ist, mit denen, die ihm nahe sind, und denen, die er ehrt. Wer aber Gedichtetes zu lesen und durch den Buchstaben den Geist zu empfangen begnadet ist, der wird in diesem „West-östlichen Divan“ nichts von Vermummung gewahr werden, sondern nur von Ent-

hüllung ohne jede Schranke. Doch ist es ein anderes, ob ein Jüngling leidenschaftlich sein Herz entblößt, oder ob ein reifer Mann, lebend und liebend, sich völlig denen dahingibt, die ihn zu fassen vermögen. Des Jünglings Herz ergießt sich wie ein schäumender Bergstrom gegen die Welt, das ist ein Schauspiel, das jeder fassen kann; der Mann ist der Welt inniger, als sich sagen läßt, verbunden, und nicht anders vermag er sein Inneres preiszugeben, als indem er gleichsam vor unsern Augen, aufleuchtend in der Glut seines Herzens, aus den Dingen hervortritt und sogleich sich wieder in die Dinge hinüberwandelt. Ein höchster, durchgebildeter Bezug zu den Menschen, ein weitumgreifender Blick über alle Weltgegenstände sind männlich: scharf zu trennen, innig zu verbinden, ist dem Mann gegeben. Dem Jünglinge gehts um alles und um nichts; daß er zu geben und zu nehmen wisse, und wie zu geben, wie zu nehmen, ist des Mannes Sache. Der Jüngling stürmt dahin, oder er liebt und starrt und stockt; sich lebend und liebend im Weitergehen zu behaupten, wird vom Mann verlangt. Dem Jüngling steht es gut an, daß er neun Zehnteile der Welt nicht gewahr wird: der Mann muß allem seinen Mann stehen, und noch die Vergangenheit fordert ihn hinaus: das unabsehbare Gegenwärtige aber wirft sich auf ihn wie ein verworrener Traum, der reingeträumt werden muß, ein wüster Schall, der zum Ton sich runden muß. So ist die Beschwerde groß, ein Mann zu sein: dafür nimmt er den größten Lohn dahin: der höchsten allseitigen Bewußtheit. Der Jüngling trägt sein Herz in Händen, aber sein Sinn ist dumpf; dem Greis geht alles dahin wie in einem Spiegel, der Mann allein ist wahrhaft im Spiel, und wie er ganz im Spiel ist, so ist er sichs ganz bewußt.

Dieses ruhmreiche Geschick des Mannes tritt in den zwölf Büchern von Blatt zu Blatt hervor. Im „Buch des Sängers", „Buch Hafis" ist es Selbstbehauptung, männlich, kühn, groß-

mütig, rauh und mild; im „Buch des Unmuts" Abwehr, Zurechtweisung, mutig, stark, ja derb; im „Buch der Liebe", „Buch Suleika" Hingabe, herrlich, schrankenlos, bis ans Mystische, Unfaßliche reichend; im „Schenkenbuch" Vertrauen unnennbarer Art zwischen Älterem und Jüngerem; im „Buch des Paradieses" höchstes Anschauen eigenen Wertes, Verklärung erfüllten Geschickes; in den „Büchern der Sprüche, der Betrachtungen, der Parabeln" letztlich zarteste Weltklugheit, Adlerauge und gelassene Hand, wie des Teppichknüpfers, vor dem Ungeheuren, Verworrenen.

Dies alles ist einer fremden Welt angenähert oder zwischen ihr und uns in der Schwebe: alles ist doppelblickend, und eben dadurch dringt es uns in die Seele; denn das Eigentliche in uns und um uns ist stets unsagbar, und doch ist dem Dichter alles zu sagen gewährt.

Soll ich nun, unter so vielen herrlichen, die Gedichte nennen, auf denen vor allem die Seele ausruht, immer wieder zu ihnen zurückkehrt, und durch welche sie, wie durch Tore, irgendwo hinzudringen meint, wo ihre eigentliche Heimat ist, so sind es vielleicht diese zehn: im „Buch des Sängers" das erste gleich ‚Hegire', worin die Wunderwelt, nicht sowohl des Orients als einer großen weltliebenden Seele sich aufschlägt; dann jene ‚Talismane', wahrhaft ewigen Gehalts, im ‚Gegenwärtigen Vergangenes', dies unvergleichliche Lebensgedicht, worin, aus einer deutschen Landschaft heraus, das Weiseste leicht und lieblich gesagt ist; endlich ‚Selige Sehnsucht'. Im „Buch Hafis" von denen, die ‚An Hafis' überschrieben sind, das zweite, das anfängt: ‚Was alle wollen, weißt du schon, Und hast es wohl verstanden', worin in Strophen unnennbarer Magie die Liebe mit der Welt, Weisheitsausspendung mit glühend reiner Lust verflochten sind, wahrhaft vier Elemente in eins gemischt; im „Buch des Unmuts" das erste: ‚Wo hast

du das genommen? Wie konnt es zu dir kommen?' Im „Buch Suleika" jenes ‚Wiederfinden', das in der Dichtung das gleiche ist, was eines von Beethovens reinsten Geschöpfen in der Musik; im „Buch des Schenken" die ‚Sommernacht'; im „Buch des Paradieses" ‚Berechtigte Männer', im „Buch des Parsen" ‚Vermächtnis altpersischen Glaubens'. Hat man aber eines dieser Gedichte betreten, so ist eine magische Grenze überschritten; man wähnt sich am Rande und ist doch schon im Kreise, ist schon in der Mitte. Ja, nicht nur diese auserwähltesten Gedichte, ein jedes auch von den kleineren, oft nur vier Zeilen aneinandergereiht, wird das gleiche bewirken, wo nur der Sinn gesammelt und hingegeben auf ihnen ruht. Denn ein solches Buch ist Leben, und erhöhtes Leben. Goethes Jünglingsgedichte fliegen uns durch die Seele wie Musik, in ‚Hermann und Dorothea', im ‚Meister' ist das Dasein wie in festen, von innen erhellten Bildern vor uns hingehalten, so ist auch der ‚Faust' eine Bilderfolge, freilich eine magische; hier aber, im „West-östlichen Divan", sind wir, wie nirgends, mitten in den Bereich des Lebenden gestellt. Der Jüngling begehrt zu leben, der Greis erinnert sich, gelebt zu haben, und jedem dieser Alter ist wieder eine Gewalt verliehen, die einzig ist. Aber der Mann allein ist wahrhaft der Lebende. Er steht wahrhaft in der Mitte des Lebenskreises, und der Kreis hält ihm die Welt gebannt. Nichts flieht vor ihm, wie er vor nichts fliehen kann. In der kleinsten Handlung ist auf das Größte Bezug, das überwunden Gewähnte tritt unversehens wieder hervor, das Vergeudete wie das Vergewaltigte wird gewaltig und meldet sich an, eigener Falschheit entrinnt man nie wieder, jedes Vergangene wirft den dünnen Schleier von sich und zeigt sich als ein ewig Gegenwärtiges. Jegliches führt Jegliches herbei, denn in jedem Sinn ist alles in den Kreis geschlossen, dem Gemüte müßte es fast schwindeln, wie es gewahr wird, daß des Schicksals wie der Menschen

Gunst erworben und verscherzt wird auf demselben Wege, daß das Leben ein unaufhörliches Wiederanfangen ist und ein unaufhörliches Wiederzurückkommen. So geht es uns in diesem Buch, wie es uns draußen im eigenen Bereich ergeht: wir meinen uns frei im Unendlichen zu bewegen, doch sind wir immer in die Mitte unseres Lebenskreises gebannt, und der Ring des Horizontes ist mehr als ein bloßer Augentrug. Aber dem dies widerfährt, dem wachsen die Kräfte, und es ist, als ob wiederum der Kreis ihn stärke. In seinem Herzen erneuert sich unablässig das Göttliche: wie dies geschehen, dies ist recht eigentlich, wenn man auf ein Unaussprechliches mit einem Wort hindeuten darf, der Inhalt dieses Buches. Das Buch ist in manchem Augenblick in mancher Hand, und wir sind nicht in jedem Augenblick fähig, Hohes zu fassen; aber es liegt in uns, daß wir dies und noch mehr fassen können.

* * *

PETRARCA
ZWEI SONETTE

Übertragen von Rainer Maria Rilke

Das siebenundfünfzigste

IN ihres Alters blühendstem Beginn,
da Liebe Kraft gibt, daß man ganz empfinde,
der Erde lassend diese irdne Rinde,
schwand Laura, die belebende, mir hin:

und stieg zum Himmel nackt und schön und lebend;
von dort beherrscht sie mich und drängt und quält.
Ach, daß sie mich aus Sterblichem nicht schält
den letzten Tag, zum ersten dort ihn hebend.

Wie die Gedanken stets Gefolg ihr waren,
so müßte nun die Seele hinterher
leicht, heiter, steigend, um mich zu bewahren

vor solcher Not. Das Warten hat Gefahren
und macht mich immer in mir selber schwer.
O wie war Sterben schön heut vor drei Jahren.

Das einundsechzigste

Erhabne Flamme, mehr als schöne, schön,
zu der der Himmel neigte so unstreitig,
daß er beschloß, sie, ach für mich zu zeitig,
zu dem ihr gleichen Sterne zu erhöhn.

Jetzt erst erwach ich und gewahr, wie sie
zu meinem Besten jenen Wünschen wehrte,
da sie der Glut, die Jugend noch vermehrte,
ihr Antlitz süß zugleich und trügend lieh.

Ihr dank ich, ihrem Rat und Augenmerk;
wie machte sie mit sanftestem Verachten
in meinem Brand das eigne Heil mir dringend.

Durch Künste, welche würdge Früchte brachten,
war Zunge hier und Braue dort am Werk,
ich Ruhm auf sie, sie in mich Tugend bringend.

* * *

KAKUZO OKAKURA
DIE PRIMITIVE KUNST JAPANS

Von dem Japaner Kakuzo Okakura, den man den William Morris seines Vaterlandes genannt hat und der unseren Freunden durch sein wundervolles „Buch vom Tee" (Insel-Bücherei Nr. 274) kein Fremder mehr ist, erscheint demnächst, von Marguerite Steindorff aus dem Englischen übersetzt, ein neues Buch: „Die Ideale des Ostens". Ihm ist das folgende Kapitel entnommen.

DIE Herkunft der Yamato-Rasse[1], die die ureingesessenen Ainos nach Yezo und den Kurilen vertrieb, wo sie das Reich der Aufgehenden Sonne begründen sollten, ist tief verhüllt in

den Nebeln des Ozeans, dem dies Volk eines Tages enttauchte, und die Quelle ihres Kunsttriebes läßt sich unmöglich mehr ergründen. Ob die Yamatos ein Überrest der Akkadier sind, die auf ihren Fahrten längs den Küsten und Inseln Ostasiens ihr Blut mit dem der indo-tatarischen Völker vermischten; ob sie ein abgesprengter Teil der türkischen Horden sind, die ihren Weg durch die Mandschurei und Korea suchten, um sich früh schon am indisch-pazifischen Ozean niederzulassen; oder ob sie die Nachkommen arischer Wanderstämme sind, die über die Pässe von Kaschmir stießen, in den turanischen Völkern aufgingen, aus denen Tibetaner, Nepalesen, Siamesen und Birmesen wurden, und die Kinder des Yangh-tse-kiang mit den Kräften des indischen Symbolismus bereicherten: all das sind Fragen, die noch in dem Wolkennebel archäologischer Mutmaßung schweben.

Die Anfänge der Geschichte zeigen sie uns als eine in sich geschlossene Rasse, und kriegerisch wild, aber doch in den Künsten des Friedens bewandert, voll von Überlieferungen einer Sonnenkindschaft und von indischer Mythologie, voll von tiefer Liebe zur Poesie und großer Achtung vor den Frauen. Ihre als Schinto oder „Weg der Götter" bekannte Religion bestand aus den schlichten Riten des Ahnenkultus. Sie verehrten die Manen ihrer Väter, die sich zu den Scharen der Kami oder Götter auf dem mystischen Berge Takamagahara in dem Hochlande von Ama versammelten, einer Art Olymp mit der Gestalt der Sonnengöttin als Mittelpunkt. Jede japanische Familie rühmt sich noch heute ihrer Abstammung von den Göttern, die dem Enkel der Sonnengöttin folgten, als er auf dem achtstrahligen Wolkenweg vom Himmel auf die Insel niederstieg. Diese Tatsache hat eine Stärkung des Volksbewußtseins im Gefolge, das sich um die Einheit des Kaiserthrones schließt. Wir sagen stets, daß wir von Ama stammen; ob wir damit aber den Himmel, die See oder das Land Rama

meinen, läßt sich nur aus den schlichten, uralten Riten von Baum, Spiegel und Schwert[2] erraten.

Aus den Wassern der wogenden Reisfelder, aus den vielverschlungenen, stark zum Individualismus drängenden Linien des Archipels, aus dem gleichmäßigen Wechsel der mildgetönten Jahreszeiten, aus dem Silberglanze der Inselluft, aus dem satten Grün der quellenreichen Berge und der Stimme des Ozeans, die von den tannenumgrenzten Ufern widerhallt, ist die zarte Schlichtheit, die romantische Reinheit geboren, die die Seele der japanischen Kunst im Gleichgewicht erhält und sie sowohl von dem Hang zu eintöniger Breite der chinesischen wie von der überladenen Pracht der indischen Kunst befreit. Die angeborene Liebe zur Sauberkeit, die unserem Kunstgewerbe und unserer ornamentalen Kunst, wenn auch mitunter auf Kosten der Größe, ihre wundervolle Vollendung verleiht, ist auf dem Festlande wohl nirgends wieder zu finden.

Die Tempel von Ise und Idzumo[3] sind Heiligtümer reinsten Ahnenkults, deren Tori und Galerien starke Anklänge an die indischen Torane bergen. Sie werden dadurch in ihrer ursprünglichen Reinheit und Frische lebendig erhalten, daß man sie alle zwei Jahrzehnte formgetreu erneuert, und sind wunderbar in ihren schlichten Maßen.

Die Dolmen, deren Formen in bedeutsamer Beziehung zur ursprünglichen Stupa stehen und als Urbilder der Lingam gelten können, bergen schöngeformte Stein- und Tonsärge, die mitunter künstlerisch recht wertvolle Ornamente aufweisen und Kulturgeräte wie Schmuckgegenstände enthalten, Zeugnisse hoher Fertigkeit in der Bronze- und Eisentechnik wie in der Bearbeitung verschiedenfarbiger Steine. Man nimmt an, daß die Tonfiguren, die um den Grabhügel aufgestellt sind, die menschlichen Totenopfer früherer Zeiten symbolisieren sollen. Sie beweisen nicht selten das künstlerische Können der primitiven Yamato-Rasse. Jedoch überschwemmten bereits zu

dieser frühen Zeit die reiferen Kunsterzeugnisse der chinesischen Hâng-Dynastie Japan mit dem Reichtum einer älteren Kultur; und so wurden unsere ästhetischen Kräfte vollauf in Anspruch genommen von einem Neuen, das auf anders geartetem, höherem Niveau stand.

Was aus der japanischen Kunst geworden wäre ohne den Einfluß der Hâng-Zeit[4] und des später zu uns gelangenden Buddhismus, ist schwer auszudenken. Wer möchte es wagen, über die etwaigen Mängel einer griechischen Kunst Vermutungen anzustellen, die bei all ihrem gesunden und starken Gefühl des ägyptischen, pelasgischen oder persischen Hintergrundes hätte entraten müssen? Wie arm wäre die deutsche Kunst geblieben ohne das Christentum und die Berührung mit der lateinischen Kultur der Mittelmeervölker! Wir können hier nur feststellen, daß die Eigenheiten unserer primitiven Kunst niemals untergegangen sind. Sie ist es gewesen, die die geschweiften Dächer der chinesischen Architektur durch die zarten Rundungen des Kasuga-Stiles in Nara[5] gemildert hat, die ihre weibliche Feinheit den Schöpfungen der Fudschiwara-Zeit gab und der strengen Kunst Aschikagas den keuschen Stempel der Schwertseele aufdrückte. Auch der Fluß, der unter welken Laubmassen fortströmt, bricht immer wieder leuchtend durch und nährt das Wachstum, das ihn überwuchert.

Abgesehen von seiner ursprünglichen, unabänderlichen Bestimmung, scheint die geographische Lage Japan weit eher dazu bestimmt zu haben, die intellektuelle Bedeutung einer chinesischen Provinz oder einer indischen Kolonie anzunehmen. Allein der Fels unseres Rassenstolzes und unserer organischen Einheit hat die Jahrtausende unerschüttert überdauert trotz der gewaltigen Wellenstürze, die sich, von den beiden großen Polen asiatischer Zivilisation herkommend, an ihm brachen. Der nationale Genius hat sich niemals über-

wältigen lassen. Niemals hat ihm der Nachahmungstrieb die freie Schöpferkraft genommen. Stets war genügend Kraft vorhanden, um die empfangenen Einflüsse, mochten sie noch so wuchtig sein, aufzunehmen und zu verarbeiten. Es gereicht dem asiatischen Festlande zum Ruhme, daß es in Japan bei jeder Berührung neues Leben und neue Begeisterung weckte. Es gelangt dem Volke Amas zur höchsten heiligen Ehre, daß es sich für unüberwindlich hält, nicht allein in einem ausgesprochenen politischen Sinne, sondern tiefer und immer tiefer auch als der schaffende Geist der Freiheit in Leben, Denken und Kunst.

Dieses Bewußtsein hat die streitbare Kaiserin Zhingo dazu getrieben, über See zu eilen, um dem kontinentalen Kaiserreiche zum Trotz die tributpflichtigen koreanischen Königreiche in Schutz zu nehmen. Dieses Bewußtsein jagte dem allmächtigen Yodai aus der Zui-Dynastie Schrecken ein, als es ihm den Titel „Kaiser des Reiches der sinkenden Sonne" beilegte. Das gleiche Bewußtsein bot den selbstüberheblichen Drohungen Kublai-Khans[6] die Stirn, der, damals auf der Höhe des Sieges, seinen Eroberungszug über den Ural bis Moskau fortsetzen wollte. Möge Japan nie vergessen, daß der gleiche heroische Geist es heute wieder neuen Problemen gegenüberstellt, zu deren Bewältigung es immer steilere Höhen der Selbstachtung erklimmen muß.

ANMERKUNGEN

[1] Yamato-Rasse: Das Wort Yamato wird hier als Synonym für Ama, die primitiven Einwohner Japans, gebraucht. Es ist gleichzeitig der Name einer japanischen Provinz.

[2] Die schlichten Riten von Baum, Spiegel und Schwert: Der erwähnte Baum ist der Sakaki oder Götterbaum, an dem Stücke von Brokat, Seide, Leinen, Baumwolle und Papier aufgehängt werden, die auf bestimmte Art zugeschnitten sind. Spiegel und Schwert gehören zu den kaiserlichen Insignien, die die Sonnengöttin ihrem Enkel übergab, als er auf das Inselreich niederstieg. Die Schinto-

Heiligtümer enthalten nichts als einen Spiegel. Das Schwert, das der Überlieferung nach aus dem Schweife eines von Susasmo, dem Sturmgotte, getöteten Drachen genommen wurde, wird in einem besonderen Tempel zu Atsuta verehrt.

[3] Die Tempel von Ise und Idzumo: Der Ise-Tempel ist das Heiligtum der Sonnengöttin. Er liegt im Bezirk von Yamada, in der Provinz Ise, in Mitteljapan. Der Idzumo-Tempel ist den Nachkommen des Sturmgottes geweiht, die sämtlich Herrscher von Japan waren, ehe der Enkel der Sonnengöttin zu dem Reiche niederstieg. Er liegt in der Provinz Idzumo an der Nordküste Japans. Die Tempel von Ise und Idzumo sind ganz aus Holz gebaut. Jeder von ihnen hat zwei verschiedene Standorte, und an einem von ihnen werden sie alle zwanzig Jahre ihrer ursprünglichen Form getreu neu erbaut. Ihr Stil weist auf die Entwickelung in der Bauart der Bambus- oder Holzhütten hin, wie sie heute noch zahlreich an der Südostküste Asiens zu finden sind. An die Zeltform erinnert er dagegen nicht.

[4] Hång-Zeit: Die erste Woge kontinentalen Einflusses, die vor dem Auftreten des Buddhismus im sechsten Jahrhundert über die primitive Kunst Japans hereinbrach, war die der Hång-Kultur und der Sechs Dynastien Chinas.

Die Hång-Kunst selbst war nur eine natürliche Frucht der uralten chinesischen Kultur, die unter der Schu-Dynastie (1122—221 v. Chr.) zu ihrer letzten Höhe gelangte. Ihr eigenster Gedanke kann im weitesten Sinne des Wortes nach dem großen Weisen, der den grundlegenden Geist Chinas verkörperte und in Worte faßte, als Konfuzianismus bezeichnet werden.

[5] Der Kasuga-Stil in Nara: Der Kasuga-Stil ist eine Weiterentwicklung des Schinto-Stiles von Ise und Idzumo. Er zeichnet sich durch äußerst zart gerundete Linien aus, die einerseits an die Stelle der geraden Linie der Yamato-Architektur, anderseits an die Stelle der ausschweifenden Formen des chinesischen Baustiles treten.

[6] Die selbstüberheblichen Drohungen Kublai-Khans: Nach seiner Eroberung Chinas schickte Kublai-Khan Gesandte nach Japan und verlangte die Unterwerfung. Der energischen Ablehnung folgte ein Überfall auf einige der entlegensten Inseln. Da geschah es, daß des Nachts eine mächtige Wolke aus dem Tempel von Ise aufstieg, während die japanischen Streitkräfte wachend am Ufer lagen. In dem Sturme, der aus der Wolke hervorbrach, ging die Flotte des Eindringlings mit ihren



Georg A. Mathéy: Judith. Holzschnitt

zehntausend Schiffen und einer Million Bemannung mit Mann und Maus unter. Nur drei Mann kamen mit dem Leben davon. Es war der göttliche Wind von Ise, der dies vollbrachte. Bis auf den heutigen Tag nimmt jede einzelne Sekte in Japan den Ruhm für sich in Anspruch, den Sturm durch ihre Gebete hervorgerufen zu haben. Dies Ereignis stellt den einzigen Fall dar, in dem die Beherrscher Chinas eine aggressive Politik gegen Japan führten.

* * *

CHARLES-LOUIS PHILIPPE

DAS BROT DER WITWE BLANCHARD

In dem Roman „Charles Blanchard", über dessen Vollendung Charles-Louis Philippe vorzeitig starb, so daß nur Bruchstücke davon vorliegen, wollte der Dichter den Lebensgang seines Vaters schildern, der sich aus den traurigsten Verhältnissen heraufgearbeitet und durch Pflichterfüllung und Energie eine geachtete Existenz geschaffen hatte. Meisterliche Reife der Sprache und des Stils, visionäre Kraft der Bilder und wundersame Beseeltheit der Vorgänge können diesen Bruchstücken nachgerühmt werden, die damit zu dem Besten, was die französische Prosaliteratur geschaffen hat, gerechnet werden dürfen. Gleichzeitig mit dem „Charles Blanchard" erscheinen im Insel-Verlag Charles-Louis Philippes „Jugendbriefe an Henri Vandeputte".

CHARLES Blanchard knüpfte bald eine Bekanntschaft an, deren Wert man noch höher schätzt, wenn sie einem fehlt. Man nennt sie das Brot.

Das Brot Solange Blanchards glich nicht dem Brot aller andern. Das Brot aller andern kostet vier Sous das Pfund und kommt vom Bäcker. Es ist so schön und zart, daß man meinen sollte, es müßte mit einem andern Namen genannt werden als dem, den man dem Brot gibt. Es fiel ihr nicht schwer, darauf zu verzichten; denn es ähnelte den Kuchen, an die man Butter

getan hat und von denen sie wohl wußte, daß sie sie nicht alle Tage essen durfte.

Jeden Samstag kaufte sie neun Pfund Mehl. Um den Sack, in den sie es hinein tat, wickelte sie ihre Schürze, weil sie Angst hatte, daß er Löcher haben könnte. Sie feuchtete das Mehl an, mischte etwas Hefe darunter und knetete die Masse, die sie so erhalten hatte. Vielleicht verstand sie sich nicht so gut darauf wie der Bäcker; jedenfalls formte sie einen großen Laib daraus, der, wenn er aus dem Ofen kam, sie eine ganze Woche ernähren konnte. Sie tat sogar etwas Kleie an das Mehl, und sie war sehr zufrieden damit. Die Kleie gibt keinen schlechten Geschmack, sie ist nahrhaft, denn sie dient dazu, die Tiere zu mästen; kurz, sie hat ihr Gewicht und ermöglicht es, mit neun Pfund Mehl ein Brot zu bekommen, das zehn Pfund auswiegt.

In den ersten Tagen war Solanges Brot schwarz und teigig. Es klebte am Gaumen, man brauchte schon eine ziemliche Kraft und eine ziemliche Geschicklichkeit, bis es, wie man zu sagen pflegt, herunterrutschte und dorthin kam, wo das Brot hingehört, nämlich in den Magen. Hatte man es hinuntergeschluckt, so erhielt man seine Belohnung, ein Bissen gesellte sich zum andern, man merkte den Gehalt des Brotes, man konnte sein Gewicht würdigen, es ließ sich nicht leugnen, daß es da war. Man sagte: Diesmal hab ich aber Brot gegessen! Es war sogar zu befürchten, daß es einen erstickte. Aber nach drei Tagen unterlag es gewissen Wandlungen. Es wurde nicht hart, wie man hätte denken sollen; die Erscheinung, die zutage trat, war von etwas anderer Art. Zunächst wurde es trocken, dann schien es, daß das Mehl wieder zu seinem Recht kommen wollte, die teigige Masse zerfiel, jeder Brocken zerkrümelte, man bekam eine Art Sand, und man mußte viel Speichel aufwenden, um die körnigen Krümel zusammenzubinden. Nach etwa sechs Tagen wurde das Brot zu Asche,

die man nur mit großen Schlucken Wasser hinunterspülen konnte.

Doch wie es auch beschaffen sein mochte, Solange Blanchard besaß für ihr Brot eine ganz besondere Verehrung und Wertschätzung. Charles Blanchard aß nach Art der Kinder, indem er sich mit allen möglichen Gedanken beschäftigte, die ihm in den Kopf kamen. Er ließ seine Blicke umherschweifen, er summte beim Kauen vor sich hin, er stand auf und lief um den Tisch herum. Seine Mutter rief ihn zur Ordnung:

— Paß auf dein Stück Brot auf, mein Kleiner!

Er hätte es womöglich aus der Hand fallen lassen. Wenn in dem berüchtigten Stadium des vierten, fünften und sechsten Tages die Krumenmasse, von der bereits die Rede war, nur noch wie aus Gewohnheit an der Kruste hing und nahe daran war, sich wie Sand, den nichts mehr zurückhält, auf dem Boden zu verbreiten, sagte sie zu ihm:

— Man hält beim Essen seine Hand unter das Stück Brot. Du siehst doch, daß die Krümel sonst auf die Erde fallen.

Und wenn, wie man zu sagen pflegt, seine Augen größer gewesen waren als sein Magen und er die Scheibe Brot, die ihm seine Mutter abgeschnitten hatte, nicht aufessen konnte, so nahm sie ehrfurchtsvoll den Rest, den das Kind nicht gegessen hatte, und hob ihn sorgsam auf, damit er ihn am andern Tag wieder finden könnte.

Gegen Ende der Woche sagte sie sogar Worte, wie sie Mütter sonst nicht sagen:

— Zwing dich nicht zu essen, mein kleiner Junge!

Sie ging mit ihrem Brot um wie die Heiligen mit ihrer Seele. Sie bewahren sie völlig für den Dienst Gottes. Sie wissen, daß der Wind sie verwehen, daß eine Maus sie verzehren könnte, sie wissen, daß alles, was recht, und alles, was gut ist, daß alles, was in ihrem Herzen zählt, sorgsam verschlossen gehalten werden muß. Sie wissen, daß der Geist des Bösen umhergeht und

daß er gefräßig ist. Es geht übrigens auch um ihr ewiges Heil.

Ein abergläubischer Schrecken erfaßte sie bisweilen. Sie hüllte ihr Brot in ein Tuch; wenn sie es auseinanderfaltete, nahm sie sich sehr in acht, daß ihr nicht ein Stück Krume oder Kruste, das zufällig abgebröckelt sein mochte, entglitte und zu Boden fiele. Sie verschloß es in einem Kasten, dessen Deckel sie zuschlug, und dann war sie noch besorgt, ob auch der Kasten gut verschlossen sei. Sie fürchtete sehr die Mäuse, die nicht groß sind. Sie hatte Angst vor den Katzen, die geschickt sind. Wie leicht wäre es möglich gewesen, daß sich während ihrer Abwesenheit irgendein Tier an das Brot heranmachte, es beknabberte und das Beste auffraß. Sie fürchtete, daß eine Schabe ihr ein ganzes Pfund wegfressen könne.

Doch der eigentliche Kampf spielte sich nicht zwischen dem Brot, den Mäusen, den Katzen und der Unordnung ab, die ein Kind mit ins Haus bringt. Es gibt andere Feinde für das Brot der Armen, alles wird zum Feind für das Brot der Armen. Was sie lieben, ist ein Feind, was sie hassen, ist ein Feind. Das Brot erinnert an ihr Herz, an das Herz der Kranken, das jede Erregung angreift. An Tagen des Wohlbefindens hatte Solange Blanchard etwas mehr Appetit und aß etwas zuviel von diesem Brot, das sie mit so vieler Mühe verdient hatte. An Tagen, wo sie sich krank fühlte, aß sie etwas weniger als sonst, doch dann befürchtete sie, daß ihre Krankheit sie am Broterwerb hindern könnte. Freude wie Schmerz war zu fürchten. Das Brot schien hier eine größere Rolle als überall sonst zu spielen, nichts begab sich, ohne es zu gefährden.

Unter den Tagen gab es zwei im Jahr, die ihr einen schweren Stoß versetzten. Der erste war der elfte Mai, der zweite der elfte November. Es waren die Tage des Mietzinses. Sie kündigten sich von ferne an. Der elfte Mai rückte schon vom Abend des elften November an näher. Der elfte November kostete Solange

Blanchard zwanzig Franken. Sie sagte sich dann, daß der elfte Mai in einem halben Jahr da sein würde, also in hundertundachtzig Tagen. Der elfte Mai würde sie wieder zwanzig Franken kosten; es war so viel, wie wenn sie jeder Tag, der sie von ihm trennte, auf zwei Sous zu stehen käme. Es wäre also richtiger, nicht zu sagen, daß nur an zwei Tagen im Jahr das Brot Einbuße erlitt. Jeder Tag hatte seine Bedeutung, jeder Tag nahm einem je nach dem Preis, den das Mehl kostete, ein Pfund weg. Die Zeit vergeht nicht, ohne von einem zu verlangen, ihr eine Gebühr zu entrichten. Selbst nachts, wenn man schläft, stiehlt einem jede Stunde, die schlägt, ein Stück Brot.

Wenn sie gingen, geschah es auf Kosten des Brots, denn sie nutzten ihre Schuhe ab. Wenn sie saßen, scheuerten ihre Kleider gegen das Stroh ihres Stuhles. Wenn sie im Freien waren, durchnäßte der Regen den Stoff ihrer Kleidung oder die Sonne bleichte ihn aus oder der Schmutz fraß an ihm. Und die Wäsche, die man schmutzig macht! Einmal bekam das Kind Läuse, die Läuse der Armen sind hartnäckig, man mußte sich entschließen, für zwei Sous graue Salbe zu kaufen. Seit 1849 hat man uns gelehrt, daß das Leben ein ständiger Kampf ist, daß der Geist der Vernichtung uns bedrängt, daß selbst in unserm Körper der Krieg erklärt ist, die schädlichen Zellen verbringen ihre Zeit damit, die gesunden anzugreifen, sie wollen das Leben der Lebendigen zerstören. Solange Blanchard ahnte diese Wahrheit vor den Entdeckungen des Institut Pasteur. Womit sie sich auch beschäftigte, wieviel Aufmerksamkeit sie auch verwandte, wohin sie sich auch richtete, um der Gefahr zu begegnen, tausend Feinde fielen sie an, die es auf ihr Brot abgesehen hatten. Es geschahen Dinge wie dieses: das Kind wuchs heran, seine Schuhe drückten es, die Ärmel seines Rockes gingen nur bis zum Ellbogen, für seine Schultern war kein Platz mehr. Es brauchte Kleider. Um Kleider zu kaufen, muß man viel Geld haben, für das man kein Brot mehr

kaufen konnte. Das Brot, das er gegessen hatte, hatte den Knaben wachsen lassen. Das Brot selber führte mit dem Brote Krieg!

Viel schneller als wir lernen die Armen Gottes Gesetz kennen, und ohne daß sie das Böse mit dem Mikroskop zu untersuchen brauchen; denn es umgibt sie und drängt sich ihren Sinnen auf. Solange Blanchard fühlte sich sehr gering vor einem natürlichen Gesetz, sie fühlte sich sehr schwach inmitten der Elemente: war es nicht der Wille, der die Welt regiert, der ihrem Brot feindlich gesinnt war!

Lange Zeit war Weinen der einzige Widerstand, den sie ihm entgegensetzte. Durch ihre Tränen hoffte sie, sie wußte selbst nicht wen, im Weltall zu rühren. Sie trocknete sie nicht, sie ließ sie fließen; es kommt ein Augenblick, wo deine Wangen rieseln, wo ein warmes Wasser sich über dein ganzes Gesicht ergießt, selbst bis in deinen Mund hinein: deine Tränen sind es, die du trinkst! Sie spürte ihren Geschmack: sie sind stets bitterer, als man geglaubt hat.

Wenn sie getrocknet sind, läßt der Stoff, den sie enthalten, auf der Haut eine Art Unreinheit zurück, die verrät, daß man geweint hat. Wenn sie sich manchmal abends im Spiegel betrachtete, gaben schwarze Flecken und Furchen um die Wangen herum ihr Ähnlichkeit mit jenen alten Frauen, die sich nicht mehr waschen, weil sie dem Tod zu nahe sind, um ihr Gesicht noch zu pflegen. Sie war sehr rot, sie war sehr schmutzig, sie war sehr häßlich. Sie kehrte ihr Gesicht dem Himmel zu und sagte:

— Sieh, Herr, in welchen Zustand du deine Dienerin versetzt hast!

Schließlich wurde sie der Tränen müde. Der Tag kam, wo sie, unzufrieden über ihr langes Weinen, übersättigt vom Schmerz und nicht getröstet, selber dem Schmerz zürnte, etwa so wie man einem Freund zürnt, von dem man einen Dienst

erwartet hatte. Sie gab sich alle Mühe, ihn zurückzudrängen. Sie dachte viel nach und versuchte irgend etwas ausfindig zu machen, das in ihrem Leben den Platz einnehmen könnte, den bis jetzt der Schmerz behauptete. Sie sagte sich:

— Vielleicht gibt es noch ein anderes Mittel, als Tränen zu vergießen, denn das hat mir bis jetzt nicht geholfen.

Eine Zeitlang dachte sie daran, sich Arbeit zu suchen. Rasch stellt man sich vor, wohin man es mit Arbeit bringen kann. Die Arbeit gestattet es, Miete zu bezahlen, die Arbeit gestattet es, Kleider zu kaufen, die Arbeit gestattet es, Brot zu kaufen. Eine gut bezahlte Arbeit würde noch mehr gestatten: man könnte sich viele gute Sachen leisten, an die man vorher noch gar nicht gedacht hat: Kartoffeln und Käse; man könnte sich eine Gemüsesuppe machen. Sie verlangte nicht einmal so viel. Sie glich den Kranken, die die völlige Genesung nicht zu fordern wagen, sondern die schon so glücklich wären, wenn sie etwas weniger zu leiden brauchten! Sie zürnte dem Schmerz: denn wer arbeitet, braucht nicht zu weinen.

Sehr oft wiederholte sie sich:

— Ach ja, ich muß sehen, daß ich Arbeit finde!

Sie wußte nicht, wie sie es anfangen sollte. Ihr erster Gedanke war, daß die Reichen schon ihre Dienstboten haben, die ihnen alle Arbeit besorgen, und daß demnach dort, wo man unterkommen könnte, alle Stellen besetzt sind. Es gab wohl noch einige Leute, die eine Aufwartefrau nahmen, aber bei zwei von ihnen arbeitete sie bereits. Sie mußte sich sogar sagen, daß sie viel Glück gehabt hatte.

Ein Ereignis trat ein. Sie erfuhr, daß eine Nachbarin, deren Mann Maurer war und gut verdiente, jeden Samstag die Kirche zu kehren bekam und an diesem Tag zwanzig Sous verdiente.

Eine andere hätte sich gesagt:

— Das ist etwas, woran ich nicht gedacht habe. Es muß also noch etwas anderes geben.

Solange Blanchard handelte nicht so. Sie sagte sich:

— Es gab noch Arbeit. Nun hat man sie weggenommen. Jetzt ist keine mehr da.

Eine schöne Hoffnung ging dahin, es war ein großes Ereignis. Es handelte sich nicht einfach mehr um eine Arbeit, die darin bestand, die Kirche zu fegen, und die man ihr nicht aufgetragen hatte, es handelte sich um das Letzte auf Erden, das dem angeboten war, der zugreifen wollte: das hatte man ihr jetzt weggenommen.

Die Zeit verging. Wenn sie ihr Brot auf den Tisch legte, so geschah es zuweilen, daß sie sich hinstellte und es genau untersuchte. Denn obgleich sie ihm einen hohen Wert beimaß, war sie sich doch seiner Fehler bewußt. Sie sagte:

— Es ist recht schwarz und häßlich.

Sie aß ein Stück von der Kruste: sie schmeckte nach Steinen. Sie aß eine Handvoll Krume: sie schmeckte nach Sand.

Sie sagte dann:

— Hätte man wenigstens genug davon!

Sie wog das Stück in der Hand; sie täuschte sich nie in ihrer Schätzung: es waren noch soundso viel Pfund da! Auf die Qualität kam es weniger an; sie hätte lieber gesehen, wenn es noch schlechter wäre, dafür aber mehr übrigbliebe. Schlecht zu sein, wäre für das Brot die beste Eigenschaft gewesen. Vielleicht hätten sie, wenn die Kruste noch härter und die Krume noch bröckliger gewesen wäre, nicht diese gewaltigen Scheiben verschwinden lassen können, auf die sie es beim Essen brachten.

Doch eines Tages hörte Solange Blanchard mit diesen Überlegungen auf. Wie man in der Mathematik zu sagen pflegt, glaubte sie die Lösung gefunden zu haben. Man findet schließlich immer etwas, wenn man sucht. Sie machte eine wirkliche Erfindung. Das Prinzip war ganz einfach. Eines Tages sagte sie sich:

— Könnte ich es nur dahin bringen, weniger Brot zu essen! Auf diese Weise würde unser Vorrat länger reichen.

Sie dachte sich ein merkwürdiges Verfahren aus. Jeder wird in seinem Leben die Beobachtung gemacht haben, daß man zwischen den Mahlzeiten nichts essen soll, denn sonst hat man in dem Augenblick, wo man sich zu Tisch setzt, keinen Hunger mehr. So kommt es, daß Menschen, die es nicht gewohnt sind, um vier Uhr zu vespern, an dem Tag, wo sie sich dazu verleiten lassen, dafür büßen müssen. Beim Abendessen merken sie, daß das Vesperbrot ihnen, wie sie sich ausdrücken, den Appetit verdorben hat.

Die Erfindung Solange Blanchards ging von dieser Erkenntnis aus. Sie wartete vier Uhr ab, und als es vier Uhr schlug, öffnete sie den Deckel des Brotkastens. Wenn sie auf das Brot, das sie mittags gegessen hatte, jetzt noch ein kleines Stück nahm, so würde das, glaubte sie, bei einem noch vollen Magen eine Blähung hervorrufen und verhindern, daß die Verdauung mit der gewöhnlichen Geschwindigkeit vonstatten ginge. Um sieben Uhr schien sie in der Tat keinen Hunger zu haben. Sie sorgte für das Kind und konnte ihm ohne zu lügen sagen:

— Ich habe schon gegessen, mein Kleiner.

Sie sah ihm zu. Sie war wirklich erstaunt, diesen Gedanken nicht früher gehabt zu haben. Gewöhnlich aß sie viel, und wenn sie sich abends nicht Vernunft gepredigt hätte, wäre sie imstande gewesen, ein ganzes Pfund Brot zu essen.

Aber es geschah ihr, was vielen Erfindern geschehen ist, deren Einbildungskraft rege war und der Wahrheit, die immer ihre Zeit braucht, um ein Stück vorauseilt. Am ersten Abend erkannte sie die Ergebnisse ihres Versuches noch nicht an, und sie zog es vor, bis zum folgenden Morgen zu warten, denn sie hoffte durch ihre Hartnäckigkeit die Natur zu zwingen, ihr zu folgen. Folgendes hatte sich begeben: um sieben

Uhr hatte sie keinen Hunger, doch um acht Uhr hatte sie den sehr deutlichen Eindruck, daß ihr Magen größer geworden sei und, was sie ihm um vier Uhr mehr als gewöhnlich gegeben hatte, seinen Umfang vermehrt habe, daß ein gewaltiger Magen, ein Riesenmagen, ihr einen Hunger verursachte, gegen den anzukämpfen sie zu schwach war. Dennoch aß sie nichts, kraft folgender Erwägung:

— Es ist wahrhaftig Zeit, zu Bett zu gehen. Um zu schlafen, brauche ich nichts zu essen.

Am nächsten Tag wurde sie grausam bestraft. Mittags mußte sie sich, koste es was es wolle, satt essen. Und da sie sich abends nicht ergeben wollte und um vier Uhr wieder dieselbe Sache gemacht hatte, mußte sie um acht Uhr, wenn sie nicht in Ohnmacht fallen wollte, das Brot aus dem Kasten holen und vier große Scheiben essen, das heißt, bis sie sich wieder wohlfühlte. Verglich man nun, was sie sich am Abend vorher abgespart hatte, mit dem, was sie heute mehr hatte essen müssen, so mußte man sogar sagen, daß der Versuch nicht zu ihrem Vorteil ausgeschlagen war und das Brot vermindert daraus hervorging.

Das war ein trauriger Tag. Denn traurig ist ein Tag, an dem man einsieht, daß einem nichts übrigbleibt, als abzuwarten, was kommen wird. Sie sagte immer wieder:

— Mein Gott, was soll aus mir werden!

Es wurde nicht viel aus ihr.

* * *

TIBULL

SULPICIA SPRICHT:

I

SCHON' meines Freundes! Herr der Weideflur,
o Eber! Herr auch in des Bergwalds Schauer!
Und Amor! du begleite seine Spur,
halt ab von ihm den Stoß der grimmen Hauer!

Ach, daß Dianens Glut ihn mir entführt,
— Fluch dir, o Wald, Fluch über euch, ihr Hunde! —
wo er den Berg umstellt, durchs Dickicht spürt,
obs auch die zarten Hände roh verwunde.

Ists Wahnsinn nicht? sprecht: ists nicht Raserei,
des Wilds verborgen Lager zu beschleichen,
ob auch der Schenkel weiße Pracht dabei
der Brombeer brandmarkt mit dem roten Zeichen?

Und doch — gern trüg ich selbst das Netz daher,
bergauf, bergab, dürft neben dir ich schweifen;
und wenn der flüchtge Hirsch erspähet wär,
löst ich der hurtgen Rüden Eisenreifen.

Wie schön wär mir der Wald mit dir, mein Licht!
ein Lager nur, dem Hohn zum Trotz, uns beiden —
und ob der Eber aus dem Netze bricht,
nicht sollt es uns von unsern Wonnen scheiden ..

Du jagst allein — so sei der Venus feind!
Dianens Dienst erfordert keusche Hände;
und die zu fesseln meinen Amor meint,
find unterm Raubgetier ein elend Ende!

Du jagst allein — wirf ab Dianens Joch,
dem Vater laß die Lust, im Wald zu jagen.
O daß du heute kehrtest, heute noch,
an einen Busen, der nur dir geschlagen.

II

Der Tag, der dich, Kerinthus, mir gebracht,
sei heilig mir vor allen Feiertagen!
gab er uns Mädchen neuer Knechtschaft Plagen,
sang dir die Parze stolze Königsmacht.

Und ich vor allen bin entbrannt in Gluten:
o selges Glück, entbrennst auch du für mich!
Bei süßer Heimlichkeit beschwör ich dich,
bei deinen Augen, deinem Geist, dem guten.

Komm, Genius, Rauchopfer bring ich dar:
Gib, daß er meiner denkt in heißer Minne!
Doch läg ihm eine Liebere schon im Sinne,
dann, Heilger, laß den trügrischen Altar.

Sei du gerecht auch, Venus: gleiche Bande
laß beid uns tragen — oder gib mich frei!
Doch lieber sei'n es starker Ketten zwei,
die zu zerstören keine Zeit imstande.

Er fleht um gleiches ja, doch wortlos schier,
die Scham verwehrt ihm, laut den Wunsch zu zeigen;
dir, Göttlicher, dir redet auch das Schweigen,
o nicke „ja" — was liegt an Worten dir?

Übertragung von Eduard Ad. F. Michaelis. (Insel-Bücherei Nr. 331.)

* * *

ANDREAS HEUSLER

DER HELIAND

DER Heliand — das ist Heiland, Salvator — ist eine umschreibende Übersetzung der lateinischen Evangelienharmonie, eines Werkes, das die vier Evangelien, so gut oder schlecht es ging, mehr emsig als feinfühlig, zu einem Ganzen zusammengestückt hatte. Der deutsche Übersetzer hat sehr vieles ganz ausgeschieden; was er behält, hat er durchweg in eine andere Seelensprache übertragen. Es ist reizvoll zu sehen, wie eine blutjunge Kultur die altersmüde der Quelle umwandelt.

Der lateinische Urtext ist nüchtern; trockene Berichterstattung. Der Sachse verpflanzt ihn in begeisterte, persönlich ergriffene Verherrlichung. Dies geht bis ins Beiläufige und

Kleine. Personen und Sachen sind womöglich schön, groß und herrlich. Alle Frauen von der guten Partei, auch die verhärmten Marien am Grabe, sind von schönem Äußern; Johannes kommt als ein Ausbund von Schönheit zur Welt; auch Jesu Windeln sind schmuck, Ägypten ist der Länder bestes, und der Heilige Geist erscheint als kräftiger Vogel, als herrliche Taube.

Die Quelle enthält sich eigener sittlicher Wertsetzung; es ist noch die tiefe Sachlichkeit der antiken Welt. Im Heliand ist der christliche Dualismus voll entwickelt: alles ist gut oder böse, und das Gefühl des Erzählers nimmt lebhaft Partei. Was nicht zu dem Helden gehört, das sind die „erbosten Widersacher“, die „falschen Feinde“, die „haßerfüllten Juden“. Auch der maßvolle Pilatus ist der zornmütige, stolze Mann. Eine Flut von Preis und Entrüstung wogt durch das Werk. Ja, gegen den Sinn der Quelle kann der Verfasser den sittlichen Gesichtspunkt hereinbringen: Zu den klagenden Weibern spricht der Kreuztragende: eure bösen Taten mögt ihr bejammern, für eure Bosheit werdet ihr grausam entgelten. Die Juden bleiben vor dem Gerichtshaus, um nicht am Festtag unrechte Worte, Freches urteilen zu hören. Die Worte des Hauptmanns von Kapernaum sind dahin gewandt: obschon ich über gehorsame Mannen in Fülle gebiete, weiß ich mich als unwürdigen Sünder. Daß man dem Gekreuzigten einen Schwamm mit Essig und Galle reicht, brandmarkt der Dichter als besonders schwarze Tat.

Der Urtext redet nicht unmittelbar ins Gewissen; die berichteten Taten und Worte sollen durch sich selbst Eindruck machen. Der Heliand spricht zu einer Gemeinde, die er im Glauben befestigen, zu gutem Lebenswandel anhalten will. Das Evangelium ist ihm Text zu Sittenpredigten. So ist die prosaische Vorlage in gewissem Sinne mehr Epos als das erbauungsfrohe Versgedicht. Nähme man den Heliand als freies Kunstwerk, so müßte man finden, daß sich der Verfasser zum

Beispiel die ergreifende Stelle von Petri Reue verdirbt durch zwei verstandesmäßige moralische Anhängsel. Aber für unsern Mann besteht hier kein Widerstreit: die sittliche Besserung ist sein bewußtes Ziel, die Erschütterung des Gemüts ist ein Mittel dazu.

In der Quelle, die sich meist aus Matthäus nährt, ist Jesus noch der Mensch. Für den Heliand versteht sich seine Gottheit von selbst. Jesus ist, wie Gottvater, der Himmelskönig und der König schlechthin, aller Könige kräftigster usw. Diese fortwährend gebrauchten Namen übertönen die Bedürftigkeit des Menschensohns. Doch gibt sich der Dichter keinen theologischen Grübeleien hin über Person und Heilswerk des Erlösers. Am meisten betont er an Jesu die L e h r e, also die dem Verstande faßliche Seite, die sittliche Vorschrift und die Offenbarung von ewigem Lohn und Strafe.

Der Teufelsglaube erscheint verstärkt. Dem Dichter ist jeden Augenblick gegenwärtig, daß das Böse von den unholden Geistern kommt; immerzu huschen ihm die Teufelchen, die „leiden Wichte", durch die Gedanken; auch ins Vaterunser bringt er sie hinein. Aber auch ihren Obersten, den Satanas selbst, läßt er über die biblische Quelle hinaus eingreifen.

Den Dichter durchdringen die Gedanken der Reue und Buße, der menschlichen Schwäche und der göttlichen Gnade. Aber die asketischen, weltfeindlichen Züge des Glaubens unterstreicht er nicht. Seine Stimmung ist frei von der ängstlichen und tränenseligen Zerknirschung mancher seiner englischen Vorgänger. Er hat im ganzen einen freundlichen Blick auf das Erdenleben. Seine Schadenfreude an der Höllenpein der Sünder ist maßvoll. Es ist keine schwärmerische, aber eine gemütswarme Gläubigkeit. Sie denkt nicht an geheimnisvolle Versenkung in die Gottheit, sondern an ein eifriges Befolgen der Lehre in demütigem Vertrauen und im Aufblick auf den jenseitigen Lohn. Gegenüber dem Zärtlichen, Mädchenhaften,

Klosterbehüteten, das gleich mit Otfrid in unsrer deutschen Dichtung einsetzt und im ganzen die kirchliche Poesie des Mittelalters kennzeichnet, hat unser Heliand ein ganz Teil stämmiger Nervenfrische: er ist die männlichste der Messiaden.

Aus der Einführung zu dem soeben erschienenen Buche „Der Heliand in Simrocks Übertragung und die Bruchstücke der altsächsischen Genesis", denen die folgende Probe entnommen ist:

★

ABRAHAMS FÜRBITTE FÜR SODOM

DA hatten sich so sehr die Sodomleute,
Die Gaumänner, vergangen, daß unser Gott ihnen zürnte,
Der mächtige Gebieter, weil sie Meintat übten,
Frevel vollführten: sie hatte der Feind und seine Brut
Viel Laster gelehrt. Das wollte der lenkende Gott,
Der Ewige, nicht dulden: er hieß die drei eilen,
Seine Engel, von Osten mit seinem Auftrag,
Nach Sodom ziehen, und er selbst war mit.
Als sie an Mamre vorüber, die Mächtigen, gingen,
Da fanden sie Abraham bei einem Altar stehn,
Warten der Weihstatt: unserm Waltenden sollte er
Gabe opfern und Gott dienen
Zu mittem Tag, der Männer Bester.
Da ergriff ihn die Gottesahnung, als ihren Gang er sah:
Nah trat er, ihnen entgegen, und neigte sich Gott,
Beugte sich und betete und bat eifrig,
Daß er seine Huld fürder behalten dürfe:
„Wo willst du hin, mein waltender Herr,
Ewiger Vater? Ich bin dein Eigenknecht,
Dir hold und hörig; du bist mein Herr, der gute,
An Wertgaben milde. Willst du des Meinen was,
O Gebieter, haben, dir zu Gebot stehts fürwahr.
Ich lebe von deinen Lehen, und ich gelaube an dich,

Freundlicher Herrscher. Darf ich dich fragen nun,
Wohin du, Gewaltiger, deinen Weg lenkest?"

Da kam ihm entgegen Gottes Antwort,
Erhaben, und traf ihn: „Verhüllen will ich es nicht,
Dir hehlen, dem Gehorsamen, was mein Herz vorhat.
Unser Weg geht nach Süden: es haben sich im Sodomlande
Die Gaumänner so vergangen; nun rufen die Geister zu mir
Bei Tag und Nacht, die ihre Taten melden,
Sagen von ihren Sünden. Nun will ich selbst wissen,
Ob die Leute unter sich solche Laster üben,
Die Bewohner, solche Wehtat: dann soll wallend auf sie
Feuer fallen, es soll sie ihre Frevelsünde,
Die schwere, versenken; Schwefel vom Himmel
Fällt samt Feuer: die Falschen sterben,
Die meintatigen Männer, kaum daß der Morgen kommt."
Abraham ergriff das Wort (sein Eifer war gut,
Ratklug seine Rede), zu dem Richter sprach er:
„Fürwahr des Guten so viel, Gott im Himmelreich,
Ewiger, verordnest du! Es hängt ab diese Welt
Von deinem Willen und deinen Taten; Gewalt hast du
Über der Menschen Geschlecht in diesem Mittelkreis,
So daß es nie geschehen kann, mein Schöpfer und Herr,
Daß du gleiches bietest Guten und Bösen,
Lieben und Leiden, da sie doch gleich nicht sind.
Du sinnst das Rechte, reicher Gesetzeswart,
Daß du entgelten nicht läßt gutwillige Leute
Der Missetäter Werk, obs in deiner Macht auch stände,
Es so zu vollführen. Darf ich dich fragen nun,
Ohne daß du mir gram seist, Gott des Himmelreichs:
Wenn du dort fünfzig findest frommer Männer,
Williger Leute, darf dann, o Waltender, das Land
Verschont nach deinem Willen, geschirmt, bleiben?"
Da kam ihm entgegen Gottes Antwort:

„Wenn ich dort fünfzig finde frommer Männer,
Guter Helden, die an Gott halten
Fest im Glauben, dann sollen sie Gnade finden,
Weil ich die reinen Menschen erretten will."
Abraham ergriff das Wort zum andern Male,
Fragte ferner den Fürsten des Himmels:
„Wie hältst du es dann, mein Herr und Gebieter,
Wenn du dort dreißig kannst der Degen finden,
Der makellosen Männer, willst du die Menge dann
Am Leben lassen, daß sie das Land bebaue?"
Drauf ihm der gute Gott des Himmels
Eilend sagte, daß er alles wolle
Leisten so dem Lande, „wenn ich der Löblichen dort
Dreißig unter dem Volke, der Degen, finde,
Der Gottesfürchtigen, dann will ich vergeben allen
Die Falschheit und Freveltat und das Volk dort lassen
Sitzen in Sodom bei gesundem Leibe."
Abraham ergriff das Wort, angelegentlich
Folgte er dem Fürsten, sprach viele Worte:
„Nun muß ich dich bitten, daß es dich nicht erbose gegen mich,
Mein milder Herr, da ich so manches rede,
Worte mit dir wechsle! Ich weiß, nicht würdig bin ichs,
Es sei denn, daß du aus Güte, Gott des Himmelreichs,
Mein Dienstherr, es duldest. Mir ist dringend not
Zu wissen deinen Willen, ob die Bewohner heil
Leben dürfen, oder ob sie erliegen sollen,
Verfallen dem Fluche. Was willst du, mein Fürst, dann tun,
Wenn du dort zehne findest unter der Zahl des Volks
Treue und Gerechte: willst du ihnen dann den Tod erlassen,
Daß sie im Sodomland sitzen dürfen,
Bebauen die Burgen, ohne daß du erbost ihnen seist?"
Da kam ihm entgegen Gottes Antwort:
„Wenn ich zehn noch finde unter der Zahl des Volks

Treue Leute, dann lasse ich sie alle
Um der Frommen willen des Friedens genießen."
Da wagte Abraham nicht weiter zu fragen,
Fürder, seinen Fürsten: er fiel auf die Knie,
Der Kräftige, zum Gebet, erklärte, willig
Wolle er Gabe opfern und Gott dienen,
Seinen Willen wirken. Er wandte sich zurück
Zu seiner Gasthalle. Gottes Engel
Zogen weiter gen Sodom, wie ihnen selber wies
Der Waltende mit seinen Worten, da er ihnen diesen Weg befahl.

* * *

EMILE VERHAEREN

DER JAHRMARKT ZU OPDORP

(Mit zehn Holzschnitten von Frans Masereel)



ALLJÄHRLICH im Juni findet in dem kleinen Dorfe Opdorp, dicht an der Grenze von Flandern und Brabant, ein berühmter Jahrmarkt von bunt und heiter aufgeputzten Pferden statt. Um ein weites, rasengeschmücktes und von Ulmen, Eschen und Weiden geziertes Viereck reihen sich die Häuser — ihre Mauern gleichen weißen Röcken, ihre Dächer roten Kappen —, und sie bewachen einander mit den frisch gewaschenen und sauberen Augen ihrer Fenster. Am Ende steht die Kirche mit dem Turm und seinem goldstrahlenden Hahn; um sie der armselige, ungezäunte Friedhof.

Das Dörfchen ist still, traurig, unscheinbar. Die Arbeit geht dort in Regelmäßigkeit, ohne Eile, mit langsamen Händen vor sich, als wollte man, ohne jemals es zu verwirren, das nützliche und kostbare Gewebe der Zeit abhaspeln.

An Werktagen entströmt den Kellern ein Duft von Butter und Milch. Langsam hinziehende Kuhherden kommen des Abends von der Tränke und den Wiesen heim; hinter ihnen pfeift der Kuhhirt sein Lied. Ein Brüllen wird laut, ein Tor



knarrt, ehe es sich schließt. Nur der Turm verbreitet mit seinem Geläute des Sonntags ein wenig frommes und wärmeres Leben. Man drängt sich zur Messe, zur Vesper, zum Schlußgebet. Vom Montag an wird alles Leben wieder still und tritt in seine geregelte und eintönige Ordnung.

Der Jahrmarkt von Opdorp aber ist berühmt. Da finden



sich beim ersten Morgengrauen die linkischen Füllen ein, die neben ihren Müttern mit kindlichem Trab daherhüpfen; die ungeheuren Hengste, die von Bauernburschen am Halfter ge-

führt werden; dann Arbeitstiere, eine Art von eigensinnigen und noch kräftigen Dienstboten nach weiß Gott wie viel erbrachten Saaten und Ernten, nach weiß Gott wie vielen Mühen im weichen, fetten Boden der flandrischen Herbsterde.

Sie ziehen längs der Buden hin, und die Hanswurste erschrecken sie durch ihren Lärm, schlagen sie mit ihren hölzernen Degen auf die Kruppe, schimpfen auf ihre tölpelhafte Art und machen sich über ihre wolligen Schwänze und die durch ihre Zottigkeit noch schwerfälliger aussehenden Hufe lustig, die groß und rund sind wie riesige Schwämme. Zwischen Bauern und Clowns entsteht Streit, die einen bekräftigen ihren Zorn mit Faustschlägen, die andern schütteln flink und lachend ihre Beschimpfungen gleichsam aus dem Ärmel und bekräftigen sie mit einem Nasenstüber. Schreie ertönen, streifen an den Anschlagzetteln vorbei, verlaufen sich in den



Gassen und Gäßchen aus Zelttuch und vermengen sich mit dem Wiehern der Pferde, den Hufschlägen, dem Klang des stolpernden Galopps auf dem Pflaster. Sobald die Trompeten und Posaunen und die große Trommel sich hören lassen, wird der Spektakel zur Raserei. Es ist, als ob das ganze Dorf sich in einen riesigen Strauß von Getöse verwandelt hätte, in dem schrille Töne, freche Pfiffe und furchtbare Laute die derben, düsteren und roten Blumen darstellten.

Trotzdem aber finden sich die Leute aus der Umgebung,

obwohl es noch jährlich bei diesem Feste sehr übermütig zugeht, immer spärlicher ein. Sie haben ihre guten Gründe.

Seinerzeit sandten die Bischöfe von Gent und Tournai ihre Stallmeister hin; die großen Abteien von Aberbode und Perck trafen dort die Auswahl ihrer Tiere, und hauptsächlich schickte die Leichenbestattung der kleinen Stadt Termonde alle fünf Jahre ihren prunkvollsten Totenwagen, gezogen von vier schwarzen, abgenützten, mageren Mähren, die man nach einigen Dienstjahren ersetzen mußte, damit der Pomp der wohlbestallten Leichenbegängnisse keine Kritik zu fürchten habe.



Sobald die Ankunft des Wagens angezeigt war, bestiegen die Hanswurste wieder die Bühne und überboten sich in närrischen Reden. Vier vergoldete Skelette hingen zur Seite des Gefährtes, ein Clown kniff sie ins Kinn, ein anderer steckte Blumen in ihre Knochenhöhlen. Die Musikanten bliesen mit geschwollenen Backen heftige Trauermärsche, aufgeregte Affen verrenkten sich in Sprüngen längs der Budenplanken, und die Schlangenbändigerin, ihre Riesenschlange um den Leib gewunden, packte den Kopf des Tieres und streckte ihn mit offenem Rachen dem nahenden finsteren Fahrzeug entgegen.

Der Wagen fuhr langsam an dem zynischen und grotesken Mummenschanz vorbei, streifte mit seinen Federbüschen und schwarzen Behängen den gemeinen, grellen Aufputz, die kreuz und quer aufgeklebten Anschlagzettel und die gehißten Fahnen und Wimpel. Das Gefährt war voll nichtsnutziger Gassen-

jungen und -mädchen, die auf den Brettern, die sonst zum Tragen der Särge dienten, herumtanzten und sich hin und her stießen. Neben dem Glockenturm hatten sich ein oder zwei Küster aufgestellt. Und damit der Frevel vollständig sei, brannten düster und zwecklos die Lichter der vier Laternen.

Der Kutscher stellte im Gasthof „Zu den drei Königen“ ein. Sobald er ausgespannt hatte, verkaufte er seine Tiere, die den Abdecker schielenden Auges betrachteten. Rasch handelte er andere ein, ohne den Preis besonders zu drücken; die Leichenbestattung von Termonde war reich.

Und kaum war die Wirtin bezahlt, das Glas in Eile geleert, die Harnische und das Sattelzeug gebürstet, die Riemen verkürzt oder verlängert... je nach dem Maß der neuen und diesmal munteren Rosse, setzte sich das verjüngte Gespann mit den Kirchenvorstehern und Gassenjungen, die auf den Sitzen und Brettern thronten, wieder in Bewegung. Es schlug denselben Weg ein, den es gekommen war, aber diesmal stellten die Jahrmarktsleute, die jetzt vor seinem anständigen Aussehen ernster und fast ehrfurchtsvoll verharrten, alle Possen ein. Ein wenig Staunen, wenn nicht gar ein wenig Furcht, hatte sie ergriffen, und man sah, wie ihre Frauen sich bekreuzten. Der Tod, der des Morgens zerschlagen, hinkend, abgebraucht, zu nichts mehr nütz geschienen hatte, trabte nun, herausgeputzt wie zum Kampfe, wieder munter von dannen.



Nun geschah es, es dürfte so zwanzig Jahre her sein, und seither ist der Jahrmarkt wie verflucht — da waren die neu-

gewählten Pferde so ungestüm und unlenksam, daß sie das Dorf im Sturmlauf verließen. Sie rannten Buden und Gestelle um, und weiter draußen, auf der Landstraße, gingen sie vor einer am Wegrand aufgepflanzten Vogelscheuche durch. Die



auf den Wagen Gekletterten bekamen Angst, einige sprangen, auf die Gefahr hin, sich zu erschlagen, auf Böschungen in die weiche Erde am Wege, andere wieder, aneinandergekauert, stießen so schreckliche Schreie aus, daß die Leute mit zum Himmel gerungenen Händen aus den Gehöften hervorkamen. Im vollen Sonnenschein, mit fliegenden Behängen, polternden Rädern, stürzte der Leichenwagen, ein lebendiges schwarzes Gerassel, vorbei. Die Laternen hüpften in ihren Untersätzen, das entwurzelte Kreuz wurde heftig von rechts nach links und von links nach rechts geschüttelt, die Silberfransen verwickelten sich in den Büschen, und an den Zweigen blieben schwarze Fetzen hängen.



Von den Wällen in Termonde sah man diesen Wirbel herankommen, und der Schrecken war groß. Man ängstigte sich hauptsächlich wegen der Kirchenvorsteher, dieser ehrbaren, gediegenen Würdenträger, deren Beine nicht mehr geschmeidig genug waren, um abzuspringen.

Der wildwütende Leichenwagen durchquerte die ganze Stadt. Das gab Schreien und Klagen. Das Entsetzen verbreitete sich von Haus zu Haus, von Stadtteil zu Stadtteil. Man sah Frauen, die die Hände nach ihren Knaben oder Mädchen ausstreckten, die der Wirbel mit fortführte. Ein Greis wurde über den Haufen gerannt. Die Straßen leerten sich ... bleiche Gesichter drückten sich an die Fensterscheiben. Leute liefen atemlos hinter dem Wagen her. Der Glöckner am Hauptplatz wollte die Sturmglocke läuten, aber der Tod lief zu rasch, und der Blitz seines Vorbeijagens traf schon das entgegengesetzte Ende der Vorstädte.

Die wahnsinnigen Pferde, weiß von schäumendem Schweiß, Blut an den Mäulern, hielten erst vor einer Friedhofsmauer an. Eines von ihnen schlug hin. Ein kleines Mädchen wurde getötet. Einem Kirchenvorsteher wurde das Bein zermalmt. Alle anderen hatten Verletzungen zu beklagen. Nur der Kutscher kam heil davon ohne den kleinsten Riß, und da sich die Pferde ihrerseits von ihrem Schrecken erholt hatten, lachte er schließlich über das Abenteuer.



Aber die Menge ließ sich ihre Furcht nicht nehmen. Was für ein unseliges Geschehnis mochte dieser so sinnfällige Unglücksfall voraussagen? Sie verdoppelten ihre Gebete und Andachtsübungen. Es half nichts.

Während des endlosen Winters wurde die Stadt durch ein unbekanntes Fieber verwüstet, und die Schelde trat dreimal über die Ufer. Die Straßen, durch die der Leichenwagen gekommen war, wurden vor allen andern ergriffen. Die Trauer erstreckte sich bis Opdorp.

Wie sehr schwand aus dem reinen netten Dorfe die Ruhe! Täglich gab es einen Todesfall. Dies dauerte Monate und Mo-



nate solchermaßen an, daß man den Friedhof vergrößern mußte. Noch heute hat sich die Erinnerung dieses schwarzen Ereignisses kaum abgeschwächt, ja man sagt, daß in wenigen Jahren der berühmte Jahrmarkt von Opdorp aus den Kalendern gestrichen sein wird.

Aus dem in Kürze erscheinenden Buche: „Fünf Erzählungen", das Friederike Maria Zweig übersetzt und Frans Masereel mit 28 Holzschnitten geschmückt hat.

* * *

HELMUTH ROGGE

„PETER SCHLEMIELS SCHICKSALE"

Die Urschrift des Peter Schlemihl

ADELBERT von Chamisso hat es 1814 als einen „Schlemihlstreich" bezeichnet, daß sein armer Freund Peter aus dem

Manuskript „in die Druckerschwärze gestiefelt" sei. Aber schon ein Jahr später mußte er widerrufen und zugeben, daß sein „siebenmeilig gestiefelter Freund ganz gut gehe" und „ein ausgezeichnetes Glück gemacht habe". Der Siegeszug Peter Schlemihls durch Europa und über dessen Grenzen hinaus ist dem Dichter ein immer wieder frisch sprudelnder Quell stiller Freude gewesen. Und was würde er, der sich selbst nur eine fünfzigjährige Unsterblichkeit zuerkannte, wohl heute sagen, wenn er all die Hunderte von deutschen und ausländischen Ausgaben der wundersamen Geschichte mustern würde! Wenn wir diese Entwicklung überschauen und dann die wieder aufgetauchte Urschrift „Peter Schlemiels Schicksale" in die Hand nehmen, so mutet es uns wieder als ein „Schlemihlstreich" an, daß der wunderliche Held es verstanden hat, jenes alte Heft, in dem er seinem Freund Chamisso nach dessen eigener Angabe am 27. September 1813 die Beichte seines Lebens hinterlassen hatte, 106 Jahre verborgen zu halten.

Schwere Gewissensnot trieb nach Ausbruch des Befreiungskampfes den plötzlich vereinsamten Franzosen in das Kunersdorfer Asyl. In gewissenhafter botanischer Arbeit für den Schloßherrn, von Itzenplitz, und eigenen Studien suchte er die Befriedigung, die er jetzt in Berlin nicht finden konnte. Da trat in der ländlichen Stille und der Einsamkeit, die ihn auch inmitten seiner Gastgeber nie verließ, eine Figur wieder in seine Erinnerung, die ihn schon vor Jahren in anderem Zusammenhange beschäftigt hatte: Schlemihl. Der „langbeinige Bursch", der ihm in der grünen Zeit des Musenalmanachs einmal „durch die Sonette gelaufen" war, gewann in seiner Phantasie jetzt neues Leben. Binnen wenigen Wochen entstand die Schlemihl-Dichtung. Es war seine erste größere Prosaschöpfung, und sie wurde ihm nicht leicht. Sein Brouillon sah wüst aus, es trug die Spuren geistigen Ringens. Aber des

Dichters Künstlertum besiegte die Widerstände. Kurz vor der Leipziger Schlacht, am 27. September 1813, beendete der Sproß von Boncourt sein deutsches Meisterwerk.

Die liebevolle Sorgfalt Julius Eduard Hitzigs, Chamissos „Vater Ede", hat uns in den Briefen des Dichters, die dieser aus Kunersdorf nach Berlin richtete, kostbare, weil ganz unmittelbare Zeugnisse für die Entstehung der Dichtung hinterlassen. Keine der Angaben des Dichters steht mit dem Befunde des heute vorliegenden Manuskripts im Widerspruch, im Gegenteil bestätigen sie ihn alle. Wir haben das Heft in Händen, in das Chamisso die Schlemihl-Historie eintrug, das er dem Ehepaar Hitzig, schwankend zwischen Schöpferglück und fragender Selbstkritik, zur Begutachtung zusandte, als die erste Stockung eintrat. Die Handschrift setzt uns sogar in den Stand, die Stelle anzugeben, an der Chamisso im dritten Kapitel die Feder niederlegte, um das Urteil des Freundes anzurufen. Es ist jener Einschnitt in der Erzählung, als Bendel nach dem fehlgeschlagenen Besuch des Professors, der Schlemihl einen falschen Schatten malen soll, seinen Herrn mit verhülltem Gesicht im Sessel zusammengesunken findet und dann die furchtbare Wahrheit erfahren muß, wodurch, wie Schlemihl selbst erzählt, sich eine Wandlung seiner Geschicke vollzieht. In der Urschrift tritt an dieser Stelle eine Unterbrechung in Tinte und Duktus deutlich zutage. Auch die Widerstände, mit denen Chamisso im vierten und fünften Kapitel zu ringen hatte, haben ihre Spuren hinterlassen: in diesen beiden Kapiteln aber nimmt die Häufigkeit der Korrekturen sichtbar ab; der Kampf war hier im wesentlichen im Brouillon entschieden worden. In den späteren Kapiteln ist es dann tatsächlich „wie geschmiert" gegangen. Ob er, der A. W. Schlegel auswendig kannte, ihn nun wirklich durch Übertragung seiner beiden Vornamen auf den Schlemihl treffen wollte oder erst durch eine Frage Hitzigs nach der

Bedeutung der „W. A." darauf gebracht worden ist: wir finden jedenfalls auch diese Episode der Entstehungsgeschichte der Dichtung in unserm Manuskript wieder. Der Held hat auf dem Titelblatt „W. A. Schlemil" geheißen. Der Vorname „Peter" ist erst nachträglich über die durchgestrichenen „W. A." gesetzt worden. Freilich geben auch diese schon eine spätere Form. Die älteste lautete kurz und bündig „A. Schlemil". Mit ihr wird der Dichter das Märchen begonnen haben. Beim weiteren Fortschreiten der Arbeit wurde hieraus erst „W. A.", dann „Peter Schlemiels Abentheuer, mitgetheilt von Adelbert von Chamisso. Cunersdorff MDCCCXIII". Dieser Titel dürfte der Entwicklungsstufe entsprechen, die durch die später gestrichene große Reisebeschreibung charakterisiert ist, wenn auch diese vielleicht noch nicht niedergeschrieben war. Der weiteren Wandlung des inneren Gehalts entsprach die Milderung der „Abentheuer" in „Schicksale". Ein scherzhafter Untertitel „Als Beitrag zur Lehre des Schlagschattens" wurde ebenfalls wieder beseitigt, so daß die Urschrift heute den Titel zeigt: „Peter Schlemiels Schicksale, mitgetheilt von Adelbert von Chamisso. Cunersdorff MDCCCXIII".

Diese Veränderungen gestatten uns beinahe Schritt für Schritt die Entwicklung des Schlemihl-Motivs zu verfolgen. In seinem ersten Auftreten als seltsamer Einfall ohne tiefere seelische Beziehungen reicht es wahrscheinlich bis in die Zeiten der „Versuche und Hindernisse Karls" zurück, jenes kuriösen, 1808 erschienenen Romans, in dem die Freunde Varnhagen, Neumann, Fouqué und Bernhardi eine Fülle von Anspielungen und Karikaturen bekannter Größen in eine abenteuerliche Handlung keck verwoben hatten. Chamisso war damals, nach Varnhagens Zeugnis, mit einem Beitrag zu spät gekommen. Eine Fortsetzung der Geschichte wurde nicht vollendet, ist aber in mehreren Einzelbeiträgen, darunter auch Chamissos, erhalten. Die Beziehung auf Schlegel erinnert

noch an diese Bemühungen, und nach unseres Dichters eigenen Worten in der Vorrede „mögen hier manche genannt sein, die noch leben; auch das will beachtet sein“. Als er dann in Kunersdorf das Motiv wieder aufnahm, war inzwischen die Naturwissenschaft entscheidend für ihn geworden. Im Winter 1812 hatte er seine Studien auf der Berliner Universität begonnen, in Kunersdorf setzte er sie fort, und Peter Schlemihl wurde ein naturwissenschaftliches Märchen.

So schrieb er „Peter Schlemiels Abentheuer“, in deren zehntem Kapitel die Siebenmeilenstiefelreise des rastlosen Naturforschers und fachwissenschaftliche Bemerkungen breiten Raum einnahmen. Aber die Reisebeschreibung drohte den ohnehin angespannten Rahmen der Novelle zu sprengen, und so strich er sie. Merkwürdig erscheint zunächst nur, daß er keinen Ersatz für die gestrichene Stelle einfügte, so daß in der Urschrift ein Vakuum entstanden ist. Aber dieser war der Urschrift wahrscheinlich auf einem losen Blatt, das dieselben merkwürdigen Zeichen wie Anfang und Ende der gestrichenen Schilderung getragen haben wird, beigelegt und ist später verloren gegangen.

Bei alledem muß aber noch mehr bedacht werden. Chamisso hatte sich im Sommer 1812 nur unter schweren inneren Kämpfen und dem unermüdlichen Zuspruch der Berliner Freunde aus dem Bannkreise der Frau von Staël zu reißen vermocht, um aus der ihm innerlich doch fremd gewordenen Heimat nach Deutschland zurückzukehren. Das schmerzliche Erleben bei Ausbruch des deutschen Freiheitskampfes griff abermals tief in seine Seele. Aus ihrem überquellenden Reichtum flossen jetzt neue Ströme in die alte Form der Dichtung. Die Fabel blieb, auch das äußere Begebnis, wenn auch hier und dort zurückgedrängt, aber der Schwerpunkt verschob sich nach innen. Aus den „Abentheuern“ wurden die „Schicksale“ und später — außerhalb der Urschrift — in der Hitzigschen

Abschrift — die „sonderbare", endlich in noch zarterer Fassung die „wundersame Geschichte". Jene geheimnisvolle Mischung von Märchen und Wirklichkeit, Gelehrsamkeit und Naivität, Enthusiasmus und Sachlichkeit, Grausigem und Zartem, Komischem und Tragischem ist erreicht, die uns noch heute bezaubert. In der Urschrift sehen wir nur einen Ausschnitt dieser Entwicklung. Sie wird sich zum guten Teil auf den Zetteln des Brouillons abgespielt haben, die der Dichter, soweit er sie nicht — wie z. B. die Vorrede — in sein Manuskript aufnahm, wahrscheinlich noch in Kunersdorf vernichtet hat, bevor sie irgendein anderes Auge erblicken konnte.

Statt eines Drucks hatte Chamisso, wie wir nun wissen, zwei Abschriften anfertigen lassen. Eine erhielt Hitzig, sie ist in seinem Nachlaß verwahrt. Die andere, heute verschollen, wird Fouqué bekommen haben. Nach einer dieser Abschriften muß die Drucklegung erfolgt sein. Die Urschrift scheint ihr Verfasser selbst behalten zu haben. Von ihr ist dann nie mehr die Rede.

Ein anderer Freund Chamissos, von dem bisher in der Forschung nur wenig gesprochen wurde, war zum Herrn über ihre Geschicke geworden: Dietrich Franz Leonhard von Schlechtendal. Er hatte wahrscheinlich den dreizehn Jahre älteren Dichter kennen gelernt, als er sich — bei den Lützower Jägern wegen Untauglichkeit abgewiesen — im Herbst 1813 als Student der Naturwissenschaften an der Universität Berlin immatrikulieren ließ. Es entwickelte sich eine Freundschaft, die erst durch Chamissos Tod 1838 gelöst wurde. Im August 1819 erhielten beide eine Anstellung am Botanischen Garten in Schöneberg. Wie sie früher in der jungen Begeisterung an der Natur auf weiten beschwerlichen Fußwanderungen, kein Hindernis, ob Berg, See oder Sumpf, scheuend, nach Pflanzen gesucht hatten, arbeiteten sie nun am Schreibtisch zusammen, und manches Schöne aus dem dichterischen Schaffen des Freundes

hat Schlechtendal nach seinem eigenen Zeugnis hier zuerst gehört. So mag denn Chamisso dem Freunde zur Erinnerung an die sturmbewegten Tage von 1813 das schönste Dokument dieser inhaltschweren Zeit, die Schlemihl-Handschrift, geschenkt haben. Vielleicht war sie des Dichters Abschiedsgabe, als der Freund 1833 durch seine Berufung zum Direktor des Botanischen Gartens und Professor an der Universität Halle nach zwanzigjähriger Gemeinschaft von ihm getrennt wurde. Inzwischen waren auch die Familien längst mit in den Bund eingeschlossen, und Schlechtendal hatte bei Adelaide von Chamisso, Chamisso bei Eugen von Schlechtendal Patenstelle übernommen. Noch heute wird der silberne Patenbecher Chamissos von den Schlechtendalschen Nachkommen aufbewahrt. Ihnen hinterließ der Botaniker, als er 1866 dem Freunde in den Tod nachfolgte, dessen kostbares Vermächtnis. Als die älteren Kinder Schlechtendals gestorben waren, ging das Manuskript in den Besitz der beiden jüngeren, Dietrich (Entomologe und Botaniker, 1835—1916) und Anna (1833 bis 1914) über. Damit kam es in das Haus Richard von Volkmanns (1830—1889) in Halle, der Anna von Schlechtendal 1858 heimgeführt hatte, denn als ein früher Tod ihn hinwegraffte, nahm die Witwe ihren Bruder Dietrich in ihr Haus. In einem Seitenflügel unter Herbarien und Steinen, totem und lebendem Getier und deckenhoch getürmten Manuskripten verwahrte dieser hochgelehrte, von der jüngeren Generation verehrte Sonderling, der Chamisso und Gaudy halb auswendig kannte, den Nachlaß seines Vaters. Als auch der jüngere Dietrich von Schlechtendal als letztes Glied seines Stammes hochbetagt dahinging, gelangte die Handschrift an die Volkmannsche Familie und drei Jahre später in des Urenkels von Chamissos Freunde, meine Hände. Eine buchstabengetreue Wiedergabe biete ich nunmehr im fünften, in einigen Monaten erscheinenden Druck der Januspresse den Freunden der Dichtung dar.

DER WIDERSTAND DER STUMPFEN WELT

Das folgende Gedicht lasen wir in Michael Kongehls „Sieg-Prangendem Lorbeer-Häyn", der im Jahre 1700 erschien:

JACOB BÖHM
Schuster zu Görlitz

MEin guter Meister Böhm / du machst zu hohe Springe /
weil du dich unterstehst zu schreiben solche Dinge /
die du doch nicht verstehst; Mein / bleibe bey der Leist' /
im Schustern übe dich / und treibe / was du weist /
so darffst du nicht / mit Spott / des Mahlers Ausspruch hören;
es heißt doch: Lern' erst selbst / was du wilst andre lehren;
was weiß ein Schuster groß / verborgne Ding zu schreiben?
Drum / folge meinem Rath / und laß das Schreiben bleiben.

* * *

MITTEILUNGEN DES VERLAGS

Wenn das Geleitwort am Kopfe dieses Heftes in seiner tiefsinnigen Einfalt auch keines Kronzeugen bedarf, der seine Wiedergabe begründet, so verdient doch angemerkt zu werden, daß Heinrich von Kleist in einem Brief an Zschokke schreibt, er möge, wenn er ihn besuche, auf ein Haus an der Straße achtgeben, an dem dieser Spruch stehe; der Vers gefiele ihm ungemein und er könne ihn nicht ohne Freude denken, wenn er spazieren gehe.

Wir beginnen unseren Bericht mit dem erneuten Hinweis auf den Pallieter von Felix Timmermans, der bei Presse und Publikum die erwartete begeisterte Aufnahme gefunden hat. Ein „Sommerbuch, aus dem Hunderttausende Kraft schöpfen sollen", nannte ihn das Berliner Tageblatt, als ein „Hohes Lied auf die wundertätige Erde" bezeichnete ihn die Neue Zürcher Zeitung und die Neckar-Zeitung schrieb: „Man kann sich nur an alle Straßenecken stellen und rufen: Lest Pallieter! Lest Pallieter!" Wir sind überzeugt, daß das Buch, in dem soviel Sonne ist, darum erst recht ein begehrtes Weihnachtsbuch werden wird. Von den sonstigen Erscheinungen unseres Verlags ist zu berichten, daß die Sammlung Der Dom mit den Bänden Paracelsus, Hamann und Baader ihren Fortgang nimmt. Von

Mark Twain veröffentlichen wir das nachgelassene Werk Der geheimnisvolle Fremde in autorisierter Übertragung, ein Buch, das uns den Dichter statt voll fröhlichen Humors und leichten Spottes von unheimlichem Ernst und unerbittlichem Sarkasmus über die Niedrigkeit der Menschheit erfüllt zeigt. Die Briefe Clemens Brentanos an Wilhelmine Reichenbach, aus denen die Sonette im vorigen Heft entnommen waren, sind inzwischen erschienen; der bereits erwähnte neue Band der Memoiren und Chroniken, der die Germanen in der Völkerwanderung behandelt, ist im September zu erwarten. Aus Verhaerens „Fünf Erzählungen" und dem Buche Die Ideale des Ostens von Kakuzo Okakura finden die Leser in diesem Heft Proben vor. Regina Ullmann, die von Rainer Maria Rilke in die deutsche Literatur eingeführte Dichterin, gibt mit einem Novellenbande Die Landstraße eine erneute Probe ihrer immer reifer werdenden Kunst; nach langem Schweigen tritt Georg Munk mit der Erzählung Sankt Gertrauden Minne hervor; Otto Freiherr von Taube veröffentlicht einen Roman, wiederum der gegenwärtigen Zeit entnommen, unter dem Titel: Die Löwenprankes. Vermeylens „Ewiger Jude" erscheint in einer neuen Ausgabe, für die Frans Masereel die Holzschnitte geschaffen hat. Die Pandora ist um weitere zwölf Bände vermehrt; in der Bibliotheca Mundi erschienen die Bände Anthologia Helvetica, Horaz und Napoleon; die Libri Librorum endlich erfahren durch Dante und Homer den schon seit langem in Aussicht gestellten Zuwachs. Unsere Klassiker auf Dünndruckpapier werden durch rechtzeitigen Neudruck zur Neige gehender Bände immer vollständig lieferbar erhalten und mit einer von Fritz Bergemann bearbeiteten kritischen und endgültigen Büchner-Ausgabe fortgesetzt werden. Die Briefe der Diotima, als Druck der Januspresse vergriffen, erleben in der an seine Stelle getretenen allgemeinen Ausgabe eine neue Auflage. Endlich sei noch mitgeteilt, daß in diesem Jahr vier Bücher wieder erscheinen werden, deren Vergriffensein durch Jahre hindurch wir mit zahlreichen Freunden des Verlags schon immer bedauert haben: Als der Großvater die Großmutter nahm; die Deutschen Erzähler, herausgegeben von Hugo von Hofmannsthal; Goethes Briefe an Frau von Stein und Der Hof Ludwigs XIV.

* * *

